

Die Bergstadt







Paul Kellers
Monatsblätter Die Bergstadt

Dritter Jahrgang 1914/1915

Zweiter Band



Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn

Leipzig • Breslau • Wien

Karl Theresia Schrempf

Glös Ramsau

Inhaltsverzeichnis

Dritter Jahrgang 1914/15. Zweiter Band

Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet

Romane, Novellen und andere erzählende Beiträge.

Plaudereien.

Gedichte und Sprüche.

Aufsätze beschreibenden und belehrenden Inhalts.

Aus Großvaters Bücherschrank.

Bergstädters Bücherstube.

Neue Bücher.

Schach, Handschriftendeutungen, Rätsel und Aufgaben.

Farbendrucke.

Tonbilder.

Musikbeilagen.

(Lose beigefügt, soweit Seitenzahl nicht angegeben.)



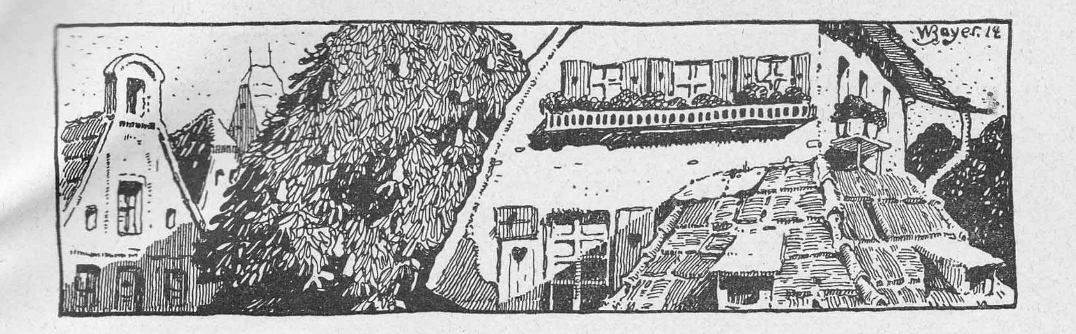
DEM EISERNEN DEUTSCHEN — DER DEUTSCHE EISERNE!

Die Krone „Deutschland", die ein Feuer einst gebar,
Hält ihre Taufe heut auf heiligem Altar.
Und wie im Flammenbad ihr Gold blieb rein und hehr,
Ist unverletzlich auch die Hand zu ihrer Wehr.

Willibald Krain.







Ferien vom Ich.

Roman von Paul Keller.

(6. Fortsetzung.)



Meine Mutter hat sich um Luise wenig mehr gekümmert. Sie hat wohl sicher Tag und Nacht an das Kind gedacht, aber nicht nach ihm gefragt. Sie hat keine Freude an dem Mädchen, sie liebt es nicht; sein Dasein aber regt sie auf, läßt sie leiden.

Die Mutter kommt kaum alle zwei oder drei Wochen einmal zu mir heraus. Ich glaube nicht, daß sie an meiner Schöpfung sehr viel Freude hat. Sie ist eine stockkonservative Natur; alles Neue erscheint ihr außerordentlich verdächtig.

Ein- oder zweimal hat die Mutter aber doch Luise flüchtig wiedergesehen. Sie ist dann in schwere Aufregung geraten. Und eines Septembertags, kurz nachdem das Kind in der Genovevenklause untergebracht worden war, sagte die Mutter zu mir:

„Ich quäle mich mit dem Gedanken, ob es nicht unrecht ist, Joachim die Anwesenheit seines Kindes zu verheimlichen."

„Quäl' dich nicht, Mutter! Joachim hat bis jetzt dem Kinde seine Anwesenheit auch verheimlicht, ja, das Kind nicht einmal wissen lassen, daß er überhaupt existiert."

„Du sprichst immer recht lieblos von deinem Bruder!"

„Ich spreche so, wie ich nach seinem Verhalten sprechen muß!"

Sie wandte sich beiseite, und ihre feine Gestalt zitterte in Zorn und Trotz.

„Ich werde Joachim aufklären!" sagte sie bestimmt.

„Das wirst du nicht tun, liebe Mutter! Du wirst mit mir warten, bis Joachim menschlich wieder so weit ist, sich von ferne wenigstens seiner Vaterpflicht zu erinnern und sich einmal zu erkundigen, was aus seiner Tochter geworden ist. Laß ihn! Er macht jetzt Ferien von seinem völlig verfehlten Ichleben."

„Er ist schuldlos an seinem Unglück!"

„Nein! Er ist nicht ohne Schuld."

„Fritz!"

„Er ist nicht ohne Schuld gegen sich selbst; denn er hat sich durch seinen maßlosen Haß viel tiefer ins Unglück gebracht, als ein kluger Mensch, der sich geherrschen kann, nötig hatte, und er hat sich gegen sein Kind schäbig benommen."

„Das ist unerhört, was du zu behaupten wagst. Nun werde ich Joachim bestimmt aufklären."

„Tue es nicht, Mutter; ich rate dir gut. Joachim wird jetzt noch nicht mit dem Kinde zusammenleben wollen."

„Nun, so müßte man eben das Mädchen vorläufig noch nach einer guten Pension bringen."

„Das würde nicht geschehen; sondern wenn eine Trennung nötig wäre, würde Luise hier bleiben, und Joachim würde von mir entlassen werden."

„Entlassen?"

„Ja, es hat sich so gefügt, daß Joachim gegenwärtig mein Angestellter ist. Er hat einen sehr kurzfristigen Vertrag."

„Du bist maßlos hochmütig und lieblos!"

„Ich handle so, wie es mir mein Herz und meine Vernunft vorschreiben."

„Berufe dich nicht auf dein Herz," sagte sie, „du hast keines!"

Und sie ging.

Ich habe in den folgenden Tagen seelisch sehr gelitten. Nicht nur der Mutter wegen, die ich liebte und mit der ich mich so wenig verstand, sondern auch, weil ich rundum Leute sah, die sich von der Last ihres Alltagslebens befreit in Ferienruhe des Daseins erfreuten und ich selbst mitten drin stand im Ichleben, im Familienjammer.

Und da dämmerte mir, daß es gut sei, wenn ich selbst der Liebe fernbliebe, daß ich in freiem ungestörtem Zölibat meiner großen Idee am besten dienen könne; Herz und Sinne zwar leer von manchem Glück bleiben würden, aber Arm und Fuß frei von jeder auch noch so goldenen Kette, frei zum Vorwärtsschreiten und Handeln.

Zur Mutter ging ich nach drei Tagen. Ich sprach gute Worte zu ihr und sagte ihr, daß ich ihre Natur und ihr Handeln ja so gut begriffe und verstünde. Sie schüttelte zwar das schöne Köpfchen, aber sie ließ sich von mir küssen und ich stieg fröhlich den Berg wieder hinan. Ich kann nicht lange traurig sein; mein Herz wendet sich ab vom Kummer, wie eine Pflanze sich abwendet vom sonnenleeren Nordhimmel.

Die Schlacht bei Waltersburg.

Jeder deutsche Kurort hat seine „Sensation der Saison", so wie jedes Affentheater seine „größte Attraktion der Gegenwart" hat. Auch unser Ferienheim hatte seine Sensation.

Anton, der älteste Sohn des Waldschulzen, will Pauline, die älteste Tochter des Forellenbauern, heiraten, und es hat sich darum eine heiße Schlacht entsponnen.

Die Sache hat eine romantische Vorgeschichte gehabt. Das jungfräuliche Herz Paulinens pendelte. Es pendelte zwischen unserem Schulzensohne und einem jungen Gastwirt aus Neustadt hin und her, und so gerieten die beiden Kavaliere in die übliche Rivalenwut und vergerbten sich bei guter Gelegenheit die beiderseitigen Felle. Bis dahin wäre alles in Ordnung gewesen; aber nun mischte sich Piesecke ein und brachte romantischen Schwung in die Geschichte. Piesecke war eines Sommertags in Neustadt gewesen und hatte sein Rößlein in der kleinen Ausspannung des dortigen Paulinenverehrers untergestellt. Von ungefähr hatte er dann von der Sommerlaube im Gärtchen aus das Gespräch zweier Neustädter Burschen belauscht, die sich verschworen, mit ihrem Freund, dem Gastwirt, und noch zwei anderen am nächsten Mittwoch gen Waltersburg zu ziehen, und falls sie in der Dämmerung am Gartenzaun des Forellenbauern den Schulzensohn im traulichen Gespräch mit Pauline erwischten, diesen greulich zu verbleuen, auch sonst an umherschweifendem Burschenvolk des verhaßten Waltersburg ihr Mütchen zu kühlen.

Als Piesecke solches hörte, kam sein königliches Blut in Wallung. (Piesecke stammte aus einer Heldenfamilie. Sein Urgroßvater hatte als General in fünf Treffen gegen Napoleon I. nicht gesiegt!) Während er nun gen Waltersburg heimfuhr, entwarf Piesecke einen

Feldzugsplan, wie dem Anschlag der Neustädter siegreich zu begegnen und die Ehre Waltersburgs zu retten sei. Er warb zunächst ein Heer. In dasselbe traten mit großer Begeisterung außer dem Schulzensohn der Komponist Emmerich sowie der Maler Methusalem vom Forellenhof, auch der Sänger Hagen Korrundt, der immer noch bei uns nachtwächterte, und die gegenwärtigen Insassen unserer Räuberhöhle. Diese letzteren waren vier fragwürdige Gestalten, die sich Schinderhannes, Kalaseck, Jaromir und Moor nannten, ein faules, unordentliches Leben führten und nun froh waren, daß sie einmal etwas Rechtes zu tun bekamen. Acht Mann und er, Piesecke, als Anführer gegen fünf Neustädter — mit dieser beträchtlichen Übermacht, hauptsächlich aber durch seine überlegene Strategie, hoffte der Nachkomme des Napoleonbekämpfers den Sieg zu erringen.

In der Räuberhöhle hat Piesecke seinen Plan entwickelt. Die Schlacht sollte nicht am Gartenzaun stattfinden; denn erstens überlasse ein guter Feldherr die Wahl des Schlachtfeldes nie seinem Gegner, sondern bestimme selbst, wo er sich schlagen wolle, und zweitens könnte am Gartenzaun Vater Barthel oder Frau Susanne dazu kommen, und dann gäbe es ein Malheur. Anton solle vielmehr im Abendscheine mit seiner Braut weiter den Wiesenweg gen Waltersburg hinabwandeln bis zweihundert Schritt hinter die nächste Waldecke und daselbst dicht am Bach abwarten, bis er von den lauernden Neustädtern angefallen würde. Alsbald würde er ihm mit noch sechs Mann zu Hilfe eilen, die überraschten Neustädter würden — die Übermacht erkennend und bedrückt durch ihr schlechtes Gewissen — die Flucht hinab gen Waltersburg ergreifen wollen, aber da würden Moor und Schinderhannes, die weiter unten in den Hinterhalt gelegt würden, hervorbrechen, den Neustädtern den Weg verlegen und — die ganze Rasselbande sei gefangen. Er wolle ein für die Neustädter sehr demütigendes Dokument aufsetzen, das die Gefangenen unterzeichnen und in dem sie ihre völlige Niederlage zugeben müßten, und dieses Dokument solle in der Räuberhöhle unter Glas und Rahmen aufbewahrt werden als ein Zeichen, daß der langjährige Kampf zwischen Waltersburg und Neustadt mit dem endgültigen Sieg der Waltersburger geendet habe. Dem unbequemen Mitbewerber um Pauline aber werde man zu einem unfreiwilligen Bad im Bach verhelfen, wodurch alle wärmeren Gefühle, die die Jungfrau etwa in ihrem Herzen noch für den Gastwirt hegen sollte, abgekühlt werden würden; denn er, Piesecke, wisse aus seinem eigenen bewegten Leben aus vielen Fällen, daß nichts so sicher die Liebe des Weibes ertötet, als wenn der Geliebte vor ihr lächerlich wird.

Während dieser Ausführungen hatte Emmerich bereits auf dem Tisch einen Siegesmarsch komponiert und Methusalem auf der einen weißgetünchten Wand die Umrisse zu einem Triptychon großen Umfangs entworfen. Die Seitenteile des Bildes sollten die „Tücke" und der „Kampf" heißen, das Mittelstück aber „Der Sieg". Die „Tücke" würde Anton und Pauline im Dämmerlicht dahinwandelnd und von den Neustädter Unholden belauert zeigen, der „Kampf" eine besonders dramatische Szene aus der Waldschlacht darstellen und das Mittelstück den Sieg Waltersburgs in großer Apotheose feiern. Das Mittelstück war schon etwas ausgeführt. Im Hintergrund der Forellenhof, auf einem Roß Piesecke als Triumphator voranreitend, ihm folgend Anton und Pauline mit Kränzen im Haar; als nächstes Paar die Vertreter der Künste, Emmerich mit der Harfe und Methu-

salem selbst mit einem Farbentopf und Pinsel, zuletzt die bärenhäutigen Kriegsgenossen.

Und nun mußte die ganze Kriegsgenossenschaft stundenlang stillsitzen, da der Maler sie zeichnete. Emmerich benutzte die Zeit, ihnen seinen Siegesmarsch, zu dem er rasch eine Textunterlage geschaffen hatte, einzuüben.

„So," sagte nach einer Stunde Methusalem, „der Sieg ist ganz und die Tücke teilweise gesichert; fehlt bloß der Kampf."

„Der wird gigantisch!" rief Piesecke.

— — — — — — — — — — — —

Die Sache verlief nicht ganz programmgemäß. Zwar gingen die Neustädter wirklich in die Falle und überfielen Anton zweihundert Meter jenseits der Waldecke, aber die Kerle rissen nicht — wie vorausgesehen — durch die Übermacht erschreckt und ihr böses Gewissen beunruhigt aus, sondern blieben da, und da sie sehr handfeste Burschen waren, verhieben sie die Waltersburger jämmerlich. Das kam aber daher, daß sich die in Anrechnung gebrachte Übermacht Waltersburgs alsbald in eine faktische Minorität verwandelte; denn der Feldherr Piesecke wurde gleich bei Beginn der Schlacht dadurch kampfunfähig gemacht, daß ihn ein riesenhafter Neustädter Bräuknecht in die Höhe hob und in den Bach warf; Methusalem konnte sich an dem Ringen auch nicht beteiligen, da er etwas abseits stehen und die Szene mit dem Bleistift in rasender Geschwindigkeit in seinem Skizzenbuch verewigen mußte, und der Musiker Emmerich fühlte sich dazu berufen, ebenfalls abseits zu stehen und den Mut seiner Kameraden durch Absingung seiner Siegeshymne anzufeuern. So kämpften nur der Sänger Hagen Korrundt, der Bräutigam Anton und die Raubgesellen Karaseck und Jaromir, die aber — da sie in ihrem Privatberuf Wiener Gigerls waren — gegen die rohe Gewalt der Neustädter Raufer nicht aufkamen. Es gab fürchterliche Prügel, und der Maler Methusalem rettete Waltersburgs Ruhm nur dadurch, daß er nachträglich seine Schlachtskizze umkehrte, wodurch alle, die unten lagen, nach oben kamen, und umgekehrt. Moor und Schinderhannes, die hundert Meter weiter unten im Hinterhalt lagen, um den fliehenden Neustädtern den Rückzug abzuschneiden, hörten den Skandal, lugten um die Baumstämme, kamen aber nicht zu Hilfe, da sie doch eben im Hinterhalt zu liegen hatten.

Wer weiß, wie greulich diese Schlacht bei Waltersburg noch ausgelaufen wäre, wenn nicht eine starke, auswärtige Macht sich eingemischt hätte. Durch den Wald erscholl plötzlich eine scharfe Stimme:

„Pauline! Pauline!"

Pauline hatte bis jetzt an einer Birke gelehnt und zu einem Vierteil mit Entsetzen, zu drei Vierteilen aber mit Stolz zugesehen, welch grauses Männerwerk da für sie und um sie getan wurde. Als sie nun aber die rufende Stimme hörte, schrie sie:

„Um Himmels willen, die Mutter! Macht, daß Ihr fortkommt!"

Darauf rissen erst die beiden Bräutigame aus, und mit ihnen verlor sich rasch ihr Anhang. Pauline eilte nach Hause zu und bekam von ihrer energischen Mama ein paar Ohrfeigen, weil sie sich „herumgetrieben" habe; alles Mannesvolk aber flüchtete gen Waltersburg.

Und da hat es sich begeben, daß der Neustädter Gastwirt, der den Rückzug der andern deckte, als er sich außer Frau Susannes Ruf- und Sehweite fühlte, doch noch in die Hände der Waltersburger fiel. Sechs Mann haben ihn gefangen genommen und ihn nochmals verprügeln wollen. Aber Methusalem hat gesagt:

„Pst! Man darf sich an einem geschlagenen tapferen Feind nicht versündigen! Man soll ihn vielmehr ehren. Deshalb werde ich dem Feinde jetzt mit der schönen grünen Farbe, die ich in diesem Fläschchen habe, einen Lorbeerzweig auf die Stirne malen."

Der Gastwirt hat mit Händen und Füßen geschlagen, aber sechs Kerle haben ihn gehalten, und Methusalem hat ihm einen Lorbeerzweig auf die Stirn gemalt. Mit Ölfarbe!

Der Gastwirt hat sich in Neustadt nicht mehr sehen lassen können und nach drei Tagen Selbstmordgedanken gehabt. Da hat ihm Methusalem ein Mittel geschickt, durch das er die unerwünschte Ehrung abwaschen konnte.

Aus dem Triptychon ist nichts geworden. Nur eine schöne Bleistiftskizze von Methusalem, auf der alle Waltersburger oben liegen, ist unseren Sammlungen einverleibt und zeugt von der Schlacht auf unseren Gemarkungen, die sich gegen den Erbfeind Neustadt abgespielt hat.

Piesecke hat an jenem Abend grollend am Bachrand gesessen, triefend vor Nässe, und alle Schwachheit und Feigheit der Kämpfenden, sowie die Niedertracht der nicht in den Kampf eingreifenden Teile seines Heeres mit einem einzigen, aus seinem Mund hochfürstlichen hervorzischenden Wort charakterisiert:

„Plebs!"

Michaeli.

Das erste Halbjahr, da das Ferienheim in Betrieb ist, geht zu Ende. Wenn ich es überschaue, erfüllt mein Herz rechte Befriedigung. Nicht nur der äußeren Erfolge wegen. Unser Unternehmen steht glänzend da. Wir haben lange nicht alle aufnehmen können, die zu uns kommen wollten. Die Ernte auf den Feldern und in den Gärten war gut, unsere Bauern sind zufrieden und unsere Kassen und Kasten sind gefüllt. Vieles, ja das meiste verdankt dieser äußere Erfolg der glänzenden Organisation, die Stefenson dem Ganzen gegeben hat und die er von Amerika aus geleitet und weiter ausgebaut hat, wenn auch der Sonderling noch immer nicht nach Europa zurückgekehrt ist.

Was mich als Arzt und Mensch am meisten freut, ist der Umstand, daß kaum einer unserer Kurgäste ohne großen gesundheitlichen Gewinn von uns fortgezogen ist. Das bestätigt meine eigene Erfahrung, das bestätigen meine Kollegen, das sagen vor allem unsere Kurgäste selbst, die schweren Herzens Abschied nehmen, wenn ihre Zeit umgelaufen ist. Wenn sie nach dem Rathaus kommen, ihre Uhr, ihr Geld zurückerhalten, liegen diese Dinge kalt und fremd in ihren Händen und wenn sie im „Zeughaus" ihre eigenen Kleider wieder anlegen und, ohne noch einmal umkehren zu dürfen, durch die große Hinterpforte auf die Straße gelassen werden, wo der Wagen wartet, stehen die meisten befangen da wie ängstliches Volk, das zum ersten Male in die Welt zieht. So sicher, geborgen und heimisch haben sie sich gefühlt in ihren Ferien vom Ich.

Sie schreiben alle freundliche Briefe des Dankes und guten Erinnerns und sagen, daß sie draußen unsere Anstalt preisen und wenn sie dem oft gehörten Einwand begegnen, es sei wohl doch eine etwas kindliche, theatralische Sache, so beklagten sie alle diejenigen, die nicht wüßten, wie herzstärkend und verjüngend die Rückkehr zu kindlicher Schlichtheit sei und wie sie gerade vom Theatralischen erlöse, von der bösen, so raffiniert eingeübten und so schwer zu spielenden, immer aber im tiefsten Grunde erfolglosen Theaterei unseres Lebens. —

Auch diejenigen, die organisch leidend waren, haben neben gewissen-

hafter ärztlicher Behandlung, durch die Gemütsruhe und Herzensheiterkeit, die sie umfing, die besten Erfolge gehabt.

Der Sommer war gut; es mag Herbst werden. Die Fröhlichkeit stirbt deswegen nicht aus.

Diese großen Kinder der Welt fühlen hier alle die tiefe Schönheit des Herbstes, von dem sie früher nichts wußten, als daß mit seiner Ankunft „Neuanschaffungen“ nötig seien, die Gasrechnungen höher würden und die Theater- und Konzertsaison beginne.

Ein Morgen im Ferienheim.

(Nach Andeutungen und Schilderungen eines unserer Kurgäste.)

Der Herbstwind hat gesungen die ganze Nacht. Und wie er an den Fenstern rüttelte und welkes Laub und dürre Zweige an die Scheiben warf, hat sich das Menschlein fest in die Decke gehüllt nnd mit großen Augen ins Dunkle gestarrt. Langsam ist seine Phantasie an Bord eines schwarzen Wolkenschiffes gegangen, das durch das kalte Meer des Himmels fuhr zu einem unbekannten Ziel. Ein schwarzer Mann stand am Steuer des Schiffes; müde, schweigende Seelen lehnten oder saßen an seinen Bordwänden. Lautlos glitt das Schiff. Nur der Sturm sang seine Melodie und wilde Gänse schrien ihr Sehnsuchtslied in das Grausen. Sie folgten dem Schiff wie große Möven, und ihr weißes Gefieder zuckte gespenstisch durch die Nacht. Unter dem Schiff der große, stille Ozean der Luft. Menschenhäuser lagen wie Muscheln auf dem Meeresgrund, die Wälder standen wie seltsames wirres Gewächs wilder Schlingpflanzen, manchmal ragte ein Berg auf wie eine Insel, um die das Wolkenschiff herumschwimmen mußte. Von der Insel glimmte das Licht einer Berghütte her wie der Schimmer einer Lampe aus einsamem Strandhaus. Ein Felsen ragte auf wie eine Klippe, an der ein unvorsichtiges Schiff zerschellen kann. Das Luftmeer rollte, grollte, stampfte, es schleuderte die schwarze Flotte der Nacht hin und her. Die wilde Fahrt war voll Grausen, aber auch voll Schönheit. Immerzu, immerzu vorwärts. Da drang ein Läuten aus der Tiefe. Irgend ein Vineta lag drunten auf dem Grund, da gingen die Glocken. Nun wurde ein lichter Schimmer am Horizont sichtbar. Da lagen die weißen Berge des Morgens. Und im Morgenland lag die Heimat.

Da fielen dem Träumer die Augen zu — er stieg herab von dem dunklen Schiff — stieg ans lichte Land und war zu Hause. Weib und Kind waren bei ihm, und die guten Freunde kamen und schüttelten ihm die Hände.

Er erzählte ihnen, wo er gewesen sei.

Da klopfte es an die Tür.

„Gottfried, stehen Sie auf, es ist ½7 Uhr!“

Der rieb sich die Augen und besann sich. Richtig, er war nicht auf einem Wolkenschiff, er war auch nicht zu Hause, er war Kurgast im Ferienheim, richtiger gesagt Bauernknecht auf dem Forellenhof.

½7! Es war noch ganz dunkel in der Stube. Und kalt war es. Ein feiner Regen spritzte ans Fenster. Jetzt wäre es wohlig, noch eine oder zwei Stunden zu schlafen. Ach, bloß noch ein paar Minuten! Sacht beginnt „Gottfried“ wieder einzuschlafen. In dem Moment, als sich eben das Bewußtsein vom letzten Faden lösen will, schrickt er auf und springt mit beiden Beinen aus dem Bett. Er wird sich doch nicht von dem Barthel — dem Bauer — einen Meldezettel an den Arzt schreiben lassen, wie ein Schuljunge der was pexiert hat, von seinem Lehrer. Dieser Barthel ist ein ganz netter Kerl, aber er „klemmt“ einen sofort, falls man über die Hausordnung hinweggeht. Und es ist so blöd’, sich

dann beim Doktor entschuldigen zu müssen. Unglaublich, wie leicht ein Mensch in die alten Pennälerängste zurücksinken kann. Also aufstehen! Bei der Toilette hält man sich hier nicht lange auf, es ist zu kalt in der Bude. Auch das Waschwasser ist kalt. Warmes müßte extra verordnet werden. Und man geniert sich hier unglaublich, wenn man so etwas wie verfeinerte Bedürfnisse erkennen lassen will. Es paßt nicht zu einem, wenn man Gottfried Stumpe heißt. Eigentlich war's doch schön im Traum, so plötzlich zu Hause zu sein. Wie sie alle zärlich und besorgt waren und nach den Augen schauten, ob da ein Wunsch abzulesen sei. Hier war das anders, hier hieß es nicht wünschen, sonder parieren. Ein Wunder war's ja nicht, wenn man manchmal ein bißchen das Heimweh hatte, zumal man fast gar nichts von Hause erfuhr. Gestern war eine Postkarte gekommen, nach sechs Wochen die erste Nachricht. „Lieber Mann! Bei uns sind alle wohl und es ist alles in guter Ordnung. Wir denken Deiner in Liebe und haben nur den einen Wunsch, daß Du dich völlig erholst. Mit treuen Grüßen Dein Weib und Deine Kinder." Das war alles. Es war ja eigentlich genug, es war ganz nach dem Herzen der Kurdirektion; aber Details fehlten gänzlich. Ob nun Fritzchen im Griechischen auf das volle „Genügend" gekommen war, ob Lenchen während der Ferien zum Großvater reiste, ob der Kollege Neumann sich wirklich den Adlerorden erschlichen hatte, wer Stadtverordnetenvorsteher geworden war, wie die Elektrizitäts-Aktien standen — ah, kein Wort! Das ging ihn wahrscheinlich nichts an, ihn, den Knecht Gottfried Stumpe. Auf die gewohnte Anrede „Herr Amtsrichter" hatte er beinahe völlig vergessen. Sie war ihm wie ein Klang aus sagenhafter Zeit. Er war einfach Gottfried.

„Gottfried," hatte gestern die dicke Susanne gesagt, „helfen Se mir mal meine Brille suchen; ich hab' mir sie verlegt und muß die Butterrechnung schreiben."

So würde man sogar zu persönlichen Dienstleistungen herangezogen. „Man" der Herr Amtsrichter! Wie oft sich überhaupt dieses Weib, die Susanne, die Brille verlegt, ist unglaublich. Methusalem hat ihr jetzt eine Art Soldatengurt gestiftet, daran hängt wie eine kleine Säbelscheide das Brillenfutteral. Da soll sie ihre Augenwaffe immer bei sich haben. Aber sie trägt das Koppel nicht, sie hat es dem Methusalem um die Ohren schlagen wollen.

Dieser Methusalem ist ein ganz netter Kerl; nur, er erlaubt sich zuviel Frechheiten. Ihn, den Amtsrichter, hat er gezeichnet. Aber nur von hinten. Er sagt, er hätte einen interessanten Rücken.

Das Waschwasser ist abscheulich kalt. Und die Stearinkerze macht ein jämmerliches Licht. Von ordentlichem Frisieren ist keine Rede. Den Nackenscheitel hat er längst aufgegeben.

Richtig, jetzt kommt noch das Schandvieh, der Dackel, er beißt sich an die herabhängenden Hosenträger und zieht und zerrt daran. „Man" macht eine Bewegung, wie Pferde, die nach hinten ausschlagen wollen, verliert dabei seinen Pantoffel und bemerkt, daß der Dackel die Hosenträger jählings losläßt, sich auf den Pantoffel stürzt und mit ihm unter dem Bett verschwindet. Mag er! Mag er ihn zerfressen! Der Pantoffel gehört der Kurverwaltung. Und der Dackel ist ihm oktroyiert. Einfach oktroyiert! Er hat Hunde nie leiden mögen. Schon gar nicht als Schlafkumpane. Er hat sie immer als wandelnde Flohfabriken verabscheut. Methusalem hat neulich einen „wissenschaftlichen" Vortrag im Rathaussaal gehalten und vorher durch öffentlichen Anschlag angekündigt. Das Thema lautete: „Kann der Mensch

(homo sapiens) von dem Hunde (canis familiaris) einen Floh (pulex irretans) erhalten?" Er — Amtsrichter Dr. — — nein Gottfried Stumpe hat den Blödsinn nicht mitmachen wollen. Zuletzt aber hat er gerade an dem Vortragsabend rein gar nichts vorgehabt und — um die Zeit totzuschlagen — hingehen wollen. Aber da hat es geheißen: Der Saal sei überfüllt, die Polizei lasse niemand mehr zu. Tags darauf hat am Rathaus eine „Rezension" des Methusalemschen Vortrags ausgehangen. Isidor Karfunkelstein vom Grundhof hat sie geschrieben. Natürlich Blech! Am Schluß hat es da geheißen: So wies der Vortragende in seiner lichtvollen, hinreißenden Art aufs überzeugendste nach, daß Hunde- und Menschenfloh zwei ganz verschiedene Spezien sind, daß es einem Hundefloh niemals einfalle, die schön behaarten Jagdgründe seiner tierischen Pfründe freiwillig zu verlassen, um auf dem glatten Parkett der Menschenhaut unglücklich zu debutieren; daß dem Hundefloh das tierische Blut viel besser munde als das menschliche; daß ein bei einem Menschen gefundener Hundefloh eine außerordentliche Ausnahme, einen armen Verirrten darstelle, der höllisch an Heimweh leide, kurz, daß wohl ein Dackel von einem Menschen einen Floh bekommen könne, aber nicht umgekehrt. Eine Resolution, die darauf hinausging: die Mitglieder der Versammlung als Angehörige der Kulturwelt seien fest entschlossen, den alten Aberglauben, daß ein pulex canis vom canis familiaris freiwillig zum homo sapiens übergehe, auszurotten, wurde mit überwältigender Mehrheit angenommen. Die ohnmächtige geringe Opposition wurde ausgelacht."

Das war also ein „wissenschaftlicher Vortrag" in diesen Ferien vom Ich!

Verrückt! Aber alles Volk lief hin, Herren und Damen! Rauften um die Plätze!

Nun hat das Beest, der Dackel, den Pantoffel wirklich zerfetzt. Er guckt — mit elenden Plüschüberresten in der Schnauze — höchst durchtrieben unter dem Bett hervor, und seine weit aufgerissenen Augen fragen: Gibt es nun Keile oder nicht?

Er schlägt ihn nicht. Mag Vater Barthel neue Pantoffel besorgen.

Er regt sich nicht auf. Dazu ist er nicht da. Früher würde er gekollert haben. Jetzt nicht mehr. Er ist Gottfried Stumpe, dem solche Kleinigkeiten sehr egal sind.

Der Dackel versteckt inzwischen die Zeichen seiner Schandtat weit unter dem Bett, dann kommt er näher, macht ein äußerst treuherziges Gesicht, wedelt mit dem Schwanz und bietet das Bild unverdächtigster Harmlosigkeit. Gottfried sieht ihn an, beschließt, die abscheuliche Heuchelei zu ignorieren und sagt einfach und gelassen:

„Du bist ein Schweinekerl!"

Der Dackel blinzelt nach dem Fuß, auf dem sein „Herrchen" in bloßen Socken steht, nimmt den „Schweinekerl" als etwas ganz Selbstverständliches hin und springt dann zärtlich an dem von ihm so liebreich geneckten Mann in die Höhe. Und der schabt ihm freundlich den Nacken, dort, wo das Fell so lose sitzt wie ein viel zu weiter Anzug.

„Gottfried, mähren Sie nicht wieder so lange beim Anziehen! Sie erkälten sich!"

Das war Vater Barthel. „Mähren" hatte er gesagt. Der Mann war nicht satisfaktionsfähig. Wenn ihm früher mal einer „Mähren sie nicht so lange!" gesagt hätte! Zum Beispiel, als er in Sachen Pimpel contra Karsubke wegen eines Objektes von 3,50 Mark neun Termine ansetzte, von dem der letzte 3¼ Stunden dauerte!

Tja, — Ferien vom Ich!

Der Treppenflur ist durch den gelbroten Schein von Petroleumlampen

erleuchtet. Petroleum ist ein Licht, das aus der Erde gequollen ist. Darum ist es wahrscheinlich so warm. Leute, die um eine Petroleumlampe sitzen, sehen alle aus wie Bergvolk, das im Innern der Erde haust — halbbeleuchtete Höhlengesichter, die sich an den dunkel bleibenden Wänden doch hell abheben. Alles im Zauberschein stillen, trauten Zusammenhockens, ein Wissen und Bekennen, draußen ist Nacht. Alles andere, grellere Licht lügt den Tag vor.

Im Hausflur unten sagt die hübsche Magd Emilie „Hoppla!", weil Herr Gottfried an ihre Milchkanne stößt. Und dann tritt er in die große Bauernstube. Da umfängt ihn das ganze große Behagen des zu früh Erwachten, der in eine warme Stube tritt. Alle Glieder dehnen sich in Wohlichkeit. Um den Tisch sitzen schon die Genossen und Genossinnen. Viele trinken Kakao, andere löffeln Milchsuppe. Er suppt. Susanne muß ihm den hübschen, wahrhaft künstlerisch geformten Napf zweimal füllen. Die Frühstücksunterhaltung ist spärlich und nüchtern wie überall. Zuhause würde er jetzt Kaffee trinken und die Zeitung dazu lesen. Das bißchen Koffeïn würde ihm wahrscheinlich nichts schaden; aber daß er die Zeitung wieder mal auf den Tisch hauen oder zerknüllt an die Wand schmeißen würde — das wäre schlimmer. Hier gibt's keine Zeitung. Es geht auch so. Sollten Amerika und Japan inzwischen Krieg bekommen haben, ist's ihm völlig egal, wer dabei zu Grunde geht, gleichgültiger, als der vom Dackel zernagte Latschen.

Der Regen spritzt noch immer an die Scheiben. Ein „Sauwetter" würde er zu Hause sagen, die Gummischuhe anziehen, den Mantelkragen hochschlagen und auf dem schnellsten Wege zur Straßenbahn trachten, um aufs Gericht zu fahren.

Hier — Gottfried Stumpe — oh weh! Gestern war das Wetter nicht viel besser und er hat Dünger fahren müssen. Die Arbeit verteilt Vater Barthel. Gottfried glaubt, der Bauer habe „eine Picke" auf ihn. Jedenfalls — das steht fest — dieser Methusalem wird immer bevorzugt. Ist's schön und warm, daß er auf dem Kartoffelfeld Allotria mit dem Weibsvolk treiben kann, geht er hinaus; regnet es und bläst der Wind, wird er zu häuslichen Arbeiten verwandt. Alles Protektion auf der Welt! Herr Amtsrichter Dr. — nein, Gottfried Stumpe hätte nie gedacht, es nötig zu haben, sich um das besondere Wohlwollen eines Bauern Barthel oder einer Frau Susanne bemühen zu müssen. Er verschmäht auch alle Liebedienerei, um sich Vergünstigungen zu verschaffen. Dieser Methusalem — er ist ja sonst ein netter Kerl — ist schon fünf Monate hier, aber eigentlich ein Kriecher; denn er soll Frau Susanne in einer so fabelhaft geschmeichelten Weise porträtiert haben, daß er, trotz gelegentlicher Anrempelung, lieb Kind im Hause ist und bleibt. Denn Susannes Bild hängt jetzt in einer Münchener Ausstellung; das schmeichelt natürlich solch alter Schachtel gewaltig.

Die dicke Lene drüben am Nachbartisch — Gottfried müßte sich furchtbar täuschen, wenn er in ihr nicht die Gattin des Juweliers Rosenbaum erkannt hätte — sagt eben Vater Bartheln eine plumpe Schmeichelei über seine Uhrkette, die ein klobiges Ding ist und vielleicht einen Taler gekostet hat. Aber Barthel, der ein geriebener Patron ist, merkt den Braten und sagt:

„Ja, ja, Lene, meine Uhrkette is zwar sehr schön; aber Rüben abkloppen müssen Sie heute trotzdem."

„Es ist so furchtbar kalt!" stöhnt die Dicke.

„Lene," belehrt sie Vater Barthel wohlwollend; „es is kalt, das is wahr.

Aber Sie sind hier, um dünner zu werden, und Kälte zieht die Körper zusammen."

Sämtliche Frühstücksleute grinsten. Auch Gottfried freute sich. Gestern, als er Dünger fahren mußte, hat er sich bloß damit getröstet, daß es die Arbeiter auf dem Rübenfeld viel schlimmer hatten als er. Die Rüben aus dem naßkalten, manschigen Acker zu nehmen, sie aneinander zu „kloppen", damit überflüssige Erde abfällt und sie für den Wagen zu sammeln, ist an solchen Regentagen keine schöne Arbeit und nichts weniger als Manicure. Die Finger werden blaurot. Nur Pulswärmer helfen etwas. Scheußlich. Er — Gottfried — freut sich auf seine Düngerfuhre. Da pendelt er so langsam neben seinen beiden nachdenksamen Rößlein einher, und der Ammoniakgeruch, den seine Ladung ausströmt, stört ihn nicht. Der soll sogar ausgezeichnet gesund für die Lungen sein.

„Methusalem, Sie werden heute Holz hacken!" hört er Vater Bartheln weiter reden.

Richtig! Es regnete — folglich blieb Methusalem im Trocknen. Gottfried haßte in diesem Augenblick den Methusalem, wie er zu Hause den Kollegen gehaßt hatte, der den Adlerorden erschleichen wollte. Solche Leute verstehen es eben, immer „nach oben" zu schielen.

„Oben" — das waren hier Vater Barthel und Frau Susanne.

Barthel tat so, als ob er unparteiisch sei.

„Das sage ich Ihnen aber, Methusalem, gravieren Sie mir heute wieder ein Bild auf die Axt, haben Sie das letzte Mal Holz gehackt!"

Methusalem gelobte, keine Barthelsche Holzaxt mehr zu verunzieren, sondern fleißig Holz zu hacken.

In diesem Augenblick trat der Briefträger in die Stube. Er hatte eine riesige Tasche umgehängt, und in dieser Tasche steckte ein einziger Brief.

„Herrn Methusalem auf dem Forellenhof."

Methusalem öffnete den Brief, las und sank mit einem Seufzer wie ohnmächtig auf die Ofenbank. Alle Weiber quiekten, am lautesten Susanne. Barthel hob den auf den Fußboden gefallenen Brief auf und las ihn ohne weiteres vor:

„Sehr geehrter Herr!

Ihre von der gesamten Fachkritik glänzend beurteilte Zeichnung „Bäuerin auf dem Schaffboden" ist heute für den Preis von fünftausend Mark verkauft worden.

Die Ausstellungsleitung."

Große allgemeine Verwundernis.

Frau Susanne wurde knallrot. Dann hielt sie sich die Leinwandschürze vors Gesicht. Barthel aber klopfte sie auf die Schulter und sagte:

„Mutter, schäm' dich nicht! Was kannst du dafür, daß du so 'ne interessante Frau bist!"

Methusalem erholte sich, stand auf und bot ein Bild des Jammers.

„Kinder," sprach er mit zerknirschter Stimme, „Ihr alle kennt mich und werdet daher Mitleid mit mir haben. 998½ Jahr bin ich alt; 1½ Jahr habe ich bloß noch zu leben. Und nun werd' ich plötzlich ein Krösus. Daß ich in der kurzen Spanne Zeit meines irdischen Wallens nicht die Riesensumme von 5000 Mark ausgeben kann, werdet Ihr einsehen. Und doch muß sie mangels jeglichen Leibeserben weggeschafft werden. Ihr könnt glauben, daß dieser Fall mein Gemüt hart bedrückt. Doch werden wir Mittel und Wege finden, hier so lange Feste zu feiern, bis ich von dem Alp des Geldes erlöst bin."

Gegen diese Auffassung hielt nun Barthel eine zornsprühende Rede über Sparsamkeit, Mäßigkeit und Unvernunft. Manche stimmten ihm zu, andere widersprachen ihm, es gab ein erhebliches

Durcheinander. Inzwischen ging Frau Susanne immerfort mit roten Wangen und schämig flimmernden Augen hin und her.

„Denken Sie doch, Frau Susanne — 5000 Mark — in München auf der Ausstellung!“

„Ruhe!“ kommandierte Barthel. „Wir müssen wieder an ernste Dinge denken. Ekkehard, Sie nehmen eine Radwer, fahr'n runter nach Waltersburg zum Kaufmann Scholz und hol'n das Fäßchen Heringe ab, die ich bestellt hab'. Lassen Sie sich's aber recht fest binden, daß es nicht runterkugelt!“

„Jawohl!“

„Thusnelda, Emilie Karlotti, Strunzel und Eva helfen beim Buttermachen.“

Vierstimmiger piepsiger Frauenchor: „Jawohl!“

„Knusperhase, Friedrich Schiller, Li-Hung-Tschang und Fuhrmann Henschel werden Äppel pflücken. Bärbel und die lustige Witwe werden die Äppel nach der Äppelkammer tragen.“

Sextett: „Jawohl!“

„Der alte Dessauer hat Jagdurlaub bis zum Abendbrot; das Veilchen im Winkel wird helfen, die Heringe einmarinieren, die Ekkehard bringt; Piesecke kommt zwei Stunden lang an die Jauchenpumpe; Andreas Hofer, August Stenzel, Fitzlibutzli, der Knecht Elieser, Ali Baba und Jeremias Gotthelf gehen zum Ackern aufs Feld. Lene und Joachim Hans von Ziethen helfen beim Rübenabkloppen. Fehlt noch jemand?“

Herr Amtsrichter Dr. — nein, Gottfried Stumpe erhob sich.

„Ich!“

„Ach so — Sie, Gottfried! Nu, Sie helfen auch beim Rübenabkloppen.“

Gottfried erblaßte. Zu widersprechen wagte er nicht. Er hörte nur noch mit beißendem Ingrimm, daß Barthel den Methusalem aus Anlaß seines Briefes einen Tag beurlauben wollte. Methusalem aber wies die Ehre zurück.

„Nimmermehr!“ rief er pathetisch; „denn sehen Sie, Vater Barthel, eine ungeheure Lebenslust, ein Kraftüberschuß durchströmt meinen fast tausendjährigen Leib. Ich komme mir vor, wie ein Fünfunddreißiger. Wo soll ich hin mit der Freud? Austoben muß ich mich. Und das kann ich nur, wenn ich Holz hacke. Ich will keinen Urlaub, ich hacke Holz!“

Punkt $1/4$ nach 7 Uhr erklärte Barthel das Frühstück für aufgehoben. Nun gingen alle ihre Wege, die meisten hinauf nach den Badehäusern, um ihre „Anwendungen“ zu machen. Auch Gottfried Stumpe schritt hinaus in den fein sprühenden Regen. Er war sehr schlechter Laune. Auf seinem Kurzettel stand heute ein zehn Minuten langes Bedampfen des Magens (er litt an den Magennerven), dann ein Bürstbad mit nachfolgendem kühlen Abguß. Was so die Nervösen bekommen! Früher war er auch massiert worden und hatte im Gymnastiksaal turnen müssen. Jetzt fiel das weg. Wahrscheinlich war er schon zu gesund zu solch anständiger Behandlung. Jetzt mußte er einfach arbeiten. Rüben abkloppen. Mit Mägden und alten Weibern zusammen. Scheußlich!

Es war ein reines Wunder, wie man sich das als Kulturmensch gefallen ließ. Daß man nicht einfach sagte: Rutscht mir den Buckel lang; ich reise ab! Solche Schweinerei, wie Rüben, die im Dreck liegen, abzukloppen, mache ich nicht mit! — Man reiste aber nicht ab! Man wußte, daß sich die Kurverwaltung aus einer Abreise rein gar nichts machte, weil schon immer Hunderte darauf warteten, neu eingereiht zu werden. Alle Widerstandskraft verliert man bei dem Gedanken: sie brauchen dich nicht, du aber brauchst sie. Denn es war nicht zu leugnen, daß man hier absolut, von Grund auf gesünder wurde.

Also bis 8 Uhr war er mit seinen Anwendungen fertig; dann mußte er sich nach der kühlen Abgießung eine halbe Stunde lang warm laufen; dann durfte er eine halbe Stunde lang in irgend einem bequemen Lehnstuhl des Kurhauses verpusten.

Dann aber mußte er unwiderruflich aufs Feld.

Rüben abkloppen! Wenn nur inzwischen der elende Sprühregen aufhörte. Ein einziger Trost war, daß bei solchem Wetter das Apfelpflücken vom nassen Baum auch kein Heidenspaß war.

Wie kämen sonst gerade Friedrich Schiller und Fuhrmann Henschel dazu, daß sie — —

Neid und Mißgunst plagten ihn immer noch etwas; auch war er noch reichlich oft schlechter Laune. Das kam wahrscheinlich vom Magen. Aber es war doch schon viel besser mit ihm als zu Hause. Wie hatte er da oft getobt und gekollert, mit dem Gerichtsdiener, mit den Angeklagten, mit den Zeugen, ja mit Weib und Kind. Die Fliege an der Wand ärgerte ihn, das Klopfen des Regens ans Fenster regte ihn auf. Jetzt — wer diesen Dackel und diesen Vater Barthel vertrug, ohne tobsüchtig zu werden, mußte schon sehr gesund sein.

Bei seinem Spaziergang traf Gottfried seinen Freund Emanuel Geibel vom Sonnenhof. Das war der Mann, mit dem er sich am besten verstanden hatte, mit dem er wirklich befreundet gewesen war. Sie hatten sich eines Tages beim Pilzesuchen an einem Waldrand getroffen, jeder mit einem Körbchen und einem Messer bewaffnet, hatten einander gegenübergestanden und gelacht. Dann hatten sie sich einander vorgestellt: „Emanuel Geibel vom Sonnenhof — Gottfried Stumpe vom Forellenhof. Freut mich! Freut mich!“ Und am sonnigen Waldrand gesessen und geschwatzt. Allmählich aber waren sie in zivilisiertes Gespräch gekommen auf Hygiene im allgemeinen, auf Volkswirtschaftliches, auf hohe, schließlich auf ganz hohe Politik, dann noch höher hinauf auf die Kunst, haben sogar einen etwas torkeligen Aufstieg in metaphysische Gebiete versucht, sich in die Firnenzonen der Philosophie und Religion verklettert und sind dann mit einem waghalsigen Sprung auf die letzte Gipfelhöhe der Menschheit gesetzt — auf den im Blauschnee glitzernden, aller gewöhnlichen Sterblichkeit ewig unerreichbaren Gaurisankar der heiligen Jurisprudenz.

Da ist dem Amtsrichter etwas schwindelig geworden. Emanuel Geibel entpuppte sich als ein hervorragender Jurist, als eiskalter Verstandsmensch, als einer, der nicht nur über den Hanswurst, den jetzigen Justizminister, spottete, der mit seinem geistigen Zwergenmaß die Riesenschleppe des Ministertalars gar zu possierlich schleifte, sondern der auch an die Dogmen der anerkanntesten juristischen Größen mit geradezu souveräner Überlegenheit die Sonde legte. Wie er allein über Liszt urteilte! Dem Amtsrichter war klar, daß der Mann, der sich unter dem Namen Emanuel Geibel versteckte, eine eminente Größe der Rechtswissenschaft war, hoffentlich der künftige Minister. Dann würde vieles an den unhaltbaren verrotteten Zuständen der heutigen Rechtspflege gebessert werden. So beschloß der Amtsrichter dreierlei: 1. er lieber gar keine, als eine dumme Bemerkung zu machen, sondern zumeist den andern reden zu lassen und ihm zuzustimmen; 2. ganz leise durchschimmern zu lassen, daß er durch ein ungerechtes Schicksal, vielmehr durch widrige Gegenströmungen ins Dunkle gestellt worden sei und gewissermaßen auch etwas mit der Jurisprudenz zu tun habe; 3. privatim sich als Gottfried Stumpe treuherzig die Sympathie Emanuel Geibels zu erwerben.

Das alles ist gelungen. Eines Tages hat Geibel sogar mit ihm Brüderschaft gemacht. Denn Emanuel hatte bei allem messerscharfen Verstand ein poetisches Gemüt, und der Mann, der eben noch Worte gesprochen hatte, von denen jedes mit Schwefelsäure getränkt war, konnte plötzlich traumversunken stehen bleiben und seufzen:

„O, darum ist der Lenz so schön
Mit Duft und Strahl und Lied,
Weil singend über Tal und Höh'n
Sobald er weiter zieht."

Oder, weil ihm eben einfiel, daß gar nicht Frühlingszeit sei:

„Herbstlich sonnige Tage
Mir beschieden zur Lust,
Euch mit leiserem Schlage
Grüßt die atmende Brust.
O, wie waltet die Stunde
Nun in seliger Ruh;
Jede schmerzende Wunde
Schließet leise sich zu."

Der eiskalt schließende Jurist hatte sich ganz in die süßen, goldenen Melodien Geibelscher Lyrik eingesponnen. Und darum wohl hatte er des Dichters Namen für seine Ferien vom Ich gewählt. Die Gegensätze berührten sich auch hier.

Diesem Emanuel Geibel begegnete Gottfried Stumpe, als er sich an jenem feuchtkalten Herbstmorgen nach der Abgießung „trocken lief". Die Begegnung war nicht ganz zufällig. Gottfried wußte, daß Emanuel abreiste. Er habe nur sechs Wochen Urlaub, hatte Geibel ihm gesagt, er könne nicht länger abkommen. Natürlich, es gab eben im Justizdienst unersetzliche Kräfte.

Wortkarg gingen sie miteinander zum „Zeughaus" hinunter.

„Nun gehe ich da hinein", sagte Emanuel traurig „und komme nicht mehr durch die Tür in unser liebes Heim zurück, sondern trete auf der anderen Seite in meinem Weltanzug auf die Straße hinaus, die ins alte Leben zurückführt. Ach, mein Freund, mir ist sehr schwer ums Herz. Ich wollte, wir wären jetzt oben im Walde und suchten Pilze. Ich hab dich gern gehabt."

Gottfried Stumpe wandte sich zur Seite. Emanuels Seele aber wurde wieder vom Geiste seines Meisters umfangen, und er sagte mit leisem Beben:

„Wenn sich zwei Herzen scheiden,
Die sich dereinst geliebt,
Das ist ein großes Leiden,
Wie's größ'res nimmer gibt;
Es klingt das Wort so traurig gar:
Fahr wohl, fahr wohl auf immerdar!
Wenn sich zwei Herzen scheiden,
Die sich dereinst geliebt."

Wohl verwunderte sich Gottfried über diese große Zartheit, aber sie packte ihn, und die Augen gingen ihm über.

Der andere ging hinein ins Zeughaus. Auf der anderen Seite würde er nun hinaus auf die Straße treten, die aus diesen friedlichen Ferien zurückführt in die harte Schule des Lebens. Gottfried ging um das Zeughaus herum und gelangte durch ein Seitenpförtlein hinaus auf die Straße. Er wollte den Freund noch einmal sehen. Mochte er zu spät auf Barthels Feld kommen, es war ihm einerlei.

Nach einer Viertelstunde kam Emanuel. Fast hätte ihn Gottfried in dem nüchternen Reiseanzug nicht erkannt.

„Ah, da bist du noch!"

„Ja, ich wollte dich noch einmal sehen."

„Das ist lieb von dir!"

Emanuel zog die Uhr — eine einfache silberne Taschenuhr.

„Ganz fremd mutet mich das Ding an. Es ist so grausam pedantisch. Es zählt Minuten und Sekunden. Drinnen in der Heimat ist es besser, da dürfen einem nur eine Glocke oder der Großknecht oder Mond und Sterne sagen, wie spät es ist. Und dann das Geld, das bedrückt mich am meisten. Was soll ich mit den paar Kröten tun?

Mir eine Burg des Glücks davon bauen? Lieber Gott!"

„Du wirst noch hoch hinauf kommen!" tröstete ihn Gottfried.

„Nein!" sagte Emanuel bitter. „Da drinnen, da ist es ja geboten, über das eigne Ich zu schweigen. Aber hier draußen auf der Landstraße will ich mich dir gegenüber nicht verbergen. Ich hab' Pech gehabt. Hätt' gern studiert. Aber wie ich in der Unterprima war, starb der Vater. Da mußte ich abgehen von der Schule. Wurde ein Subalternbeamter. Ich bin Sekretär am Amtsgericht zu H."

„Emanuel!"

Gottfried rang die Hände ineinander. Ein Subalternbeamter! Dieser Ministerstürzer! Dieser Lißt-Kritiker! Dieser gewaltige Umstürzler von oben! Ein Sub — — Sein Duzbruder! Wenn das sein akademischer Stammtisch wüßte!

„Emanuel!"

Gottfried stand so verdattert da, daß in die weichen Züge Emanuel Geibels wieder die essigsaure Schärfe trat, die aber doch nur zu den resignierten Worten führte:

„Gottfried! Sie waren da drinnen Gottfried und ich Emanuel — wer wir draußen sind, braucht uns nicht mehr zu kümmern, braucht Sie nicht zu genieren."

„Ich bin Amtsrichter Dr. Stein," sagte Gottfried noch ganz benommen.

„Dann erlaube ich mir, dem Herrn Amtsrichter eine weitere erfolgreiche Kur zu wünschen," sagte Emanuel höflich, verneigte sich, ergriff seine kleine Handtasche und wollte gehen.

Da aber hatte ihn Gottfried am Arm.

„Nein, lieber Emanuel, wir bleiben Freunde — auch draußen — verstehst du? Von dem blödsinnigen Kastengeist bin ich im Ferienheim befreit worden."

Emanuel setzte die Handtasche auf die Straße.

„Ich danke dir!" sagte er. „Ja, unser liebes Heim kämpft gegen den Kastengeist, der eine der bösartigsten Wahnkrankheiten ist, erfolgreich an."

Sie schieden voneinander. Der Amtsrichter ging mit dem beklommenen Herzen, das jeder hat, der von einem Freunde Abschied nahm, nach dem Rübenfelde. Da waren die Leute fleißig an der Arbeit. Nur Joachim Hans von Ziethen, der auch zum „Rübenabkloppen" kommandiert war, sprang in kühnen Husarensprüngen über ein lustig brennendes Feldfeuerchen hinweg, um sich warm zu machen, in Wirklichkeit aber — wie der Amtsrichter mit neidischem Grimm bei sich feststellte, um sich von der Arbeit zu drücken.

Zehn Minuten später sprang er mit über das Feuer. Bis von ferne die Gestalt Barthels auftauchte.

Da begaben sich die beiden Drückeberger schleunigst an die Arbeit.

Von der weiblichen Putzsucht.

Gestern vormittag traf ich die kleine Luise, die sich eben von einem Haufen spielender Kinder trennte.

„Willst du schon aufhören zu spielen, Luise? Die Sonne scheint doch so schön."

„Ich will zu meiner Mamma."

„Zu deiner Mamma?"

„Ja, nach Hause!"

„Sagst du zu Magdalena jetzt Mamma?

„Ja. Alle Kinder haben eine Mamma. Ich will auch eine haben. Meine Mamma soll Magdalena sein."

„Hast du deine Mamma sehr lieb?"

„Lieber wie dich!"

Das klang nicht frech, nur tief überzeugt.

„So. Hm. Lieber wie mich! Das glaube ich gern. Ihr spielt wohl schön zusammen?"

„Nein, wir schneidern. Wir machen ein Kleid für mich. Aber es paßt immer nicht richtig, weil Mamma das Schneidern nicht gelernt hat, und da will uns jetzt die Selma kein neues Zeug mehr geben."

Selma ist die Beherrscherin unserer weiblichen Schneiderei, eine etwas schwierige Alte. Das Mädchen ging neben mir her. Mit großer Munterkeit sagte sie:

„Wenn Pappa Stefenson da wäre, würde er die Selma mächtig ausschimpfen, weil sie sagt, es ist zu teuer, wenn man für ein Kinderkleid vierzig Mark verbuttert und nichts zustande kriegt. Ach, und es wird doch so schön! Wir nähen alle Tage neue Schleifen dran."

„Ich werde mit der Selma sprechen."

„Ja? Wirst du wirklich? Fürchtest du dich nicht? Dann sage ihr, wir müssen ein Meter schottische Seide haben und unten ein bißchen Pelzbesatz. Ich hab' mir's so ausgedacht: Oben will ich einen Matrosenkragen, in der Mitte will ich schottische Seide und unten Pelzbesatz. Das wird sehr fein!"

„Ja, das glaube ich. Will das deine Mamma auch so?"

„Mamma will so, wie ich will."

Das war das Mädel, das vor einem Jahr in der Berliner Ackerstraße Schnürbänder verkaufte! Die Erinnerung an diese elende Vergangenheit ist in ihr völlig erloschen. Gut so! Und auch ihre Kleiderwünsche verstand ich. Die Kinder hupfen bei uns alle in einer gesunden einfachen Tracht umher. Aber ein Mädchen hatte geprahlt, es hätte zu Hause ein Matrosenkleid, ein anderes hatte sich mit einem Kleide mit schottischer Seide groß getan, ein drittes sogar von Pelzbesatz gefabelt. So war in Luise der Wunsch entstanden, alle diese Herrlichkeit in einem einzigen Kleid zu vereinigen. Die Weibermode setzt über die höchsten Mauern, die man um ein Ferienheim ziehen kann. Dagegen läßt sich nichts tun. Auch unsere weibliche Ferienkleidung wird mit tausend Spitzfindigkeiten „modernisiert" und „stilisiert." Was man allein mit einer heimlich angebrachten Sicherheitsnadel alles „raffen" kann, wieviel „Chic" man durch solch einfache Mittel in die vorgeschriebene Gewandung bringen kann, grenzt ans Wunderbare. Wenn in meinem Ferienheim überhaupt mal ein Aufstand entstehen sollte, wird es eine Frauenrevolution sein. Anfangs wollte ich für alle weiblichen Feriengäste ein und dieselbe Tracht. Aber selbst Selma, die eine Asketin an Einfachheit und an Grobheit einem preußischen Kammerunteroffizier, der Helme und Stiefel „anprobiert", weit überlegen ist, kann mir schließlich mit dem Vorschlag, vier verschiedene „Modelle" müßten eingeführt werden, eines für die Dicken, eines für die Dünnen, eines für die Langen, eines für die Kleinen. Damit habe ich mich einverstanden erklärt; inzwischen ist bereits noch durchgesetzt worden, daß die Blonden blaue, die Schwarzen rote Blusen bekommen.

Für die kühlen Abende werden farbige Umschlagtücher geliefert. O, wie groß sind die Wunder der Schöpfung! Manche unserer Damen drapieren das Tuch vom Gürtel abwärts um den Kleiderrock, die meisten tragen das Tuch rechts oder links über die Schulter malerisch gerafft, andere machen sich eine „ungarische Schürze" daraus, wieder andere eine Muff; Turbane um den Kopf werden ebenso geschickt hergestellt wie schlichte Nonnenschleier; einige tragen das zusammengelegte Tuch nur über dem Arm und einige wenige greifen auf den ursprünglichen Zweck zurück: sie schlagen das Tuch um die Schultern.

Dr. Michael hat die Putzsucht der Frauen für eine unheilbare Krankheit erklärt. Ich bin nicht seiner Meinung. Diese Putzsucht ist keine Krankheit, sondern eine Naturnotwendigkeit; das Weib muß sich putzen, so wie sich das Kätzchen beschlecken muß.

— — — — — — — — — — — —

Von den Leiden des Herrn Piesecke.

Mittags kam Piesecke zu mir, außerhalb der Sprechstunde. Er war noch erregter, als er sonst oft ist und sprach zunächst eine Menge wirres Zeug durcheinander, aus dem hervorgehen sollte, daß er der unglücklichste Mensch der Welt sei. Ich unterbrach ihn.

„Piesecke, sprechen Sie langsamer! Sprechen Sie recht gelassen! Sagen Sie mir ohne alle rhetorischen Umschweife, was los ist.“

Er rang die Hände ineinander und jammerte:

„Ach Gott, ich liebe sie, ich liebe sie!“

„Wen? Mich?“

„Ach, doch nicht Sie (groß geschrieben) sondern sie (klein geschrieben)!“

„Also Hanne vom Forellenhof.“

„Woher wissen Sie — “

„Ich weiß es. Sie haben sich oft genug auffällig benommen.“

„Und wissen Sie auch, daß sie fortzieht?“

„Ja, morgen Nachmittag. Sie hat ein gutes Engagement an ein Stadttheater bekommen.“

„Ich ertrag es nicht; ich ertrag es nicht. Sehen Sie, Herr Doktor, Sie können machen mit mir, was Sie wollen, Sie können der beste Arzt der Welt sein, Sie können hundert Sanatorien für mich bauen, wenn mich dieses Mädchen verläßt, bin ich verloren.“

„Gruselig!“

„Was sagten Sie?“

„Gruselig!“

„Herr Doktor, spotten Sie nicht! Diesen Verlust ertrage ich nicht; er bedeutet mein Ende.“

„Dann wird in Ihrer Landeszeitung ein schöner Nekrolog über Sie erscheinen.“

Er war empört.

„Sie haben kein Herz für mich. Aber es ist gut, daß Sie von unserer Landeszeitung gesprochen haben. Schließlich bin ich doch ein Prinz!“

„Hier nicht! Hier sind Sie Piesecke.“

„Das weiß ich; aber ich vergesse nicht, was ich draußen bin. O nein! Sehen Sie, und das habe ich ihr gesagt.“

„Was? Wem?“

„Der Hanne habe ich gesagt, daß ich ein Prinz bin.“

„Sie sind wohl verrückt geworden, Piesecke? Auf solche Indiskretion steht die Strafe der Entlassung aus unserer Anstalt.“

„Schreien Sie nicht, Herr Doktor; ich bin heute schon genug angeschrien worden.“

„Was hat denn Fräulein Hanne zu Ihrer Quasselei gesagt?“

„Ausgelacht hat sie mich. Sie hält mich für einen Sargfabrikanten aus Hannover. Stellen Sie sich vor, Herr Doktor, ausgerechnet für einen Sargfabrikanten.“

„Das Geschäft eines Sargfabrikanten ist für Sie noch viel zu schade!“

„Ach Gott, nun sind Sie auch noch gegen mich. Und ich hatte meine ganze Hoffnung auf Sie gesetzt. Sie sollten ja Fräulein Hanne sagen, daß ich wirklich ein Prinz bin und daß sie ein Engagement an unserer Hofoper annehmen soll.“

„Was hätten denn Sie davon, wenn Fräulein Hanne in Ihrer Residenzstadt sänge und Sie inzwischen hier bei uns Dünger fahren müßten?“

„Ich hatte gehofft, Sie würden mich für ein paar Wintermonate beurlauben.“

„Daran denke ich nicht im Traum. Bis zum Mai bleiben Sie laut unserer Abmachung hier. Das entspricht auch ganz den Intensionen Ihres Herrn Bruders, des regierenden Fürsten.“

Piesecke saß gebrochen vor mir.

„Mit mir ist's alle,“ sagte er tonlos.

„Mit Ihnen war es alle, mein Lieber, als Sie zu uns kamen. Inzwischen haben Sie sich aber bei uns einen ganz netten Fond neuer Lebenskraft gesammelt.“

E. Stenberg Die Schwestern





Er schüttelte trostlos den Kopf.

„Wohl bin ich gesundheitlich vorwärts gekommen; aber das nützt mich alles nichts mehr — ich muß sterben. Es gibt Dinge, die ein Mensch nicht verwinden kann."

Ich stand auf.

„Entschuldigen Sie, Piesecke, aber das Mittagessen wartet auf mich. Ich hab' Hunger. Wenn Sie also aus dem Leben scheiden, gehaben Sie sich wohl! Es freut mich, Sie mal kennen gelernt zu haben. Mahlzeit!"

Da faßte ihn der Zorn.

„O nein, Herr Doktor, so entkommen Sie mir nicht! So mit einfach „Mahlzeit", wenn es um mein Leben geht! Ich bin nicht mehr der willenlose Mensch, der ich im Mai war. Ich wehre mich meiner Haut. Und da muß ich Ihnen sagen, daß Ihr Sanatorium eine Mördergrube ist."

„I, der Dauz!"

„Jawohl, Dauz! Ich werde Sie schon bedauzen! Wissen Sie, wer der neue Kurgast auf dem Forellenhof ist, der sich Fritz Steiner nennt?"

„Nein!"

„Ein Geheimpolizist aus meiner Vaterstadt ist er. Ich habe ihn wiedererkannt, denn ich hatte früher mal mit ihm zu tun. Nun habe ich gedacht, er sei hergeschickt, um mich zu überwachen. Denn er hat mich früher schon mal überwacht. Aber nein, wie ich ihn gestellt habe, hat er mir gesagt, daß er auf den langen Ignaz auf dem Forellenhof abzielt. Er wird den Beweis erbringen, daß Ignaz ein lange gesuchter Raubmörder ist, ein früherer Fleischergesell."

Ich setzte mich wieder.

„Also, Piesecke, ist das wahr?"

„Habe ich Sie je belogen, Herr Doktor?"

„Nein, Piesecke, belogen haben Sie mich nie! Aber täuscht sich auch Herr Steiner nicht?"

„Das weiß ich nicht. Er wartet noch etwas vom Gericht ab — ich glaube, Fingerabdrücke oder so etwas — und dann will er zur Verhaftung schreiten."

Mir wurde unbehaglich.

„Haben Sie auch eine Auseinandersetzung mit dem langen Ignaz gehabt?"

„Jawohl. Er will mich umbringen."

„Bitte, erzählen Sie!"

„Er hat mich schon immer verfolgt und gemißhandelt; er ist ein sehr roher Kerl. Wie ich nun Fräulein Hanre das gesagt hab', daß — nun, daß ich eben doch ein Prinz bin, glaubte ich, ich sei mit ihr und mit Vater Barthel allein in der großen Stube. Auf einmal kommt der lange Ignaz hinter dem Ofen hervor, hat grüngelbe Augen und packt mich an der Kehle. Ich habe mich gewehrt; aber wenn Vater Barthel und Fräulein Eva mir nicht geholfen hätten, hätte mich der Kerl erwürgt. Wir haben dann den Mordgesellen zur Tür hinausgeworfen, aber er hat gedroht, er werde mich schon erwischen."

„Hm. Also, lieber Piesecke, ich gebe Ihnen gern zu, daß mir dieser Knecht Ignaz auch in hohem Grade unheimlich und widerlich ist. Ist er ein Schuft, der sich in mein ehrliches sauberes Heim eingeschlichen hat, dann werde ich der erste sein, ihn den Behörden ausliefern zu helfen. Aber, auch wenn er nicht der von den Gerichten Gesuchte ist, wird der brutale Mensch entfernt werden. Das verspreche ich Ihnen."

Piesecke sank schon wieder in sich zusammen.

„Ach, selbst dieser Raubgesell ist in die blonde Eva verliebt. Sonst hätte er mich nicht überfallen. Alle, alle sind in sie verliebt. Und ich soll sie verlieren! Mag mich doch der Ignaz umbringen. Dann ist es wenigstens alle. Ich habe niemand; nie-

mand, der mich gern hat, nicht einmal einen guten Freund!"

Da tat er mir leid.

„Piesecke", sagte ich, „das dürfen Sie nicht sagen. Sie haben einen guten Freund. Und das bin ich. Ich will Ihnen das dadurch beweisen, daß ich Ihnen etwas sage, was niemand von mir gehört hat. Auch ich, Piesecke, habe die schöne Eva sehr lieb gehabt und mir nichts sehnlicher gewünscht, als daß sie meine Frau werde."

Er starrte mich an.

„Auch Sie, Herr Doktor? Und warum haben Sie die Eva nicht genommen?"

„Weil Sie mich nicht will."

„Sie nicht will?" wiederholte er verwundert. „Sie will nicht mal Sie, und da soll sie mich wollen?"

Es lag eine rührende Demut in dem Ton, in dem er das sagte.

„Sehen Sie, Pisecke, wenn man jemand wirklich lieb hat, darf man nicht an sich selbst denken, soll man nur denken: Werde du glücklich! Es ist etwas Großes und Schönes um das Verzichten! Wir werden es zusammen tragen. Es gibt Frauen, die das Glück oder vielmehr das Unglück haben, daß alle Männer sich in sie verlieben, und gerade das Leben solcher Frauen bleibt oftmals ganz leer. Wir wollen unserer Eva wünschen, daß sie glücklich wird, und wir zwei wollen zusammenhalten."

Seine leichtsinnigen und doch so grundgutmütigen Augen schauten mich unter Tränen an.

„Ich glaube, daß Sie es gut mit mir meinen, Herr Doktor!"

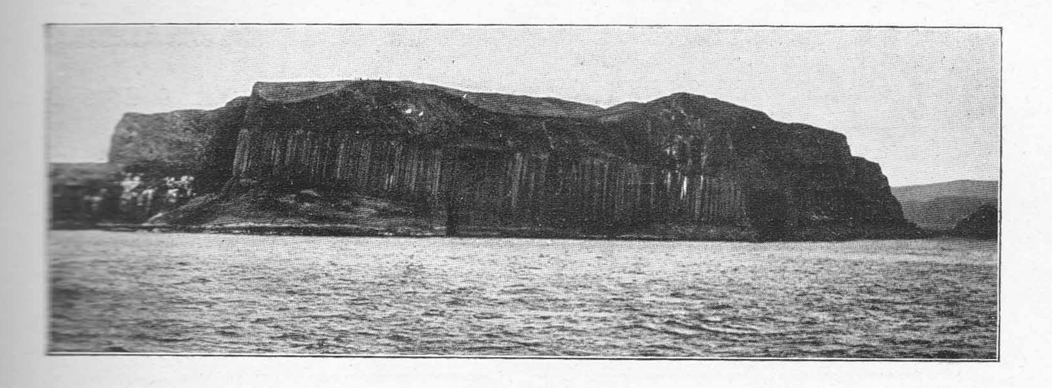
„Ich habe Sie gern, Piesecke," sagte ich und legte ihm fest die Hand auf die Schulter.

(Fortsetzung folgt.)

Auch ein Standpunkt.

Ein elsässisch Dörfchen fiel in französische Hände.
Tags darauf ging schon die neue Herrschaft zu Ende.
Bayrische Ulanen mit eingelegten Lanzen
lehrten die Welschen Galopp und Kehraus tanzen.
Doch führten diese den Pfarrer, den Bürgermeister,
den Lehrer mit sich fort als Bürgschaftsleister.
Wie vor der Kirche lagert der Reiterhaufen,
von allen Seiten kommen die Buben gelaufen.
Sie äugen und schwatzen, vertraulich, dienstbeflissen,
als wüßten sie nichts von Krieg und Kümmernissen.
Da ruft ein Ulan und fragt: „Du, kleiner Elsässer,
Deutscher oder Franzose, wer gefällt dir besser?"
Der Bube steht mit faustgespreizter Hose,
blinzt schlau den Krieger an und haucht: „D' Franzose."
„Hoho! Warum denn?" „He, mer sin nit so dumme!
D' Franzose han jo unsern Lehrer mit fortg'numme."

Nikolaus Welter, Luxemburg.



Eine Fahrt nach den kleinen Hebriden (Staffa).*)

Von Anni Werner.



„Die Hebriden muß man bei Sturmwellen gesehen haben," hatte ein alter Schotte uns erklärt, „an einem Tage, an welchem der Atlantische Ozean sturmgepeitscht seine grauen Wogen auftürmt und der Nordsturm heulend über die felsengezackte Küste Schottlands einherbraust!"

In Oban, dem westlichsten Hafen des schottischen Hochlandes, brauchten wir nicht lange auf einen solchen Tag zu warten, denn Sturm und Regen sind hier an der Tagesordnung, und an einem grauen, kalten Morgen schifften wir uns auf einem von David Macbraynes kleinen Dampfern ein, um nach der berühmtesten der Hebriden-Inseln, nach Staffa zu fahren, und Fingals geheimnisvolle Höhle zu sehen.

Öde und grau liegt die Landschaft vor uns, hebt sich wie ein Stimmungsbild aus Ossians Gesängen von dem tiefgrauen Wolkenhimmel ab, der die zerklüfteten kahlen Felsenhöhen, die tief in das nackte Gestein einschneidenden Lochs (Seen) und die dumpf rauschenden Wasserfälle doppelt wild und unwirtlich erscheinen läßt.

Da zieht sich zu unserer Linken die breite Insel Mull hin, der riesige Wellenbrecher des Atlantischen Ozeans, der seine knochigen, verwitternden Glieder wie eine steinerne, mächtige Faust in die zischende See bohrt, daß der Gischt der zornigen Wogen hoch emporspritzt — weit hinauf oft, bis zu den verfallenden Burgen längst ausgestorbener Clans, deren Urväter noch unter Fingal kämpften und unter wildem Kriegsgesang den breiten „Claymour", das altschottische Schlachtschwert, schwangen.

Von Sturm und Wellen zerbrochen, sehen diese ungefügen rohen Steinbauten doch immer noch drohend und feindselig auf das Meer hinaus und hinüber nach der felsigen Heimat König Fingals „vom Lande des Sturms", wie es bei Ossian heißt. Eine Wüste von Steinen ist jetzt dieses, sein Geburtsland, das einst dicht bewaldete Eiland — einsam und still sind seine öden Felsen und die weiten, graubraunen Schuttfelder zerbröckelnden Gerölls, und von seinem sagenhaften Schloß ist nichts geblieben als ein hoher glatter Felsblock, an welchem Bran, der getreue Hund, „der schnellfüßige, weißbrüstige", gebunden zu werden pflegte, wenn Fingal, von siegreichen Schlachten heimkehrend,

---

*) Der vor dem Kriege erworbene Artikel wird auch jetzt, wo die britischen Gewässer unter deutscher Unterseebootsblokade stehen, von Interesse sein. Red.

zu kurzer Rast im Schloß seiner Väter Einkehr hielt.

Aber noch schweben wie damals die Wolken und Nebel vorbei — „gleich den Seelen tapfer gefallener Helden, schnell und hastig getrieben von dem wehenden Odem des Sturms," und noch wie einst wölbt sich der schimmernde, in den strahlendsten Farben sprühende Regenbogen über den einstigen Schlachtfeldern.

Am Ausgang des „Sound of Mull", der überdies als „rough passage" bei allen schottischen Seeleuten berüchtigt ist, branden uns haushohe Wellen entgegen — der Sturm wächst zum Orkan, sodaß der Aufenthalt auf Deck des kleinen schwanken Dampfers fast zur Unmöglichkeit wird.

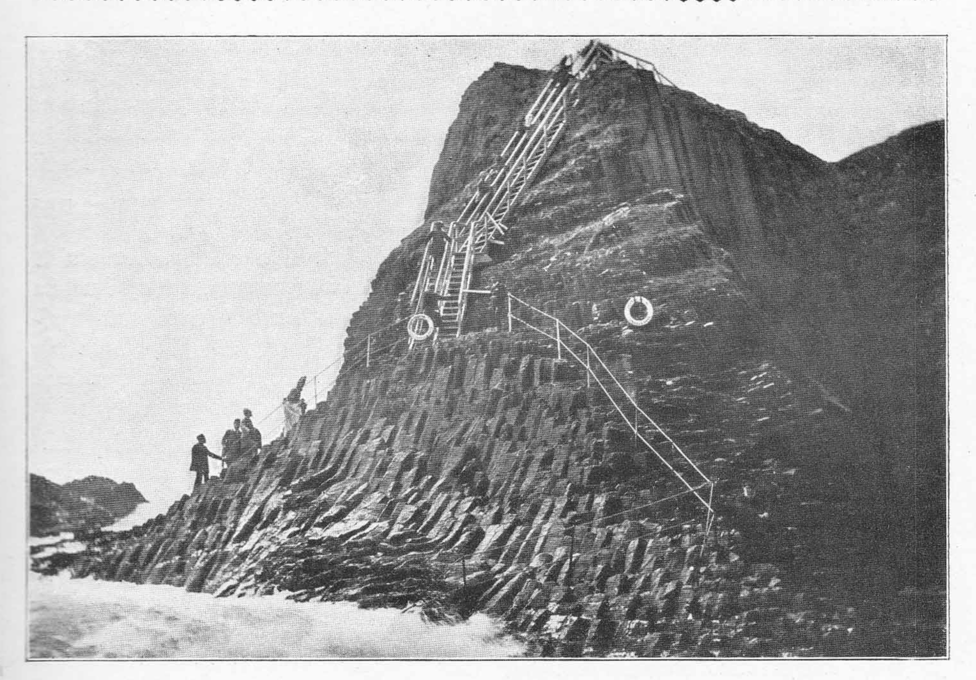
Die wenigen Amerikaner und Engländer, die die Fahrt mitmachen, ziehen sich denn auch bald in den einzigen kleinen, rotgepolsterten „Saloon" zurück, um sich als Vorbeugungsmittel gegen Seekrankheit heißen Tee servieren zu lassen und nun, auf den wenigen Bänken lang hingestreckt, ihr weiteres Schicksal zu erwarten.

Oben über die Schiffsplanken aber rollt die See in wahren Sturzbächen. Kurze Regengüsse wechseln ab mit herrlichen, intensiv leuchtenden Regenbogen — mit dichten Nebeln und dünnen Wolkenschleiern, zwischen denen schattenhaft die Konturen seltsam geformter Inseln auftauchen und verschwinden, wie Geisterschiffe ohne Steuer und Segel.

„The Dutchman's Cap", des Holländers Hut heißt die eine von ihnen, die kohlschwarz am Horizont emporsteigt. Und wahrlich — wäre sie selbst des schwarzen Holländers gespenstisches Schiff, es könnte sich nicht abenteuerlicher und geisterhafter ausnehmen als hier, inmitten von Sturmgeheul und Wogengebraus.

Dann aber taucht plötzlich ein seltsamer Felsblock aus der Flut empor. Noch ist er geheimnisvoll von einem dünnen Nebelflor umhüllt — ragt nur wie ein bemooster, riesenhafter Stein aus den weißschäumenden Wellen.





Doch dann kommt er näher und näher. Seine Konturen schärfen sich, heben sich kraftvoll und tiefschwarz von dem Grau des Himmels und des Meeres ab. Und dann steht er plötzlich dicht vor uns, entsteigt wie ein hoher, gewaltiger Dom mit wundersam schwarzsilbern glänzenden Säulen dem dampfenden Gischt der tosenden Brandung: Staffa, die „Stabinsel," das so und so vielte Weltwunder mit der berühmten Fingalshöhle.

Dunkel gähnend wölbt sich an der Westseite der Insel der Eingang zu ihrem Heiligtum, und schwarz und gewaltig, wie eine Pforte zur Unterwelt, baut sich der 66 Fuß hohe und 42 Fuß breite Schlund in den schlanken Säulenwald Staffas, das hoch oben als Abschluß seiner Säulenpracht einen dichten Teppich hellgrünen, kurzstieligen Rasens trägt, der, mit unregelmäßig gelagerten Basaltpfeilern förmlich gespickt, sich wie ein schützender Mantel über die gewaltige Krystall-Druse breitet.

Noch ist es unbestimmt, ob wir bei dem hohen Wellengang an ihrem scharfkantigen Ufer landen können. Da kehrt das Boot, das von unserem Schiff auf Kundschaft ausgesandt worden war, zurück: „Vorsicht" ruft der Kapitän den wenigen sich Einbootenden noch zu — dann stoßen wir vom Dampfer ab, und bald berghoch über den zornigen Wellenkämmen gleitend, bald tief in ihren graugrünen Schoß versinkend, erreichen wir endlich das schwarze, seltsam zackige Ufer der „feenhaften Insel aus Basalt".

„Links um die Ecke ist Fingals Höhle," bedeutet uns der Bootsmann mit bärbeißiger Kürze, als handle es sich um das nächste beste Londoner Restaurant. Und nun beginnt ein wildes Klettern über die abgebrochenen, scharfkantigen Basaltsäulen, die Staffas Uferrand bilden, und die in Abständen von 1—$1^1/_2$ Metern als unregelmäßige Stufenleiter zu ihrem Hauptportal führen.

Zu meiner Linken gewahre ich da ein kleines Eiland, das aussieht, wie eine Garbe reifer Halme, die sich im Winde neigen. Aber diese Halme sind

starr und steif und wie alles übrige auf dieser Insel, sechseckige, eigenartig gebogene, schwarze Basaltsäulen, die weder Sturm noch Brandung zu knicken vermochten.

Das Wunderlichste aber ist der Boden selbst, auf dem wir stehen, und ein eigenes Gefühl ist es, über diese dicht aneinander gewachsenen, prismatischen Säulen zu schreiten und zu denken, daß man gleichsam auf den Wipfeln eines ungeheuren schwarzen Waldes wandelt, der tief unten am Meeresgrund festgewurzelt ist, unter dem furchtbaren Anprall der Wogen aber dennoch leise zu schwanken scheint.

Schritt für Schritt geht es nun über die wild verstürzten Basaltblöcke, die tiefen, vom Meer ausgefüllten Spalten und hohen Säulenstaffeln hinweg; und endlich, da wir um eine scharfe Ecke biegen, tut sich das riesige Tor, der Eingang zur Fingalshöhle, vor uns auf — ein dunkles gewaltiges Portal, von den mächtigsten, tiefschwarzen Basaltsäulenbündeln getragen.

Dicht an die riffige, etwas überhängende Basaltwand hin drängt sich nun unser schmaler Pfad, der, zur Linken steil in das Meer abstürzend, hinein führt zu der eigentlichen Höhle.

Mystisch und dunkel liegt das Innere, dieses Urbild aller gotischen Dome, nun vor uns, und geheimnisvoll rauschend strömt in regelmäßigen Atemzügen die See durch das Hauptschiff dieser gewaltigen Kathedrale der Natur.

Überwältigt von dem unvergleichlichen Anblick, wagt man kaum weiter vorzudringen und sich, an den schwarzen Klippen und längs des tiefgrün schimmernden Wasserkanals, der den Boden der Höhle bildet, fortzutasten.

Grünblaues Dämmerlicht erfüllt den hohen, weiten Raum, der, von riesigen Basaltpfeilern getragen, gegen die Tiefe der Höhle zu perspektivisch abzunehmen scheint.

An den Seiten und im Hintergrund aber streben gewaltige, kohlschwarze Säulenbündel in die Höhe, vereinigen sich mit den kürzeren, kleineren der Decke und bilden mit ihnen zusammen ein förmliches Netz unregelmäßiger Zellen und Spitzbogen.

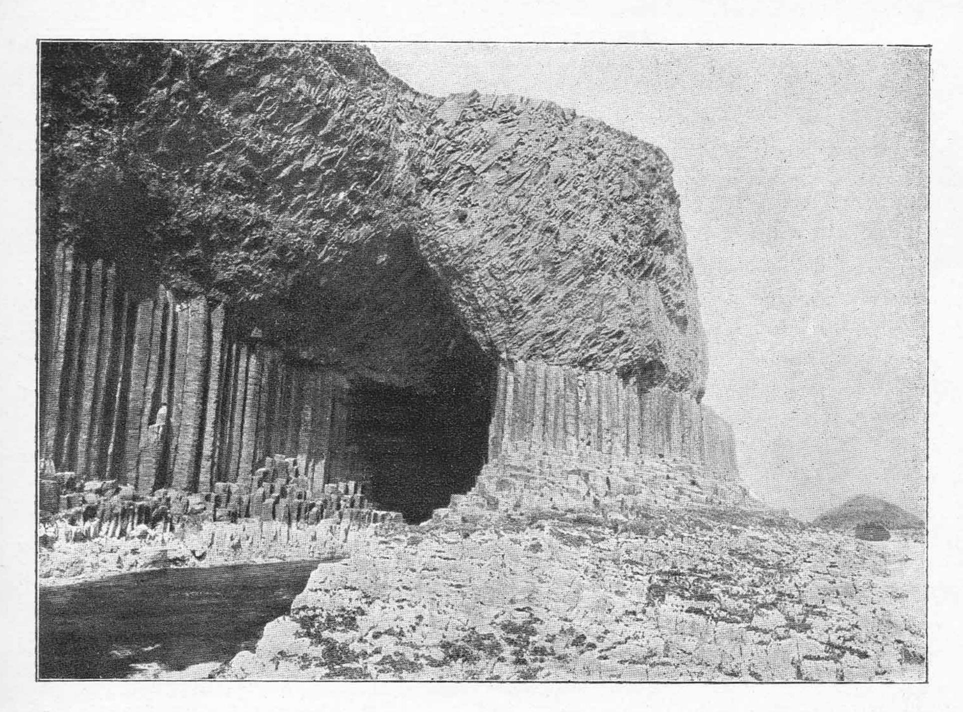
Aus diesem Spitzennetz aber rieselt es wie Smaragd und Saphir, leuchtet es wie schimmerndes Gold und tiefroter Rubin, scheint es glühend in die schwarzgrünen Schleier des unten leise aufrauschenden Wassers zu tropfen.

Stahlschwarz heben sich die Kapitäle der basaltenen Pfeiler von diesem Goldgrund grellfarbiger Moose ab und schillernd, gleich seltsamen Vögeln, huschen hie und da die grüngelb gebrochenen Lichtstrahlen darüber hin.

Das Wunderbarste dieses Domes aber, das den fast übernatürlichen Eindruck von Großartigkeit noch erhöht, ist das grandiose Orgelspiel, das die Natur hier selbst geschaffen hat, als wollte sie an diesem einen Ort beweisen, daß sie nach allem das Werk von Menschenhänden zu übertreffen vermag.

Alle acht bis zwölf Sekunden erfüllt es brausend und donnernd den Raum, bricht sich an den hohen Pfeilern, die erzittern unter ihrem gewaltigen Ruf und noch leise mitschwingen, wenn ihre Melodie schluchzend in einen hallenden Chor seltsamer Geisterstimmen zu verdämmern scheint, um dann noch einmal aufzurauschen und leise und lieblich zu tönen, wie das Läuten verschieden gestimmter silberner Glöckchen.

Draußen aber spielt wild rauschend der Ozean die Begleitung zu dieser gewaltigen Hebriden-Ouvertüre, die hier in der unendlichen Einsamkeit wie eine Schöpfungssinfonie ertönt, deren überwältigende Größe wiederzugeben aber selbst Mendelssohn nicht gelang — und wohl auch keinem anderen Sterblichen je gelingen wird.



In den engen Kanal der Höhle aber wallen still und majestätisch die schimmernden Wogen und verschwinden dumpf gurgelnd in der mystischen Höhlung, die sich in der östlichen Wandung der Fingalshöhle knapp über dem Wasserkanal auftut.

Diese acht Fuß hohe und ünf Fuß breite Grotte, die sich unterirdisch in einen schmalen Gang, fast bis zur Hälfte der gesamten Insel Staffa fortsetzt, bildet nun die eigentliche Orgel der Fingalshöhle und zugleich das Einzige, was für uns Irdische von dem wunderbaren Instrument sichtbar bleibt.

In dem schmalen Felsengang wird nämlich die Luft durch den Druck der eindringenden Wassermassen verdichtet und diese wiederum drückt die Wellen mit explosionsartiger Kraft wieder in den Hauptkanal der Höhle zurück, während gleichzeitig die zurückbrandenden Wogen noch zahllose Grotten und Gänge, von welchen ganz Staffa unterminiert sein soll, erfüllen, von deren Felswänden aber tosend zurückgeworfen werden, in stetem, nicht endenwollendem Kampf.

Diese ungeheure, unterirdische Brandung, verbunden mit der eigentümlichen Säulengliederung der Insel, soll nun jene seltsame Musik hervorbringen — so wenigstens erklärte es uns der Kapitän unseres Schiffes.

Aber fast klingt diese Erklärung zu nüchtern nach dem großartigen Eindruck, und man begreift, daß ein so phantasiereiches Volk, wie es ringsum auf den übrigen Hebriden wohnt, nicht an diese wissenschaftliche Erklärung glaubt, vielmehr an den Legenden seiner Vorfahren festhält, wonach Staffa nicht ein Erzeugnis der Natur, sondern die Halle eines Geschlechtes riesiger Recken ist: Fingals und seines Sohnes Ossian, die auch die gewaltige Orgel in die markigen Pfeiler einbauen ließen.

Andere wieder schreiben ihre Erbauung Columban, dem großen Heiligen der nordischen Inseln zu. Alle aber einigen sich darin, daß Staffa seit jeher von bösen Dämonen bewohnt ist, die in den unterirdischen Grotten ihr Unwesen treiben — Schiffe anlocken und zum Kentern bringen.

Noch vor kurzem soll eine Hirtenfamilie, die des stürmischen Wetters wegen gezwungen war, den Winter auf Staffa in der einzigen dort befindlichen Hütte zuzubringen, mit dem ersten vorbeikommenden Schiff von dannen gesegelt sein und schreckerfüllt erzählt haben, sie hätten nachts, in der Hütte liegend, das Ächzen und Stöhnen der bösen Geister vernommen, und die ganze Insel habe unter den Stößen, dem wilden Anprall und Geheul verlorener Seelen so zu wanken begonnen, daß sie meinten, die Hölle habe sich aufgetan, um sie alle zu verschlingen.

Während dieser Erzählung unseres Bootsmanns hatten wir kaum bemerkt, daß immer mehr und mehr Wogen das Hauptschiff der Höhlung erfüllten, und erst das in immer kürzeren Zwischenräumen ertönende, wilde Orgelspiel gemahnte uns, an den Rückweg zu denken.

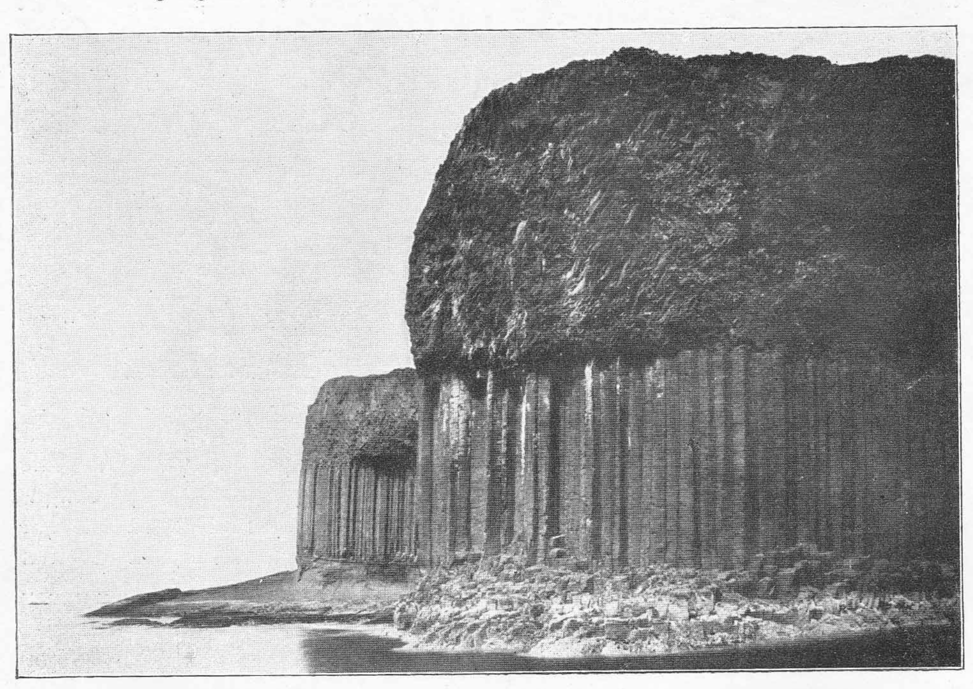
Der Sturm war außerhalb jedenfalls zum Orkan angeschwollen, denn Wassermassen ohne Ende rollten nun donnernd und brausend durch den breiten Eingang der Höhle herein.

Es war ein Rauschen und Plätschern, ein Hin- und Herschicken grüngoldener Blitze und ein Druck in unseren Ohren, als wären wir plötzlich unter Wasser getaucht.

Von den Pfeilern und überall her sprühte ein salziger Wasserregen auf uns herab und durchnäßte den nur drei Fuß breiten Pfad, den wir nunmehr nur mit äußerster Vorsicht zurückzulegen imstande waren.

Draußen am Uferrand aber wollte trotz des Sturmes doch noch jedes auf dem einzigen, viereckigen Stein Staffas gestanden haben, der hier inmitten dieser Welt von steinernen Sechsecken eine Sehenswürdigkeit bedeutet. Dann fuhren wir zu unserem Dampfer zurück.

Noch oft tauchte aus den Wogenschwall die charakteristische Kontur dieser seltsamen Krystall-Druse auf, bis sie dann plötzlich im Ozean verschwunden war, als wäre sie wieder zurückgesunken in den Meeresgrund, der sie vor vielen tausend Jahren aus seinem Schoß hervorgehoben, als letzten Überrest einer längst verschollenen, vulkanischen Welt.



Wenn wir wiederkommen …

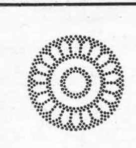
Wenn wir wiederkommen, branden wir her
Wie eine gewaltige Woge, ein Männermeer.
Bart umwallt die Gesichter, die Augen steh'n
Groß und geisternd darin. Die Augen sollt ihr seh'n,
Lest in den Augen: Wir sind nicht Helden, wir sind mehr,
Gottes Mannen sind wir, leidgeläuterte Märtyrer.
Unser Feind war kein Feind wie sonst in Kriegen,
Satanas wollte dem Herrgott obsiegen.
Herr Gott rief germanische Mannen zum Streite,
Wir standen für ihn, er stand uns zur Seite.
Unsere Leiber sind seine Brustwehr geworden,
Wir lagen im Feld wider Hunnen und Heidenhorden.
Gott hat uns geprüft, ob wir mächtig noch wären
Und kindhaft, wir Deutsche, sein Reich zu mehren.
Drum hat er die Hunnen, die Horden, die Heiden,
Alle Teufel, die hämisch hassen und neiden,
Und alle Leiden,
Die Satanas sinnt, wider uns gehetzt:
Ihr seid die Meinen — wehrt und bewährt euch jetzt.
Gott hat uns geprüft und für voll befunden
Zu Land, in Lüften, in und unter dem Meere.
Und Kaiser, Könige, Kriegsmannen bekunden:
Ihm sei die Ehre!

Ehrt nicht uns! Wir sind nicht Helden, wir sind mehr,
Gottes Heerbann sind wir, leidgeläuterte Märtyrer.
Rauscht uns nicht entgegen in Samt und Seiden,
Frauen, wir kommen von heiligen Gottesheiden,
Wir kommen von einem Weltgericht —
Hört, was der Wissende spricht:
Nicht in Samt sollt ihr sein und nicht in Seide,
Harrt unser im schlichtesten deutschen Kleide,
Denn wir kommen wie Seher und Säer her,
Haben wir auch keine leiblichen Augen mehr.
Viel leiblicher Augen sehende Kraft ist zerronnen,
Aber die Seelen säen der Zukunft Wunder und Wonnen.
Heilige Pilgrime wallfahren wir her,
Haben wir auch keine tragenden Füße mehr.
Füße liegen im Feld, von Granaten zerrissen,
Aber uns trägt das lautere Gotteswissen.
Heilige Helfer der Zukunft pilgern wir her,
Haben wir auch keine Finger und Hände mehr.

Wissende sind wir und weise in Herz und Hirn,
Hat auch Eisen und Stahl gespalt't die Stirn.
Seht her, seht her:
In Augen sollt ihr lesen
Die alte, die neue Heldenmär,
Was alles gewesen.
Diese Augen haben die tiefsten Dinge geseh'n,
Diese Herzen standen im wildesten Weltgescheh'n.
Diese Leiber lagen schon alle begraben —
Wunder und Wonne, daß wir sie wieder haben!
Daß wir in fremden, feindlichen Landen
Erst dem wahren Leben in Gott erstanden!

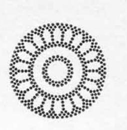
Und jetzt kommen wir wieder her
Eine gewaltige Woge, ein Männermeer.
Wollt uns nicht quälen,
Daß wir von Taten und Leid erzählen.
Sollt wissen: Stumm ist das Leid der Männer.
Augen sind tiefe Herzensbekenner.
Herr Bürgermeister und Festjungfrauen,
Wollt uns keine Triumphbögen bauen,
Fort mit Phrasen, gelerntem Wort,
Und die Eichenkränze dort
Tragt zu den Brüdern, die mögen sie brauchen,
Die Ewigstillen, die nimmer hauchen.
Uns gebt, wofür wir gekämpft und gelitten,
Was wir uns an Gottes Seite erstritten:
Eine Bank vorm Hause, zu rasten im Abendschein,
Über der Donau, über der Elbe, über dem Rhein,
Daß wir mit heißen, leuchtenden Augen umfassen
Deutschland, Gottes Land, und die heimischen Gassen.
Laßt den Wein in den Kellern, Wein ist nicht not,
Ein Krug voll Wasser, ein Stücklein Brot.
Greis und Kind, Frau und Mann,
Gebt uns die Hand und schaut uns an.
Gebt uns die Hand, die ihr wandelt auf deutschem Boden,
Von Königen bis zu den Armleuten, die in den Wäldern roden,
Gebt uns die Hand und seht — kein Hurraschrei —
Daß Deutschland in dieser Stunde ein einziger Herzschlag sei.
Daß dieser einzige Herzschlag sei wie ein einziger Schwur,
Wie keiner noch heißer von Erden zu Himmeln fuhr:
Schwur der neuen, werdenden, wissenden, deutschen Zeit,
Schwur für jetzt, Schwur in die Ewigkeit,
Gutsein, Starksein, Treusein des Wollens, des Tuns,
Brudersein, Schwestersein, Deutschsein! — Gott mit uns!

F. Schrönghamer-Heimdal.



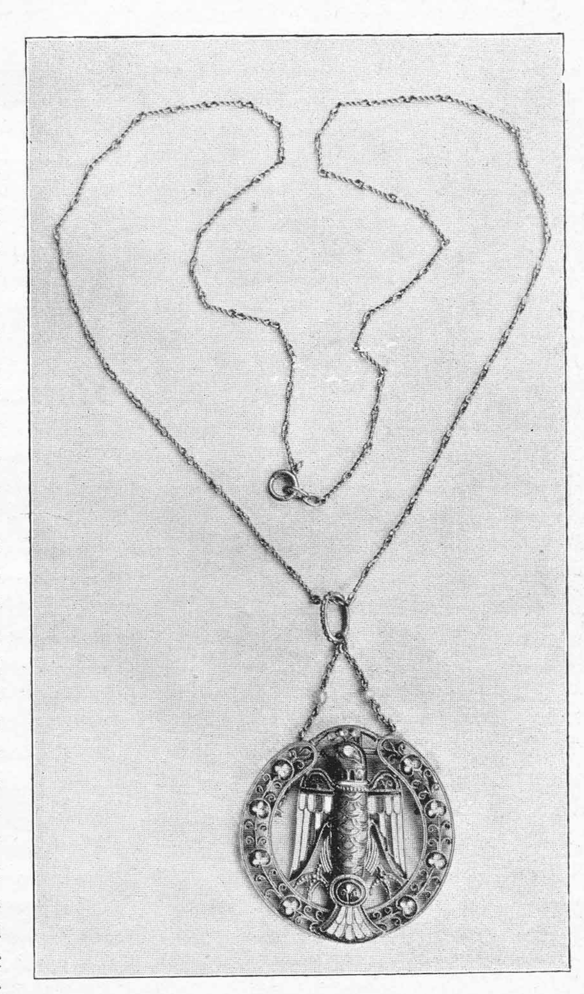
Kriegsschmuck.

Von G. S. Urff*).





In allen Schaufenstern, vom feinsten Hofjuwelier bis zum geringsten Uhrmacher finden wir Auslagen von Kriegsschmuck. Es ist deshalb wohl angezeigt, ihn auf seinen Wert oder Unwert zu prüfen und irgend eine Stellung dazu einzunehmen. Es gibt Leute genug, unter ihnen auch solche, die man auf dem Gebiete der Schmuckkunst längst als führend ansah, die von Kriegsschmuck überhaupt nichts wissen wollen. Man muß ihnen unbedingt recht geben, wenn man darunter die Dutzendware versteht, die sich leider gegenwärtig in den meisten Schaufenstern breit macht. Diese Plaketten mit den gesuchtesten sinnlosen Darstellungen, diese Anhänger mit meist schauderhaften Abbildungen nationaler Helden, diese immer und ewig wiederkehrenden Entstellungen des Eisernen Kreuzes, das in seiner schlichten ernsten Form nur an die Brust des tapferen Kriegers paßt, alle diese Schmuckstücke verdienen es nicht, daß man sich ernsthaft mit ihnen beschäftigt. Dann lieber gar keinen Kriegsschmuck, als

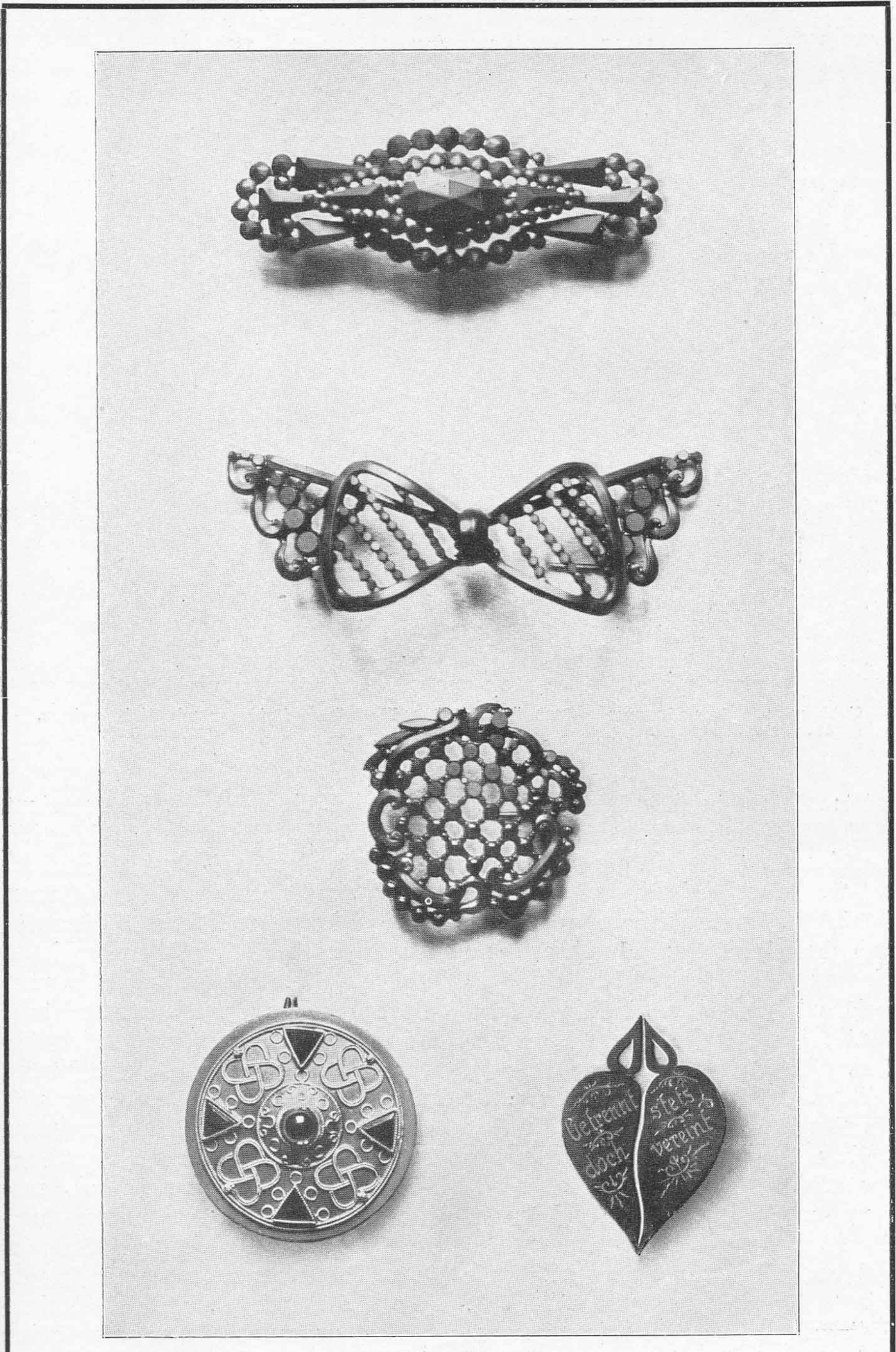


Anhänger in Gold und Email.
Das Vorbild befindet sich im Museum zu Mainz.

*) Gesetzlich geschützte Muster und Ideeneigentum des Hoflieferanten H. N. von Santen, Frankfurt a. Main.

solche Geschmacklosigkeiten. Es wäre ein trauriges Zeichen, wenn das deutsche Volk, die deutsche Frau an solcher Schundware wirklich Gefallen finden könnte. Die Zeiten sind zu ernst, als daß man auch nur einen Pfennig für derartige Sachen opfern sollte. Aber dennoch wäre es verkehrt, mit Rücksicht auf diese Erzeugnisse nun den Kriegsschmuck überhaupt mit einer wegwerfenden Geste abzutun, als handle es sich um eine Sache, die unter gebildeten Leuten überhaupt nicht erörtert werden dürfte. Unsere Frauen und Töchter haben doch das Bedürfnis, öffentlich zu bekunden, daß auch sie die Größe der Zeit empfinden, daß sie auch wenigstens geistig Anteil nehmen an den Kämpfen, die um des Vaterlandes Bestand und Ehre ausgefochten werden; daß sie sich freuen mit den Siegern, daß sie stolz sind auf die Tapferkeit ihrer Lieben, aber auch leider oft verurteilt sind zu ergebungsvoller Trauer und nur noch das eine Lebensziel vor sich sehen, dem tapferen Helden ein tränenreiches Gedenken zu weihen. So wird der Kriegsschmuck gar oft zum Trauerschmuck.

Wir fragen uns, welche Anforderungen der Kriegsschmuck erfüllen muß, um ein Anrecht auf seine Ausführung zu besitzen. Ich möchte folgende Eigenschaften zur Bedingung machen: Er soll zweckmäßig, schlicht und schön sein. Der Zweck irgend eines Schmuckes ist der, daß er demjenigen, der ihn trägt, ein Schmuck sei. Der Kriegsschmuck soll außerdem noch irgend einen Hinweis auf den Krieg geben. Nicht aber dies ist die Hauptsache, sondern die Fähigkeit zum Schmücken ist das wichtigste Erfordernis. Darin liegt gerade der Fehler, der bei aller jener Dutzendware am meisten in die Augen fällt, daß man das Kriegerische zu stark betont und dabei die Gesetze der Schönheit oft gänzlich außer acht läßt. Es genügt vollkommen, wenn die schwere Kriegszeit, die über Deutschland hereingebrochen ist, nur angedeutet wird. Dies muß auch durchaus nicht immer durch das Eiserne Kreuz geschehen, sondern der Schmuckkünstler kann recht wohl seine Ideen auch aus anderen Gebieten schöpfen, die nicht direkt mit dem gegenwärtigen Kriege zusammenhängen. So bringt z. B. ein stilisierter Adler, das Wappentier der beiden verbündeten Kaiserreiche, den Patriotismus der Trägerin sehr gut zum Ausdruck. Recht dankbare Motive liefert auch die altgermanische Göttersage. Der Hammer Thors, des Beschützers des heimischen Herdes, soll unsere Widersacher zerschmettern, das uralte indogermanische Heilszeichen, das Swastikakreuz, soll der Trägerin Glück bringen und den teuren Lieben, der draußen im Felde steht, vor den Kugeln der Feinde beschirmen. Das Kreuz soll uns ein Schild sein gegen unsere Feinde, und hat der Tod gar eine schmerzliche Lücke gerissen, dann ehren wir den Verstorbenen über sein Heldengrab hinaus und tragen als Zeichen der Liebe ein schwarzes Blümchen oder ein Schleifchen. Das alles ist echter Kriegsschmuck. Wenn auch namentlich der Trauerschmuck ebensowohl in Friedenszeiten getragen werden kann, so wird er doch niemals ein solches mitfühlendes Verständnis finden, wie gerade jetzt. Da ist es gewiß nicht nötig, daß ihn eine besondere Inschrift verdeutliche, wie etwa die: „Ein teures Haupt gab ich fürs Vaterland.“ Eine solche, gewissermaßen prunkende Trauer wird jeder feinfühligen Frau widerstreben. Die einfache schwarze Brosche aus Jet oder mattiertem Metall redet schon für sich eine eindringliche Sprache. Einen sinnigen Anhänger für Frauen fand ich in der Form eines in der Mitte durchteilten aber an den Rändern verbundenen Herzens, das die Inschrift



Trauerschmuck aus Jet.



Broschen mit dem Hammer Thors als Siegeszeichen.

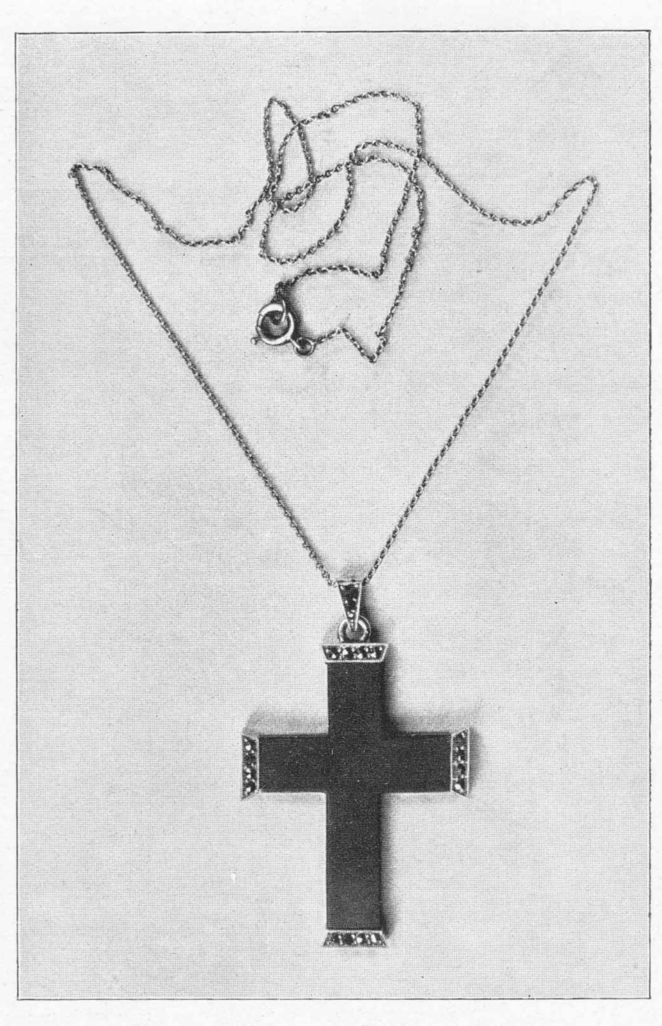
Denkmünze aus einem Markstück hergestellt. Anhänger zur Aufnahme einer Haarlocke u. dergl.

Anhänger mit Christuszeichen. Swastika-Kreuz.

trägt: „Getrennt und doch stets vereint.“ Auch für Herrenketten wurden mancherlei nette Anhänger gearbeitet. So z. B. eine geschnittene Medaille mit dem bekannten Namenszuge Christi und der Umschrift: „In hoc signo vinces.“ Es liegt hierin ein Hinweis auf das Zeichen, das schon Konstantin dem Großen zum Siege verhalf. Zu erwähnen sind auch Münzen mit modernen Inschriften. So z. B. ein Markstück, das die Inschrift trägt: „Wir müssen siegen und wir werden siegen.“

Jenen Gegnern des Kriegsschmuckes überhaupt muß doch vorgehalten werden, daß der Schmuck nebenher auch einen rein praktischen Zweck zu erfüllen hat. Seit Jahrhunderten ist unsere Frauenmode darauf eingerichtet, daß der Gewandverschluß am Halse durch eine Ziernadel, eine Brosche, stärker betont wird. Dieses Bedürfnis läßt sich nicht so ohne weiteres aus der Welt schaffen. Ebenso empfindet man es fast als einen Mangel, wenn bei einem Kleiderausschnitt am Halse der Anhänger fehlt. Auch das Armband hat immerhin noch einen gewissen Zweck, nämlich den, bei einem kurzärmeligen Kleide die Armlinie zu unterbrechen und zu betonen. Mit Brosche, Anhänger und allenfalls noch dem Armbande wäre das Schmuckbedürfnis in dieser schweren Zeit wohl als erledigt anzusehen. Haarschmuck, Ohrringe, auch Ringe kann man recht wohl entbehren. Auch in jenen Stücken vermeidet der gute Kriegsschmuck alles Prunkende, kostbare Steine, Perlen, auffallende Form und Größe. Kriegszeit ist Betzeit, da herrscht kein Sinn zum Prunken. Es wäre völlig

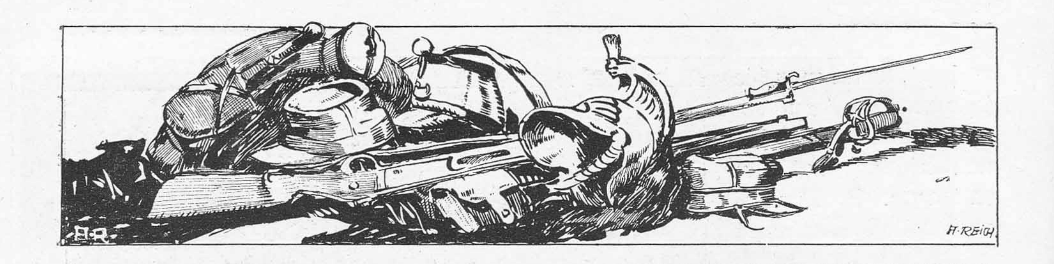
verfehlt, wenn man die schwere Zeit dazu benutzen wollte, um seinen Reichtum zur Schau zu tragen. Selbst glänzendes Gold, überhaupt hochpoliertes Metall, eignet sich nicht gut zum Kriegsschmuck. Vornehm und besonders gut wirkt schwarzes Email mit ganz feinen, weißen Linien durchzogen. Um die Linien etwas auffälliger zu gestalten, kann man sie mit ganz kleinen Brillanten auslegen die sich von dem matten Grunde besonders gut abheben. Häufig genügt es auch schon, das Hauptmotiv durch zarte Metallinien aus der Fläche hervorzuheben. Dieser Anhänger, ebenfalls aus der Kreuzform hervorgegangen, dient noch einem rein praktischen Zweck. Auf der Rückseite befindet sich ein Behälter zur Aufnahme einer Photographie oder eines anderen Andenkens an den teuren Geliebten.



Schwarzes Kreuz mit Brillanteinfassung.

Jedenfalls wäre es zu wünschen, daß auch die Besten unter unseren Schmuckkünstlern ein wachsames Auge über den Kriegsschmuck hielten. Zwar sagt das Sprichwort: „Wo Mars regiert, da schweigen die Musen", aber es muß doch alles aufgeboten werden, um die Schundware, die jetzt unter der Flagge Kriegsschmuck ihre Käufer sucht, allmählich wieder vom Markte zu verdrängen. Der Geschmack des Volkes würde sich sonst durch den Anblick derartiger Sachen völlig verbilden, und es dürfte schwer fallen, die Stufe der künstlerischen Allgemeinbildung, auf der wir vor Ausbruch des Krieges gestanden haben, später wieder zu erreichen.

* * *



Der Lahme.

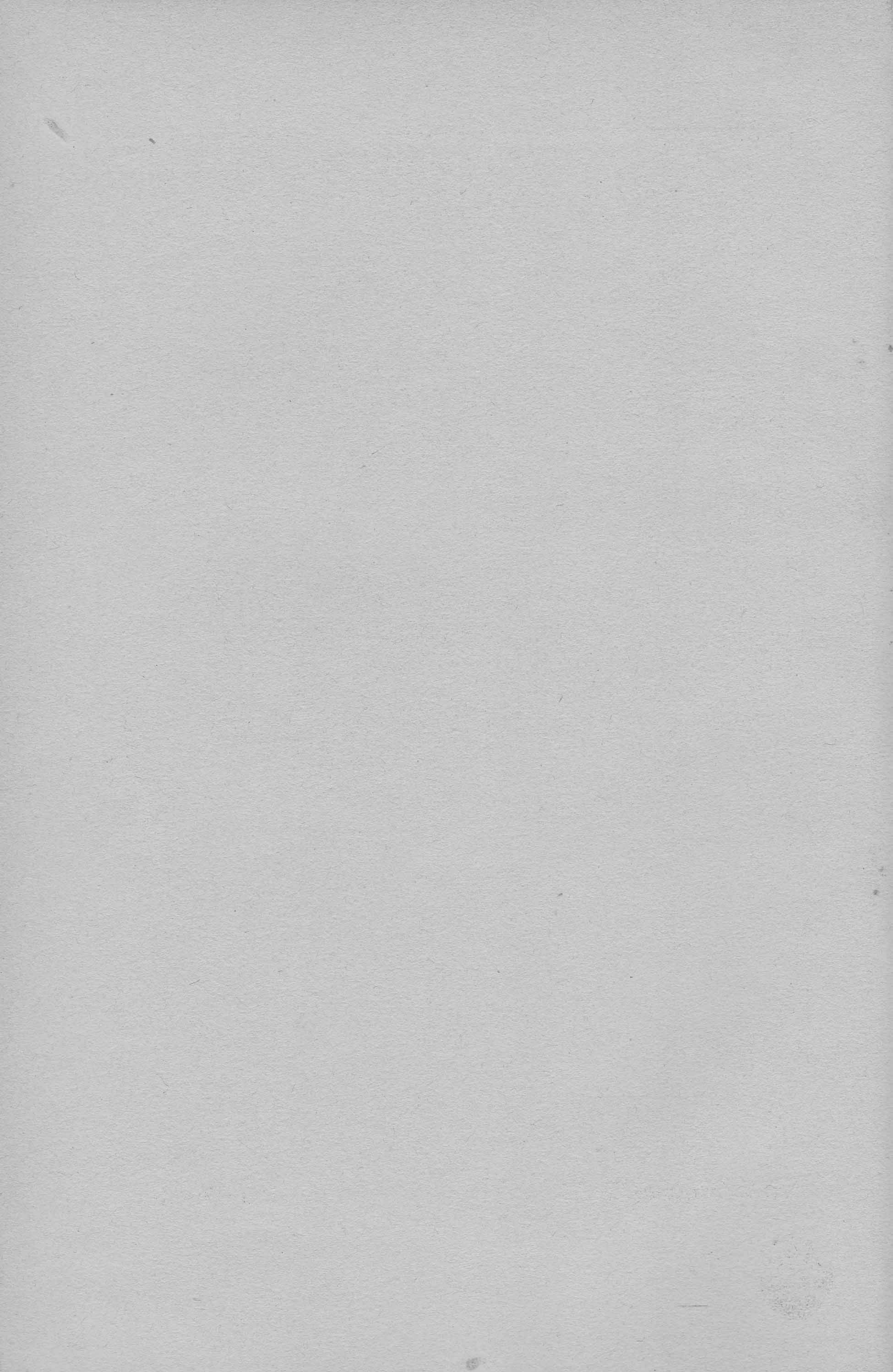
✠ ✠

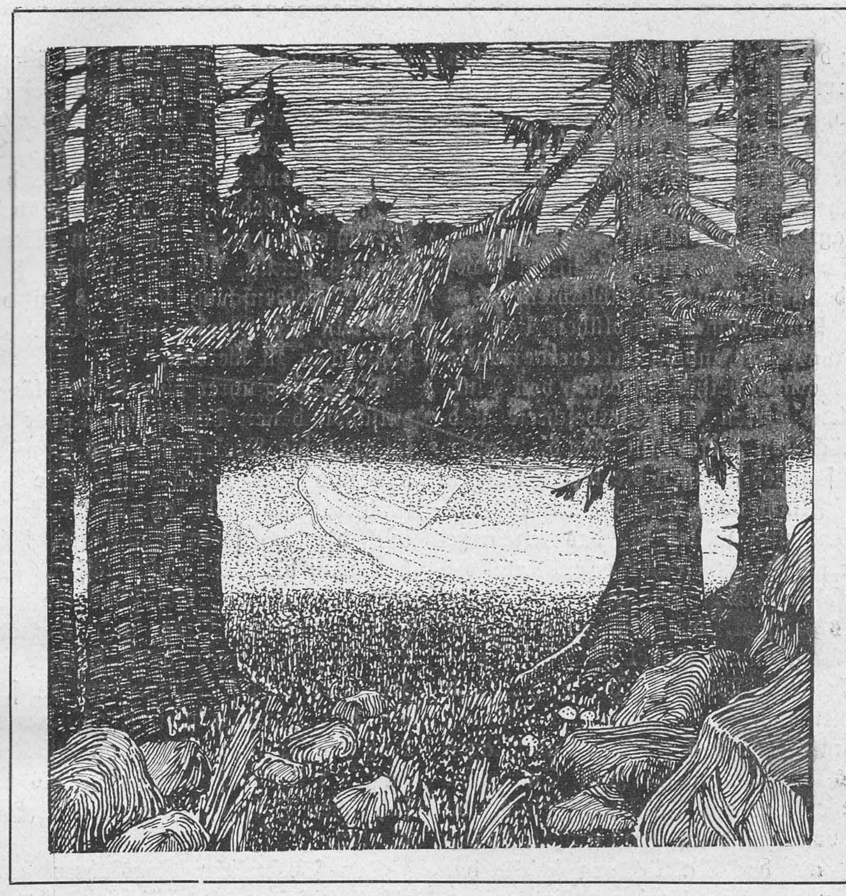
Viel graue Helden wandern durch die Stadt,
männlich und ernsthaft. Kaum geheilt, entlassen,
durchstreifen sie die altgewohnten Gassen,
matt von der Wunde, doch nicht kampfesmatt.
Sie sind daheim und dennoch nicht zu Haus:
noch brennt, der unbeendet sie entließ,
der Kampf in ihnen, und er brennt nicht aus.
Des Feindes Kugel, die sie gehen hieß,
ist sie entfernt gleich, bohrt sich tiefer ein
in Herz und Seele als in Leib und Knochen.
Noch ist das letzte Wort nicht ausgesprochen,
und Friedenswünsche scheitern noch am „Nein".
Untätig so, in Warten eingedämmt,
glimmt Haß in ihnen, mehr und mehr entflammt;
die jungen Kräfte, zur Geduld verdammt,
bäumen sich auf gleich Strömen, die gehemmt.
„Zur Front zurück!" ruft es aus Vieler Blicken,
des Hasses Ziel erreichen scheint ihr Glück,
aus ihren Schritten dröhnt: „Zur Front zurück!"
Und nichts kann dieses Wunsches Kraft ersticken. — —
Ich sitze müßig mit gebundenen Händen,
doch mitempfindend, was die andern fühlen,
und kann ich nur in heißen Kissen wühlen
und heiße Sehnsucht in die Lager senden,
wo ihre Kräfte wundervoll entbrennen,
und liegt mein Feld auch brach und eingeschlossen . . . .
ich darf wie sie Großdeutschlands Kind mich nennen,
von einem Blute königlich durchflossen.

Josefa Metz.

W. E. Makowski: Alte Weisen







Österreicher.

Ein Stimmungsbild aus dem Karpathenkrieg.

Von Carl Marilaun, Wien.

Ganz blau spannte sich der Februarabendhimmel von Wald zu Wald. Schwarz und reglos starrten die Wipfel der Urwaldtannen, fern schrie ein frierendes Käuzchen, und mit bösen Gassenjungenpfiffen schwang sich ein Eichhörnchen über die tiefhangenden, dunkelnadeligen Äste, deren jeder in der Winterdämmerung wie in schwärzeste Trauerflöre gewickelt schien.

Stille. Und wie eine silberne Wagschale hob sich über die Karpathenberge der Mond. Schatten wuchsen über das schneebegrabene Waldtal, und vom Dach und den bleichen Mauern dort unten stieg der Rauchstreifen eines Herdfeuers kerzengerade in die unbewegte Abendluft. Nichts verriet, daß dieser Friede heute mittags noch eine Hölle war und nur die von ungelenken Händen eilig zusammengenagelten Kreuze auf frischaufgeworfenen und schon wieder schneeverwehten Erdhügel erinnerten an die schreckliche Ernte, die der Tod und die Österreicher zwischen vorgestern und heute in dieser einsamen Paßwildnis gehalten hatten. Zwei Tage und eine Nacht widerhallte der Karpathenwald von Flintenschüssen und Todesschreien; jeder der hundertjährigen Urwaldbäume bot

rasenden, tierhaft verwilderten Jägern die rettende Deckung vor dem russischen Wild, das sich seit Wochen in Schneelöchern, Erdgräben, hinter Wällen und Astverhauen eingenistet hatte und nun gleich einer Meute räubernder Wölfe verjagt werden mußte.

Sie wurden verjagt in einem sechsunddreißigstündigen Schlachten, das rote Totenblumen aufblühen ließ im Februarschnee und die Wintererde tränkte mit warmen heißen Strömen von Blut. Gellend irrten die Sterbeschreie und verröchelten tiefer im Wald, matter und seltener schlugen die letzten Kugeln ein, Flüchtende brachen in Schneegruben und stärker als das tagelange Grausen des Gefechts erschütterte die Verfolger das irrsinnige Weheschreien eines Russen, der waffenlos drüben im Berg einem Rudel hungriger, aufgescheuchter Wölfe in die Zähne und Klauen fiel.

Am Abend des zweiten Kampftages blies der Trompeter zum Sammeln. Wieder war ein Stückchen Heimaterde frei vom Feind und vom großen Lagerplatz auf der Waldlichtung schickte der frischavanzierte, blutjunge Hauptmann seine Skileute zur Nachlese hinunter in das einsame Talgehöft, aus dem seit einer Stunde der verdächtige Herdrauch blond gekräuselt in den blauen, stillen Abend stieg.

Am Waldrain schnallten die Patrouillenleute ihre Schneeschuhe zu dem Abenteuer an. Ihrer acht waren es, Wiener, Leute aus dem Innviertel, dem Salzburgischen, einer aus dem steirischen Oberland, ein irgendwann einmal zu ihnen versprengter ungarischer Honvedmann. Der jüngste, ein Kadettfeldwebel mit ganzen neunzehn Jahren, Bertl Grütz hieß er, hatte in Linz die Kriegsmatura gemacht und trug am Blusenärmel die gelben Intelligenzbörtel. Sogar die silberne Tapferkeitsmedaille hatte er sich schon erwirtschaftet und wäre von den älteren Jahrgängen seiner Patrouille beinahe für voll genommen worden. Aber der Kadettfeldwebel Grütz ließ es leider beim Russendreschen nicht bewenden, er machte Gedichte und zitierte beim Menagieren einen gewissen Cicero, Gründe genug, um von seinem Zugführer Kolbenschlag höchstens zu drei Vierteln als Mensch und Soldat angesprochen zu werden.

Dieser Zugführer übte in den längstentschwundenen Tagen zivilistischer Betätigung die Profession eines Schusters aus und war infolgedessen eine festfundierte und welterfahrene Persönlichkeit, die sich schon mancherlei Wind hatte um die Nase blasen lassen. Von Geburt war er Deutschböhme und schien zwischen Prag und Komotau ein Schuster nach dem Herzen unzählbarer Mehlspeisköchinnen zu sein, die den nunmehrigen Zugsführer zu Nutz und Frommen seiner ganzen Kompagnie mit ebenso nahrhaften als ausführlichen Feldpostliebesgaben bombardierten.

Der schusterliche Zugsführer beriet also mit seinem lateinischen Feldwebel aus Linz in Betreff der Abfahrt und schnallte dem Kleinen väterlich die Bindung fester, da meldete sich der Gefreite Tommasini, der auf einem Extrastreifzug durch den Wald eine seltsame Gesellschaft aufgegabelt hatte. Im zusammengewehten Schnee einer Lichtung war ihm ein weggeworfen aussehendes, russisch, schmieriges Kleiderbündel aufgefallen, das sich bei näherer Untersuchung als lebendig erwies. Aus den Lumpen arbeitete sich nämlich nach Anruf des Gefreiten Tommasini sehr bald ein unverständlich knurrendes und bellendes, rundum mit eisgrauem Haargefilz verwachsenes Greisengesichtchen hervor und starrte mit giftigen oder bloß erschrockenen Augen den fragenden und fluchenden Österreicher an-

Die Unterhaltung der Beiden wurde um nichts ersprießlicher, als sich auf das Zetern des Alten auch noch ein halbwüchsiger, namenlos schmutziger Junge meldete, mit einem durchtrieben aussehenden Galgenvogelsgesicht und den glühend schwarzen Augen eines räubernden Waldschrats. Dieser Jüngling aber zog ein sonderbares, hochräderiges Gefährtchen mit der Hand nach sich, eine Art grünüberzogenen, von Schnee und Schmutz schauderhaft mitgenommenen Kasten, aus dem der Gefreite Tommasini nicht klug zu werden vermochte. Er nahm also für alle Fälle den zeternden Alten und den Jungen hopp und brachte sie mit ihrem geheimnisvollen Wagenkasten vor das hohe Gericht des Kadettfeldwebels und seines Zugsführers Kolbenschlag.



Der Tod im Walde.

Der erkundigte sich zunächst unter Zuhilfenahme seiner sämtlichen böhmischen und deutschen Leibflüche, was den alten und den jungen Rabenbraten für ein Schuh drücke. Der kleine Kadett interessierte sich unterdessen für den mitarretierten grünen Räderkasten und wurde erst klug, als er seitwärts daran eine Kurbel entdeckte und ahnungsvoll zu drehen begann. Übrigens gab er es erschrocken gleich wieder auf, denn der Alte zeterte, als ob er am Spieß stäke, hinter dem verschlissenen Tuch aber stieg ein gespenstisch scharrendes Krabbeln herauf, metallene Stifte kreischten rostig über eine Walze und aus dem verwüsteten und zerbeulten Abgrund des Orgelkastens weinte falsch und greinend die russische Volksweise vom roten, roten Sarasan. Das Rätsel war gelöst, mit diesem Kasten hatte sich das alte, polnische Scheusälchen wochenlang in dem von den Russen besetzten Wald herumgetrieben, schlief in ihren Schützengräben, fütterte sich von den Abfällen, die ihm zugeworfen wurden und drehte für Gotteslohn und zusammengebettelte Kopeken fleißig die Kurbel seines Orgelkastens. Nun waren die Russen vertrieben und der Gefreite Tommasini hatte ihre Musik arretiert. Aus dem alten, halb erfrorenen Landstreicher war kein verständliches Wort herauszubringen, hingegen setzte sich der Zugsführer mit dem Jungen in ein bescheidenes Einverständnis und es kam heraus, erstens, daß er Dovidl heiße, Sohn des Chaim Leiser und seiner Ehefrau Esther, geborenen Feuerstein. Dieser Chaim Leiser aber saß unten in dem halb kaputgeschossenen Waldhaus, von

dem seit einer Stunde der Rauch eines frischangezündeten Herdfeuers in den klaren, blauen Abendhimmel stieg. Der Alte mit dem Orgelkasten war Dovidls Großpapa, der, anstatt sich im Keller des von den Russen und Österreichern beschossenen Hofes einzuquartieren, seinen Schwiegerleuten davongegangen war und mit dem hoffnungsvollen Dovidl in den russischen Schützengräben msizierteu.

Das alles konnte wahr sein und auch nicht, der Zugsführer riet auf Spione und brachte einen schönen, hanfgedrehten Strick in Vorschlag. Der Kadett war anderer Meinung, erstens wäre es um den Strick zu schade gewesen, und dann, mit einem achtzigjährigen Alten führen wir nicht Krieg. Den Dovidl aber nahm der Gefreite Tommasini gegen seinen Zugsführer in Schutz. Nämlich der Tommasini war, was man einen Menschen mit Seele und Gemüt nennt. Schicksal und Russentücke hatten ihn aus sanften Bozener Friseurläden ins unwirtliche Galizien verschlagen, nichtsdestoweniger wußte er, was sich ein Friseur auch in Kriegszeiten schuldig ist und ließ Kommißbrot und Konserven eher ausgehen als die feine Veilchenseife, die ihm als Gruß und Duft der Heimat an die Stationen seiner jetzigen Abenteuer nachgeschickt wurde. Der Gefreite Tommasini also schlug vor, den Jungen, den Alten und den Leierkasten ohne viel Aufsehen mit hinunter in das Haus des Chaim Leiser zu nehmen, wo sich ja erweisen würde, was an den Erzählungen des Dovidl Wahrheit und was gelogen sei. Sollte ihnen da unten eine Sauerei eingebrockt sein, so wären die beiden ja doch die ersten, die die Österreicher am Kragen hätten...

Die Leute teilten sich, fünf Mann krochen als Nachhut ihrer mit den Schneeschuhen vorausfahrenden Kameraden den Berg hinunter und nahmen den in einemfort greinenden und räsonnierenden Alten samt seinem musikalischen Marterkasten mit. Der Dovidl aber, Sohn des Chaim Leiser und seiner Ehefrau Esther, setzte in richtigen Hasensprüngen kreuz und quer über die steil abfallende Schneehalde und in einer silbern aufglitzernden Wolke stäubten ihm der kleine Kadett, der Zugsführer und der Friseur aus Bozen auf ihren Skiern nach. In weniger als vier Minuten standen sie unten am geflochtenen Weidenzaun, nahmen ihre Karabiner schußgerecht untern Arm und warteten ohne Laut, bis die fünf andern aus dem Wald nachkamen. Dann wurde der Dovidl mit dem Zugsführer um das Haus geschickt, nichts Verdächtiges rührte sich da drinnen, und schnell entschlossen stieß der Kadettfeldwebel mit seinem Skistock die zerplissene Lattentür auf. Über seine Schulter zielten die Läufe der Karabiner und ehe er noch mit seiner elektrischen Taschenlampe die verqualmte Stube ableuchten konnte, fiel der Dovidl einem herangeschlurften Schatten um den Hals. Er hatte seine würdige Mama gefunden und Frau Esther Leiser erholte sich nicht sobald von ihrem Schrecken über den späten Besuch, als sie auf polnisch, hebräisch und deutsch Gott den Gerechten zu preisen begann. Vier Wochen hatten die Russen in dem einsamen Bergwirtshaus gelegen, sie selber war mit ihrem Eheherrn Chaim Leiser im Keller untergekrochen, wenn die vom Berg herunterfliegenden Granaten gar zu ungemütlich wurden.

Fiebernd vor Geschäftigkeit entzündete sie einen frischgeschnittenen Kienspan am Herdfeuer, dem ersten seit vierzehn Tagen, und sein räucheriger Glanz lief flackernd über sieben blankpolierte, stählerne Läufe. Schön nebeneinander hingereiht lehnten sie an der Wand der Stube und waren bei näherem Hinsehen sieben Russenge-



Österreichischer Schützengraben in Galizien.

wehre. Also doch eine Falle, dachte, etwas betreten, der kleine Kadett und lockerte seinen Säbel, der Zugsführer Kolbenschlag aber langte mit den Schusterhänden nach dem schwarzen Dovidl und die ins Gebet genommene Madam Leiser beteuerte inständig, daß die zu den Gewehren gehörigen Russen unterm Dach im Heu lägen, ohne andere Absicht als die, sich den nächsten Österreichern, die einmal ja doch kommen mußten, zu ergeben. Der Tommasini lief gleich mit zwei Mann Bedeckung hinauf und kam nach weniger als einer Minute mit richtiggezählten sieben Galgenstricken zurück. Sie hoben vierzehn Hände empor, sieben Mäuler grinsten hinter verfilzten Haarwülsten und sieben Paar verkniffene, betrübte Dachsäugelchen hingen tränend vor Frost und unendlicher Ergebung an dem jungen, blonden Kadett, der das Rudel in seinem Oberlandlerisch erst ein paarmal ordentlich anschrie, um seine neunzehn Jahre in Respekt zu setzen. Aber die Sieben standen unerschrocken mit ihren vierzehn emporgehobenen Händen und ihr Wortführer lallte nach einem unendlichen Bückling das einzige deutsche Wort, das dieser Krieg in sein dürftiges Gehirnchen zu zwängen vermocht hatte: Br.. oott..

Hier war wirklich keine Tapferkeitsmedaille zu verdienen, der Schuster kommandierte die sieben Lausekerle in eine Stubenecke, dann wickelten sich alle für eine Raststunde aus ihren Liebesschals und Liebesschlipsen und verstauten zunächst den kaputen Schwiegerpapa der Frau Esther Leiser in dem vom Boden heruntergeschafften Russenstroh. Schließlich trat auch Herr Chaim Leiser in Person mit vielen Entschuldigungen, die der Tatsache seiner Existenz galten, in Erscheinung und brachte eine richtigbrennende Petroleumlampe mit, auch vergaß er nicht, ein halbes Dutzend stark mitgenommen aussehender Bleistiftzettelchen vorzu-

weisen. Soviel zu entnehmen war, schienen es Wohlverhaltensatteste von Österreichern, die seinen Schnaps mehr als seine Betten priesen. Schnaps gabs nun allerdings nach der Russeninvasion kein Sterbensrestchen mehr, dafür brachte der kleine Bertl Grütz ärarische Kaffeekonserven zum Vorschein. Frau Esther Leiser suchte aus den Trümmern des zuschandengeschossenen Herdes hervor, was an Häferln und Schalen ganz geblieben war, und bald brodelte in dem verrußten Kupferkessel das durch ein so gut wie reines Taschentuch geseihte Schneewasser. Es dauerte nicht lange, so räucherte der Kaffeeduft nicht nur den gehorsam in ihrer Stubenecke hockenden Russen in die Nase, es wurde gemütlich und der Gefreite Tommasini deckte mit zarten Fingern und vier Zeitungsblättern der „Gazeta Lwowska" den Tisch zur Jause.

Chaim Leiser und Frau Esther sahen nach dem Alten, der das erstemal nach drei Wochen wieder unter einem Dach schlief und sich quäckend und greinend in den Schlaf schrie, die acht Österreicher manschten mit Gefühl und Kommißbrot ihren Kaffee hinunter und zum Dank für Wohlverhalten bekam auch der Dovidl seinen Napf, der groß genug war, um mit den Russen zu teilen. Als die Einverleibungsfeier beendet war, sah der Kadett auf seine Uhr. In einer halben Stunde wollte er mit seinen Leuten und den Gefangenen aufbrechen, solange durfte er sich wohl die lang entbehrte Wärme eines richtigen Herdfeuers gönnen. Die Kameraden saßen, pafften ärarischen Knaster aus ihren Weihnachtsliebespfeifen, und der ungarische Honvedmann begann mit glänzenden Augen und einem abgrundtiefen, falschen Baß vor sich hinzusummen:

Meine Mutter, wenn du kommst,
meine Mutter, wenn du kommst
Nach Nagyhalfa,
Dann wirst du mich finden, Mutter,
Im groben Bakakleid.
Meine Haare werden kurz, meine
Haare werden kurz
Abgestutzt!

Der kleine Grütz griff, was er in den letzten Tagen immer öfter getan, nach seinem Kinn. Wie milchig glatt war das gewesen, einst, wenn er im Café Frauenhuber zu Linz beim Markör Ignaz seine Melange, sehr licht, mit Doppelschlag, bestellte. Nun war es schon die wievielte Woche, daß kein Schermesser über die Wildnis seiner neunzehnjährigen Bubenwangen kam. Nachdenklich rieb er mit der umgekehrten Hand seinen zwei Zentimeter langen Methusalembart, da schrak er auf, vor ihm stand einer der sieben Russen, grinste ihm mit den gelben, fleckigen Zähnen ins Geschicht, und holte aus seinem Stiefelschaft ein richtiges und wahrhaftiges, in einen alten Strumpf gewickeltes Rasiermesser hervor. Ein Rest warmen Wassers war noch in den Herdtöpfen der würdigen Frau Leiser zu finden, und Seife, fiel dem kleinen Grütz ein, feinste Veichenseife hatte der Tommasini eine ganze Hosentasche voll. Aber der Gefreite aus dem Bozener Friseurladen schlief mädchenhaft schnarchend einen tiefen Schlaf des Gerechten, der ihm wohl zu gönnen war. Also räumte der Schuster mit Zartheit die Veilchenseife aus der Hosentasche, der Russe schlug mit einem strahlenden Bulldoggfletschen Schaum und zückte als der gelernte Friseur, der er war, sein Messer, da bekam es der Schuster und Zugsführer mit der Nachdenklichkeit zu tun, schob seinen Ellenbogen dem Russen in die Magengegend und beschwor seinen kleinen Kadetten, doch nicht dieses verdächtige Rabenvieh von einem Moskal über seine ehrliche, österreichische Gurgel zu lassen.

Der eingeseifte Bertl Grütz denkt nach und schon will er den Bozener

Friseur wecken lassen, da trifft ihn ein seltsam unterwürfiger, flehender Hundeblick des Russen und er überlegt nicht mehr länger, macht seinen Browning schußbereit und winkt sich den Friseur heran. Der Zugsführer steckt auch für alle Fälle sein Bajonett auf und mit ein bißchen schlotternden Knieen rasiert nun der Moskal; liebkosend gleitet sein Messer, Marke Solingen, gestohlen in einem Barbierladen des Komitates Ung, über die Wangen seines Kunden, zärtlich streift er mit dem Rücken Flocke um Flocke des duftenden Seifenschaums vom milchig glatt gewordenen Kinn und nach weniger als fünf Minuten springt der Kadett erlöst, rosig und neugeboren auf, der Zugsführer versorgt das Bajonett und der Russe grinsend sein Messer. Der Gefreite Tommasini schnarcht noch immer und träumt mit zärtlichen Mädchenseufzern von einem himmelblau ausgeschlagenen Bozener Friseurladen, der Kolbenschlag schüttet alle Kaffeereste aus den Scherbenhäferln zu einem Trinkgeld für den Bartscherer zusammen, und der neugeborene Kadett hört selig auf das Lied seines ungarischen Honveds:

Meine Haare werden kurz, meine
Haare werden kurz
Abgestutzt.

Der Korporal aus dem steirischen Oberland fuhr die grüne Orgel des Alten herbei und begann zur Erhöhung der Unterhaltlichkeit die Kurbel zu drehen, daß die klapperigen Stifte drinnen lebendig wurden und gespenstisch den roten, roten Sarafan zu krähen begannen. Der Korporal sang auf seine Weise dazu, einen Text aus der Heimat, und wie er ihn sang, stieg diese steirische und österreichische Heimat traumhaft herauf mit ihren Wäldern, Almen und Büheln, dem rotgescheckten, brüllenden Vieh auf den Weiden, dem Vergißmeinnicht und Tausendguldenkraut ihrer Sonntagswiesen, dem Hochamtläuten der Dorfglocken und dem Lächeln aller frischen Schönen, die je einem österreichischen Buben hold gewesen sind:

Ich hab znachst a Roas gmacht
Ins steirischi Land.
Han sehgn wolln, wia die Leut san,
Was tragn fir a Gwand.
Gsehgn han i Berg und Tal, Küah
und die Kalm und die
Sennerinna han i jodeln ghört
Zhöchst af da Alm!

Der Steirer sang und die Russen glotzten, da ging die Tür auf und der Dovidl, der mit seinen Eltern den Großvater drüben zur Ruhe gebracht hatte, stand mit einem Gesicht auf der Schwelle, daß sie alle, die dem Krieg eine friedliche Stunde abgestohlen hatten, ganz plötzlich die Ahnung von etwas Besonderem seltsam und unheimlich anrührte. Der steirische Korporal ließ die Kurbel, der Kolbenschlag gab dem Gefreiten Tommasini einen Rippenstoß, und der Dovidl setzte in seinem Polnisch-Jüdisch auseinander, daß der Großvater eben jetzt gestorben sei.

Sie sahen gleich alle hinüber und sahen den Alten gelb und eisgrau auf dem Russenstroh liegen. Wie ein wächsernes, häßliches Püppchen lag er verschrumpelt und faltig in feinen Lumpen, seine beiden Hände waren braun und knotig wie zwei Holzstrünke, nur ein Zug um den verwelkten Mund erinnerte den Kadett an das weiche und erlöste Lächeln so vieler seiner jungen Kameraden, die längst kalt und still in fremder Erde schliefen...

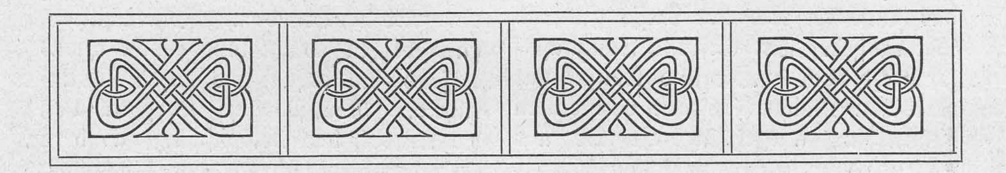
Er ließ nun seine Leute antreten, die Russen wurden in die Mitte genommen und schienen so versöhnt und zufrieden mit ihrem Schicksal, daß man ihnen ihre Gewehre zu tragen gab. Und weil der Anstieg im mitternächtlichen Wald schwierig wurde, schnallten sich die Österreicher die Schneehölzer herunter, die Moskal schleppten auch

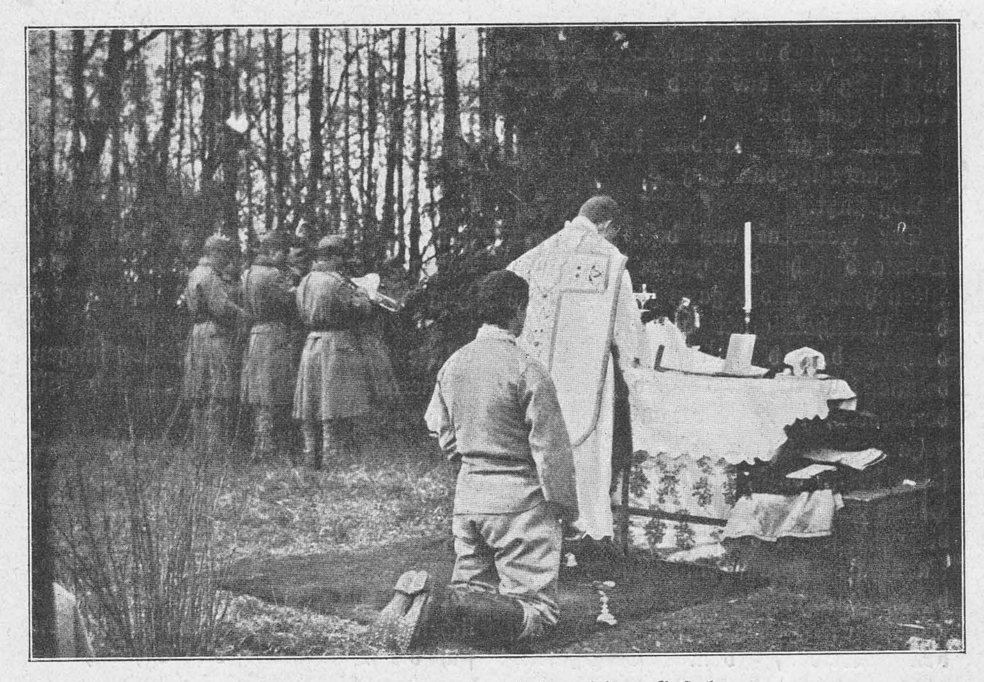
die geduldig und schwitzend mit und man hörte in der nächsten Stunde nichts als das schwere Rauschen der Karpathentannen, zuweilen den fernen Ruf eines Waldkauzes und den steirischen Korporal, der sich seine längsten Beine eingehängt hatte und inbrünstig in sich hineinjodelnd den Anderen vorauslief:

Gsehgn han i Berg und Tal, Küah
und die Kalm und die
Sennerinna han i jodeln gehört
Zhöchst af da Alm!

Keuchend stapften die Russen und luden die Schießprügel und Schneehölzer von der einen auf die andere Schulter, der kleine Kadett träumte im Gehen vom Ignaz aus dem Cafe Frauenhuber und einer brennheißen Melange, sehr licht, mit Doppelschlag; sein Zugsführer schnarchte brummend den Jodler des Steirers und alle dämmerten den halben Soldatenschlaf, bei dem die Augen offen bleiben und die traumwandelnden Füße über kein noch so verschlungenes Wurzelgestrünk stolpern werden.

Blässer standen die Sterne am aufgrauenden Himmel, als der Kadettfeldwebel Bertl Grütz seinem Hauptmann rapportierte: „Melde gehorsamst, Patrouille mit acht Mann zurück, sieben Gefangene, sonst nichts Neues!“



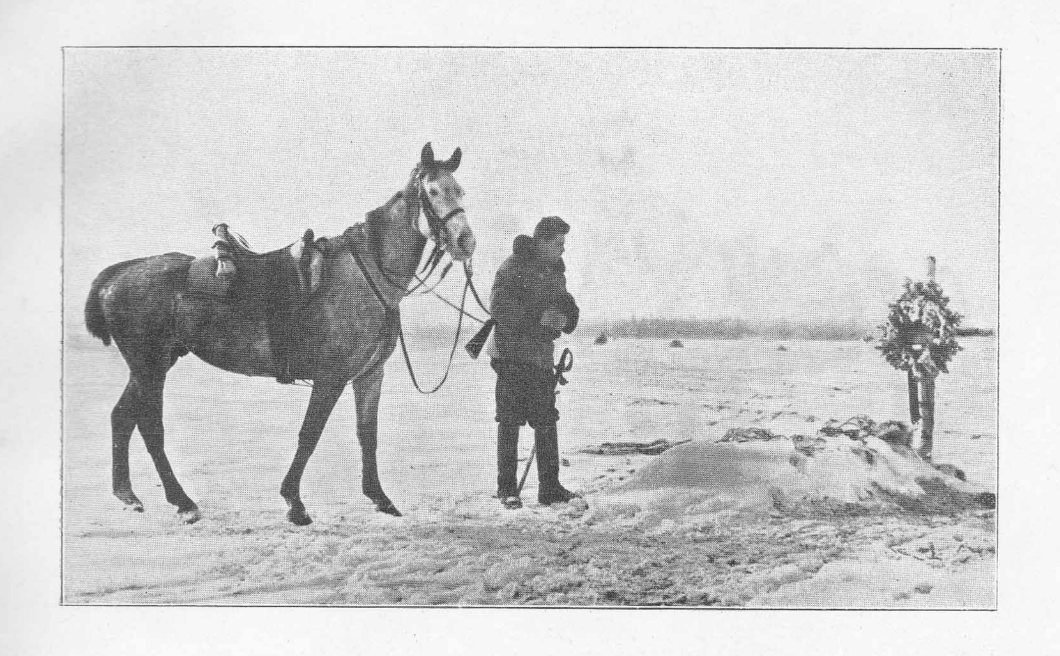


Dankmesse in Polen nach siegreichem Gefecht.

Eugène Delacroix: Christus am Kreuz (1847)







Hinter der Drina.

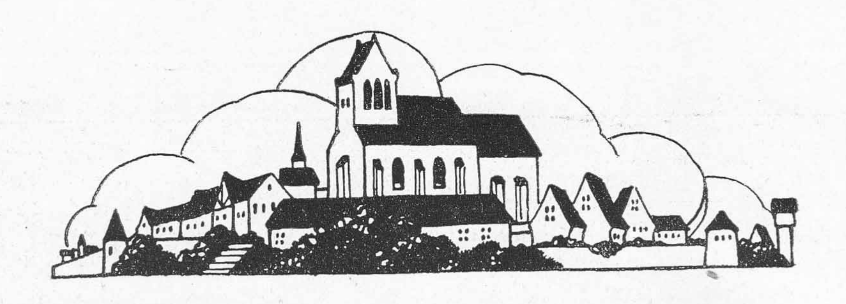
Der Mann ist gen Süden vor Wochen fort,
Ihr blieb nur sein letztes Abschiedswort.

Wenn der bange Tag zur Neige geht,
Ist ihr einziger Trost der Kinder Gebet.

„Lieber Gott, laß uns Vaterl gesund wiedersehn!"
Diese Bitte muß in Erfüllung gehn!

Und vom Himmel schaut weinend ein Engel herab:
Hinter der Drina liegt ein Grab. — —

Ella Triebnigg.



Wie der Hiasl Stamgassinger seine eigene Leichenred' gehört hat . . .

Eine kleine wahre Geschichte
von
Ellyn Karin.



Ein Etappenlazarett. Bett an Bett mit Nummern, unter denen Menschen in tausend Schmerzen liegen. Oder sie schlafen die Wohltat einer Morphiuminjektion genießend, den Schlaf der Traumlosigkeit, den Schlaf, der Schmerz und Hirnstille sein läßt. . . .

Der Hiasl Stamgassinger hatte nur einen Streifschuß und kam bereits nach fünf Tagen in den Saal der Leichtverwundeten hinüber. Man brauchte Platz für einen Nachschub Schwerverwundeter.

In derselben Viertelstunde, als der tapfere „Leiber" mit etlichen Witzen über „dö Tierquälerei" hinübergeschafft wurde, kam der Transport an. Kein Bett blieb leer. Unter der Nr. 27, mit der Aufschrift H. Stamgassinger, Kgl. bayr. Leibregiment, stöhnte ein junger Franzose in tausend Schmerzen.

Er war rettungslos verloren. Die Zähne in die bleichen Lippen eingegraben, die Augen eingesunken, die Lider grau wie Blei, um Mund und Nase die Schatten des Todes, lag er zuckend da. Ein Hilfsarzt beugte sich über ihn. Er fragte — es kam keine Antwort. Ein Stöhnen — ein Zucken — dann streckte sich der junge Leib — die Verzerrung in dem Gesicht, von dem eben die Schwester notdürftig die Kruste von Lehm und Erde abgewaschen — ließ nach, das Kinn sank ein klein wenig herab — eine blinkende Zahnreihe wurde sichtbar — —

Der Hilfsarzt blickte auf die Tafel am Kopfende des Bettes; dann erstattete er die Meldung. Und der Tote wurde fortgeschafft. Man fand weder Papiere noch sonst etwas. Mit allen militärischen Ehren kam der Franzose in deutsche Erde. Auf seinem Kreuz blinkte ein deutscher Helm, und ein bayerischer Soldatenmantel deckte das Grab.

Der lebendige Hiasl Stamgassinger aber kam in einen Lazarettzug und ließ es sich in der aufmerksamen Pflege wohl ergehen.

Tag und Nacht fuhren sie. Tag und Nacht. Das Land war flach, Nebel hingen darüber, dann sah man einen Fluß, an dessen Ufern kurze, dickleibige Weiden standen, ein Städtchen tauchte auf, klein, grau, gleichgültig und verschwand wieder — — —

Stamgassinger hatte sich mit einer Krankenschwester angefreundet.

Sie sprach ein klares, reines Deutsch, das sich so licht und hell anhörte, wie



Wohnliche Küche im Erdinnern.

ihre Augen anzusehen waren. . . Ihr Haar lag in dichten, schon stark ergrauten Scheiteln um die Schläfen; aber ihre Haut war frisch und ihr Lachen jung.

„Schwester Herta! Schwester Herta!" das ging so von allen Seiten. Jeder wollte von ihr bedient sein. Jeder wollte ihr Lachen sehen, ihre Stimme hören und sich von ihr etwas erzählen lassen.

Ihr erklärter Liebling war der Hiasl. Er hatte sich die redlichste Mühe gegeben, sie zu lehren seinen Namen richtig auszusprechen. Aber es ging nicht. Er behauptete, da wäre Hopfen und Malz verloren. Dann seufzte er. Der Vergleich hatte ihn ans Hofbräu erinnert. Und dann erzählte er von dem guten Bier, von den Kellern und wie schön es da wäre, so im Frühsommer unter den grünen Bäumen zu sitzen mit einer frischen Maß und einem Radi.

Endlich war es doch so weit, daß der Zug in München einfuhr.

Am nächsten Tag schon durfte er mit Schwester Herta und einigen Kameraden ausfahren. In einem Auto saßen sie, und der Hiasl sagte immer wieder: „Gelt, da schaugst!" Der Schofför mußte auch am Hofbräu vorbei, und der Hiasl ließ eine frische Maß kommen und Schwester Herta mußte trinken.

Der Hiasl strahlte, weil alles so gut und schön war in der Heimat. Bis nach Thalkirchen fuhren sie, und man sah an dem sonnigen, klaren Tag die Berge weiß und blau aufragen.

„Und dort ist's Berchtesgadener Land, und da bin i derhoam," sagte er, die Richtung andeutend.

„Haben Sie schon geschrieben, Hiasl?" fragte die Schwester.

„G'schrieben? Na. I hab's fei net a so arg mit'n schreiben. I möcht's überraschen dahoam. Na, dö Augen, was machen werden, wenn i zum Hof eini komm!"

Und der Hiasl blieb dabei. Er selber wollte kommen. Er wollte sie alle wiedersehen, die Mutter, den Vater, den Xaverl und — — na ja, natürlich auch die Nachbarsleut' mitsamt der schwarzaugeten Vroni — — halt noch ein bisserl warten mußte er, bis der Doktor ihn für urlaubsfähig erklärte.

Just der Sonntag vor Weihnacht war's, da kroch der kleine Zug von Reichenhall ins Berchtesgadener Landl hinauf.

Leuchtender, glitzernder Schnee hatte Land und Höhen, Baum und Buschwerk in ein strahlendes Märchen gewandelt. Wie das einem doch ans Herz griff! Wie seltsam einem da zu Mute wurde!

Not und Marter, rauchendes, tobendes, eisensprühendes, brüllendes Unwetter des Krieges — alles versank gegen dieses Gefühl — Heimat — — Jeder Pulsschlag rief es dem freudigen Herzen zu: Heimat! Zu Hause bist du! Zu Hause!

Nie hatte er gewußt, welch eine Liebe das war, diese Heimatsliebe. Nicht einmal beim Abschiedsnehmen. Da war er froh und stolz ausmarschiert! Da hätte er sich lieber „vom Fleck weg d'erschießen lassen", als daß er zurückgeblieben wäre. Aber heute — heute — hätte er auf die Knie hinsinken und den Erdboden küssen mögen.

„Wie gut, daß die net wissen, wia's da draußen zugeht im Krieg," denkt er fast laut. Dankbar ist er dafür, daß sie verschont sind von all dem Greuel, der Pein und dem Schrecken.

Endlich, endlich schreit ein Pfiff, der dem Hiasl schier wie ein Juchezer vorkommt, und der Zug hält. So gut es geht, richtet er sich stramm, packt sein kleines Kofferl und zeigt seinen Fahrschein vor.

Der alte Weichenwärter schaut ihn ganz verdutzt an.



Die Anschlagsäule im Felde.

„Gelt, da schaugst, daß mir a wieder amol kemma," meinte der Hiasl und humpelt langsam, sich fest auf den Stock stützend, vorwärts.

Bergauf gings und das Gehen auf dem glatten Schnee war etwas schwierig. Hätte sich der Hiasl umgeschaut, hätte er sehen können, wie die paar Leuteln am Bahnhof heftig mit einander redeten und ihm nachblickten, als wäre er das größte Wunder auf Gottes Erdboden oder ein Gespenst, das ungeniert und gegen alles übliche Herkommen bei helllichtem Tag die Leute erschrecken will.

Das Dorf lag wie ausgestorben da. Noch ein Stückchen Wegs, und er war vor dem Kirchhof, darin mitten die kleine Kirche stand. Schnee lag über all den Hügeln, Schnee lag auf dem Turm und schrägem Dach. Gerade sah er noch einen Weiberrock in der Tür verschwinden, und da drangen die letzten Töne des Orgelspiels heraus. Ja — da wollte er seinem Herrgott ein Vaterunser sagen für das, daß er noch einmal seine Heimat wiedersehen durfte. Und der Hiasl stellt sein Kofferl hinter die Kirchentür und tritt, so still er es mit seinen schweren Reiterstiefeln vermag, in die kleine Kirche ein.

Gerade hatte der Herr Pfarrer begonnen für einen zu sprechen, der auf dem Felde der Ehre gefallen ist.

„Für König und Kaiser, für unser geliebtes Vaterland hat er sein junges Leben gelassen. Einst hatte Jesus gesprochen: Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert! —

Und sehet, meine Lieben, aufgestanden ist der Haß und der Neid und bedrohet unser Vaterland. Vernichtung, Tod und Grauen wollte er bringen in unser geliebtes Land. Und was vorher ge-



Deutsche Barbaren füttern ein herrenloses Hündchen.

lebt in Zwietracht, wurde einig. Was kleinlich war, fiel ab von uns, und mit dem Schwerte in der Hand steht Deutschland und Österreich schützend um unsere Gauen.

Schier in Übermacht sind uns Feinde aufgestanden an allen Ecken und Enden. Eisern muß der Arm sein, der sie bezwingt. Aber die Gerechtigkeit ist mit uns. Und wo Gerechtigkeit ist, da ist Gott. Die Gerechtigkeit ist unsere fürsprechende Macht. Die Zeit scheidet Wahrheit und Täuschung, Wesen und Schein. Was aus Gott ist, setzt sich durch, was die Menschheit vorwärts und aufwärts trägt, behält den Sieg!

Und zu diesem Siege hat unser geliebter Sohn sein Herzblut geopfert. Vater, Mutter, Geschwister und Braut hat er gelassen und ist ausgezogen wider den Feind. Werdet Ihr, meine Geliebten im Herrn, ihn auch nie mehr mit Eueren leiblichen Augen, sehen, er lebet dennoch fortan in Euch! Unsterblich ist seine Seele, ein Auserwählter ist er fortan für seine Heimat, die in allen Herzen ein Denkmal ewiger Dankbarkeit für ihn errichtet hat.

Ein Denkmal, teure Christen, dem keine Unbill der Zeit jemals etwas wird anhaben können. Kein Sturm wird es zerbröckeln, kein Frost es zersprengen. Ewig und ewig wird es bestehen. Und wird Euer Leib einst nicht mehr sein, so wird dieses Denkmal mit Euch gehen dahin, wo ewiger Friede und ewiges Frohlocken ist.

Ein Bild froher Jugend, ist er von uns gegangen. Beliebt war er, ein bester Sohn seinen Eltern, der beste Bruder seinen zwei Geschwister und der treueste Bräutigam seiner untröstlichen Braut! Und seine Kameraden haben ihn geliebt, und seine Vorgesetzten hatten nie eine Klage wider ihn.“ — —

Hier verschnaufte der Herr Pfarrer ein wenig, und der Hiasl dachte: „Jetzt möcht' i nur glei' wissen, wer dös war. Der muaß ja so brav g'wesen sein, daß 's net zum Aushalten war!“

„Nun aber, liebe Gemeinde,“ fuhr der Herr Pfarrer fort, „nun wollen wir der Seele unseres Dahingegangenen, der Seele unseres geliebten Hieronimus Stamgassinger gedenken.

Mit dem Eisernen Kreuze auf der Brust ward sein junger, so früh verstorbener Leib in fremde Erde gebettet. Alle Ehren sind ihm geworden, denn sein oberster Kriegsherr vergißt keinen, der mit dem Schwerte in der Hand sein Vaterland schützt. Nun aber wird er vor dem obersten Herrn aller Seelen, der zugleich auch der Herr des ewigen Friedens ist, stehen. Rechenschaft wird von dieser armen Seele gefordert

werden. Und daß er diese allerletzte Prüfung gut bestehen möge, daß die Seele unseres geliebten Hiasl Stamgassinger einen Ehrenplatz einnehmen möge, darum lasset uns beten zu Gott dem Allmächtigen, vor dessen Angesicht die arme Seele ein strahlendes Auferstehen feiern wird." —

Hiasl Stamgassinger starrte wie geistesabwesend zwischen dem Beichtstuhl und einer Säule zu der Kanzel hinüber. „Was war denn jetzt dös?" denkt er und greift sich an den Kopf. „Hiasl Stamgassinger hat er gesagt. Ja, er lebt doch noch. Was — oder — und — so — so brav war er doch in sein'm ganzen Leben net g'wesen; wenn er nur dran denkt, was dös allerweil für eine Gaude war z'wegen dem Wildern, was er oft die Vroni g'plagt hat mit seiner ewigen Eifersucht, und wie er einmal den Kannthaler Sepp beinah d'erwürgt hätt — und — mein Gott, was ihm jetzt net alles einfallt — —

Er weiß in dem Augenblick gar nicht, was er beginnen, was er machen soll. Rein ausgestoßen aus aller menschlichen Gemeinschaft kommt er sich vor. Grad so, als gehöre er gar nicht mehr unter die Lebendigen. Und tot war er doch auch nicht! Beleib net! Er spürte sogar ein recht menschliches Rühren in seinem Herzen und — seinem Magen. Dort, grad vor der Kanzel stand sein Vroni, hatte das Köpferl gesenkt, und man hörte ganz deutlich, wie sie schluchzte. Und daneben kniete seine Mutter, und der Xaverl wischte sich mit dem Rockärmel sein Naserl. Es war nicht zum Ansehen. Er schlich sich hinaus. Da schien die Sonne so hell und freudig, daß alles wie verklärt anzusehen war. „Ach was! Ein richtiger Leiber wird do net gar am End' zum spintisieren anfangen. Grad' eine Schand' und ein Spott wär's!" Er reckte sich, sog die frische Bergluft ein und schaute mit hellen Augen um sich. „Herrschaft Sackra, mir gang'st, net zum sagen is, wie ein'm zu Mut werden kann, wenn ma net ganz g'wiß weiß, ob ma lebt oder net!" Er trat



Der requierierte Esel.

etwas seitwärts, denn die Kirchentür ließ die ersten Leuteln heraus. Und er wartete, bis der Xaverl herauskam und langsam sich nach den anderen umdrehte. Dabei fiel sein Blick auf den großen Leiber, der auf den Stock gestützt dastand. Und der Xaverl wollte schreien. Und dann schaute die Mutter sich um und wußte nicht, ob ein böser Geist sie versuchen wolle oder ob es Wirklichkeit war, daß der Hiasl dastand, groß und breit, und daß über sein Gesicht jetzt ein Lachen ging, das einem halben Weinen gleichkam und doch Leben, gesundes, wirkliches Leben war.

„Hiasl!" sagte die Mutter ganz leise und trat auf ihn zu. Und Schritt für Schritt kam die Vroni langsam, bedachtsam näher. Die sagte gar nichts, ließ die Arme herabhängen und starrte ihn an.

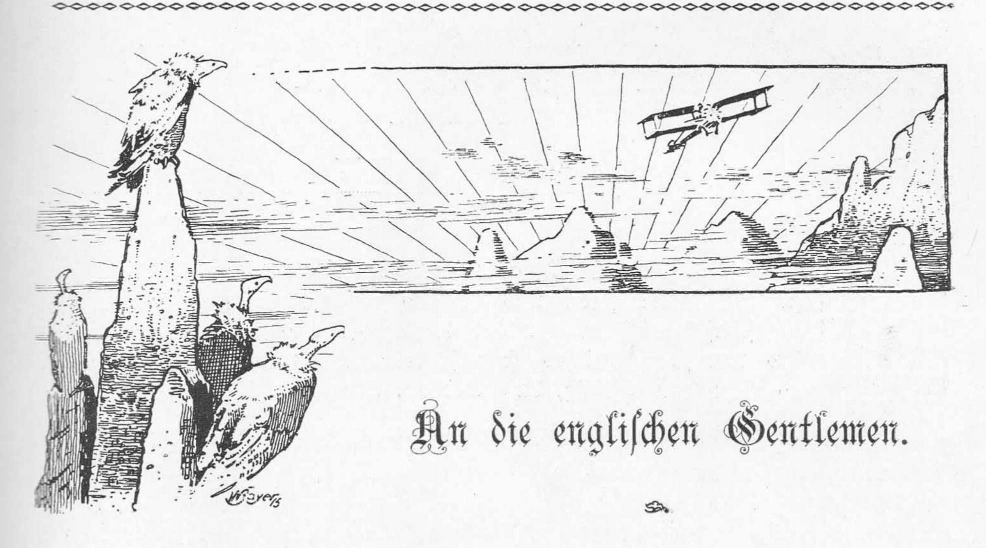
Dann rannte einer in die Sakristei und schrie: „Hochwürden Herr Pfarrer, der Hiasl Stamgassinger ist da. Draußen steht er. Wahrhaftig und lebendig, und sei Leit' stengan da und reden mit eahm."

„Was? Der Hiasl Stamgassinger? Der Lump? Der Malefizbub? Wo ich mir eine solche Müh' mit seiner Leichenred' geben hab'? Ja, war ja net gar aus! Na ja, auf den war ja no nia a Verlaß gewesen!"

Hinterher aber saßen sie alle miteinander beim Wirt, der alte Stamgassinger zahlte das Bier, der Herr Pfarrer ließ es sich nicht nehmen und bestellte eine Flasche alten goldklaren Rheinwein und brachte ein Hoch auf den Helden, auf den ganz und gar lebendigen Hiasl Stamgassinger aus.



Ein komfortabler Offiziers-Unterstand.



An die englischen Gentlemen.

Engländer, glänzende Fußballspieler,
Ihr treibt den Ball mit kühnem Schwung
und stoßt ihn zum Mal mit verwegenem Sprung:
Ihr treibt zur Walstatt, als sei es ein Spiel,
die fremden Völker, dem Tod zum Ziel,
erlauchte Gentlemen!

Engländer, Großmeister des Worts,
Euer Tun umspinnt Ihr mit blendendem Schein,
für die Freiheit der Völker tretet Ihr ein;
Doch unter der Maske brecht Ihr das Recht,
keine schamlose Lüge ist Euch zu schlecht,
erlauchte Gentlemen!

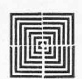
Engländer, Großherren des Handels,
Der Krieg ist Geschäft, der Krieg bringt Geld,
mit Blut und Leichen erkauft Ihr die Welt,
im Großen betreibt Ihr den Völkermord:
er bringt Euch Reichtum und Ruhe zum Sport,
erlauchte Gentlemen!

Engländer, Weltmeerbeherrscher,
Es kommt die Rache, es kommt das Gericht,
die Maske fällt, Eure Macht zerbricht,
Unser Haß ist ein scharfgespitzter Pfeil,
unser Wille ein stahlgehärteter Keil,
Weh Euch, Gentlemen!

Heinrich Goebel, Hildesheim.



Die Röntgentechnik im Dienste des Krieges.



Von G. Quaink.

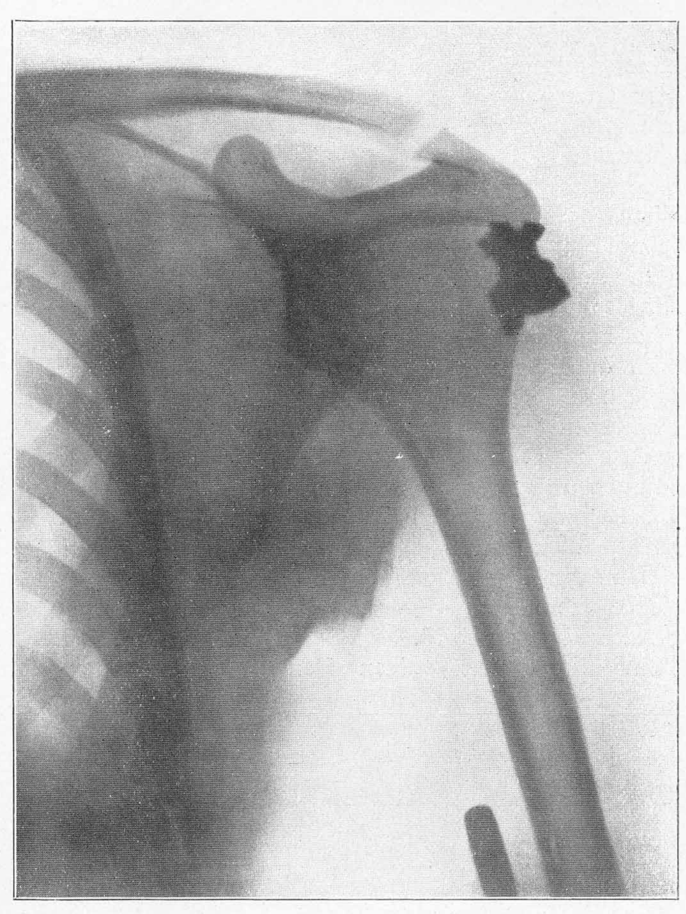


Für die zukünftige Stellung, für den militärischen und wirtschaftlichen Fortbestand des Deutschen Reiches ist es nicht nur wichtig, daß wir Sieger bleiben in den Schlachten, sondern es ist ebenso wichtig, daß die Schäden des Krieges für uns gering gehalten und so rasch wie irgend möglich wieder behoben werden. Hierzu gehört in erster Linie, den Verwundeten mit aller Sorgfalt, mit allen Mitteln die Heilung zu bringen, damit die Folgen des Krieges für den einzelnen nicht so schrecklich sind, und damit dem Vaterlande recht viele leistungsfähige Männer zur Arbeit in Krieg und Frieden verbleiben. Die Heeresleitung hat deshalb der Ausbildung des Sanitätswesens größte Sorgfalt angedeihen lassen und war stets darauf bedacht, die neuesten Hilfsmittel hierbei auszunutzen.

Mittelhand- und Fingerknochen stark zersplittert

Die Röntgentechnik ist eine der jüngsten Errungenschaften der ärztlichen Wissenschaft, trotzdem hat sie schon eine hohe Vervollkommnung erreicht und ist heute unentbehrlich geworden. Ihre schönsten Er-

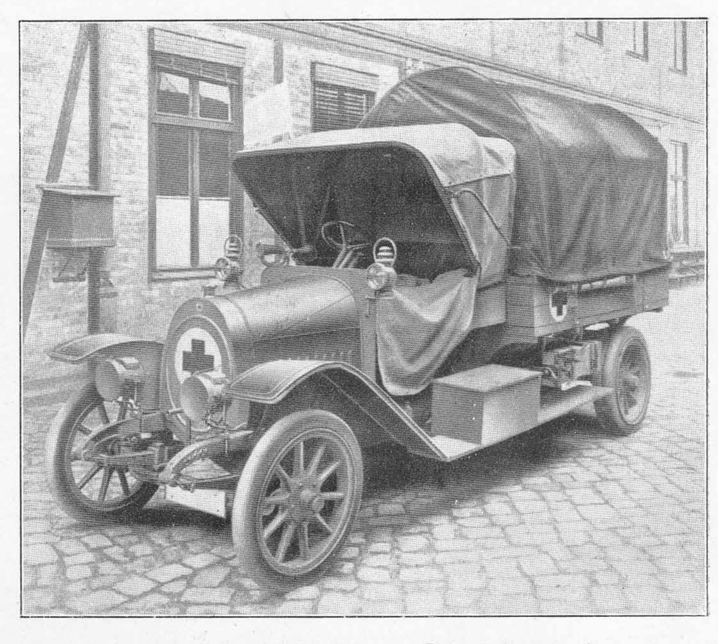
folge hat sie erzielt bei Knochenverletzungen und beim Aufsuchen von Fremdkörpern, die in Wunden zurückgeblieben sind. Gerade das sind aber die weitaus meisten Verletzungen des Krieges, und schon daraus erhellt die Bedeutung der Röntgentechnik für die Kriegschirurgie. Eine Durchleuchtung oder Aufnahme läßt sofort Form und Sitz des Infanteriegeschosses, Schrapnellsprengstückes und dergl. erkennen; sie verschafft vollkommene Klarheit über Art und Schwere der Knochenverletzung (siehe Abb. 1 und 2). Sie läßt jeden in das Muskelgewebe versprengten



Steckschuß eines französischen Maschinengewehrgeschosses. Granatschuß in der Nähe des Schultergelenks, keine Knochenverletzung.

Knochensplitter, der die Heilung so sehr erschweren könnte, sicher auffinden und das ist bei Schußverletzungen besonders wichtig, da diese meist weitgehende Splitterung zeigen.

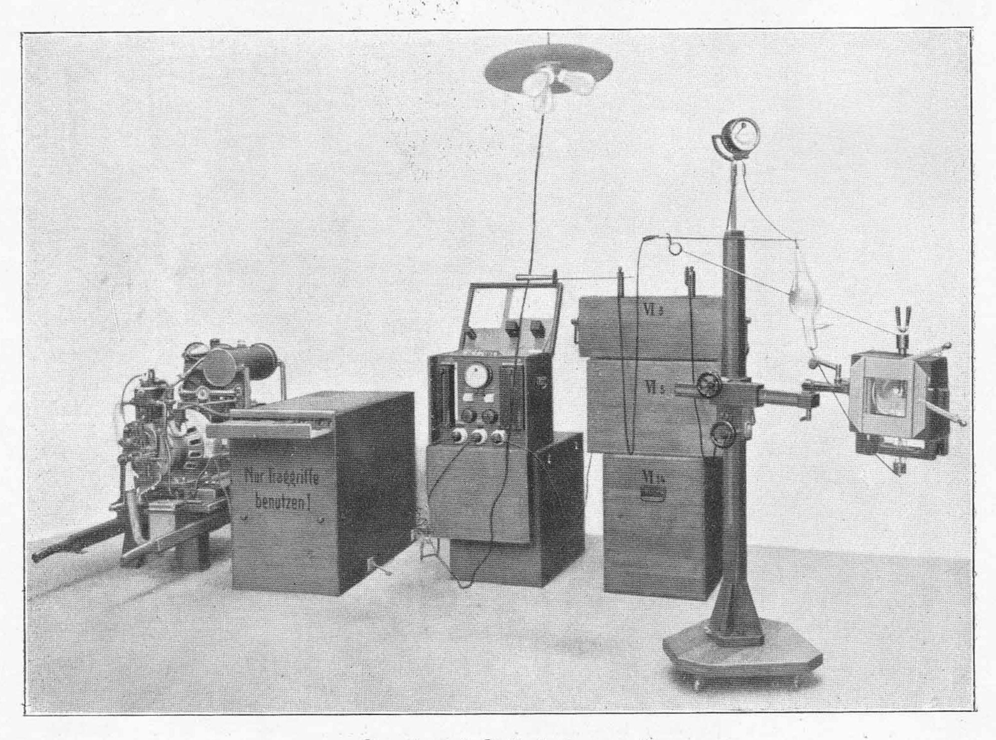
Je früher ein Verwundeter mit Röntgenstrahlen untersucht werden kann, um so sicherer und besserer kann er wieder hergestellt werden. Denn es liegt dann gleich zu Beginn der Behandlung eine einwandfreie Diagnose vor, und es lassen sich sofort zweckentsprechende Maßnahmen treffen. Um bei Kriegsverletzungen das Röntgenverfahren möglichst früh anwenden zu können, hat man Feldröntgenwagen und tragbares Feldröntgengerät ausgebildet, die schon in den ersten Etappenlazaretten, unmittelbar hinter der Front gebraucht werden. Bei beiden kam es in erster Linie auf leichte Transportfähigkeit an, da Etappenlazarette oft und rasch den Platz wechseln müssen. Auch müssen solche Röntgeneinrichtungen schnell gebrauchsfertig und ebenso schnell wieder verpackt sein; nichts Notwendiges darf fehlen, ohne daß durch allzu viel Zubehör das Gerät schwerfällig wird. Die Feldröntgenwagen, oft Wagen mit Pferde-



Lastwagen mit tragbarem Feldröntgengerät

bespannung, sind außerordentlich sinnreich unter größter Raumausnutzung eingerichtet; beim tragbaren Feldröntgengerät (Abb. 5) sind die einzelnen Apparate in handlichen Kasten verteilt, die durch einen Lastkraftwagen (Abb. 4) befördert werden. Dieser Kraftwagen wird dem Lazarett weiterhin dadurch nützlich, daß er zum Herbeischaffen von Verwundeten dient, solange die Röntgenstation in Betrieb ist.

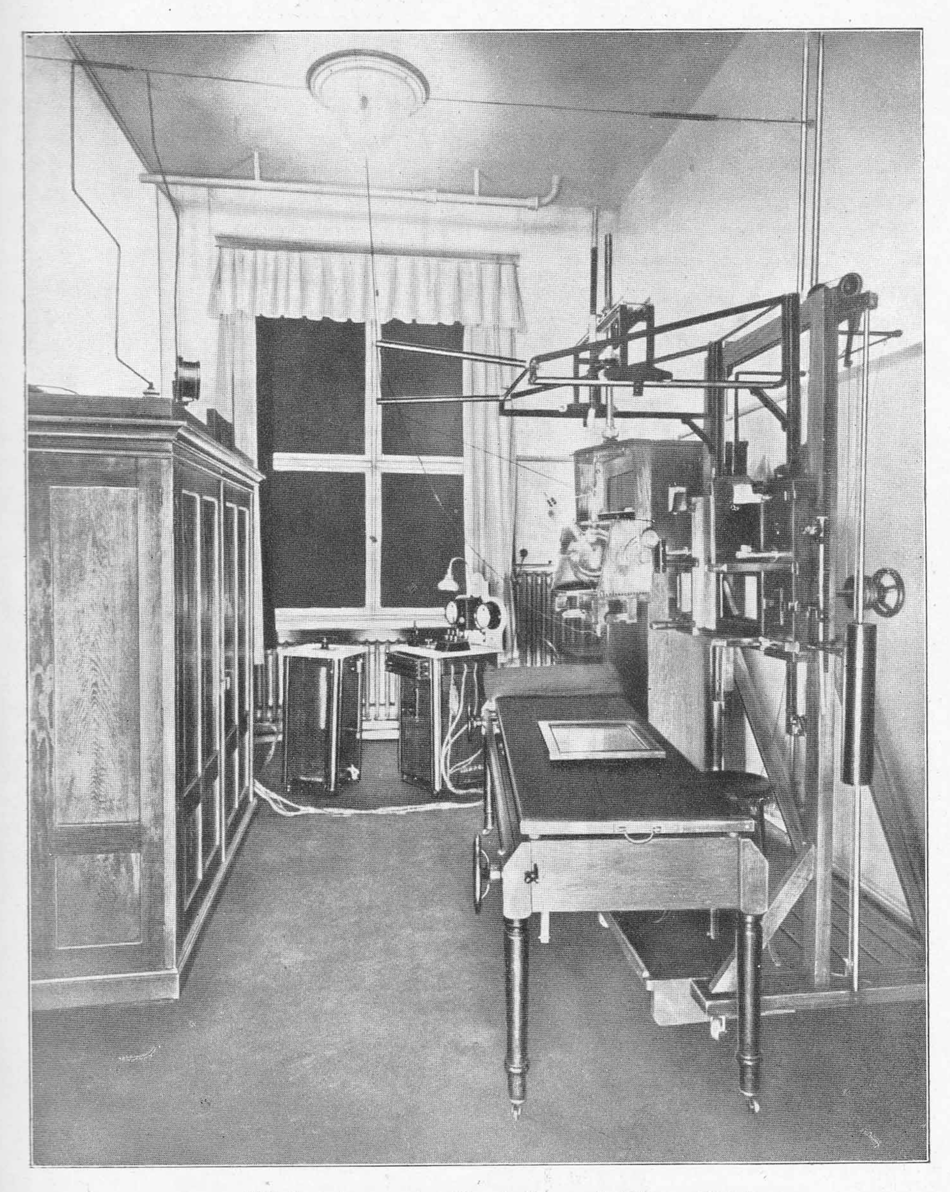
Eine kleine, durch einen Benzinmotor getriebene Dynamo erzeugt den erforderlichen elektrischen Strom und



Tragbares Feldröntgengerät

macht so die Feldröntgenstation von einem elektrischen Leitungsnetz unabhängig. Ein kräftiger Induktor mit einem Gas-Quecksilber-Unterbrecher speist die Röntgenröhre, ein einfaches Röhrenstativ mit Schutzblende ermöglicht Durchleuchtungen und Aufnahmen. Weiter gehören noch ein Durchleuchtungsschirm, Röntgenplatten und das gesamte Zubehör für den photographischen Positiv- und Negativprozeß zur Ausrüstung der Station.

Die Leistungen des Feldröntgengerätes sind recht hoch; es gelingen selbst



Röntgenzimmer im Vereinslazarett Siemensstadt

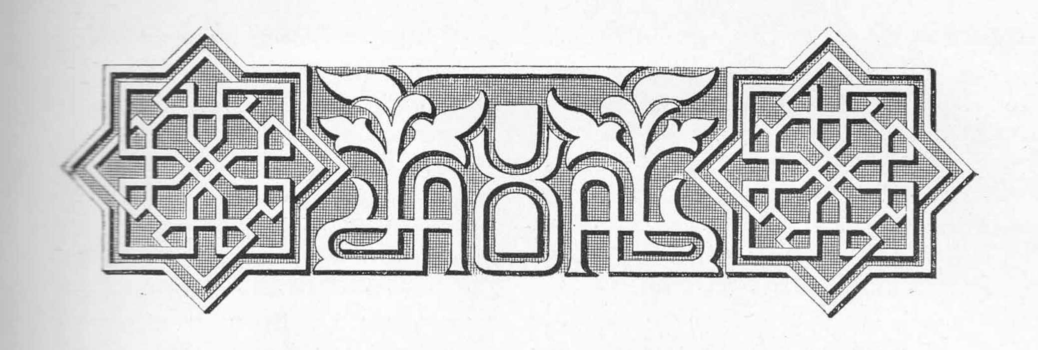
schwierigere Aufnahmen in kurzen Beleuchtungszeiten. Immerhin kann man natürlich von solchen Apparaten nicht die Höchstleistungen verlangen, wie sie mit den modernen großen Apparaturen zu erreichen sind. Hat der Verwundete im Etappenlazarett die erste Hilfe erhalten, so wird er in ein Lazarett übergeführt. Dort kann dann die eventuelle notwendige neuerliche Untersuchung zum Zwecke einer Operation mit der feststehenden großen Röntgeneinrichtung vorgenommen werden. Unsere Militärlazarette wurden schon in Friedenszeiten sämtlich mit Röntgenapparaten versehen. Daß auch die Lazarette des Vereins vom Roten Kreuz zum Teil über vortreffliche Röntgeneinrichtungen verfügen, zeigt Abb. 6 aus dem Vereinslazarett Siemensstadt, das die Siemens u. Halske A.-G. und die Siemens-Schuckert-Werke im Zusammenwirken mit der Heeresleitung dem Verein vom Roten Kreuz in dem einen Flügelbau ihres Verwaltungsgebäudes eingerichtet haben. Der Schrank links im Bilde birgt den Gleichrichter, einen Apparat, der die einen Wellenhälften des dem Netz entnommenen und durch einen Transformator auf hohe Spannung gebrachten Wechselstromes umkehrt und so den erforderlichen pulsierenden Gleichstrom erzeugt. Eine solche Röntgenapparatur arbeitet also ohne Unterbrecher und ist schon aus dem Grunde leichter zu bedienen, dabei ist sie den Induktorapparaten teilweise sogar überlegen. Unter Zuhilfenahme einer sogenannten Einschlagvorrichtung lassen sich Aufnahmen in einer Hundertstel Sekunde Belichtungszeit herstellen; es wird hierbei die Röntgenröhre zu einem nur einmaligen, aber sehr heftigen Aufleuchten gebracht. Auf diesen Einschlag-Aufnahmen erscheinen bewegte Organe, wie Herz und Magen, mit ganz scharfen Konturen.

Es ist zum großen Teil der hochentwickelten Röntgentechnik zu verdanken, daß in diesem Kriege Verletzungen glatt zur Heilung gebracht werden, bei denen man noch vor einigen Jahren unbedingt hätte zur Amputation schreiten müssen, daß überhaupt eine vollkommene Wiederherstellung so sehr viel häufiger gelingt, als man hätte hoffen dürfen. Die Untersuchung mit Röntgenstrahlen dient nämlich nicht nur den chirurgischen Eingriffen, sondern sie ermöglicht auch eine äußerst schonende Überwachung des Heilverlaufes, da zu diesem Zweck ein Gips- oder Streckverband nicht abgenommen zu werden braucht. Dem Verwundeten entstehen keine Schmerzen, die Wunde wird nicht gereizt und so in der Heilung nicht gestört.

Gebet.

Herr, laß mich nicht
Im Dunkel irren,
Lösche nicht Dein heilig Licht;
Laß es glühen,
Herr,
Bis meine Seele,
Dieser Erde Mühen
Müd' geworden,
Heimzieht
Durch die goldnen Pforten.

Fried. v. d. Aue.



Die Mohammedanerin und der Krieg.

Von Dorothea G. Schumacher.



Schon seit beinahe zwanzig Jahren ist die Türkei in andauernde Kriege verwickelt. Uneingedenk der türkischen Männerwelt, von denen alle Wehrfähigen der mittleren Jahre bereits fünf Kriege mitgemacht haben, will ich heute hier nur den Anteil der mohammedanischen Frau an dieser großen, ernsten Zeit beleuchten. Ihr Los ist trübe, nicht ihrer angeblichen Abgeschlossenheit wegen, als vielmehr durch die Tatsache, daß viele dieser Frauen ihre Männer seit Jahren im Kriege wissen, daß ebenso viele ihre Männer und Söhne verloren haben und ihre Kleinen mit Tränen und stetem Bangen genährt haben. So ist denn seit dem letzten Balkankrieg, der von der Türkei ungeheure Opfer forderte, die Frauenwelt in überwiegender Zahl. Dies Witwenlos erscheint dort wohl um so trauriger, als die Mohammedanerin keine auf Selbständigkeit und Erwerb abzielende Bildung genossen hat, vielmehr nur in Liebhaberkünsten und Literatur des Gatten wegen unterrichtet wurde (was übrigens auch ihre einzige Mitgift in die Ehe ist). Dafür aber ist der soziale Zusammenhalt türkischer Verwandter ein sehr starker, und jede vereinsamte Frau, Mutter, Tante, ja auch Dienerin kann immer auf die Versorgung seitens der ihnen Nächststehenden rechnen; eine Tatsache, die wohl oft den Eindruck hervorrufen half, als handle es sich um einen „frauenreichen Harem" — während es doch nur die unter dem Dach des Hausherrn vereinten einzelnen weiblichen Verwandten sind!

Während der letzten Kriege blieb die mohammedanische Frau nicht so unbeteiligt, als man hier wohl denkt. Der nicht abgeschaffte, sondern vielmehr seit 1912 aufs neue dekretierte und verschärfte Schleierzwang hat sie nicht gehindert, wohltätige Werke zu übernehmen, Botschaften zu überbringen, praktisch zu helfen und zu raten. Der Schleier begünstigt derlei sogar eher, da dem Moslim die verschleierte Frau als streng unantastbar gilt. Eine Verschleierte ist dort überall geborgen und unerkannt, wie in einem Domino, und eine Schlimme kann dies bei Gelegenheit wohl auch gegen ihren (sie ja in der Öffentlichkeit nicht erkennenden) Gatten ausbeuten — aber dies gehört nicht hierher. Nein, die Mohammedanerin erwarb sich auch Verdienste um ihr Land; sie würde es aber als Kränkung ihrer Ehre empfinden, dafür

öffentlich gefeiert und umschmeichelt zu werden.

Das Gefallen anderer Frauen an sog. „Wohltätigkeitsfesten", bei denen ihrer Eitelkeit „wohlgetan" wird, kommt für die Mohammedanerin in Fortfall.

Im türk.sch-bulgarischen Kriege schickten türkische Frauen an europäische Fürstinnen die folgende Depesche ab:

„Europa hat uns immer des Fanatismus beschuldigt — aber wir, gebrandmarkt durch diese Bezeichnung, führen ja in diesem Augenblick keinen Religionskrieg, wenn auch die Balkanverbündeten urbi et orbi erklären, sie unternähmen einen Kreuzzug gegen uns. Frauen, Kinder, Greise, alle Wehrlosen, sind gezwungen, Hals über Kopf das in Flammen aufgehende Heim zu verlassen, nur um nicht mehr die grausamen Martern ansehen zu müssen, womit die Ihren von den Soldaten der Balkanverbündeten gequält werden.

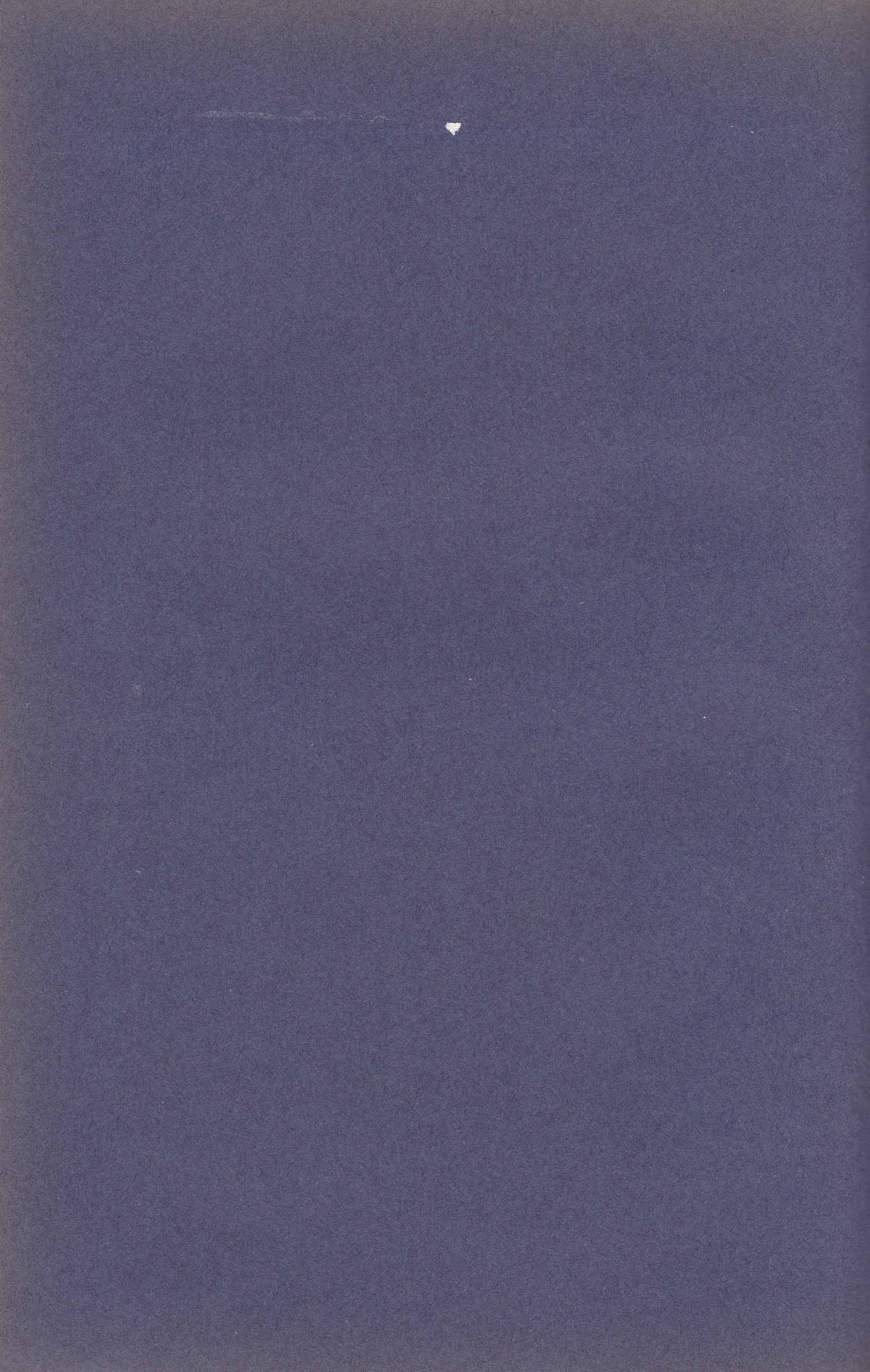
Majestäten und Königliche Hoheiten! Wir beschwören euch, als Königinnen: Habt Mitgefühl mit diesen Leiden der Mütter, und als Frauen erbarmt euch unserer Qualen! Im Namen der christlichen Barmherzigkeit und im Namen der Leiden, die wir erdulden, beschwören wir euch, neigt euch zu uns herab und leiht unserem Hilferuf Gehör." — usw.

Wir dürfen uns die mohammedanische Frau keineswegs als ein müßiges sinnliches, rechtloses Wesen vorstellen, ihr Bildungsgrad ist in den oberen Schichten ein ebenso hoher und vielseitiger als der junger europäischer Damen; freilich, wie oben schon bemerkt, mehr zum Zwecke, dem Gatten an Wissen nahe zu stehen, als dem der öffentlichen Selbständigkeit, die sie ja nicht nötig hat, da sie keine alte Jungfer zu werden braucht. Seit 1904 besteht der unserem „Roten Kreuz" entsprechende „Rote Halbmond" in der Türkei und in Ägypten. Es waren damals Frauen, die seine Gründung anregten und mit z. T. sehr hohen Spenden unterstützten. Dennoch ist es der Mohammedanerin versagt, öffentliche Krankenpflege zu leisten. Statt ihrer gelang es in Tripolis und im Krieg mit Bulgarien nur einigen christlichen Armenierinnen und Ausländerinnen, Aufnahme beim Roten Halbmond als Pflegeschwestern zu finden, während einige türkische Damen der ersten Kreise nur in Privathospitälern wirkten, nicht ohne sorgfältige Verschleierung wohlgemerkt! Dort aber haben sie an Ausdauer und Sanftmut sehr viel geleistet.

Wieviele wichtige politische Beschlüsse und Vorschläge mögen zuerst nur in den Harems leise besprochen worden sein!! Das war im Revolutionsjahre der Türkei 1908, als Abdul Hamid einer zeitgemäßeren Regierungsform das Feld räumen mußte, daß verkleidete türkische Damen gewisse Dokumente und Botschaften überbrachten und Bedrängten zur Flucht verhalfen. Viele Frauen gaben in allen türkischen Kriegen, namentlich aber im letzten, all ihren Schmuck zu Gunsten des Kriegsfonds. In Ägypten hat es 1912 eine Mohammedanerin, Fräulein Nessa Effendi Machmud, dahin gebracht, nach Beendigung ihrer Studien in der medizinischen Lehranstalt zu Kairo ihr Examen als Ärztin zu machen, als welche sie seit 1912 in den seit langem überfüllten Hospitälern praktiziert! Frau Badiha, die Gattin des Vizepräsidenten eines ägyptischen Gerichtshofes, hat sozialpolitische Artikel geschrieben, in denen sie gerade jetzt, wo der „ganze heilige Frühling der Türkei vom erbarmungslosen Schnitter Krieg hingemäht werde" (wie sie schrieb) gerade jetzt ein verstärkter Bedacht auf die vernünftige Pflege junger Mütter und Säuglinge gelegt werden solle. Wie recht hat Badiha Hanem mit der

Bogdanow-Bielsky: An der Schultür



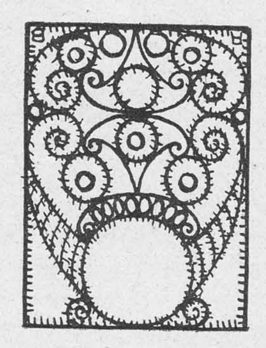


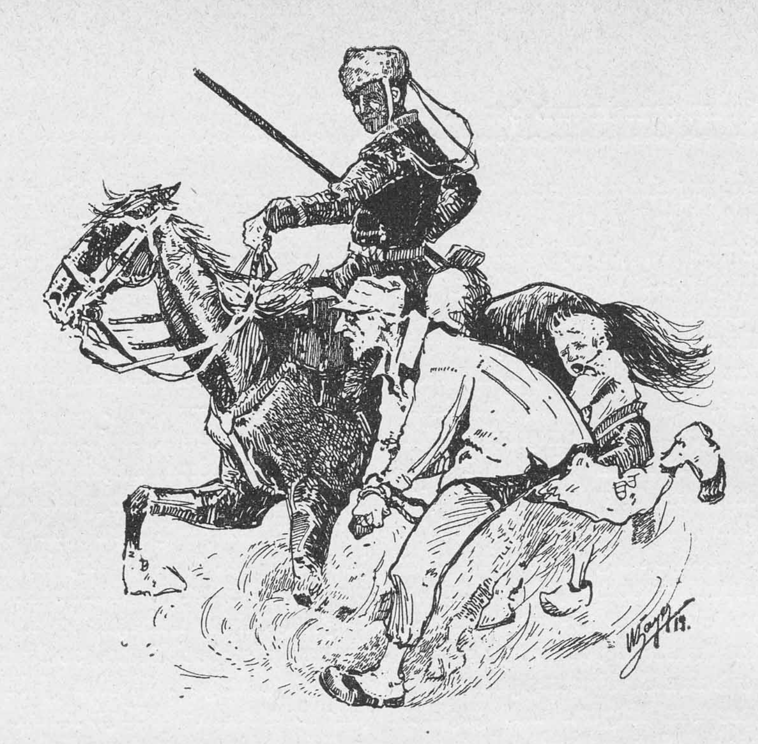
praktischen, zugleich echt weiblichen Behandlung dieser Frage.

Besonderes Aufsehen, wenn nicht Kundgebungen des Mißfallens im Islam erregten die türkischen Frauen Halide und Gülistan Hanem mit ihren Ansprachen an die Krieger im Revolutionsjahre 1908. Einer politischen Verschwörung (gegen die Jungtürken) soll sogar die Gattin des Chefs des arabischen Kabinetts beim Sultan, Yussuf Pascha Sadik, beschuldigt worden sein. Über ihre Verhaftung jedoch ist weiter nichts bekannt geworden, sicherlich aus jener hohen Scheu des Mohammedaners, einen Frauennamen mit einem öffentlichen Skandal in Verbindung zu bringen.

Zu einer der klügsten und zugleich vor wenigen Jahren noch schönsten Frauen des modernen Orients gehörte die Tante des jetzigen Khediwen, Frau Nasslè Hanem. Leidenschaftlich hat sie sich ihr Leben lang mit den Fragen der Politik und der Kriege befaßt. Sie erzählte, wie berichtet wird, daß einst ein Scheich zu ihr gekommen sei und das Ende der Türken durch ein gelbes Volk geweissagt habe, was sie ihm an der Hand ethnologischer und geschichtlicher Bemerkungen aber wieder ausgeredet habe. Gleichwohl sieht man noch in manchen ägyptischen Salons mit gläubiger Spannung diesem Tage entgegen. Prinzessin Nasslè war eine Jungtürkin, ehe noch die Rede von einer solchen Partei war, und sie hat immer die Überzeugung geäußert, daß erst eine konstitutionelle Regierung das Gedeihen der Türkei herbeiführen werde. Aber sie wußte auch liebenswürdige Geschichten aus den Kriegstagen von 1878 zu erzählen — so z. B. von jenem alten türkischen Heerführer, der im Kriege ein Löwe, daheim ein Lamm war und der seiner angebeteten, einzigen Gattin zu Füßen sank mit den Worten: „Gott weiß, daß ich **nur** vor dir in den Staub zu sinken vermag...."

Zum Schluß erwähne ich noch einer der auch in der Türkei vorkommenden Kriegstrauungen. Eine solche fand statt im Sommer 1911 zu Konstantinopel zwischen Enver Bey, dem Vielgenannten, und der Prinzessin Nadschia Sultana, einer Nichte des Exsultans Abdul Hamid. Nach der mohammedanischen Sitte war **diese** Trauung oder „Nikiah" noch keine rechtsgültige Heirat, sondern erst eine Anverlobung, nach welcher Enver Bey nach Tripolis zurückkehrte. Die eigentliche Verehelichung, der sogenannten „Koultuk", fand (zwischen den Schlachten gewissermaßen) zu Konstantinopel im März 1913 statt. Auch diesmal mußte er seine junge Frau allzubald verlassen um des Krieges willen..... ein altes, wehes Lied, das jetzt durch die ganze Welt tönt!





Der Krieg und unsere Kinder.

Von P. Hocke.



Wir stehen mitten drin in den gewaltigsten Ereignissen, die die Weltgeschichte wohl je erlebt hat. In unserem Volke werden es nur wenige sein, die ohne eine tiefe Erschütterung durch diese schweren Zeiten hindurchgehen. Die allgemeine Not ist zu groß, als daß nicht jedes fühlende Herz davon betroffen würde.

Diese Behauptung gilt auch zum großen Teil von unseren Kindern. Auch sie erleben im Kriege etwas Großes etwas Gewaltiges und Ausnahmsweises. Diese Zeit mit ihren Geschehnissen wird ihnen zum besonderen Erlebnis werden, das sie nie mehr vergessen können. Ganz von selbst wird die bewegte Gegenwart ihr Herz erschüttern, ihren Willen beeinflussen, ihren Geist mannigfaltig anregen, ihr Gefühl vertiefen. In unserem Unterrichte in den Schulen fehlt die Unmittelbarkeit der Eindrücke so oft, und daher rührt dann in der Regel auch der Mangel an Interesse, der geringe Erfolg. Es gibt soviel, was beim anschauungslosen Unterrichte nicht erst Wurzel faßt, nicht erst in die Tiefe dringt und daher auch keine Frucht bringen kann. Wie ganz anders wirkt alles das auf das Kind ein, was von ihm selbst und unmittelbar erlebt ist. Das wird ganz aufgenommen, erfaßt und fruchtbar weiter entwickelt. Darum muß auch der Krieg wie jedes von dem Kinde selbst und unmittelbar erlebte Erlebnis eine tiefe Wirkung auf seine ganze werdende Persönlichkeit ausüben, er muß in vieler Hinsicht zu seinem Lehrer, zu seinem segensreichen Erzieher werden. Wir haben es auch hier mit dem einen von dem vielen Guten zu tun, was der sonst so verderblich wirkende Krieg unzweifelhaft bei uns ausübt.

Ganz ohne unser Zutun wird das Kind schon von selbst gar viel vom Kriege profitieren. Allein es kommt doch auch viel auf uns an, auf seine Erzieher, die es tagtäglich um sich hat, *wie* es den Krieg erlebt. Wir haben

es doch in der Hand, auch in dieser Zeit unser Kind zu leiten, es aus diesem Kriege möglichst viel gewinnen zu lassen. Und wir haben nicht nur die Möglichkeit und das Recht, hier besonders zu erziehen, sondern auch die Pflicht. Unsere Jugend wächst bald heran und wird in kurzer Zeit zum Träger des deutschen Volkes. Von seiner Art, von seinem Handeln wird es abhängen, wie unsere Nation in Zukunft einst bestehen wird. Unserem Volk fehlt es nicht an guten Anlagen; Fichte nannte die deutsche Art die höchste auf Erden. Aber wir sehen es im Leben so oft, daß nicht die Beanlagung allein den Menschen macht, sondern daß es ebensoviel oder noch mehr auf die beste Erziehung ankommt, die die angeborenen Fähigkeiten erst entwickeln muß. So liegt uns auch die Pflicht ob, unsere heranwachsende Jugend so vortrefflich, so sorgfältig wie möglich zu erziehen und alle Gelegenheiten zu diesem Ziele hin auszunutzen.

Wir haben jetzt tagtäglich reiche Veranlassung, mit unsern Kindern zusammen zu leben, sie zu lehren, alles, was der Tag bringt, sei es Freudiges oder Trauriges, tief in ihre empfängliche Seele aufzunehmen, nicht oberflächlich an den großen Ereignissen vorüberzugehen, das gewohnte Alltagsleben ganz und gar weiter zu führen. Die Kinder wenden sich ja stets so gern an die Großen um Aufklärung, sie unterhalten sich gern mit den Eltern, stellen häufig Fragen. Jetzt, wo ihr Interesse so groß ist, werden sie unsere Unterhaltung noch viel mehr suchen. Da wollen wir uns ihnen nicht entziehen, sondern ihnen gern und ausgiebig Rede und Antwort stehen, ja, im Gegenteil an sie herangehen, sie anregen, hinweisen, ihr Empfinden klären. Wenn keine andere Zeit, so bietet der Feierabend die gewünschte Gelegenheit, mit den Kindern zu reden, die Zeitung mit ihnen zu lesen, sich über Gesehenes und Gehörtes zu unterhalten.

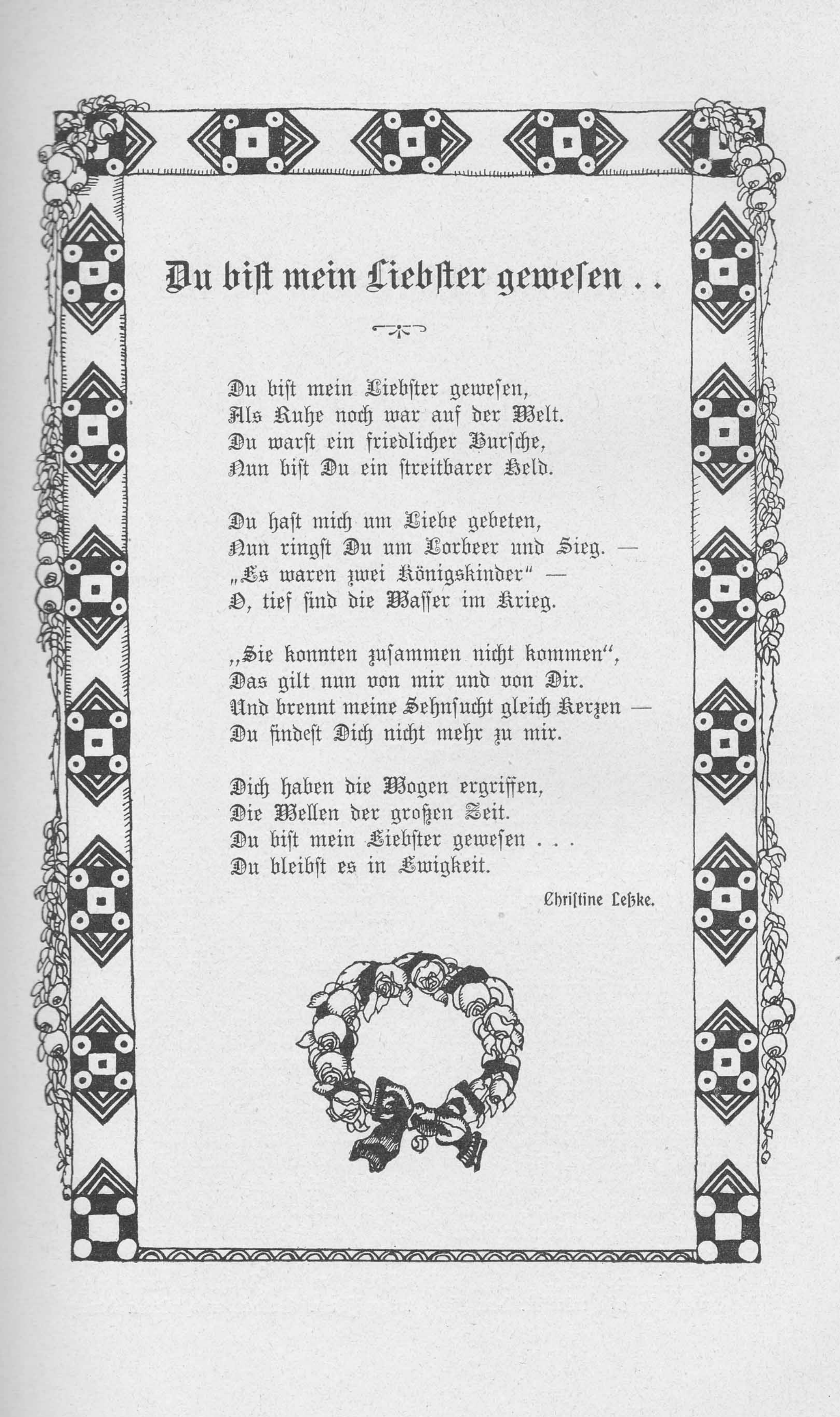
Es kommen ja jetzt so viele Begriffe immer wieder zum Vorschein, es klingen so viele Wörter an unser Ohr, daß sie auch dem Kinde auffallen, sich ihm einprägen und nach Aufklärung verlangen. Wieviel hört und liest das Kind nicht jetzt von fremden Völkern und Ländern, von unseren eignen staatlichen Einrichtungen, vom wirtschaftlichen Leben der Völker. Dafür hat es jetzt, wo meist die eigene Familie, zum mindesten aber das eigene Volk betroffen wird, ein wirkliches Interesse. Dem wollen wir entgegenkommen, wollen es nähren. Damit treiben wir einen wertvollen Unterricht, damit bereichern wir das Kind mit mancherlei Kenntnissen, die es nicht wieder so leicht vergessen dürfte. Damit bilden wir seinen Geist.

Allein viel mehr wert ist es, was wir durch den Krieg für die Lebensanschauung des Kindes gewinnen, für die Bildung seiner Gesamtpersönlichkeit. Wir sind ja auch sonst bemüht, das Kind zum sittlichen Menschen zu erziehen. Wieviele Worte machen wir um dieses Ziel in Schule und Haus. Wie häufig heißt es: Du sollst! und wieder: Du sollst! Aber das ist's eben: wir erziehen wohl zu viel durch Worte. Diese regen aber das Kind oft nicht genug an, sondern stumpfen es eher ab. Wie ganz anders jetzt der Krieg. Er läßt das Gute das Kind selbst erleben, es sieht an so und so vielen Beispielen, wie die sittlichen Kräfte im Menschen lebendig sind und sich tausendfach so herrlich ausleben. Nun merkt das Kind, wie Tausende und Abertausende ihren Beruf verlassen und alles das, was ihnen Nutzen brachte; wie sich Millionen freiwillig stellten, um hinauszuziehen, um Mühen zu ertragen, um selbst ihr Blut für die andern dahinzugeben. An den Daheimgebliebenen schaut es, wie so viele ihr

Gut opfern, wie sich andere in den Dienst der freiwilligen Hilfstätigkeit stellen, wie den Notleidenden so reichlich mit freigebiger Hand gespendet wird. „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“ Wann wäre das Gebot lebendiger geworden als jetzt, wo so unendlich viel getan wird aus lauter Liebe, wo von dieser Liebe weniger gesprochen als aus ihr herausgehandelt wird. Und dann das hehre Gebot der Pflicht! Vom ersten Tage der Mobilmachung an erlebte die Jugend diesen Begriff. Millionen eilten auf des Königs Gebot stracks zu den Waffen, sie ordneten sich ein, wie ihnen befohlen wurde, sie marschierten in eiserner Disziplin vorwärts, sie gingen ohne zu zögern in den gewissen Tod hinein, und alles das, weil die Pflicht rief. Was der Krieg so zeigt, kann unsere Erziehung nicht genug hervorheben und wirksam machen. Wir brauchen auch in Zukunft Menschen, in denen die starken sittlichen Kräfte, die seit jeher ein Erbteil unseres Volkes waren, lebendig bleiben, wir brauchen nicht nur geistig gebildete Personen, sondern willensstarke Naturen, Menschen, die entsagen und ertragen können, die im tiefsten Herzen eine Ehrfurcht vor dem hohen Pflichtbegriff haben.

Dieser Krieg ist eine Heimsuchung für unser Volk. Viele Tausende werden durch ihn zur äußersten Not getrieben. Es kann nur frommen, wenn auch unsere Kinder diese Tatsache kennen lernen, wenn sie sie bisher nicht am eignen Leibe verspürt haben sollten. Die Not hat unter den Menschen wieder in erhöhtem Maße den rechten Sinn des Opfers geweckt. Auch die Jugend mag ihn begreifen lernen. Sie sollte angeregt werden, nicht nur einiges von ihrem Überfluß zu geben, sondern auch auf einen Genuß, ein Vergnügen dann und wann zu verzichten, damit das Entäußerte anderen, dem Vaterlande zugute komme. Wir waren in der sittlichen Erziehung in den letzten Jahren in mancher Beziehung auf bedenkliche Wege geraten. Wir ließen unserer Jugend zu viel Freiheit, wir gewährten ihr zu viele Genüsse, wir führten sie vorsichtig um die Gelegenheiten herum, wo sie hätten entbehren, sich selbst bekämpfen müssen; so verweichlichten wir ihren Charakter. Es mag das zum großen Teil daran gelegen haben, daß es uns zu gut ging. Darum begrüßen wir den Krieg. Er ist uns, den Erwachsenen, ein Zuchtmeister, und er wird dadurch ganz von selber auch unsere Jugend beeinflussen. Wir werden den jungen Menschen wieder mehr so erziehen, daß seine besten Kräfte lebendig werden und wachsen, wir werden aus der Not für die Not erziehen.

Wie selten sonst ist der Begriff Vaterlandsliebe in unserer Jugend lebendig geworden. Gewiß ist viel davon zu ihr gesprochen worden. Sie hat selbst oft davon in patriotischen Liedern gesungen. Erst jetzt aber wird ihr dieser Begriff mehr aufgehen. Nun merkt auch schon der kleine Mensch, daß Vaterlandsliebe nicht nur Freude an hohen Rechten, Genuß schöner Güter ist, sondern daß sie auch Pflichten in sich schließt, daß sie sich wie jede Liebe am stärksten im Opfer zeigt. Daraus aber, daß so hohe Opfer gebracht werden, kann die Jugend wieder spüren, daß unser Vaterland diese Liebe auch wert ist. Eine große Zeit geht jetzt dahin. Möge sie in uns kein kleines Geschlecht finden. Wir wollen eine Generation heranbilden, der man es anmerken soll, daß sie durch die harte Schule der Not, des Krieges hindurchgegangen ist. Lassen wir sie jetzt, wo sie noch jung ist und der Leitung bedarf, nicht allein gehen; behüten wir sie, und dieser Krieg wird dann auch unseren Kindern ein Segen sein.



Du bist mein Liebster gewesen . .

Du bist mein Liebster gewesen,
Als Ruhe noch war auf der Welt.
Du warst ein friedlicher Bursche,
Nun bist Du ein streitbarer Held.

Du hast mich um Liebe gebeten,
Nun ringst Du um Lorbeer und Sieg. —
„Es waren zwei Königskinder“ —
O, tief sind die Wasser im Krieg.

„Sie konnten zusammen nicht kommen“,
Das gilt nun von mir und von Dir.
Und brennt meine Sehnsucht gleich Kerzen —
Du findest Dich nicht mehr zu mir.

Dich haben die Wogen ergriffen,
Die Wellen der großen Zeit.
Du bist mein Liebster gewesen . . .
Du bleibst es in Ewigkeit.

Christine Leßke.



Neue Photogr. Ges. A. G. Bln-Steglitz.
Der Kaiser beobachtet den Rückzug der Russen in Masuren.

Bergstädtische Kriegsberichterstattung.

Von Paul Barsch.



„Liebe Hede und Kinder! Die große Schlacht ist vorbei, manchen hat es erwischt, der Kaiser war da, wir haben Hurra geschrien bis wir nicht mehr konnten, und ich bin gesund geblieben. Wie das alles war, könnt Ihr Euch keinen Begriff machen, seid Ihr noch zu dumm dazu. So eine Arbeit gibt es auf der ganzen Welt nicht mehr. Wenn Du schon dachtest, jetzt gehts nicht weiter, du die Knochen im Leibe nicht mehr fühlen tatst, und vor Müdigkeit zusammenbrechen wolltest, da fing es erst richtig an. Ihr habt ja keine Ahnung, wie es ging, immer druff wie Blücher auf die Russen, wie die Hasen purzelten sie, wir immer hinterher. Was soll ich schreiben, kannst es Dir doch nicht vorstellen. So viel Schnee habt Ihr alle miteinander, wie Ihr gebacken seid, im ganzen Leben noch nicht gesehn, wie wir geschaufelt haben. Der Schweiß lief nur so in die Stiefelschäfte, und wer nicht schnell war, den rannten die Pferde und die Geschütze über den Haufen. Bloß immer das gröbste weg und darüber hin, haste nich gesehn. Wie nachmittags erst die Kugeln pfeifen taten, da hättest Du vor Angst laut geschrieen. Wir aber feste vorwärts, was purzeln soll, das purzelt doch. Die Russen sind gerannt wie wahnsinnig, wir fingen soviel, daß wir uns keinen Rat mit ihnen wußten, aber ihr Mittagessen hat uns abends geschmeckt, und ich hatte die ganze Nacht Postendienst, wenn ich auch schon seit zwei Uhr früh auf den Beinen war und die Glieder nicht mehr rühren konnte. Doch das macht nichts, wozu ist man Soldat, und wir Landwehr-

leute lassen uns von den Grünschnäbeln nichts vormachen. Ich schreibe Euch schnell in der Wachtstube, es kann gleich wieder weitergehen. Herzlich grüßt Euch
Vater Robert."

So ungefähr lautete die Meldung über die Winterschlacht an den masurischen Seen, die Herr Pätzold, unser Gemüsemann, an sein braves Ehegespons gelangen ließ. Für den Wortlaut und die Schreibeweise vermag ich keine Verantwortung zu übernehmen; nur für den genauen Sinn des Inhalts kann ich mich verbürgen. Die Frau zeigte mir das Schreiben, als ich heut früh an ihrem Verkaufsstande bei der alten Kirche vorüberging, und ihr Gesicht verriet mir, daß ihr Herz von einem reichen Siegesglück erfüllt war.

„Noch immer ist die ganze Bergstadt geflaggt!" sagte sie und deutete auf die Fahnen hin, die von den Giebeln wehten und dem Markte, sowie den Straßenzeilen, die von ihr ausliefen, einen berauschend festlichen Schmuck verliehen.

Sie erzählte mir, daß sie aufmerksam die Zeitung lese, redete eifrig von den hunderttausend gefangenen Russen und den dreihundert eroberten Kanonen, und sie schien geneigt zu sein, ihrem Robert ein Hauptverdienst an diesen beispiellosen Errungenschaften zuzubilligen. Sie wisse die Sache schon richtig zu beurteilen, erklärte sie, wohl in der Absicht, dadurch die Stelle des Briefes zu entkräften, an der Robert sie und die Kinder als dumm bezeichnet hatte. Meine Bemerkung, daß sie als Frau eines Helden guten Grund habe, stolz zu sein, tat ihr wohl, und sie reckte auf ihrem Sessel den Oberkörper hoch empor und sah mich dankbar und selig an.

Sie darf auch wirklich stolz sein, ganz so, wie jede deutsche Frau und jede deutsche Mutter, deren Mann oder Sohn in jener ewig denkwürdigen Schlacht den Sieg erstreiten half. Roberts Bericht war knapp und dürftig, und er sagte dennoch unendlich viel,



Neue Photogr. Ges. A. G. Bln-Steglitz.

Der Kaiser in Lyk.

fast mehr als die ausführlichen und anschaulich geschriebenen Schilderungen, die wir in den Zeitungen lesen. Seine schlichten, ungelenken Worte zwangen unmittelbar zum Miterleben, und ich fühlte mich gleichsam als ein Glied der Truppe, die sich in einer eisig kalten Nacht zum Aufbruch rüstete, um zwei Uhr durch Sturm und Schneetreiben losmarschierte und sich stellenweise den Weg durch die hohen Schneewehen erst bahnen mußte. Das Ziel war vorgeschrieben, und es mußte zu bestimmter Zeit erreicht werden. Ein fernes — fernes Ziel, und zum Rasten gab's keine Zeit. Nur fort, fort, so schnell als möglich! Hei, wie da die Schaufeln in den weißen Wintersegen fuhren und Hohlwege hineinbahnten! Rascher — immer rascher, auch wenn euch der Atem dabei ausgeht! Dann flink zur Seite, damit ihr von der eilig nachdrängenden Heerflut nicht niedergerissen, von den Rossen nicht zerstampft, von den Rädern nicht zermalmt werdet! Stunde auf Stunde vergeht; ärger und ärger werden die Hemmnisse, höher und höher die Schneehügel, und die Arme wollen den Dienst versagen. In den Beinen, in allen Gliedern summt die Müdigkeit, und der Magen schreit nach Atzung, nach Erquickung. Nur vorwärts — vorwärts! Es muß sein! — und unaufhörlich setzen die Schaufeln ihre rasende Geschwindigkeit fort, und der unendliche Männerzug schiebt sich mit Roß und Troß ohne Aufenthalt dahin durch die toten Winterfluren, durch riesige Wälder und entvölkerte Ortschaften. Der Mittag geht vorüber, und keine gastliche Stätte grüßt mit rauchenden Schornsteinen. Die Kräfte sind erschöpft, die Lieder schweigen, die Heldenphilosophie ist aus den Herzen entwichen und hängt als Rauhreif an den Bärten; in dumpfer Gedankenlosigkeit trotten Mensch und Tier dahin, geleitet und getrieben von einem unerbittlichen Zwange, der in allen Seelen waltet und sich am besten kennzeichnen läßt durch die drei Worte: „Es muß sein!" Mitunter entringt sich den Lippen eine derbe Verwünschung, die den Wettergeistern gilt, doch nicht ganz ehrlich gemeint ist, zuweilen auch ein Seufzer, der sich wie ein Fluch anhört. Vornan aber, sowie vor den Rädern der Lastgefährte setzten die Schaufeln ihre klirrende Musik und ihr bahnbrecherisches Wesen in emsiger Hast fort.

„Wenn du schon dachtest, jetzt geht's nicht weiter, du die Knochen im Leibe nicht mehr fühlen tatst und vor Müdigkeit zusammenbrechen wolltest, da fing es erst richtig an," schrieb Held Pätzold..

„Achtung!" ... und durch die Reihen fliegt der Ruf: „Die Russen!" Er ist von wunderhafter Wirkung. Die Kräfte sind wie durch einen Zauberschlag zurückgekehrt; die hängenden Köpfe fahren empor, die schlaffen Nerven straffen sich, der Hunger ist vergessen.

„Wo?... Wo?... Die Blicke mühen sich, das weiße Flockenspiel zu durchdringen; doch es verhüllt ihnen als undurchdringlicher Schleier die Ferne.

Kurze, halblaute Befehle erschallen; Kompagnien verlassen den Weg und stampfen durch den lockeren Neuschnee den nahen Waldungen zu, andere folgen nach, ganze Bataillone rücken in beschleunigtem Schritt geradeaus und lösen sich dann ebenfalls auf, um nach beiden Seiten auszuschwärmen; die zu Reserven bestimmten Truppenteile geben die Straße für die Artillerie frei und folgen ihr behutsam nach, und immer noch klingen und klappern die Schaufeln. Ein heißes Leben, ein rüstiges Bewegen ist in die bewehrten Menschenschwärme gekommen, und die Pferde bäumen sich und zerren ungestüm im Geschirr, als wüßten auch sie, daß sie jetzt keine Zeit hätten, müde

Hans Rud. Schulze: Deutscher Militärdoppeldecker vernichtet bei einer Erkundungsfahrt französischen Militärflieger







Neue Photogr. Ges. A. G. Berlin-Steglitz.
Der Kaiser inmitten der siegreichen Truppen in Lyk.

zu sein. Eine Viertelstunde gespannte Erwartung; dann fällt hinter dem Walde der erste Schuß, und fast unmittelbar darauf setzt das wohlbekannte Knattern und Rattern ein.

„Unsere Maschinengewehre sind bereits vorn!" ruft ein Leutnant fröhlich einem Kameraden zu.

Wirklich? Weiß der Kuckuck, wie das möglich war! Bei solchem Tiefschnee!... Wahrhaftig, sie redeten schon ihre fürchterliche, todbringende Sprache!... Vorwärts — vorwärts! Hurra!... Dort stürmen sie schon! ...Drauf, drauf!... Wir kriegen sie!...

Das Gefecht brüllt und tobt und wettert, und unsere Wehrmänner lassen sich von den jungen Truppen, den Neulingen, — den Grünschnäbeln, wie Pätzold sagt — nicht beschämen. „Wie die Hasen purzelten sie" — die Russen, und aus einer Stellung nach der andern weichen sie zurück vor dem schaurig unwiderstehlichen Anprall.

Meine Phantasie malte sich das wildbewegliche Gefechtsbild immer weiter aus, gestützt durch Mitteilungen aus der Zeitung. Ich wollte nicht zu denen gehören, die sich solch einen Kampf „ja doch nicht vorstellen" können, und ich sah, wie russische Massen ihren Vortruppen zu Hilfe geeilt kamen, wie die Unseren sich in den Schnee, hinter Hecken, in die erstürmten Schützengräben und ins Ufergebüsch eines Flusses warfen und die feindlichen Ankömmlinge mit einem Bleihagel empfingen, sodaß auch diese nach Deckungen suchten, sah einen neuen Sturmangriff der Unseren, sah die Pferde zweier russischer Batterien zusammenknicken und die Kanoniere, soweit sie noch auf den Beinen waren, in Todesängsten rennen; um selber mit kämpfen zu können, verwandelte ich mich in den Wehrmann Pätzold und ging „druff wie Blücher".

Bis in den späten Abend haben wir gearbeitet, und wie hat das gefleckt — potz Geier! Eine Kleinigkeit war's nicht,



Der Marktplatz in Tauroggen, der fast immer unter Wasser steht.

und wir hatten uns das Abendbrot, das wir aus russischen Feldküchen bezogen, redlich verdient. Donnerwetter, das schmeckte! Wenn wir nur wüßten, was wir mit den vielen Gefangenen anfangen sollten! Sie waren ja viel größer an der Zahl als wir selber!.... Na, mich soll's nicht kümmern! Ich muß hinaus auf Feldwache...

Man kann seine Seele ganz gut in den Körper eines anderen versetzen und das Vaterland erretten helfen, als Pätzold, als Hindenburg, als Kluck oder sonst einer; doch man fällt zu leicht aus der Rolle, und es ist jedesmal bitter, wenn man sich zurückversetzt fühlt in seine erbärmliche Nichtigkeit. Die Nervenärzte preisen das allerdings als ein Glück; denn sie wissen mit Kopfschütteln und Bangen von getreuen Vaterlandssöhnen zu erzählen, denen es nicht vergönnt war, mit ins Feld zu ziehen, die aber aus unbezähmbarem Tatendrange geistig in ein anderes Ich schlüpfen und dann draußen an der Front ein Heldenleben führen, als Schwindler gebrandmarkt werden, sobald sie von ihren kriegerischen Erlebnissen zu anderen sprechen. Es wird mithin gut sein, daß ich unserem Grünzeugmann sein Ich nicht länger streitig mache und ich will mich nicht grämen, wenn er für die schrankenlose Tapferkeit, die ich unter seiner Maske bewiesen habe, das Eiserne Kreuz bekommen sollte.

Der Anfang seines Briefes enthält einen Irrtum. Noch war die große Schlacht nicht vorbei, als er im Wachthause an sein Weib schrieb. Sie fing damals erst richtig an, und er hat nur einen Teilerfolg erringen helfen. Viele solcher Stöße mußten geführt werden, bis unser Ostpreußen befreit und die ganze gewaltige zehnte Armee der Russen geschlagen und vernichtet war. Das läßt sich gar nicht ausdenken, wie klug der deutsche Feldherrngeist den Plan des dreiteiligen Angriffs ersonnen und bis in alle Einzelheiten klar durchdacht und gegliedert hat, und wie musterhaft und meisterhaft die Ausführung war! Und welch eine Treibjagd muß das gewesen sein, am Schlusse der elftägigen Schlacht, in den Wäldern von Grodno! Mein Großvater kannte jene waldreiche Gegend, und er hat oft erzählt von dem vielen Getier, das es dort gab und wohl heute noch gibt. Er redete von Wölfen, Wildschweinen, Füchsen, Dachsen, Mardern, Fischottern, Hamstern, Hirschen Rehen und Elentieren, sowie von den



Der oft besiegte Großfürst Nicolaj Nicolajewitsch.

merkwürdigsten Sprößlingen des Geschlechts der Hasen, den Blauhasen, die nach seiner Behauptung einzig nur dort zu finden sind. Doch die Jagd ging diesmal auf menschliches Wild, und das war ungeheuer reichlicher, als das vierbeinige und das geflügelte vertreten. Die Beute fiel unerfaßlich reich aus. Sie ließ sich kaum überblicken, und sie belief sich, knapp berechnet, auf vierzigtausend Kreaturen. Erstklassiges Kapitalwild befand sich dar-

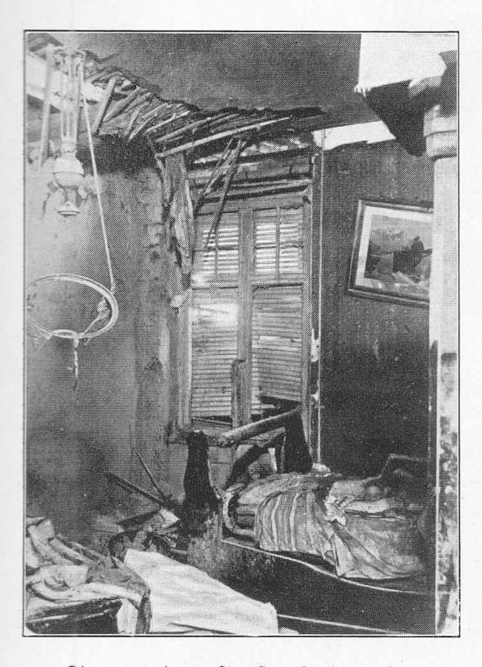
unter: ein kommandierender General, zwei Divisionskommandeure und vier andere Generale. An anderen Gebieten des Schlachtfeldes war sie ebenfalls bedeutend, uns insgesamt bezifferte sie sich über die höchsten der fünfstelligen Zahlen hinaus. Hundertviertausend Gefangene in einer einzigen Schlacht, dazu dreihundert Kanonen — da verstummt der Mund in schweigender, in grenzenloser Bewunderung.

„Der Kaiser war da, wir haben Hurra geschrieen, bis wir nicht mehr konnten," hieß es in der Pätzoldschen Urkunde. Jetzt erst, da ich mir die Stelle ins Gedächtnis rief, überwältigte sie mich mit ihrer Wundermacht. Schauer der heiligsten Liebe zu Volk und Vaterland durchrieselten mich, und meine Seele geriet in jubelvolle Schwingungen, wie das nur zu geschehen pflegt, wenn sie Kunde von höchsten und edelsten Dingen, von herrlichsten Taten und Geschehnissen empfängt, oder erfaßt wird von den Klanggewalten himmelauftragender Musik, oder von lichten Ahnungen, die das Geheimnis der Ewigkeit durchdringen. Wenn mein Grünzeugmann, dessen Gemüt so wenig aufbrausend wie Rübensaft ist, im verhallenden Kanonendonner der gewonnenen Schlacht beim Anblick seines obersten Kriegsherrn Hurra schreien half, bis er nicht mehr konnte, so schrie aus ihm und aus allen den andern Soldaten die seligste Siegerfreude gemeinsam mit einem überschäumenden Wonnegefühl der treuesten Kameradschaft.

Wo das geschah, ging aus seinen Zeilen nicht hervor; doch in mir wurde jenes Bild lebendig, das sich aus einem andern Kriegsbericht ergab, und das den Kaiser am Abend des vierzehnten Februartages auf dem Marktplatze von Lyck zeigte. Tagsüber hatten die Regimenter, von seinen Blicken beifällig verfolgt, mit furchtbarem Angriffszorn eine gegnerische Stellung nach der andern erstürmt, und als sie dem schwergeprüften Lyck die Erlösung brachten und ganze Russenscharen die Flinten streckten, während andere Hals über Kopf, von deutschen Reitern gejagt, zu den Straßen hinaus rannten und in Todesängsten das Weite suchten, erschien er plötzlich unter ihnen. Noch dampften sie in der Abendkälte von Erhitzung und Schweiß, und sie waren

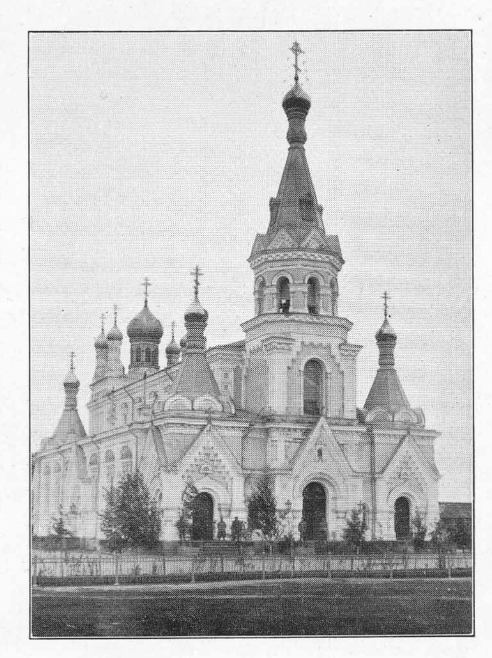


Landsturm ohne Waffe.

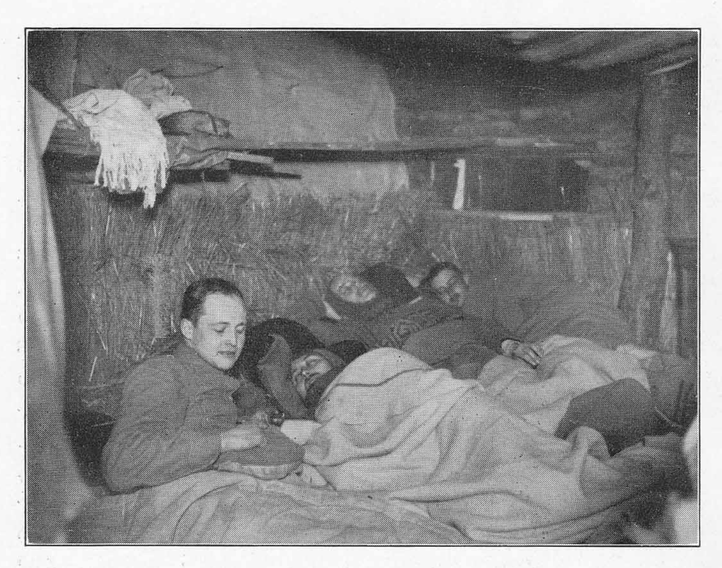


Zimmer eines Hauses, in das eine Granate schlug.

befleckt vom Schmutz des Schlachtfeldes und frischem Blut; noch kochte die Kampflust in ihren Adern, und sie harrten gierig auf neue Weisungen, neue Sturmbefehle. Da sahen und erkannten sie ihn, und so jäh schlug ihr Empfinden aus dem Eifer der Blutarbeit in Siegesrausch und vaterländische Liebesglut um, daß es einer heftigen Entladung glich, als urplötzlich aus vielen tausend Kehlen der Hochgesang unseres Volkes „Deutschland, Deutschland über alles“ erscholl, alle Gemüter im Tiefinnersten ergriff und weit hinausdrang nach den Feldern, auf denen der Tod den rennenden Nikolaiten in die Nacken griff. Zerschossene Häuser und rauchende Brandtrümmer umrahmten schaurig das hehre Bild deutscher Einigkeit, deutschen Heldentums, deutscher Kraft und Treue. Das Volk in Waffen hielt nach vollbrachtem Tageswerk ein Feierstündchen, eine Andacht, die herzbezwingend und übermächtig erhebend war. Der Kaiser rief das Andenken großer Vorfahren wach, und er sagte, die Urenkel, die Enkel und die Söhne hätten sich ihrer würdig erwiesen; er sprach von dem unerschütterlichen Mute der Deutschen, vom Einsetzen der vollen Manneskraft für das Vaterland, vom Ruhme des Tages und der vorangegangenen Tage, vom festen Ausharren, bis der Feind völlig niedergerungen sei. „Treu bis zum Tode!“ scholl es als Antwort, und dann erdröhnte die Luft von Hurrarufen, bis die Kehlen heiser waren. Kaiser, General, Handwerksmann, Bauer, Tagelöhner, Kaufmann, Gelehrter, Künstler — alles eins! Ein Herz, ein Sinn, ein einziges Wollen und Vertrauen! Eine einzige Kameradschaft, ... fort mit den bangen Gedanken, die da raunend behaupten, es werde nicht immer so sein in der deutschen Heimat, und der Frieden werde schnell genug die Bande lockern und lösen, durch die der Krieg auch unverträgliche, selbst-



Kirche in Suwalki.



Im Quartier.

verzweiflungsvoll dreinschauendes Gesicht sah. Einigermaßen stockend entfuhr mir die scherzhafte Frage, ob er vielleicht unterwegs eine Maus erschlagen habe.

Hirschkamp schüttelte den Kopf. „Ich erschlage keine Mäuse, doch ich fresse für zwei!“

Das klang so unverständlich, so närrisch, daß ich mich beinah versucht fühlte, zu glauben, er sei übergeschnappt.

süchtige, streitbare, hetzerische und kleinliche Herzen eingliederte in die einmütige, zu jeglichen Opfern bereite Trutzgemeinschaft unseres Volkes! Mag die Zukunft bringen, was sie wolle! Gegenwärtig beseelt uns dieses unerhörte Glück, und es ist der kostbarste Lebensgenuß, der uns je zuteil ward. Wir wollen uns dieses Glück nicht trüben lassen, wollen es auskosten und dabei in der untrüglichen Gewißheit schwelgen, daß wir immer einig sein werden in der liebereichen und hingebungsvollen Treue zum Vaterlande.

Noch ein Erlebnis anderer Art war mir heute beschieden. Von der Stätte meines beruflichen Wirkens gondelte ich in der Abenddämmerung auf dem Umwege durch das Schillergehölz heimwärts. Dort begegnete mir Professor Hirschkamp. Er grüßte so artig wie sonst; doch als ich ihm die Hand entgegenstreckte, zog er die seine zurück und sagte warnend: „Besudeln Sie sich nicht an mir! Ich bin ein Mörder.“

Das berührte mich im ersten Augenblicke komisch; doch ich wurde ein wenig verdutzt, als ich in sein ernsthaftes,

„Wie soll ich das verstehn?“

„Das ist sehr einfach,“ rief er. „Ich habe soeben gelesen, daß jeder Deutsche, der für zwei frißt, einen andern umbringt. Ihn zu Tode frißt.“

„Ach so!“... Da ich zufällig nicht dieser andere war, auch nicht das Empfinden hegte, als ob eine fremde Macht an meinem Herzblut und meinem Fette zehrte, wich alle Besorgnis von mir, und ich beglückwünschte ihn zu seinem gesegneten Appetit. Er aber fing an, auf die niederträchtige Kriegskost zu schimpfen, und er meinte, sie mache ihn reif für das Schwurgericht.

„Bekommt sie Ihnen nicht?“ fuhr ich fragend dazwischen.

„Freilich bekommt sie mir! Besser als die fette, feine, vernunftwidrige Friedensmast. Das ist ja das Verrückte! Mir kam sie wie ein neues Heil. Sie führte mich ein Viertel des Weges zurück zum Naturmenschentum, für das ich von jeher in Sehnsüchten schwärme. Das Blut kreist freier, das Hirn arbeitet leichter, die alten Glieder werden noch einmal gelenk.“

„Und doch schimpfen Sie auf diese Kost?"

„Erst seit zehn Minuten. Erst seit ich vorhin eine Zeitung erwarb und einige Blicke hineintat. Der Kerl hat recht, der den Satz vom Fressen schrieb! Ich war so betroffen, so geknickt, so zerschmettert, und ich schämte mich so gründlich in die Seele hinein, daß ich das Bismarckdenkmal in weitem Bogen umging. Ich kam mir vor wie ein Reichsverräter und getraute mich nicht, der ehernen Gestalt des Reichsschöpfers unter die Augen zu kommen."

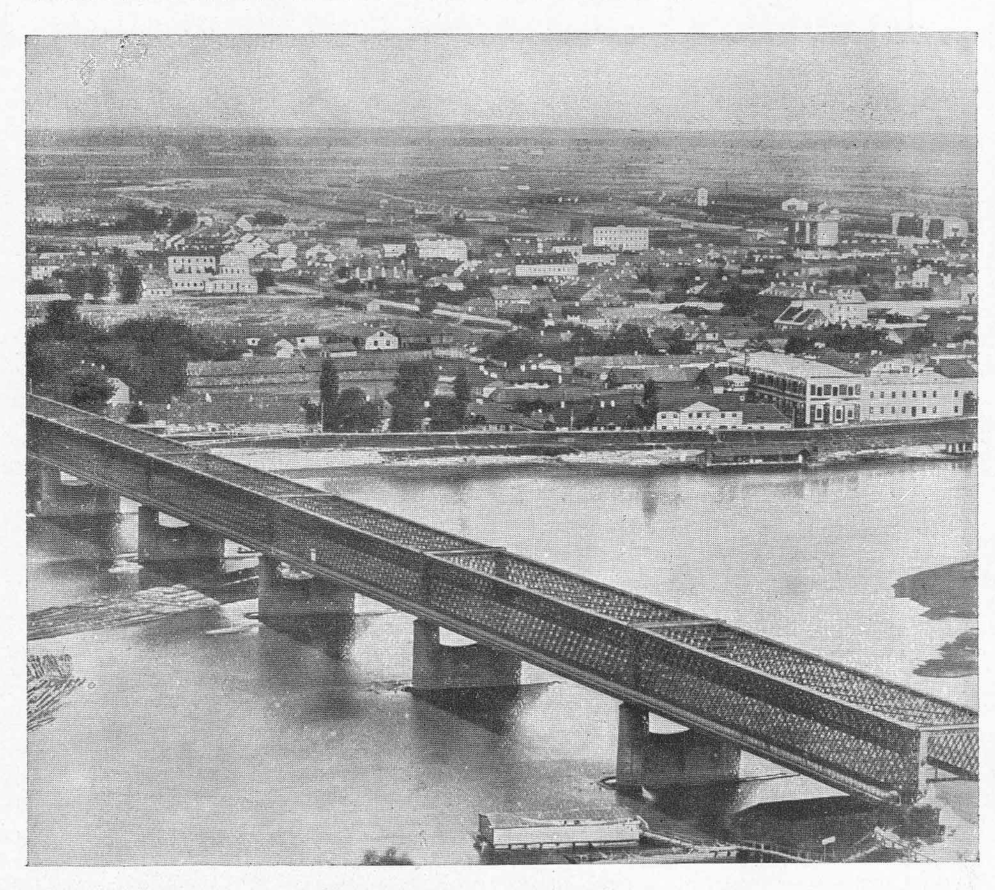
„Essen Sie denn wirklich so viel?"

„Bis jetzt für drei, nicht nur für zwei!" stieß er im Tone erbarmungsloser Selbstanklage hervor. „Wissen Sie, Haferflocken, Schrotbrot, Erbsen, Kartoffeln, Grünkohl und dergleichen Zeug geben ideale Gerichte; sie verlangen aber auch, daß man seinen Adam nicht am Schreibtisch oder auf dem Sofa einrosten läßt. Morgens rennt man mit der verdoppelten Geschwindigkeit eines Landbriefträgers auf weiten Umwegen in die Klasse, versucht unterwegs, ob man es fertig bringt, über Promenadenbänke zu springen, treibt hinter Verstecken eine wilde Gymnastik und übt sich im Werfen mit Schneebällen oder Steinen. Sobald man nachmittags mit gutem Gewissen seinen Pflichten entrinnen kann, hackt man Holz oder treibt sich wie ein Waldläufer in der Naturgeschichte herum. Dabei entsteht ein Wolfshunger, der kaum zu stillen ist, und so entwickelt man sich mehr und mehr zu einem Schädling am Baume der Nation, zu einer Raupe, die vertilgt werden müßte. So wird man zum Mörder...."

Mir standen Trostworte genug zur Verfügung; doch er schnitt mir die Rede ab mit dem Bemerken, daß er



Russische Juden verkaufen einen sehr begehrten Artikel, nämlich Lichte.



Die Alexanderbrücke in Warschau.

Buße tun und sich zu einer Hungerkur verurteilen wolle. Dabei zog er grüßend den Hut und schritt seines Weges weiter.

Ich weiß nicht zu sagen, ob seine Reden völlig ernst gemeint waren, oder ob sich in ihnen ein grimmer Humor verbarg. Sie muteten mich durchaus ernsthaft an, und sie paßten zu seinem Wesen. Er ist in der ganzen Bergstadt als ein sogenanntes schnurriges Heft bekannt; seine Schüler aber lieben und verehren ihn, und als Schulmann genießt er einen vorzüglichen Ruf.

Den verfehlten Trost ließ ich mir nun selber angedeihen. Ich machte mir weit weniger So gen um mein zum Tode verurteiltes Volk, und während ich sinnend dahinschlenderte, wurden alte, verschollene, ganz seltsame Geschichten in mir wach, die ich erfuhr, als in meiner Knabenzeit auf Vaters Heuboden bei erschlichenen Büchern in gräßlicher Wollust durch die poetischen Schauderwildnisse der deutschen Romantik irrte..

„Schurke, du schlägst nicht hart genug!" schrie der heidnische König in sinnloser Wut, entriß dem Henker die Geißel und schwang sie selber nach dem Rücken des frommen Mannes. Doch beim ersten Streiche stieß der grausame Herrscher einen Schrei des Schmerzes aus, griff mit der Hand nach seinem Rücken und sah sich hastig um. Er glaubte, es habe ihn einer so schwer ge-

schlagen, daß ihm die Haut davon brannte. Da jedoch die Höflinge und die Männer des Schwertes, sowie auch der Henker und der Hofnarr in ehrfurchtgebietender Entfernung standen, nahm er an, daß ihn sein Podogra den Schmerz verursacht habe, und er wandte sich wieder dem verhaßten Manne zu, der es gewagt hatte, erhobenen Hauptes vor ihn hinzutreten und schwerer Sünden zu zeihen. Der stand in ruhiger Gelassenheit da und blickte dem Könige mild und warnend ins Antlitz. Darüber erboste sich der Wüterich so sehr, daß er noch kräftiger ausholte und die Knotengeißel auf das Haupt des andern niedersausen ließ. Selbigen Augenblicks aber fiel ihm die Geißel aus der Hand und über sein Gesicht rann ein Strom roten Blutes, indes der getroffene Wahrheitskünder unversehrt geblieben war.

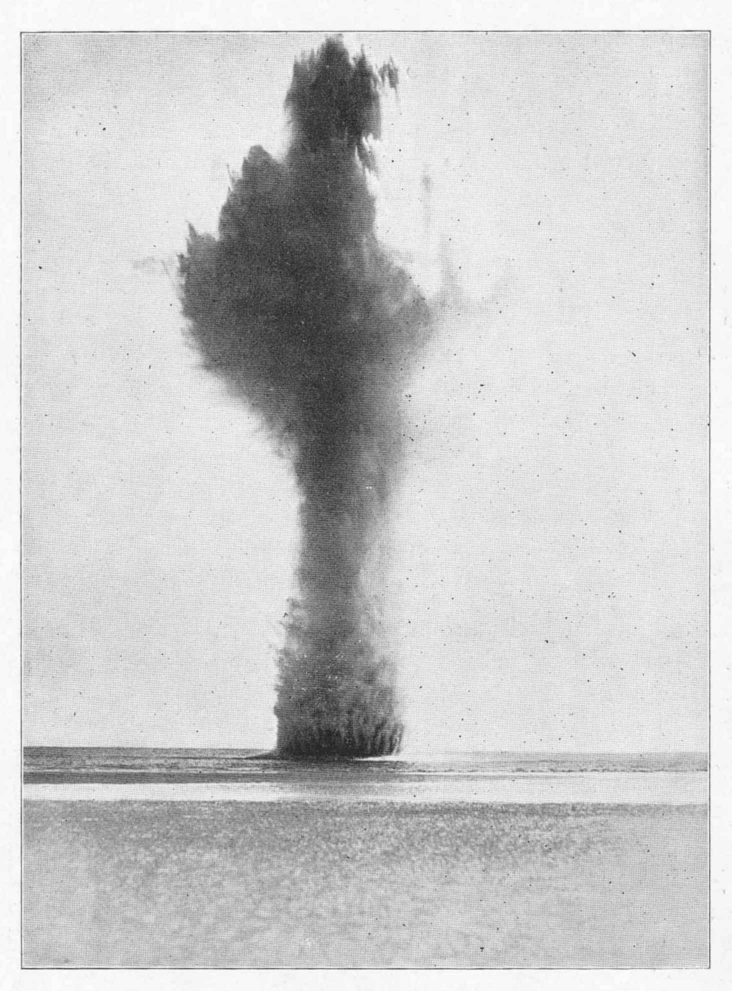
„Faßt ihn! Erwürgt ihn! Zerreißt ihn!“ schrie der König und wischte sich das Blut aus den Augen. „Ihr seht, er ist ein Zauberer, der mit bösen Geistern im Bunde steht!“

Die Schwertknechte getrauten sich nicht, dem Befehle zu gehorchen, und auch der Henker blieb scheu zurück. In seiner wahnwitzigen Wut riß nun der König seinen Dolch hervor und führte nach dem unerschrockenen Warner einen scharfen Stoß. Schreiend brach er selber zu Boden, und an seiner linken Schulter war eine Wunde zu schauen, aus der das Blut so dick hervorquoll, daß es den Rasen färbte. In Qualen verröchelte der König, die andren aber packte der Graus und sie flüchteten von dannen; der friedfertige Mann aber setzte seine Wanderung fort . . . .“

Als ich solchermaßen Licht und Zusammenhang in dunkle und verworrene Erinnerungen brachte, hielt mich die kleine Geschichte fast so in Spannung wie damals, da ich sie auf dem Heuboden erlebte, und sie gewann einen neuen Sinn, ebenso wie eine andere, die von einem Grafen erzählte, der an vollbesetzter Tafel verhungerte, obwohl er die besten und vornehmsten



Neue Photogr. Ges. A. G. Berlin-Steglitz.
Beschießung von Calais.



Explosion einer Seemine.

des ungeheuren Aufreckens der herausgeforderten, beleidigten und nichtswürdig bedrohten deutschen Macht wird die Weltgeschichte durch Geschehnisse bereichert, von denen die tollsten Phantastereien der Tieck, Achim von Arnim, E. Th. Amadeus Hoffmann und deren Gefolges den beängstigenden Reiz des Geheimnisvollen verlieren. Wir sind, bildlich gesprochen, von den Engländern in den Hungerturm gesperrt worden. Sie haben geschworen und sie schwören es täglich aufs neue, daß sie nicht rasten werden, bis wir sie in schrecklichster Qual um Brot anflehen und unser Schicksal willenlos in ihre Hände legen. Immerzu prahlen sie mit ihren vollen Tafeln; doch bei ihrem Schwelgen werden sie magerer und magerer, indes wir, denen sie die Nahrung abgesperrt haben, an Gewicht und Fettgehalt zunehmen und das Beispiel unseres Professors Hartkamp befolgen müssen, der Holz hackt und über Bänke springt, um bei der nahrhaften Kost das Ebenmaß seines Körpers zu wahren. Wenn er in diesem Punkte so gescheidt und erkenntnisreich wie in allen sonstigen Beziehungen zum äußeren Leben ist, wird er an seiner Tagesordnung und an seiner Nährweise nichts ändern. Im übrigen er-

Speisen verzehrte, während sein Feind, den er in den Hungerturm hatte werfen lassen und keinen Bissen Nahrung bekam, sichtlich gedieh und immer gesünder und kräftiger wurde, zuletzt sogar, als er nach dem Tode des gänzlich abgemagerten Grafen die Freiheit gewann, über einen rundlichen Schmerbauch verfügte.

Märchen noch so wunderbar — nicht nur Dichterkünste machen sie wahr, auch das wirkliche Leben bringt solche Taten fertig. Man muß nur alt genug werden, um es zu erfahren und zu erkennen. In dieser wunderbaren Zeit

geht es auch diesen Feinden so wie den Franzosen in der Champagne, bei Verdun und im Argonnerwalde: bei jedem Schlage, jedem Stoße, den sie gegen die standhaften deutschen Widersacher führen, schreien sie auf in Schmerzen und brechen hilflos zusammen. An dem langen Schutzdamme, den die Deutschen auf erobertem Gebiet in Frankreich und Flandern gezogen haben, und der von der Schweiz bis an die Nordsee reicht, verblutet in verzweiflungsvollem und ohnmächtigen Ansturm die beste Männlichkeit des französischen Volkes. Das wahnsinnige Spiel aber währt fort, und um die Stimme der Vernunft zu überschreien, verkünden unsere Gegner erträumte Siegesbotschaften, reden lärmend vom Rechte, das unzweifelhaft auf ihrer Seite sei, verwechseln dabei Wahrheit und Dichtung und belügen alle Welt und sich selber. Ihre Hirne sind überhitzt, ihre Nerven überreizt, und verloren ging ihnen die Fähigkeit, über uns ein rechtes Urteil zu fällen. Unter den führenden Geistern Englands hat diese Krankheit anscheinend weniger Opfer gefordert als unter denen der Franzosen. Man vernimmt da noch Worte, die von gesundem und selbständigen Denken und erkenntnisreicher Weitschau zeugen; an der Seine jedoch sind fast alle die Männer, deren Reichtum an geistigen Gaben, deren Witz und Urteilskraft wir ehedem kaum genug bewundern konnten, kindisch geworden. Sie reden und schreiben über den Krieg, über die Weltlage, besonders jedoch über Deutschland und das deutsche Heer so wahnwitzig törichtes Zeug und sie spielen sich dabei so eitel als die alleinigen Priester einer hohen Wissenschaftlichkeit auf, daß ihr Gebaren ungemein komisch berührt, gleichzeitig aber zu schmerzlicher Trauer über solchen Verfall zwingt. Bei ihren kritischen Untersuchungen gelten ihnen die aus ihrer Presse gesammelten Nachrichten als Grundlagen, Zeugnisse und Beweise, und keinem kommt es in den Sinn, nach der Herkunft dieser Botschaften zu fragen. Die Quellen, aus denen sie schöpfen, sind übelriechende Sümpfe, sind die Fassungsbecken der giftigen Abwässer aus den stattlichen Verleumdungsfabriken, und es läßt sich nicht sagen, ob die Herren den Geruch verloren haben, oder ob sie sich die Nasen zuhalten und dabei gewaltsam dem Wahne huldigen, sie stünden an einem Lauterquell der Wahrheit. Wie das auch sein mag: es ist jedenfalls eine Krankheit im Spiel, eine Krankheit, die seuchenartig um sich griff und auch Ausläufer in Länder sandte, die am Kriege nicht beteiligt sind. Sie hat auch etliche Gestalten erfaßt, in denen Blut von unserem Blute fließt, darunter einen, um den es uns bitter weh tut, da wir ihn liebten: den greisen schweizerischen Dichter Carl Spitteler. Ihn haben wir immer für einen urdeutschen, streng gewissenhaften und wahrheitsliebenden Mann gehalten, und nun geschah es, daß auch er den Fälschern und Lügnern aufs bloße Wort glaubte, den Kübel ergriff, ihn an dem bezeichneten Stinkpfuhl bis zum Rande füllte und den Inhalt schimpflich gegen das große Volk schleuderte, in dessen Sprache er dichtet, und das mit ernstem Wollen und ganzer Kraft bestrebt ist, inmitten des entsetzlichen Höllengebrodels von Grausamkeit, Zerstörungswut, Unwahrhaftigkeit, fanatischem Haß und feiger Niedertracht die schwer errungenen kostbaren Güter europäischer Gesittung zu schützen. Sein großer Landsmann Conrad Ferdinand Meyer neigte stark zum Franzosentum hin; als jedoch 1870 von drüben her der Ruf erscholl: „Die natürliche Grenze zwischen Frankreich und Deutschland ist der Rhein!“, da erwachte jäh sein deutsches Gewissen, und er wußte, welcher der ringenden

Parteien sein Herz angehörte. Wir nennen diesen herrlichen Schweizer, der zu den edelsten Zierden seines freiheitsstolzen und kernhaften Volkes gehört, auch den unseren; daß wir es auch bei Spitteler taten, war ein Irrtum, und wir preisen es als Wohltat, daß uns der Krieg von vielen Irrtümern befreit hat.

Während die Völker unseres alternden Erdteils die unerfaßliche Narrheit begehen, sich gegenseitig zu zerfleischen, und die heiligsten Güter ihrer Kultur wahnwitzig zu zertrümmern, schwingen sich die ostasiatischen Emporkömmlinge ungestört zu Herren der Welt empor und reißen Stück um Stück die unermeßlichen Werte an sich, die Europa dort besitzt... Wo ist der Gerichtshof, der den Urhebern des Weltkrieges das Urteil spricht für den fluchwürdigen Verrat, den sie an den europäischen Völkern begangen haben? Ihr Verbrechen läßt sich in aller Zukunft nicht mehr tilgen.

Doch wozu die bangen und ärgerlichen Gedanken! Das Vaterland wird und kann nicht verderben. Eine Stunde noch; dann weile ich wieder einmal unter dem Schutze des „Löwen" im Kreise bierfroher Biedermänner, braver Mitbürger, prächtiger Freunde, die tapfere Worte reden und sich gegenseitig aufrichten und erbauen durch Gespräche von ruhmreichen Taten und glänzenden Siegen. Aus ihnen spricht das unerschöpfliche Vertrauen des deutschen Volkes zur kommenden Zeit.



Bismarcks Geburtshaus. (Zum 1. April.)

Das rote Licht.

Von Dr. Franz Jung.*)



„Seit 400 Jahren scheine ich hier und gebe meine besondere Bedeutung zu dem, was sie glauben *selbst* zu tun, die Menschenkinder." So sagte das rote Licht in der ewigen Ampel im Dom. Es wußte, es gehörte zu dem Wesen der Dinge. Kam es nicht schon seit Millionen von Lichtjahren herunter vom Arcturus und vom Antares im Scorpion? War es nicht in den Protuberanzen der Sonne, und war es nicht immer da am sogenannten Anfang und am Ende der Körnlein, die die Menschen Himmelskörper oder Welten nannten? Als die Steinkohlenwälder verglühten, da zeigte die Röte ihre Macht am Himmel. In den Lavaströmen fließt noch immer der flüssige Purpur des Erdinnern. Das Rot schafft weiter, und oft muß es vernichten, um schaffen zu können. Dann wirkt es im Zusammenstoß der Sonnen und der Welten, dann ist es im Ausbruch der Vulkane. Für lange Zeiten braucht oft der große Schaffer weniger Rot im gewaltigen Betriebe des Werkes, und weniger rote Fäden durchschießen den Webstuhl.

„Agnus Dei, qui tollis peccata mundi,
„Miserere nobis. — — —

Die Bischöfe in ihren Mitren waren schon den Gang hinaufgeschritten, zwischen den Reihen der grauen Soldaten und weißen Hartschiere hindurch. Wohl wußte das Rot, daß im Wesen der Dinge das Weiß noch eine größere Urmacht war als es selbst. Doch der Meister gab zuweilen dem Rot die Allgewalt. Da standen seit Jahrhunderten die Bronze-Standartenträger am Grabmal Ludwig des Bayern. Ernst schritt der König mit der Königin unter dem Baldachin an ihnen vorbei. Seit 44 Jahren hatten die Banner des Hauses Wittelsbach keine ernstere Zwiesprache mit dem Rot gehalten. Aber jetzt war die Stunde: „Draußen im Weltkrieg bin ich jetzt der Herr, du da, bayerischer Löwe auf dem Silberhelm der Hartschiere, schau her, ich schaffe eine neue Zeit. Du gehörst zu den bronzenen Bannerträgern des Kaisers Ludwig, und ihr gehört mit zu dem Wesen der Dinge."

Und wie auf Gebot nickten die funkelnden Helmlöwen, denn die Majestäten waren jetzt in den Chorstühlen angekommen und die Hartschiere durften die Köpfe etwas bewegen. Da war die Menge in tiefster Stille. Grau war der Tag, die Weihrauchwolken schwebten durch das Schiff und vermehrten die Lichtdämpfung.

Jetzt aber huschte das Rot an den Partisanen der Hartschiere hinauf, und in blutigem Purpur strahlten die Sensenmesser der Königswächter hoch hinaus wie Flammenzeichen aus dem Grau all der Massen.

Und vor den Blutmessern nickten wieder die Goldlöwen der Helme, und eine flüchtige Röte ging auch über die zwei Schildknappen mit ihren Wittelsbacher Standarten.

---

*) Der Verfasser, der 20 Jahre Arzt verschiedener Botschaften in Washington war, ist jetzt Chefarzt im Vereinslazarett des Amerikanischen Roten Kreuzes in München. Er gibt in diesem Stimmungsbild die Eindrücke wieder, die er beim Besuch des Festgottesdienstes im Münchener Dom anläßlich des Geburtstages des Königs empfangen hat, wobei sein Auge auch auf einen mit Kopfschuß verwundeten Feldwebel fiel, den er im Lazarett gehabt hatte.

„Agnus Dei, qui tollis peccata mundi,
„Donna nobis pacem!

Das Rot dachte aber in diesem Augenblicke an die Feuersäulen in Frankreich und Polen. Das Rot und das Eisen, weil sie eben zum Wesen der Dinge gehören, zeigten mir plötzlich eine Gestalt. Da stand ja auch er, der Feldwebel mit dem Kopfschuß. Die Kugel steckt noch in den Stirnknochen und er kann seinen zerschossenen Helm noch nicht wieder tragen. Die Franzosenkugel ist aber aus Kupfer gemacht.

„Siehst du," sagte das Kupfer in der Bronze des Kaisers Ludwig, „jetzt merkst du, wie ich überall dazu gehöre." — Und das Eisen sagte: „Ich kreise in Eurem Blute" — und das Rot sagte: „Ich bin Euer Anfang und Euer Ende".

Die Pontifices schritten langsam hinaus. Der König, dessen 70. Geburtstag heute im Weltkriege gefeiert wurde, schritt unter dem Baldachin wieder an seinen bronzenen Vorfahren vorbei.

Die Menge verlief sich.

Nun war das rote Licht wieder nur in der ewigen Lampe.

Brief des Österreichers.



Von deutschem Mut und deutscher Kraft hallt eine in boshaftem Neid sich aufstemmende Welt, und ich, aus Wien, möchte über das österreichische Herz reden. Dies ist ja immer unsere Sache gewesen, zuweilen sogar zu sehr unsere Sache: das Herz. Wir standen gern ein wenig beiseite, wo einer froh und bewußt mit seiner Faust auf den Tisch schlagen durfte. Die österreichische Resignation, wer kennt sie nicht, der nur ein paar Wochen in unseren Zonen der Gemütlichkeit, des „Sich-gehnlassens" und „Eine-Ruh-gebens" wohnte! Der „liebe Fried", wie man hier sagt, galt uns als der Güter höchstes, und wir sahen ein bißchen verständnislos auf einen, der wußte, wozu er seine Ellenbogen mit auf die Welt gebracht hatte. Wir steckten es schließlich ein, wenn man, nicht immer gar zu freundlich, uns Österreicher gern um eine Idee zurück schalt, steckten die Fäuste schön in den Sack, raunzten zuweilen und waren im ganzen eigentlich doch außerordentlich zufrieden. Bestimmt. Und um so zufriedener, je überzeugter wir raunzten. Denn etwas sangen uns tröstend unsere Volkssänger, unsere Heurigenbarden, unsere privilegierten alten Wiener vom Grund, etwas haben wir allen unseren um so und so viel betriebsameren Freunden bestimmt voraus. Und dies ist: das österreichische Herz.

Ich höre schon, wie Sie jetzt „aha!" sagen. Das österreichische Herz. Das spricht man im Schatten unseres Stefansturmes wie „G'müat" aus. Und dieses Gemüt, das wir noch immer und in immer neuen Auflagen verschleißen, ist eigentlich doch schon so ziemlich überall in der Welt aus dem Kurs gekommen. Heute zahlt man mit anderen Dingen, mit Entschlußkraft, mit dem eisenharten Schädel, man offeriert seine Muskeln, beißt die Zähne zusammen, verläßt sich auf seine zwei Fäuste, ist unverdrossen, zäh, klug, gewitzt, mit allen Wassern gewaschen — aber Gemüt, lieber Freund, darauf gibt kein ordentlicher Kerl einen Pfifferling heraus.

Und so vereinsamten wir ein bißchen in der Welt, weil wir uns nicht entschließen konnten, diese abgegriffenste aller Scheidemünzen aus dem Weltverkehr zu ziehen. Und wir wurden, was ursprünglich als Liebeserklärung gemeint war und später der ungerechteste aller Steckbriefe geworden ist: der „liebe Kerl", der nette Mensch, den man von ganzem Herzen gern hat, den man aber halt nicht für so ganz voll nimmt. Hand aufs Herz, Bruder von der ernsthafteren Spree: nach Wien, nach Österreich fuhrst du nur, um „auszuspannen"; hier war eine stillere Insel, hier blaute noch immer phäakischer Himmel. Hier schloß man Bruderschaften, begoß die neue Freundschaft mit dem alten Wein unserer Rebenberge, lernte die reizendsten Menschen kennen und bekam von dem Rausch der österreichischen Unbekümmertheit und Daseinsfreude schließlich auch seinen Schwips ab. Aber dann fuhr man aus den Zonen des Gemüts in seinen grauen, tüchtigen und tätigen Berliner Alltag, und wenn man auf der Friedrichstraße oder in der Untergrundbahn an das österreichische Abenteuer zurückdachte, kam das Resumee: Liebe Leute, die nettesten von der Welt. Aber ein bißchen schlapp. Zu weich. Kein Lebensernst. Kein Unternehmungsgeist. Man hatte uns sehr gern, uns Österreicher, aber wenn man erst einmal wieder bei seinem Berliner Eisbein saß, schaute man so gewiß von oben herab auf unsere Spezialitäten, als da sind: der Wein und die „Maderln" und unsere „harben" Fiaker, unsere gemütlichen Wachmänner, unsere Landpartien, der Heurige, die Gemütlichkeit. Österreich, das war nur ein Ferienausflug, und das österreichische Herz schien das mit den Wiener Mehlspeisen gemein zu haben: man hat einen Riesenappetit darauf, aber man bekommt einen verdorbenen Magen davon. Das alles klingt nun sehr überzeugend, es ist nichts dagegen einzuwenden, und doch: mit dieser landläufigen und ungeheuer beliebten Definition unserer Gemütlichkeit und unseres österreichischen Wesens hat man uns blutig unrecht getan. Man nagelte uns auf einen Steckbrief fest und glaubte, uns mit dem ungerechtesten aller Vorurteile ins Haus kommen zu dürfen, weil es doch so ein nettes, freundschaftliches, gemütliches Vorurteil war. Es hat vielleicht dieser ernsten, furchtbar schweren Tage bedurft, um allen unseren Freunden endlich hörbar sagen zu dürfen: wir sind bestimmt nicht so gut wie unser Ruf, und wir wollen auch gar nicht so gut, nämlich nichts als gut, sein! Unsere Gemütlichkeit, die ein Renommee hat wie unser Apfelstrudel oder der Gumpoldskirchner, ist längst nicht mehr identisch mit dem „G'müat", von dem unser Girardi zu singen und zu sagen weiß. Unsere Volkssänger sangen davon in den Siebziger Jahren. Als der Kronprinz Rudolf noch jung war, der Wein jedes Jahr geriet, der Prater unser Himmel für den Sonntag, der „Kruspelspitz" der Inbegriff der nach unseren Heurigenvorstädten zuständigen Seligkeiten war. Nun gibt es aber lang allerlei Bitteres in unserem Donauwein, die Backhändelzeiten sind entschwunden, in den Prater führen wir höchstens noch unsere Fremden, und die Volkssänger haben weiße Haare bekommen, einen krummen Buckel und erloschene Augen, aber sie singen freilich immer noch unverdrossen die alten Lieder, denn etwas anderes haben diese Hinterbliebenen einer besseren Zeit ja doch nicht gelernt, und diese Zeit selbst singt auch im Wien der sagenhaften Gemütlichkeit keine neuen Lieder mehr. Das Wiener Herz, wie es Ihr meint, hat einen Sprung bekommen. Es ist eine Marke, die man uns zu Unrecht aufklebt, und es ist die freundschaftlichste aller Verleumdungen. Nicht im Capua

der Geister leben wir schwarzgelben Deutschen, auch unsere Lebenszonen sind längst trüber und ernster geworden, nur: daß wir doch noch ein Lächeln über allen Sorgen behielten, einen Witz als die bodenständigste aller österreichischen Philosophie erklären und bei einem alten Lied neue Sorgen, nicht vergessen, nur verschmerzen — das haben wir noch nicht ganz aus unserem Blut gebracht, und hier schlägt es, unser österreichisches Herz.

Im Gassenhauer, beim Wein, und wenn die kleinen Mädchen neben uns auf der Heurigenbank sitzen, schlug es in irgendeinem Dreivierteltakt. Aber seinen wirklichen Schlag kennt nur der, der nun diese Wochen und letzten Monate in Österreich erlebt hat. Den wirklichen Schlag des österreichischen Herzens — es steht zu vermuten, daß wir selber ihn nicht mehr gekannt haben. Nun, da eine Welt in Flammen steht, haben wir uns selbst gefunden. Über Nacht hat unsere Gemütlichkeit den härteren Zug bekommen, den unsere Freunde so oft an ihr vermißten und der nun leider notwendig ist. Über Nacht schwiegen unsere Walzer, und unser Herz, das gestern tanzte, geht heute „mit einem festen Schritt" auf sein Schicksal los. Es ist ein Soldatenherz, es ist ein Bürgerherz, ein Mannesherz, und wenn aus diesem österreichischesten aller Muskeln ein Lannerwalzer Funken schlug, so brennt er heute, weil man den Radetzkymarsch spielt. Nun, da wir die Fäuste aus dem Sack taten, schlägt dieses Herz zugleich mit den Fäusten — und daß es österreichisch blieb auch in der schweren Zeit, werdet Ihr daran erkennen, daß wir singen, auch wenn wir dreinhaun oder uns unserer Haut wehren müssen. Seit ein paar Monaten erlaubt man uns an der Donau, uns in den Reichen der Gemütlichkeit noch etwas anderes als nett, lieb, fesch, ein guter Kerl zu sein. Auch wir schlagen mit der Faust auf den Tisch und machen reinen Tisch und gehen an die Arbeit, wie wir einst auf den Tanzboden und ins Wirtshaus liefen: mit einem Mund voll Liedern.

Unverbesserlich meint Ihr? Ich sage: österreichisch. Deutscher Geist und österreichisches Herz! Wägt sie nicht gegeneinander ab. Wägt sie miteinander, zusammen!..

Carl Marilaun, Wien.



Wir möchten oft schlummern und müssen wachen,
Wir möchten oft weinen und müssen lachen,
Wir müssen oft hart sein mit weichem Herzen,
Wir schenkten gern Freude und schlagen Schmerzen,
Wir möchten den Frieden und müssen ringen,
Wir möchten oft schreien und müssen singen.
Das Leben ist hart oft und voller Pein;
Nur eins kann es mildern:
Verstehn und verzeihn. — —

C. Wendtland.



Bergstädters Bücherstube.

Aus Tiefquellen.

Buchbesprechungen von E. M. Hamann, Scheinfeld in Mittelfranken.

Nicht auf einmal, wie es vielen unter uns scheinen wollte, wurden und werden wir, weder insgesamt noch einzeln, in dieser Zeit unerhörten sieghaft-schweren Ringens „Heilige" d. i. Menschen, die sich in vollkommener Erkenntnis und Überwindung ihrer Fehler und Schwächen zur ständigen bewußten Gottesnähe aufwärts entwickelt haben. Aber wir alle wissen: Die nationale und darum auch, in unübersehbaren Einzelfällen, die persönliche Wiedergeburt hat für uns eingesetzt, und wenn wir durchhalten, wird sie sich vollenden: zum Segen Deutschlands, Europas, der ganzen Welt. Immer aber aus den Tiefen wird dieser Segen, der zur Höhe führt, emporsteigen, aus den Tiefen sehnsüchtiger Liebe zu Gott, seiner Wahrheit, seinem Geschaffenen: Offenbarung, Natur, Mensch und Menschheit, aus der Liebe zum Vaterlande, zu Beruf und Arbeit. Sie alle sind Tiefquellen, die uns immer, erquickend und stählend, offen stehen, auch in heißester Kampfesnot. Meine Besprechungen gelten heute solchen Büchern, die aus einzelnen oder sämtlichen dieser nie versiegenden Tiefquellen schöpften und die daher, miteinander und jedes für sich, unsere ernste Beachtung verdienen.

Zunächst möchte ich zwei soziale Bücher nennen — nur anzeigend nennen, da sie für sich selbst hinreichend sprechen und ein genaueres Eingehen einen zu breiten Raum für meine Zwecke hier fordern würde. Beide entstammen der Gottes- und Bruderliebe, das eine, äußerlich und inhaltlich weitaus stattlichere, nicht zuletzt auch der wissenschaftlichen Gotteserkenntnis. Es ist das jüngste Werk des als theologisch-sozialen Schriftstellers bereits weitbekannten und hochgeschätzten Bischofs von Speyer Michael v. Faulhaber: „Zeitfragen und Zeitaufgaben. Gesammelte Reden." Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagshandlung. 8°, VIII u. 376 S., geb. 5,60 *M*. Die Sammlung gliedert sich in vier „Bücher": Religiöse Zeitstimmen (über Priester und Volk unserer Zeit, den sozialen Segen der Sakramente, den Marienkult als Glaubensschule, den Meistersänger der Bibel Calderon); Unsere Schulaufgaben im 20. Jahrhundert; Antwort auf die Frauenfrage; Bekenntnis zur Kirche. Das Ganze zeugt für den Feuergeist, der es schuf, zugleich für den gewiegten, gründlichen, sachlichen und geistvollen Weltbeobachter, der hinter den hier niedergelegten Ergebnissen steht. Selbstverständlich wird der Katholik die unmittelbareren und bestimmenderen Eindrücke erhalten, aber auch der Andersgläubige wird viel segensreich Anregendes, Aufklärendes und Vermittelndes in sich aufnehmen können. Am interessantesten dürfte jetzt vielen Lesern der vierte Hauptteil erscheinen, denn „Kirche ist ein allzeit aktuelles Thema", sagt Bischof v. Faulhaber selbst. Er verschließt nicht die Augen „vor dem Schatten im Bilde", aber er versteht auch „die Lichtfülle der kirchlichen Vergangenheit" auf sich und andere einwirken zu lassen. Was die Hauptsache ist: er läßt das in sich aufgenommene Licht weiterstrahlen, daß es drohende Finsternis durchleuchte, Gesundungs-, Richt-, Überbrückungs- und Heilswege erhelle, denn lebendig ist in diesem Jesujünger der mächtige „soziale Gedanke, das Einfühlen in die Notlage des Mitmenschen, das Mitleid mit fremdem Leid, die groß-

mütige Entselbstung im Dienste der näheren und ferneren Umgebung." — Alles dieses schuf auch das zweite Buch, das nur ein Büchlein ist und sich überschreibt: „Die Hungersnot in unseren Großstädten und wie man diese Quelle der Verbrechen verstopfen kann" von Peter Bonn. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag 8⁰. 86 S. geb. 1,20 M. Eine Einführung dazu schrieb der Bonner Privatdozent der Staatswissenschaften Dr. Kurt Kumpmann, dem wir „Die Reichsarbeitslosenversicherung" (Tübingen 1913) danken. Er legt Urteil ab über Uridee und Urheber des Werkchens; jene sei nicht nur zutreffend — also durchführbar —, sondern „von größter Wichtigkeit", dieser ein praktisch tätiger, erfahrener und geschickter Menschenfreund, dem für die organisatorische Verwirklichungsfähigkeit betreffs seines Planes volles Vertrauen entgegengebracht werden dürfe. Peter Bonns Grundgedanke, für den er seit Jahren in Wort, Schrift und Tat eintritt, ist der von ihm zuerst ausgeprägte des „Arbeitshauses ohne Zwang". Die nähere Darlegung bietet das Büchlein mit seinen fünf Kapiteln. Als Hauptgesetz gilt dem Verfasser dieses: den Notleidenden nie in die äußerste Gefahr „jedes Verzweiflungssprunges", d. i. in völlige Nahrungs- und Obdachlosigkeit, versinken zu lassen. „Achtlos", schrieb er mir im Dezember 1914, „steht die Menschheit, stehen selbst Humane an dieser dunklen Todeskluft, die eine Untiefe unsäglichen Elends und Jammers über unser heutiges Geschlecht gebracht hat. Wer zählt das Hungerleiden, die Schanden, Verbrechen und Verzweiflungen auf, welche Existenzlosigkeit verursachte! Der Kampf ums tägliche Brot tobt so stark wie der Weltkampf, der auch aus gemeinem Konkurrenzneide und Existenzfragen entstand." Es ist unmöglich, auch bei der höchsten Siegeszuversicht ohne jegliche Beunruhigung der sozialen Zukunft entgegen zu sehen; das verhindert allein der Gedanke an die ungezählten Kriegskrüppel mit ihrer gehemmten oder vernichteten Lebens- und Arbeitskraft, ganz abgesehen von den Möglichkeiten eines verlängerten Weltbrandes. Man wird also dankbar sein müssen für weitschauende praktische Vorschläge aus lauterster Quelle, wie sie hier dargeboten werden unter einer Darstellungsform, deren persönliche Note höchstens den fanatischen Wissenschaftler wird kränken können.

Dem offenbarten Welterlösungsgedanken unterstellt sich ganz und gar Joseph Seebers „episches Gedicht Christus." Erste bis dritte Auflage. Herder, 8⁰, VIII u. 272 S., geb. 4 M. Der Verfasser des „Ewigen Juden" hat den Vergleich zwischen dem soeben genannten und dem jüngst erschienenen Werke nicht zu scheuen. Das ist Lob an sich, wenn es auch verschiedene Möglichkeiten im Eindruck und Urteil von vornherein zuläßt. Die Hoheit der biblischen Darstellung in ihrer Vollkommenheit sprachlicher einheitlicher Geschlossenheit wird kein Dichter je erreichen können. Hinzu kommt, daß uns die Einzelheiten des Evangelientextes so genau im Gedächtnis zu haften pflegen, daß jede erheblichere — viele würden sagen: jede kleinste — Abweichung empfindlich berührt. Davor kann keiner sich schützen, auch ein Seeber konnte es nicht, so getreu er vorwiegend die Worte des Heilands in seinen Rhythmus zu übernehmen suchte. Unter den „anachronistischen" Freiheiten, die er selber am Schlusse des Buches in den wenigen Anmerkungen hervorhebt, empfinde ich als peinlich die Maria Magdalenas Bekehrung betreffende; der Vorgang wird hier in die Zeit nach der Auferweckung des Lazarus verlegt, während das Evangelium den denkbar überzeugendsten Gegenbeweis dazu liefert. Sonst aber ist vieles, sehr vieles sogar am Ganzen zu loben, auch das Ganze als solches, da es das hingegebene Eindringen eines berufenen Dichters in das größte aller Weltgeheimnisse bekundet und von der religiösen Durchglühung seiner Seele, seines künstlerisch veranlagten und -geschulten Geistes im Dienste des göttlichen Geschehens ergreifend Zeugnis ablegt. Prachtvoll ist nicht selten die Schilderung, während die Aufrollung der Handlung sowie die dichterische Sprache, bei aller Tiefe und allem Reichtum der Farbenharmonie, dankenswerterweise oft den Eindruck erhabener Einfachheit weckt. Die „Anmerkungen" betonen des Verfassers Absicht, die epische Entwicklung möglichst dramatisch zu gestalten; daher denn auch die Stoffeinteilung nach gleichsam fünf Akten: den Kapiteln „Hosanna", „Verrat", „Crucifige!", „Das Opferlamm" und „Alleluja". Das Buch verdient eine unbedingte Aufnahme in unsere Haus-, Familien-, Mittelschul-, Universitäts- und Volksbüchereien. — Ein von Gottessehnsucht durchtränktes „Leben in Liedern" umspannt das lyrische Bändchen „Zwischen zwei Welten" von Henriette Brey. Die Verfasserin ist früher mit zwei Novellen- und Skizzenbänden hervorgetreten, die auch an dieser Stelle anerkennende Würdigung fanden. Die Verfasserin selbst war von vornherein der innigen Anteilnahme aller sicher, die um ihr hartes Ringen des Körpers mit schleichender toddrohender Krankheit wußten. Welche weit schwereren inneren Kämpfe sie zu bestehen hatte und hat, zeigt das vorliegende Buch, das zugleich die reiche künstlerische Veranlagung dieser Märtyrerin am Leben dartut. M. Herbert, die Meisterin, schrieb zu der Sammlung ein Geleitwort, in dem es gleich zu Anfang heißt: „Lieder einer Seele, die zitternd zwischen zwei Welten steht und ihre Heimat kaum noch auf Erden weiß — einer leidgeprüften, tastenden, suchenden, zuweilen vor der Strenge ewiger Befehle zögernden Seele, einer Seele von höchster Empfänglichkeit für das Schöne und Edle. Etwas Zartes und Inniges ist in den

Versen, an manchen Stellen unterbrochen durch das Aufflammen leidenschaftlicher Liebe und Sehnsucht. Herrliche Gebete dazwischen." Dem allem kann man Wort für Wort zustimmen. Und wenn man das Ganze las, hat man, was und wie immer man über Eigenart, Richtung, Stärke des hier ausgeprägten Talents denken möge, den Eindruck, daß ein rückhaltloses Fühlen und innerstes tragisches Durchleben hier aufgeschlossen wurde in einer Unmittelbarkeit und Lauterkeit der an sich einfachen Darstellung und Sprache, die Ehrfurcht erzwingen muß, die aber auch dem Gedächtnisse des Lesers haften bleibt als etwas sehr Seltenes und zutiefst Erschütterndes.

„Auf junger Erde". Gedichte von Otto Walter nennt sich ein schmales Heftchen, dessen Veröffentlichung (8⁰, 46 S., Buchdruckerei der „Oltner Nachrichten") dem jugendlichen Autor wohl durch Freundschaft aus der Hand genommen wurde, das aber, trotz dieses „verfrühten" Erscheinens, sich als existenzberechtigt ausweist, indem es eine zweifellos markige Begabung kundtut. Wie bei aller echt männlichen Künstlerjugend tritt der Zug bewußter Sieghaftigkeit, doch ohne abstoßende Überhebung, auch hier zutage, von Anfang bis Ende. „...Stolz zuckt's in meiner Faust. Ich grab' mir doch mein Glück auf dieser Erden. Hand an den Pflug und hoch das junge Haupt. Aus Nacht und Not! Hell soll es um mich werden!" heißt es auf der ersten Seite. Und auf der letzten, unter der Inschrift „Auf meine Klinge": „Wer mich zu führen sich erkühnt, der glaub' an eines: Sieg!" Wieder ist's ein Schweizer, der sich, ohne groß nach Stilschönheit zu fragen, oder gar zu tasten, so zielsicher ausströmt und zwar unter schon ganz fester Richtung aufs Göttliche. Einer, der auf sich selbst stehen will, der mutig und weit in die brandende Welt schaut, in seiner Seele „ein funkelndes Licht, das wie ein jauchzender heller Sieg aus den Augen ihm bricht." Einer, dem aus den Schönheiten der Natur „ein junges Lied aus Blust und Rosen" klingt, dem „von Tür und Schwelle: eines starken Volkes Herd und Heimstatt", ein helles Glück erblüht (hoch, hell, stolz und stark sind seine Lieblingswörter). Und in ihm reift mit dem Dank gegen den Höchsten der unerschütterliche Entschluß, Gottes Acker treu und redlich zu pflügen, mit Gottes blankem Schwerte auf den Bergen der Heimat über deren heiliges Glück zu wachen. Töne der Traurigkeit mischen sich ein. Aber Geduld redet ihr Wörtlein. Und wieder steht der Jungschmied am Amboß und hämmert ein „eisernes Glück". Die Liebe windet ihren Kranz. Ein Hauch süßer, hoffender Ruhe, köstlichen Vertrauens umweht ihn; ein Reichtum zu zweien breitet sich aus, und zuversichtlich sieht der Dichter das eigene Glück, einem Eichbaum gleich, aus den Wurzeln des Glückes seines geliebtesten Menschen ragen. Das ist die jugendliche Sprache jener Reinheit, die Kraft bedeutet. So bittet er denn auch um einen Lebenstag voll überfließender Arbeit für seinen Gott und sein Volk — „der jüngste Lanzenreiter im Heere Seines Lichts." Er hat schon Wunden getragen; die heilten. Er kannte bereits Not, Kampf und Unruhe; Friede wurde ihm auf den Spuren der schreitenden Liebe Gottes. Nun will er keinem je dienen als diesem allein. „Wie es auch sei: aufrecht und freudig trotzen." Man begreift, daß dieser Werdende sich im heimatlichen Fluggeschwader bewährte. Er wird den kühn messenden Weitblick hinüber zu nehmen wissen in sein ferneres Leben wie in seine Kunst und wird alsbald in dieser ordnen, einordnen, ebnen und erhöhen was immer dessen bedarf. — Wesensähnlich an gottsehnsüchtiger Kraft, aber bei weitem noch nicht so ausgereift in Zielbewußtsein und vor allem Klarheit, wenn auch vielleicht künstlerisch bedeutender veranlagt zeigt sich Friedrich Göhrke in dem Erstlingswerke „Atlantis. Gedichte." Straßburg i. E., Josef Singer. 8⁰. 92 S. 3 M. Auch er noch ein Junger, ein Gleichalteriger Otto Walters, ein Gott- und Glücksucher, aber bis jetzt weniger als jener ein Finder von beiden. Sein Buch, das bezeichnend mit dem Gedichte „Parsifal" schließt, weist stofflich bereits reiche Gliederung auf. Es nennt sich zunächst nach einem kleinen Zyklus der Sammlung, im ganzen aber nach dem erhofften Ziel: der Auserkorenen seliger Insel. Lockende, lichte Sangbarkeit erfreut, auch impressionistisch zarte Naturstimmung, Mannigfaltigkeit der Ideen, Reinheit des Empfindens, Lauterkeit des Gefühls. Die Tiefe, wo sie sich findet, erscheint hie und da etwas dunkel, bisweilen aber auch als von zwingender Kraft und Schönheit. Der Kritiker „riskiert" nichts, der Göhrke eine „Zukunft" voraussagt.

Das Ergebnis eines ausgereiften äußeren und inneren Lebens von großer Tiefe und seelischer Schönheit ist Fritz Philippis jüngst erschienenes zweites Versbändchen: „Die heimliche Stimme. Lyrik." Hagen i. W. Verlag von Otto Rippel. 8⁰, 125 S. geb. 3 M. Das Einführungsgedicht gibt dem Buche den Namen, den es, wie absichtslos, erklärt. In denkbar schlichtesten Worten, der Sprache der Unmittelbarkeit, zeugt es von der „heimlichen" Allgewalt des Genius, der kein wahrer Künstler widersteht. Von den sieben Hauptkapiteln des Inhalts trägt nur das erste eine Überschrift: „Kriegslieder". Hier offenbart sich Fr. Philippis ganze kernhafte Männlichkeit, die erfüllt ist von dem Drang des restlosen Einstehens für Freiheit und Vaterland, für die Größe des Volkes, als dessen eingeborene Kinder wir alle uns fühlen. Unter den fünfzehn Dichtungen sind solche, die aus Blut und Feuer hervorgesproßt scheinen — und stehen doch alle unter dem Gesetze künst-

lerischen Maßes, vergeistigter und beseelender Harmonie. Das Landwehrlied, das durch seine Volkstümlichkeit in Tempo und Klang schon Nationalgut zu werden beginnt, steht an Gehalt den meisten übrigen nach, unter denen eine Reihe aufglüht wie ebenso viele in Sonnenglut getauchte Berggipfel. Wenn ich hier nur das eine kleine Schlußgedicht „Der Kaiser" nenne, so geschieht es mit einem gebetartigen Erschauern im erinnernden Herzen. Das zweite und dritte Kapitel bringen Naturbilder voll tiefen, hochernsten, hie und da auch schelmischen Reizes. Die eratmende Nacht, das Schweigen verhauchender Stille hat diesem Dichter fast mehr zu sagen als die blühende Regsamkeit des lichten Tages und seiner Arbeit. Denn: „Herrgott! Ich schaute des Schweigens Offenbarung: Im Schweigen ist die Welt geschaffen." Doch wo immer er geht und steht, tut sich ihm in Gründen und Urgründen das Geheimnis Gottes auf, das wir Leben nennen. Der vierte und fünfte Hauptabschnitt heben ihre Schätze vorwiegend aus dem persönlichen: dem häuslichen, dem kirchlichen und dem individuellst-religiösen, Erfahrungskreise. Der sechste und siebente gehören durchaus diesem letzten an. Nur wer sich hier auf den Spuren des Dichters ganz einfühlen kann, ohne von seiner eigenen Überzeugung ein Jota zu verlieren, wird den Vollgenuß seelischer und künstlerischer Erhebung finden, den diese Kapitel bieten, wird auch die Erschütterung erleben, die Gedichte wie (um nur einige anzuführen): „Mich aber richtete die Nacht", „Aber der Mensch", „Mich suchte Gottes Auge", „Am Abend wird die Tiefe leuchten", erzeugen. Nicht unbedingt alles in der Sammlung gemahnt an die „heimliche Stimme", denn nicht immer findet die Stille ihre Stimme. Und nicht immer hat der Dichter Fr. Philippi das Wort; mitunter hat es ihn. Dann aber wirkt es leicht einmal als zu schwer, zu lastend im Ausdruck. Mitunter malt, nein, ziseliert er auch zu sehr, besonders bei Naturbildern. Und sobald er wirklich reflektierend wird, ists „aus". Seine Größe ist das lebendige Anschauen und Erfassen, das restlos in sich Aufnehmen, das Durchleben aus tiefster seelischer Verborgenheit.

Das erste der oben erwähnten „Kriegslieder" Fr. Philippis: „Mein deutsches Volk, geh deinen Gang!", leitet ein soeben erschienenes „Kriegsbuch in Prosa und Lyrik" ein, ein neues von ihm: „Nach der letzten Schlacht", beschließt es. Die Sammlung heißt „Nach der Schlacht" und wird „dargeboten" von den Autoren Helene Christaller, Otto Frommel, Hermann Hesse, Paul Natorp, Richard Nordhausen, Fritz Philippi, Leo Sternberg, Paul Wüst. Verlag von Otto Rippel, Hagen i. W. 8°, 150 S., 1,50 M. Der schmucke Band umfaßt ansprechende novellistische Skizzen (darunter das bemerkenswerte „Opfer" von Fr. Philippi), künstlerische Gedichte (auch zwei von dem gefallenen Hermann Löns: „Husarenlied" und „Auf Wiedersehen", in Musik gesetzt von P. Natorp), eine jüngste „Kriegserinnerung" und zwei bedeutende Reden eines Marburger und eines Heidelberger Universitätsprofessors: „Von der Gerechtigkeit unserer Sache" und „Heldentum". — Als hervorragend darf das bei Eugen Salzer in Heilbronn verlegte „Am Feinde. Der Augustfeldzug in Ostpreußen" von Wilhelm Mießner, bezeichnet werden (8° 96 S. 1 M.). Gleich das Vorwort gewinnt, fesselt, weckt die richtige Stimmung. Aber vor allem kündet es den Geist, der unser Heer beseelen muß und beseelt: der die Selbstbezwingung zu freiem Opferwillen lehrt, die herrliche Ordnung über allem Einzeldasein, die gründliche Reinigung der Seele für jeden einzelnen. Und: „So dicht am Sterben benutzt die Gelegenheit, die seltene, die vielleicht nie wieder kommt, Christus um eine Stufe näher zu kommen. Ihm, der da sagte: ‚Dein Wille geschehe' und ‚Herr, vergib ihnen!'" Ja, dies lehrt der Krieg von heute: „Erst, wenn alle Technik ihre Arbeit geleistet hat, kommt der einzig wirksame Sturmangriff, die Arbeit des kämpfenden Gemütes. Schaut also, die Ihr draußen seid, nicht rückwärts, sondern in Euch und wappnet Euch mit der Wahrheit des Kampfes und der Kraft, die sich selbst richtig einschätzt. Dann werdet Ihr die Begeisterung mit nach Hause bringen, die Ihr Euch errungen. Anstatt sie mit hinauszunehmen, um sie etwa auf halbem Wege zu verlieren." Die Darstellung selbst führt uns mit dem Autor mitten hinein in die Aufrollung der ersten Begebnisse auf jenem weiten östlichen Plan, der sich späterhin in ein so ungeheures Siegesfeld verwandeln sollte. „An der Grenze", „Feuertaufe", „Am Feinde", „Ein preußischer Rückzug", „Tapiau", „Verwundet" überschreiben sich die sechs Kapitel, die nur die ersten Vorbedingungen des gewaltigen Künftigen beleuchten konnten, dies aber in so packender, mitreißender, zugleich so künstlerisch vertiefter und gehobener Weise tun, daß wir das Büchlein, dem ich viele Tausende von Lesern — nicht zuletzt im Heere! — wünsche, mit der Gewißheit aus der Hand legen, seiner nie wieder ganz vergessen zu können.

Schon im hundertsten Tausend verbreitet ist Walter Bloems neuester patriotischer Roman: „Das verlorene Vaterland." Leipzig, Grethlein u. Co. Gr. 8°, 456 S., 5 M. „Ein Buch, klirrend von Kampf und Not", sagt die Verlagsanzeige mit Recht. Gewidmet ist es „den deutschen Brüdern in Elsaß und in Lothringen", und um die verlorene (französische) Heimat der Elsässer von 1870/71 geht die oft heiß und stürmisch bewegte Handlung. Die Widmungsverse deuten auf den jetzigen Krieg als den „herrlichen Retter", in dem und durch den jener Herzen und unsere „zusammen erglommen", jener und unser Blut „zusammen geronnen"

und das Elsaß mit seinem Volk uns jetzt erst wahrhaft „wiedergewonenn" ist. Abermals haben wir es mit einem „echten Bloem" zu tun: mit den gleichen Grundmotiven, Darstellungsmitteln und -weisen. Künstlerisch hatte mir das Buch von den sämtlichen vaterländischen dieses Dichters am wenigsten zu sagen; ethisch, zumal psychologisch, vielleicht am meisten. Mit großem, nachgehendem Verständnisse hat Bloem sich in die damalige elsässische Volksseele eingefühlt, und wenn vielleicht wenige ihm hierin folgen können oder wollen, so bedeutet das an sich noch lange keinen Tadel für ihn selbst noch den Gegenstand seines Themas. Mir persönlich wollte wieder die meines Erachtens etwas eigensinnige erotische Motiv-Spielerei (ich bin mir der Härte dieses Wortes bewußt) im Gefüge der Komposition am allerwenigsten gefallen. Aber ich freute mich von neuem der Stärke echt deutschen Gefühls, echt vaterländischer Gesinnung, die vieles des für uns sonst „Unzulänglichen" wettmacht. Der Abschluß des Buches verweist den Leser auf eine Fortsetzung, und zwar auf den Mittel- und den Schlußteil einer zweiten Trilogie.

Von urwüchsigem und doch zartestem Heimatgefühl durchweht ist Ludwig Finkhs jüngstes Werk: „Der Bodenseher" (mit 16 farbigen Bildern von Karl Stirner, 8⁰, 208 S., geb.4 M. Suttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Eben deshalb paßt es vorzüglich in unsere Zeit, zumal für die, welche sich inmitten all des Weltgetümmels und Kampfgewirres ein leises Ausruhen, einen feinsinnigen, erquickenden Genuß in der Stille gönnen möchten, ohne dadurch mit dem Gewissen des Patrioten und Menschenfreundes in irgend welchen Zwist zu geraten. Der eigentliche Held, der in Licht und Wahrheit zusammengewobenen Handlung, der Hauptrichtunggebende dieser köstlichen Familiengeschichte ist der Vater des Erzählers, ein schwäbischer Schäfer von philosophischsinnierender Veranlagung und Neigung, die ihm von der eigenen, ihm innigst verbundenen Frau, einem — gleich ihm — erstklassigen Edelmenschen, den Kenn-Namen „Bodenseher" einträgt. „So wie sie ihn dabei ansah, war es das größte Lob, das ihr Mund zu vergeben hatte... Sie selber war eine Luft- und Himmelsguckerin, der kein Vogel zu hoch flog, und sie holte sich ihre Kraft und ihre Freude aus den Wolken, hinter denen silberne Bronnen für sie quollen." Die Lebensbestimmung der beiden ältesten Söhne nimmt der Vater in die Hand, die des jüngsten, des Erzählers, die Mutter. Von jenem lernt dieser in sich hinein zu sehen, der Welt abseits bei sich selber Einkehr zu halten; von dieser ohne Wimpernzucken in die Sonne zu schauen, auch an trüben Tagen Wärme und Licht dankbar zu spüren. Auch für ihn wirkt sich das Leben in „tapferem Schweigen durchgerungener Kämpfe" bis zum selbständigen Erreichen eines bescheidenen Glücks- und Künstlerzieles aus, während neben oder fern dem seinen sich die Schicksale der Brüder und einer gleichalterigen Jugendgespielin gestalten. Von dem Was, Wie und Warum der Darstellung möchte ich nicht gern mehr verraten, — es wäre als wollte man einem Schmetterling den Flügelstaub rauben. Ich selbst habe beim zweimaligen Lesen des mit stimmungsvollen „malerischen Begleitakkorden" geschmückten Buches kaum eine Bemerkung verzeichnet, so völlig hingegeben war ich dem Eindruck dieses reinen und — wie ich mir notierte — „wunderschönen" Kunstwerkes, das wie selten eines den Leser die aufgezeigte Natur der Landschaft und Menschen wie in persönlicher Gegenwart sehen, verstehen und empfinden läßt.

Aus den Tiefen innerer Anschauung wuchs auch ein reines, gesundes, endgiltig frohes Buch voll einfacher Kraft, Klarheit und überzeugender Lebenstreue: „Emil Himmelheber. Roman" von Anton Fendrich. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8⁰. 337 S. geb. 4 M. Die Geschichte eines reichlich „tumpen" jugendlichen Gelehrten, der noch rechtzeitig sich an Jugend, Natur, Charakteren und Menschenschicksal aus sich selbst entwickeln lernt. Ein gut erfaßtes Leben mit ebenso gesehenen und gezeichneten Persönlichkeiten, von denen ein paar sich leider verfrüht dem Leser aus den Augen verlieren. Der „Wanderer" Fendrich mit dem schönheitsdurstigen und -kundigen Auge und Gemüt für die Wunder, die Mutter Natur dem Helläugigen und innerlich Wachen bereit hält, offenbart sich auch hier in erfreulicher Weise.

Zum Schluß der Hinweis auf ein den Tiefquell der Naturschönheit vor uns erschließendes Werk, das schon zu Weihnacht erschien und eben jetzt, angesichts der neu erstehenden Lenzesherrlichkeit, unsere erhöhte Aufmerksamkeit verdient, auch wenn uns, wie voraussichtlich, in dieser Herrscherzeit des Schlachtentodes die Wander- und Reiselust für länger vergehen sollte. Um so mehr möge sich Erinnerung erneuen an dem hier Gebotenen oder die Phantasie einen Erquickungstrunk tun aus dem goldenen Becher, der uns dargereicht wird. Es handelt sich um das von der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz-Regensburg veröffentlichte, in seiner jüngsten Auflage geradezu neu und monumental erstandene Prachtwerk: „Im Zauber des Hochgebirges. Alpine Stimmungsbilder" von Otto Hartmann (Otto von Tegernsee). Zweite und dritte verbesserte und wesentlich vermehrte Auflage. Mit 884 teils farbigen Abbildungen — darunter 14 farbige Kunstbeilagen —, bunten Tafeln und Karten. Gr. Lex., XII u. 975 S. (Die erste Auflage zählte nur VIII und 436 S. sowie 327 Illustrationen und Kunstbeilagen.) In farbigem Umschlag brosch. 22 M. In hocheleganten, wirkungsvollem Ganzleinenband 26 M. Hat man das Ganze durchschaut und durchlesen,

so bleibt vor allem ein Gefühl herzwarmer Dankbarkeit: gegen Gott, der sich so wundersam in der Natur offenbart; gegen diese Natur selbst, die als mächtige Freuden-, Erquickungs-, Kraft- und Trostspenderin unser harrt; gegen den Verfasser, der mit unvergleichlicher Liebe, mit tiefem, feinsinnigem, praktisch geschultestem Verstehen uns dies besondere Stück Erde (die deutschen, österreichischen, tyrolischen, schweizerischen Alpen) in all seiner Größe, seiner ewig jungen Schönheit nahe brachte", und zwar derart, daß auch solche, denen die hier aufgerufene Naturherrlichkeit noch nicht in der Erinnerung stand, sie wie in persönlicher Gegenwart zu erleben glauben; gegen den Verlag, der kein Opfer scheute, um ein möglichst Vollkommenes zu erzielen. Mit Behagen versenkt man sich dann in die stattliche Reihe bereits laut gewordener Urteile, freut sich, immer wieder die eigene Meinung ausgesprochen zu sehen. Da schreibt ein Bischof über dies „wahrhaft monumentale Alpenwerk mit den gemütvollen Schilderungen" und den „köstlichen Illustrationen": „Ich las wieder und wieder darin, aber auf einmal mußte ich es aus der Hand legen und aus meiner Nähe verbannen und zwar, weil es mich hochgradig heimwehkrank machte. Mitten im Winter befiel mich ein Bergheimweh, daß es kaum mehr auszuhalten war." Ein Staatsminister und Staatsrat, der dem Werke „Stunden genußvoller Erinnerung an eigene Bergfahrten" verdankte, teilt mit, daß er wegen Empfehlung der Anschaffung des Buches für die Bibliotheken größerer Unterrichtsanstalten die entsprechende Würdigung durch das Ministerium veranlaßt habe. Ein K. Studienrat und Professor bezeugt dem Verfasser: „Die überquellende Freude an den immer wieder neu und anders gestalteten Zaubern Ihrer Welt, die edle Begeisterung für die niemals völlig auszukostenden Schönheiten der Hochtouren, die naturwahre Schilderung... und nicht zuletzt wahrlich Ihre zu beneidende Gabe, das, wovon Ihr eigenes Herz voll ist, anderen nicht bloß mitzuteilen, sondern sie auch mitempfinden zu lassen, das alles packt und begeistert den aufnahmefähigen Leser, sodaß er förmlich in der reinen Bergluft zu atmen wähnt und sich des irdischen Alltagslebens enthoben fühlt." Von besonderem Gewicht sind selbstverständlich die Äußerungen bekannter und berühmter Hochlandsdichter. Da schreibt z. B. ein hochbetagter bayerischer an den Autor über dessen „unübertreffliches" Buch: „Seitdem ich dieses nun Tag für Tag durchblättere, erwacht die Sehnsucht in mir, die mir über fünfzig Jahre die Feder führte, die Sehnsucht nach der Bergwelt. Jetzt suche ich sie durch Ihr Werk zu stillen...." Und ein auf der Höhe des Mannesalters stehender schweizerischer stellt betreffs der Schilderung seiner heimatlichen Gebirgswelt fest: „Alles ist da einläßlich behandelt worden. Ihr Werk verdiente schon, abgesehen von seinen sonstigen guten Qualitäten, wegen der ganz vortrefflichen Darstellung der Schweiz in Wort und Bild von allen Leuten angeschafft zu werden, die Freude am Reisen, überhaupt Freude am Schönen und nicht zuletzt an einem so reich ausgestatteten und gut geschriebenen Buche haben."

In einem prächtigen „Schlußwort" sagt Otto Hartmann zutreffend, daß der jetzige Krieg uns mehr als alles andere auf die Notwendigkeit unserer körperlichen, geistigen, seelischen Tüchtigkeit hinweise. Zur Erfüllung dieser patriotischen Lebensbedingung wolle auch sein Buch, das Körper, Geist und Seele stählen und bereichern lehrt, beitragen. „Der Höhenblick darf draußen und daheim nicht fehlen; er gibt der Arbeit und der Wanderung die Weihe und den Ansporn zu neuen Taten, er hält uns zusammen und macht uns stark zum Kampf für eine gute Sache." Hervorgehoben sei, daß, wenn der Verfasser die Sehnsucht nach den von ihm geschauten und geschilderten Herrlichkeiten erweckt, er jene auch zu zügeln, in vernünftigen Grenzen zu halten weiß. Denn er ist kein Bergfex, sondern ein wahrer und darum verständiger, weiser, maßvoller Liebhaber der Natur, der in ihr nicht nur einen Born des Genusses erkennt, sondern auch ihre Tiefquellen der Verinnerlichung und sittlichen Erhebung aufzufinden und zu erschließen versteht.

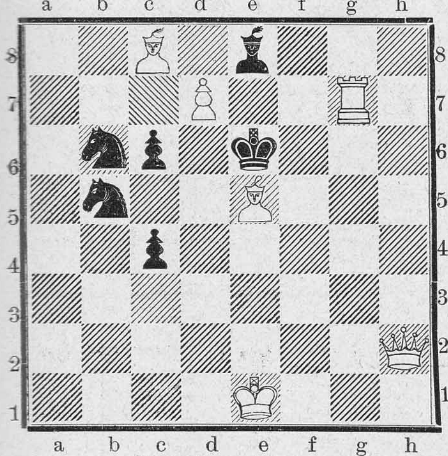




(Originalbeiträge.)

Aufgabe Nr. 57

von Hermann von Gottschall, Görlitz.

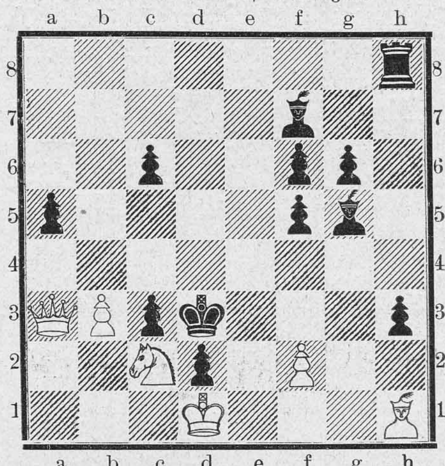


Matt in 2 Zügen.

Weiß: Ke1, Dh2, Tg7, Lc8 u. e5, Bd7.
Schwarz: Ke6, Le8, Sb5 u. b6, Bc4 u. c6.
[6+6 = 12 Stück.]

Aufgabe Nr. 58.

von A. Kraemer, Büdingen.

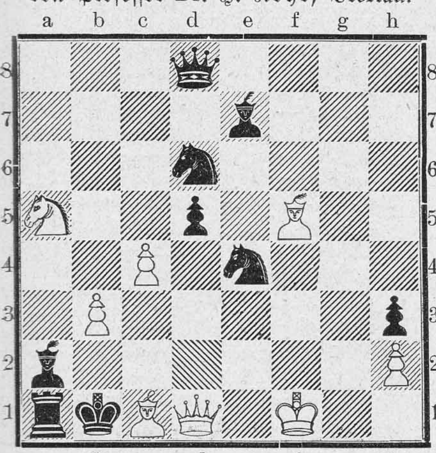


Matt in 3 Zügen.

Weiß: Kd1, Da3, Lh1, Sc2, Bb3 u. f2.
Schwarz: Kd3, Th8, Lf7 u. g5, Ba5, c3, c6, d2, f5, f6, g6 u. h3.
[6+12 = 18 Stück.]

Aufgabe Nr. 59

von Professor Dr. H. Rohr, Breslau.



Selbstmatt in 3 Zügen.

1. Kf1, Dd1, Lc1 u. f5, Sa5, Bb3, c4 u. h2; Schwarz: Kb1, Dd8, Ta1, La2 u. e7, Sd6 u. e4, Bd5 u. h3.
[8+9 = 17 Stück.]

Lösung der Aufgabe Nr. 55

von Kraemer.

Matt in 3 Zügen.

Weiß: Kc7, Dc5, Tb2.
Schwarz: Ka4, Lc8, Ba7 u. b3.
[3+4 = 7 Stück.]

1. Tb2—d2, b3—b2; 2. Dc5—c4+, Ka4—a3 (Ka4—a5); 3. Td2—d3# (3. Td2—d5#). Auf 1. . . . .Lc8—a6 oder e6 folgt 2. Td2—d4+, La6 oder e6—c4; 3. Td4×c4#. Wenig schwierig, aber gefällig.

Lösung der Aufgabe Nr. 56

von Steinitz.

Matt in 3 Zügen.

Weiß: Kc8, Tg8, Ld2 u. f7, Sf3, Bb3, e7 u. h6.
Schwarz: Kf5, Bb4 u. h7.
[8+3 = 11 Stück.]

1. Tg8—g2, Kf5—e4; 2. Lf7—e6, Ke4×f3 [Ke4—d3]; 3. Le6—d5# (3. Le6—f5#). 1. . . . .Kf5—f6; 2. Tg2—g4, Kf6—f5; 3. Tg4—f4#.

Lösung der Endspielstudie Nr. 16

von Rinck.

Weiß am Zuge gewinnt.

Weiß: Ka3, Dg4, Lb3.
Schwarz: Ka8, Df2, Bd5, e2 u. f6.
[3+5 = 8 Stück.]

1. Dg4—c8+, Ka8—a7; 2. Dc8—c7+, Ka7—a6 [natürlich nicht Ka7—a8; wegen 3. Lb3×d5#]; 3. Lb3×d5 [droht Ld5—c4#], 3. ....Df2—b6; 4. Ld5—c4+, Ka6—a5; 5. Dc7—e7! u. Weiß gewinnt auf jeden Zug von Schwarz, z. B. 5. ....e2—e1D; 6. De7×e1+ mit Matt im nächsten Zug oder 5. ....f6—f5; 6. Dc7—e5+ usw. Auf 5. ....Db6—b8 folgt: 6. De7—c5+ usw.; bezw. 3. ....Df2—e3+; 4. Ka3—a4, De3—e8+; 5. Ld5—c6 und gewinnt; oder 3. .... Df2—f3+; 4. Ld5×f3, e2—e1D; 5. Lf3—b7+, Ka6—b5; 6. Dc7—c6+, Kb5—a5; 7. Dc6—c5#.

Partie Nr. 30.

Gespielt im Hauptturnier B des Breslauer Schachkongresses 1912. Siegergruppe.

Weiß: O. Wegemund, Berlin.
Schwarz: P. Krüger, Wilhelmsburg a. E.

Unregelmäßige Eröffnung.

1. f2—f4	d7—d5
2. Sg1—f3	e7—e6
3. e2—e3	c7—c5
4. b2—b3	Lf8—e7
5. Lc1—b2	Sg8—f6
6. Sb1—c3	a7—a6
7. Lf1—d3	b7—b5
8. 0—0	0—0

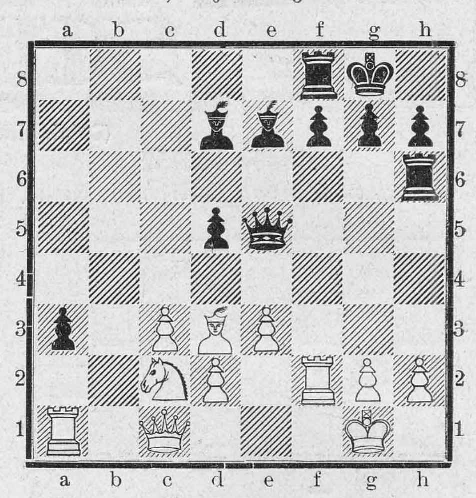
9. Dd1—b1? Ein sehr merkwürdiger Damenzug, der sicher nicht angebracht ist, oder sein Sinn muß sehr tief liegen!

9.	Sb8—c6
10. Sc3—d1	c5—c4
11. Ld3—e2	Lc8—d7
12. Sd1—f2	Ta8—c8
13. a2—a4	b5×a4
14. b3×c4	Tc8—b8
15. Db1—c1	Dd8—b6
16. Lb2—e5	Sc6×e5
17. f4×e5	Sf6—e4
18. c4×d5	e6×d5
19. Sf3—d4	Se4×f2
20. Tf1×f2	Db6—c7
21. Le2×a6	Dc7×e5
22. c2—c3	Tb8—b6
23. La6—d3	a4—a3

24. Sd4—c2 Tb6—h6. Schwarz inszeniert nun sehr geschickt einen Königsangriff [siehe Diagramm].

Stellung nach dem 24. Zuge von Schwarz.

Schwarz: Krüger:



Weiß: Wegemund.

25. g2—g3	Ld7—c6
26. Tf2—f5	De5—c7
27. Sc2×a3	g7—g6
28. Tf5—f1	Le7—d6
29. Dc1—e1	Tf8—a8
30. Sa3—c2	Ta8×a1
31. Sc2×a1	Th6—h3

32. Tf1—f3? In die Läuferdiagonale hineinzuziehen, heißt das Schicksal provozieren. Allerdings schwebt immer eine Katastrophe auf g3 in der Luft, und die Verteidigung ist für Weiß, wenn eine solche überhaupt noch möglich, sehr mühsam.

32.	d5—d4
33. c3—e4	d4×c3
34. d2×c3	f7—f5!
35. Kg1—g2	Th3—h5
36. Ld3—c4+	Kg8—h8
37. Lc4—d5	f5×e4
38. Ld5×e4	Dc7—e7!
39. Tf3—e3	Th5—e5

40. Kg2—f3 Te5×e4! Diesen Zug hatte Weiß wohl nicht mit berechnet!

41. Te3×e4 De7—f6+

42. Kf3—e3. Auf Kf3—g2 geht der Turm durch Df6—f5 verloren.

42. .... Lc6×e4

43. Ke3—d2. Auf Ke3×e4 würde durch Df6—e6+ die Dame verloren gehen.

43. .... Df6—f3! Droht Matt durch Df3—d3+ und Ld6—a3#.

44. De1—e2 Df3×e2. Es folgt nun noch ein sehr interessantes Endspiel, das für Weiß trotz der Figur weniger wegen seines Freibauern und der geringen Bauernanzahl des Gegners noch mancherlei Remischancen hat. Herr Krüger vereitelt

aber durch sein musterhaftes Spiel langsam und sicher seine Hoffnungen.

45. Kd2×e2	Ld6—e5
46. Ke2—d2	Kh8—g7
47. Sa1—b3	Kg7—f6
48. c3—c4	h7—h5
49. Kd2—e3	Le4—h1
50. Sb3—c5	Kf6—f5
51. Sc5—d3	Lh1—e4
52. Sd3—f2	Le4—c6
53. Sf2—d3	g6—g5
54. Sd3—f2	g5—g4
55. Sf2—d3	Le5—c7
56. c4—c5	h5—h4
57. Sd3—b4	h4×g3
58. h2×g3	Lc6—f3
59. Ke3—f2	Lc7—e5
60. Sb4—c2	Kf5—e6
61. Kf2—e3	Ke6—d5!

Auf 61. ... Le5×g3 macht 62. Sc2—d4+ nebst Sd4×f3 Remis.

62. Sc2—b4+	Kd5×c5
63. Sb4—d3+	Kc5—d5
64. Ke3—f2	Le5—d4+
65. Kf2—f1	Ld4—e3
66. Sd3—b4+	Kd5—c4
67. Sb4—a6	Le3—b6
68. Sa6—b8	Lb6—c7.

Weiß gibt auf.

Anmerkungen von Dr. Thelen nach dem Kongreßbuch.

Bearbeitet von Julius Steinitz.

Handschriftdeutungen.

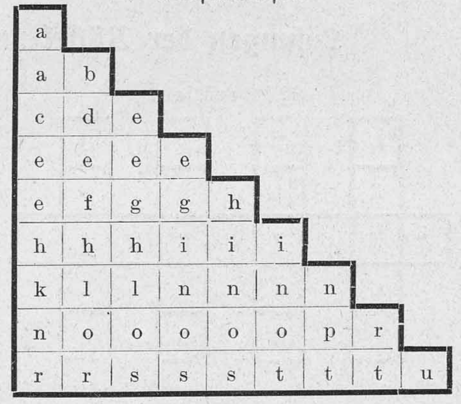
Zur Ermöglichung eines Urteils sind mindestens 20 Zeilen der unverfälschten Handschrift, am besten Teile von unbeeinflußt geschriebenen Briefen erwünscht. Das Honorar beträgt 1 Mark nebst Porto und ist mit der Schriftprobe einzusenden an die Redaktion der „Bergstadt“, Breslau 16. Nichtabonnenten haben 3 Mk. Honorar zu zahlen.

V. M. Ihre schöne Steilschrift macht einen recht angenehmen Eindruck und deutet auf eine stolze, selbstbewußte und vielseitig gebildete Natur mit einem großen Streben nach Beherrschung und Selbsterziehung. Ihr Temperament ist lebhaft, doch werden Sie sich niemals gehen lassen; denn Ihr Verstand dominiert unbedingt über Ihr Gefühl. Viel eher werden Sie Ihre Empfindungen einmal gewaltsam unterdrücken, sich einen gewissen Zwang anlegen und nach außen kühler erscheinen, als Sie sind. Einzelne sehr schöne Kurven Ihrer Schrift deuten auf literarische und musikalische Interessen, sowie auf hohe Begeisterungsfähigkeit für alles Schöne in der Kunst wie in der Natur. Gegen die breite Masse sind Sie wortkarg und zurückhaltend, überhaupt sehr wählerisch im Verkehr; nur im engeren Kreise bewegen Sie sich frei.

Avanti. Ihre kraftvolle Schrift deutet auf einen sehr energischen, fest und bestimmt auftretenden Charakter mit einem entschiedenen Durchdringen in einer einmal begonnenen Sache. Sie lassen sich in Ihren Ansichten durch andere nicht beirren, halten zäh und beharrlich an einmal gefaßten Ideen und Plänen fest und sind sogar mitunter sehr trotzig und starrköpfig. Sie legen viel Wert auf schönes Äußere und mancherlei Nebensächlichkeiten und sind zuweilen ein rechter Umstandskommissarius. Im Umgang sind Sie höflich und verbindlich, doch sehr streng in Ihrem Urteil über andere. Einzelne sehr stark markierte Punkte an Ihren Buchstabenanfängen verraten, daß Sie viel kluge Berechnung und Kalkulationsfähigkeit besitzen, und daß Sie bei der Vielseitigkeit Ihrer Interessen niemals die praktische Seite außer acht lassen werden. In Ihrem Beruf sind Sie sehr gewissenhaft, ordnungsliebend, pünktlich und pflichtgetreu. E.E.

Rätsel und Aufgaben.

Stufenrätsel.



Die B. lassen sich so ordnen, daß in den wagerechten Reihen Wörter von folgender Bedeutung entstehen: 1. Mitl., 2. Fluß in Sibirien, 3. Wild, 4. deutsche Kolonie, 5. Heidepflanze, 6. gr. Gottheit, 7. Ruhetag, 8. Industriestadt, 9. Landschaft in Mittel-Deutschland. Die Anfänge der ersten senkr. Reihe abwärts gelesen, nennen eine beliebte Zierpflanze.

Namen-Rätsel.

Zehn mit dem gleichen Buchstaben beginnende Namen und zwar 1. durch seine Arbeiten berühmter Heros, 2. Arzt des Altertums, 3. Feldherr des Altertums, 4. Held der deutschen Sage, 5. um das preußische Artilleriewesen verdienter General, 6. Heerführer im jetzigen Kriege, 7. Staatsmann aus der Zeit der Befreiungskriege, 8. durch ein Bauwerk in England bekannter römischer Kaiser, 9. Held der Tiroler Freiheitskämpfe, 10. deutsche Stadt mit altem, durch Franzosen verwüsteten Schloß, sind untereinander zu stellen. Aneinandergereiht ergeben sodann der 1. Buchstabe des 1., der 2. des 2., der 3. des 3. Namens usw. den Namen eines volkstümlichen Schlachtenlenkers der Gegenwart.

Milli Rammer.

Schieberätsel.

Zorndorf, Misdroy, Roosevelt, Handlanger, Seidl, Peter, Suezkanal, Apotheke, Kirsche.

Die vorstehenden Wörter sollen in der gegebenen Reihenfolge untereinandergestellt und seitlich so gerückt werden, daß die erste Längsreihe von unten nach oben und die zweite Längsreihe von oben nach unten den Namen der größten Transportgesellschaft der Welt ergeben.

Ziffernrätsel.

R. Karger.

1 2 3 4 5 6 2 7	Heeresabteilung
2 1 8 9 10	Sportgerät
11 9 6 12	Land
13 6 2 1 8 9	Frucht
10 2 1 8 12 9 14 13 3	Französ. Provinz
9 15 16 9 1 2 3 4	Deutsche Stadt
13 5 5 15 10 15 9	Frauenname
1 2 8 9 6	Tiergattung

An der Hand der Ziffern sind 8 Wörter von der beigeschriebenen Bedeutung zu suchen. Ihre Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ergeben zwei erbitterte Gegner aus der Zeit vor hundert Jahren. 7 9 10 10 9 2 10 10 15 2 1 3 9 bezeichnet den Ort, an welchem der eine derselben dem anderen unterlag.

Scherz-Kapselrätsel.

R. Karger.

Gehst du das Wort — des Rätsels Lösung — ein,
So mög', was es umschließt, beschert dir sein!

Gern suchst du's auf, dich klug zu unterhalten;
Doch seh' ich drin zwei dumme Tiere walten.

Lösungen der Rätsel und Aufgaben in Heft 6.

Städterätsel:

	L		M		T		O	
	E		I		U		S	
A	M	S	T	E	R	D	A	M
	G		A		I		K	
	O		U		N		A	

L. W.

Visitenkartenrätsel:
Oberregierungsrat.

L. E. W.

Silbenrätsel:
Gassenhauer:

Verwandlungsrätsel:

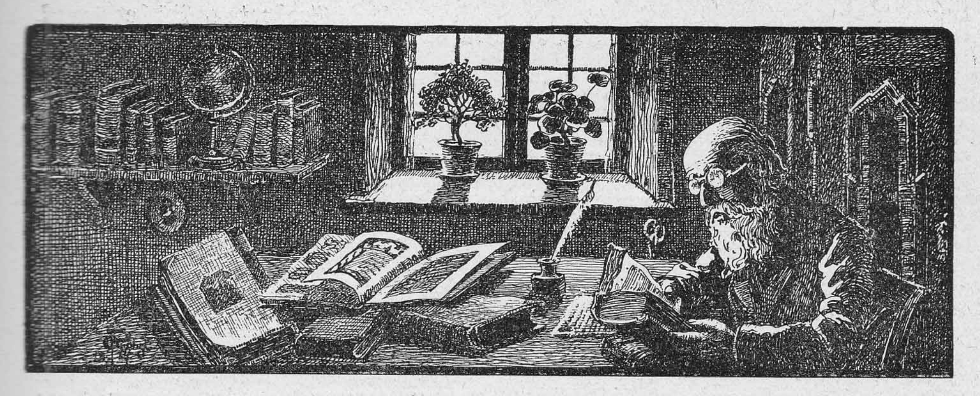
Dach, Esel, Reibe, — Barke, Rebe, Arm, Vogel, Essig — Motte, Ast, Neger, Not, — Dante, Ehre, Nelke, Korb, Turm, — Abt, Nabel, — Strom, Igel, Carmen, Harfe, — Seele, Erker, Leber, Birne, Silbe, Taler, — Zorn, Uhu, Lunge, Erle, Trotz, Zar, Türe. „Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt.“

Rösselsprung:

O sag' nicht: fremdes Leid. Ein Leid ist [fremd dir nie.
Die Trän' im Bruderaug', du selbst vergießest sie.
Es schlägt ein einzig Herz in diesem großen All,
In deiner eignen Brust ertönt sein Widerhall.
Der and're bist du selbst; und ist ihm weh [gescheh'n,
Und sinkt verletzt er hin — du bleibst nicht [aufrecht steh'n.

(Ebner-Eschenbach: Fremdes Leid.)





Aus Großvaters Bücherschrank.

Aus Briefen eines Einjährig-Freiwilligen vom 3. Garde-Grenadier-Regiment Königin Elisabeth während der Belagerung von Paris 1870/71.

Aulnay, den 5. 1. 1871.

Obwohl die Tage doch nichts weniger als in Freude und Überfluß an uns vorübergehen, wird uns die Zeit in dem wechselvollen, ruhelosen Durcheinander dennoch nicht lang, und so hat der anstrengende Dienst wenigstens etwas Gutes für sich.

Die Stockungen im Strom der Postsendungen haben hier, vor allem bei mir, auch eine Stockung der guten Laune zur Folge gehabt, und segnen würde ich den hohen Post-Chef, wenn er diesen Strom durch sein mächtiges „Werde!" wieder in Fluß brächte. Die Preise bei den Marketendern steigen mit der Abnahme der Konkurrenz (es drückt sich jetzt einer nach dem andern mit vollen Taschen) von Tag zu Tag.

In dieser Woche habe ich nun endlich, wie wir zu sagen pflegen, „den höheren Grad der Gemeinheit" erreicht, d. h., ich bin zum Gefreiten avancirt. Bei dem häufigen Wechsel in der Compagnie-Führung und der beständigen Unruhe, in der wir leben, geht eben Alles langsam, zumal die Zahl der Freiwilligen eine so große ist. Der Vortheil wird für mich vorläufig darin bestehen, daß ich weniger als bisher zum Postenstehen und hauptsächlich zum Führen von Patrouillen usw. verwendet werden und demnächst zur Führung einer Corporalschaft gelangen dürfte.

Die Verhältnisse gestalten sich übrigens jetzt bei uns täglich interessanter. Riesige Vierundzwanzigpfünder und treffliche Zwölfpfünder sind hier in langen Colonnen mit Munition und sonstigem Zubehör einpassirt und werden in den nächsten Tagen die nahe gelegenen, vom Feinde besetzten Ortschaften Drancy, La Courneuve usw. unter Feuer nehmen und so unseren passiven Leiden ein Ende machen. Die Beschießung des Mont Avron haben wir deutlich gehört; es war ein herrliches, erhebendes Concert für unser Ohr.

Als ich heut in der Dunkelstunde ganz allein von Bonneuil aus, wo ich Quartier für die Offiziere der Compagnie gemacht hatte, über die verlassene Flur bei wildem Schneegestöber schritt, dröhnte die Luft von ungemein heftigem Kanonendonner, so daß ich meine Schritte beschleunigte, um unsere Quartiere zu erreichen. Im Stockfinstern traf ich in Aulnay ein, konnte aber nur erfahren, daß die Kanonade in unserer linken Flanke bei den Sachsen stattgefunden haben müsse.

Vorige Nacht waren wir, wie jetzt fast täglich, bei 12 Grad Kälte zum Eisbrechen auf dem ziemlich schmalen Wasserlauf commandirt, welcher Aulnay gegen plötzlichen Überfall decken soll. Diese Arbeit wird mittels eines eisernen Pontons verrichtet, welcher Tag und Nacht in kurzen Pausen durch die Soldaten hinauf und hinab gezogen werden muß. Das geht nun nicht ohne häufiges Hinfallen und gründlich nasse Füße ab, aber man muß wohl oder übel acht Stunden lang „kühl bis ans Herz hinan" ausharren bei Tag oder Nacht.

Von Bonneuil aus, wohin wir demnächst übersiedeln, schreibe ich wieder. Es wird dort schrecklich sein, da die Einquartierten wegen Mangels an Brennmaterial bereits die Fensterkreuze, Thüren, Dielen, Balken usw. in Menge verbrannt haben.

Bonneuil, den 13. 1. 1871

...... So schwindet einer nach dem andern aus den Reihen der Bekannten und Freunde dahin, ohne daß ein Ende abzusehen wäre.

Seit einigen Tagen bin ich auf dem Bataillons-Büreau, wie schon öfters, als Ordonnanz beschäftigt. Ich habe im Verein mit einem anderen praktischen Kameraden den Raum, der uns zum Aufenthalt angewiesen worden, ganz wohnlich hergerichtet, indem wir einen ganzen Tag hindurch Ofenbauer und Zimmermann gespielt haben. Der Dienst als Ordonnanz ist zwar nicht beschwerlich, doch wird man häufig bei Nacht herausgejagt, um den Compagnien Befehle zu überbringen; wegen eines grausamen Schnupfens schlafe ich aber jetzt bei Nacht so wie so nicht.

Bonneuil bietet ganz den schauerlichen Aufenthalt, wie ich ihn vorausgesehen. Ein großer Theil der Häuser ist durch Axt, Picke und Seitengewehr demolirt, um Brennholz zu gewinnen. Natürlich werden hierdurch die erträglichen Quartiere immer spärlicher und der Notbestand immer größer. Der Dienst bei der Compagnie ist auch wieder recht schwer. Täglich werden viele Arbeiter zum Eishacken, Straßenfegen, Barrikaden- und Artillerie-Schanzen-Bau gestellt und außerdem fleißig Appelle abgehalten. Ja, selbst Exerziren und Scheibenschießen ist aufs Strengste angeordnet worden. Auf Vorposten ziehen wir jetzt nur alle sieben Tage. Die Rothhosen haben sich, als wir das letzte Mal in Le Bourget waren, ziemlich ruhig verhalten, obwohl sie mit den Laufgräben, die sie in neuerer Zeit ausgehoben haben, dem Dorf bis auf wenige hundert Schritt auf den Leib gerückt sind und uns aus ihrer Deckung auf die unverschämteste Weise beschießen, sobald wir nur die Nasenspitze sehen lassen. Unsere zwischen Aulnay und Bonneuil errichteten schweren Batterien haben eine Zeit lang nach dem Vorterrain und den Vororten von Paris gefeuert, doch schweigen sie jetzt wieder. Ein Bombardement des Forts Aubervilliers vor Le Bourget und St. Denis hat auch noch nicht begonnen.

Bitte mir schleunigst eine gute Karte von Frankreich zu senden, damit ich die Bewegungen der Feldarmeen verfolgen kann.

Bonneuil, den 14. 1. 1871.

Vorgestern und gestern Ausfälle gegen Le Bourget. — Vorgestern Nacht rückten wir, nachdem alamirt worden, nach Pont d'Iblon. Die Regiments-Kapelle empfing uns in Stockfinsterniß beim Einbiegen in die Chaussee mit dem Pariser Einzugsmarsch, während die französischen Granaten krachend platzten und die Gewehrsalven von Le Bourget herüberknatterten — ein grandioser Moment.

Von Pont d'Iblon ging meine Compagnie nach Le Bourget zur Unterstützung vor, ich aber mußte als Ordonnanz in bitterer Kälte und starkem Nebel auf einem Strohhaufen an der Straße zur Disposition des Bataillons-Büreaus liegen bleiben, während mich Husten und Schnupfen auf das Äußerste plagte. — Erst am Morgen rückten wir, ganz steif gefroren wieder in die Quartiere.

Bonneuil, den 18. 1. 1871.

.....Bei St. Denis werden jetzt u. a. einige Krupp'sche 21 cm-Mörser aufgestellt, um die dortigen Forts zu bombardiren. Die Wirkung dieser Geschütze soll eine sehr wohlthuende sein. Im Süden hat das Bombardement bekanntlich schon gute Fortschritte gemacht; ein fast ununterbrochenes Brummen und Dröhnen tönt aus jener Richtung zu unseren entzückten Ohren herüber.

Dieser Tage auf dem Heimweg von Pont d'Iblon nach der angenehmen Nacht an der Straße, besuchte ich, da ich nur mit einigen Ordonnanz-Mannschaften anmarschirte, eine unserer schweren Batterien, die am Wege von Dugny nach Bonneuil errichtet sind. Der Batterie-Offizier schlummerte gerade sanft im bombensicheren Unterkunftsraum, und so betrachtete ich die ganze Anlage mit Muße und ließ mir von dem gemüthlichen, altgedienten Artilleristen Alles genau erklären. Auf meine Bitte ließen mich dieselben auch eins der respektablen Geschütze, welche ihre Mäuler drohend gegen Paris aufsperrten, abfeuern. Der heftige Knall, das Zurückbäumen oder vielmehr Laufen des Ungethüms auf seiner gedielten Bettung, endlich der Gedanke, auch einmal einen eisernen Gruß nach dem Narrenhaus en gros hinübergesendet zu haben, das Alles machte mir viel Vergnügen......

Bonneuil, den 24. 1. 1871.

....Durch einen Appell am Weiterschreiben gehindert, kehre ich nunmehr dazu zurück. — Vor allem meinen Dank für die große Sendung von allerlei praktischen und wohlschmeckenden Dingen. Leider war die Kiste in der Mitte durchgebrochen, was zur Folge gehabt, daß der beigefügte Farinzucker sich über alles ohne Wahl ergossen hat. Wenn manche Gegenstände über diese Bezuckerung etwas erstaunt gewesen sein mögen, so hat es ihnen doch weiter nichts geschadet. Durch all diese Kostbarkeiten bin ich wenigstens an meinen Geburtstag erinnert worden, den ich sonst wohl ganz vergessen hätte. Ich habe denselben in einem scheußlichen Kartoffelkeller in dem geliebten Le Bourget verlebt, in welch letzterem uns einige Granaten, die in unserer unmittelbaren Nähe einschlugen, beinahe doch endlich den Garaus gemacht hätten. Auch eine nächtliche Recognoscirung gegen Drancy wurde von Le Bourget aus unternommen. Der Empfang daselbst war seitens der Franzosen ein sehr warmer, obwohl unsere schweren Batterien jetzt ca. 14 Tage lang den Ort gründlich beschossen haben und man angenommen hatte, daß er nicht mehr besetzt sei.

St. Denis wird jetzt von Stains, Pierrefitte etc. aus energisch bombardirt, doch antworten die Forts ebenso lebhaft, besonders auch Fort d'Aubervilliers, gegen welches zwei seitwärts von Le Bourget errichtete Belagerungsbatterien das Feuer eröffnet haben.

Fort d'Aubervilliers, den 30. 1. 1871.

Welch plötzliche, fast überwältigende Veränderung der Situation! Man befindet sich noch fast wie in einem Traume. Sollte all das Elend und die Strapazen, denen man nun durch fünf Monate getrotzt, wirklich überwunden sein? Sollte man doch noch die theure Heimat wiedersehen, nachdem man es oft für fast unmöglich gehalten? .... Doch, ich will Euch wieder treulich berichten, wie sich Alles zugetragen.

Nachdem wir am 25. und 26. die Vorposten in Le Bourget besetzt hatten, dröhnten Himmel und Erde von einem so kolossalen Geschützfeuer, wie ich es noch nicht erlebt. Wir befanden uns in dem Gehöft der Gasanstalt auf Feldwache und im wahren Sinne des Wortes „zwischen zwei Feuern". Während nämlich unsere bei Le Bourget placirten Belagerungs-Batterien über unsere Köpfe hinweg nach Fort d'Aubervilliers feuerten, sandten die Kanonen des starken Werkes ihre Zuckerhüte gleichfalls über unsere Köpfe hinweg in fast ununterbrochener Folge nach unseren Geschützen. Hierdurch entstand ein solcher Höllenspektakel, daß man sich kaum verständlich machen konnte. Überdies hatten wir noch die Freude, die vom Fort zu kurz geworfenen Geschosse in unserem Gehöft platzen zu sehen, so daß uns oft genug Splitter und Steine um die Ohren sausten. Gegen Abend nahm das Feuer aus dem Fort noch mit jeder Minute zu, so daß schließlich wiederholt ganze Salven abgegeben und völlige Geschoß-Garben über die Gegend ausgeschüttet wurden. So ging es fort bis Mitternacht, dann mit einem Male, ohne jeden Übergang — Todtenstille!

Die Wirkung dieser Erscheinung auf unsere überreizten Nerven war merkwürdig. Zuerst konnte man sich das Rätsel absolut nicht erklären, allmählich aber wurde es bekannt, daß ein Waffenstillstand abgeschlossen sei, und deshalb das Bombardement aufhöre. Unsere Freude war groß, und nur mit Mühe konnte man lauten Jubel unterdrücken.

Am nächsten Morgen kamen die kecken ausgehungerten Franzosen schon ganz zutraulich an unsere Postenkette heran und mußten fast mit Gewalt entfernt werden. Ihnen schien bei dem Gedanken, daß das Ende allen Jammers herbeigekommen, noch wohler zu sein als uns.

Am 28. früh (wir waren bereits wieder nach Bonneuil zurückgekehrt) wurde plötzlich alarmirt, als ich gerade meine gesamte Wäsche einem großen Kessel anvertraut hatte, um, wie man zu sagen pflegt, die darin befindliche „Einquartierung" zu vernichten. Was war zu thun? Entschuldigungen giebt's nicht im Kriege; meine Kameraden faßten also mit an: eins, zwei, drei war die nasse Wäsche ein wenig ausgewunden und in den Tornister gestampft. Dann wurde die Uniform auf den bloßen Leib gezogen, Tornister und Mantel umgehangen, und hinaus ging's. Sobald das Bataillon zusammen war, wurde sofort bei naßkaltem Winde nach Le Bourget abgerückt; dort trafen wir mit den beiden andern Bataillonen zusammen, und nun ging es in munterem Schritt die Chaussee entlang über Barrikaden hinweg und bei Verhauen, Gräben und anderen angenehmen Hindernissen vorbei, geraden Wegs auf das Fort d'Aubervilliers los, welches mit seinen starken Wällen und Verpallisadirungen einen gewaltigen Eindruck machte. Was wäre aus uns geworden, wenn nicht jetzt den Riesengeschützen droben auf den Wällen eine höhere Macht die Mäuler gestopft hätte? — Die Pioniere waren mittlerweile vorausgeeilt und hatten sich von der Gefahrlosigkeit des Einmarsches bezüglich etwaiger Minen usw. überzeugt, so daß wir ohne Aufenthalt mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen Einzug in die kleine Feste halten konnten; — es war ein höchst erhebender Moment!

Nachdem die Compagnien entlassen waren, beeilten wir uns, das Fort genau zu besichtigen, wobei uns besonders die Geschütze, zum Theil wahre Kolosse von der Marine, im Ganzen etwa 100 an der Zahl, lebhaft interessirten. Später bezogen wir Quartier in den ziemlich zerschossenen Kasernen des Forts. Fürs Nachtlager wurden Strohsäcke aus den Kasematten geholt, auf denen die Belagerten geruht; dieselben, nämlich die Strohsäcke, werden wahrscheinlich unter uns davonlaufen......

Fort d'Aubervilliers, den 7. 2. 1871.

Endlich komme ich wieder dazu, einige Zeilen an Euch zu senden. Man hat unter den jetzigen Verhältnissen, zusammengepfercht mit einer Masse Leute im Kasernenzimmer, weder viel Zeit noch Lust zum Schreiben. Wir haben jetzt viel Dienst und viel Ungeziefer. Die einzige Unterbrechung in dem fortwährenden Einerlei wurde durch die Waffen-Auslieferung der Pariser Besatzung herbeigeführt. Wir waren an der Demarcationslinie zwischen der Enceinte und den Forts auf Wache und sahen den fast endlosen Wagenzug an uns vorüberkommen. Der Anblick war ein entschieden ergreifender. Die Führer der Munitionswagen, welche die auszuliefernden Chassepots enthielten: bleiche, elende Gestalten, die auf ausgehungerten, langzottigen, schmutzigen Pferden mehr hingen als saßen. So trottete der lange Trauerzug einher, und dieses Schauspiel wiederholt sich jetzt fast täglich, bis sämtliche Gewehre abgeliefert sind....

Fort d'Aubervilliers, den 18. 2. 1871.

Mit Freuden begrüße ich einige freie Stunden, um sie zu einem längeren Briefe an Euch zu benutzen. Wenn Ihr übrigens einen genauen Einblick in unsere augenblickliche Lage hättet, würdet Ihr es mir gewiß gern erlassen, häufig Nachricht zu geben. Rings um mich her nähmlich wimmelt es

von Knopfgabeln, Bimspfropfen, Schlemmkreide, Schmierlack und anderen nützlichen und angenehmen Dingen, so daß es mir in dieser prosaischen Umgebung schwer fällt, einen Gedanken zu fassen, der mit Putzen und Bimsen zusammenhängt. Glücklicherweise habe ich mich jetzt nicht mehr direkt um meine Sachen zu kümmern, da ich seit einigen Tagen als Corporalschaftsführer fungire.

Der Grund für die Eingangs erwähnte Erscheinung liegt nun darin, daß wahrscheinlich in wenigen Tagen der Einzug in Seine-Babel stattfinden wird, und deshalb veranstalten die verschiedenen Regimenter ein lobenswertes Wettputzen, und die krampfhaften Anstrengungen, aus Lumpen durch konsequentes Schaben, Kratzen und Rumpeln neue Waffenröcke und Beinkleider herzustellen, verdient gewiß alle Anerkennung. — Oft schon vor Tagesgrauen sitzen meine armen Kerls um den improvisirten Tisch herum und striegeln, bürsten und waschen drauf los, daß mir angst und bange wird, und ich die Flucht ergreife, um beim Marketender meinen Ärger in einem Glase „Sauren" zu ertränken. — Unser Fort hat mittlerweile eine ganz andere Physiognomie angenommen. Die Geschütze, welche bisher ihre Mündungen drohend nach den verwüsteten Stätten der Umgebung gerichtet hatten, sind mit unendlicher Mühe durch unsere Infanterie auf die entgegengesetzte, Paris zugekehrte Seite des Werkes geschleppt und dort in neu errichteten Emplacements einlogiert worden und schauen nun erstaunt und erwartungsvoll auf die bedauernswerte Vaterstadt, um sie als entartete Kinder bei erster Gelegenheit in einen Schutthaufen zu verwandeln. Auch in den Zwischenräumen der einzelnen Forts sind auf freiem Felde eine Anzahl von Schanzen errichtet und mit schwerem Geschütz armiert worden, so daß wohl um ganz Paris herum gegen tausend Feuerschlünde des Moments harren, das Werk der Vernichtung zu beginnen, falls die Bewohner noch Miene zu erneutem ernstem Widerstand machen sollten.

Der Ausblick von der Dachfläche der Kaserne im Fort bietet bei dem regen Treiben, welches in seiner Umgebung herrscht, ein interessantes Bild dar. Während der Hof und die Wälle von fleißigen Arbeitern (natürlich Soldaten) wimmeln, sieht man in den Wallgräben fleißig exerzierende Trupps und Abtheilungen, welche nach der Scheibe schießen. Auch die Aussicht auf die Vorstädte von Paris und die nahen Höhenzüge im Osten ist wechselvoll und lohnend.

Gestern wurde durch die Artilleristen eine Anzahl schwerer gußeiserner Marine-Geschütze, die wahrscheinlich den Transport nach Deutschland nicht lohnen, mittelst Nitroglycerin gesprengt. Sämmtliche Fenster im Fort mußten vorher geöffnet werden, da die enorme Detonation oder vielmehr die damit verbundene Lufterschütterung dieselben sonst zerschmettert hätte.

Vor einigen Tagen machten wir Übungsmärsche nach Drancy, Le Bourget usw. Von den Verwüstungen, welche besonders auch in Drancy, durch das Bombardement angerichtet worden, habt Ihr keinen Begriff. Überall geborstene Mauern, ausgebrannte Schlösser und Villen, die Parks und Gärten durch die Geschosse wie umgepflügt. Von den wenigen beneidenswerthen Einwohnern war, wenigstens in Drancy, noch Niemand zurückgekehrt. Alles lag noch wüst und verlassen.

Die Abendstunden verplaudere ich jetzt immer recht angenehm in der Gesellschaft der Breslauer Freunde beim Marketender, doch sind die Nächte auf den unsauberen Matratzen im überfüllten Raum um so unerträglicher.....

Fort d'Aubervilliers, den 28. 2. 1871.

Nach längerem Schweigen bin ich heut wieder in der Lage, Euch einige interessante Erlebnisse zu schildern. Ich habe nämlich vor einigen Tagen in Gesellschaft eines Breslauer Studenten die alte Stadt St. Denis mit dem berühmten Dom besucht. Das Wetter war wunderschön, und wie ein aus dem Käfig entflohener Vogel enteilte ich den finsteren Mauern unserer Zwingburg, in der wir nun schon seit Wochen wie Gefangene schmachten.

Mit einem Urlaubsschein ausgerüstet, erreichten wir unser Zielnach etwa ein- und einhalbstündigem Marsch und lenkten unsere Schritte, die überaus belebten, von Civil- und Soldatenvolk angefüllten ziemlich engen Straßen, direkt nach der berühmten Kathedrale. Der herrliche reingothische Styl erfreute unser Auge und das innere entsprach in würdiger Pracht völlig dem Aeußeren. In ernster Stimmung betrachteten wir die im Schiff aufgestellte lange Reihe der marmornen Sarkophage, auf denen die meisterhaft gemeißelten Gestalten der französischen Könige zu schauen waren, deren irdische Hülle in den unterirdischen Gewölben des Doms ruht. Auch in die Krypta stiegen wir hinab und sahen in den Verschlägen eine große Anzahl alter Särge beim unsicheren Licht eines Wachshölzchens, das wir entzündet, über- und nebeneinander stehen. Die Kirche ist übrigens durch die deutschen Geschosse wenig beschädigt worden, da dieselbe von außen bis hoch hinauf durch Sandsäcke sorgfältig geschützt worden war. Nur in den schönen Thurm sind mehrere Granaten gefahren, ohne wesentlichen Schaden anzurichten, wie wir uns alsbald durch den Augenschein überzeugten. Die Aussicht von der Plattform war herrlich, beschwor aber bei uns die Bilder kaum überstandener Mühsal herauf. Da lagen in nicht großer Entfernung die Orte Le Bourget, Dugny, Garges, Stains usw. vor uns ausgebreitet, wo wir noch jüngst gestritten und gelitten. Wir fühlten uns zurückversetzt

in die Zeit, wo wir die langen Winternächte im öden Vorterrain verbrachten.

Im Westen erblickte man die Seine, die sich durch liebliche Hügel schlängelt, weiter südlich drohte der gefürchtete Mont Valerien herüber, und fast in derselben Richtung, nur mehr im Vordergrunde, erhob sich der Mont Martre, hoch aus dem endlosen Meer der Häuser aufragend.

Zu unseren Füßen, nahe der Kirche, ging es recht lebhaft zu. Der Marktplatz war überfüllt von Kauflustigen. Überall deutsche Uniformen, dazwischen Civilisten und Mobilgarden. Auf der Straße produzierte sich ein veritabler Kautschukmann, um den sich eine heitere Menge von Männern und Frauen geschaart hatte — kurz, wenn nicht noch so manches Dach und mancher Schornstein die Spuren der Beschießung getragen hätte, man hätte nicht glauben können, daß hier vor wenig Wochen Noth und Elend geherrscht.

Nach dem Verlassen des Domes ward baldigst eine comfortable Kneipe aufgesucht, und, im Rohrstuhl zurückgelehnt, ein treffliches Glas Wein auf dem Tisch, mit dem Blick über die vor dem Hause auf- und niederfluthende Menge schweifend, füllte man sich endlich wieder einmal als Kulturmensch, wenn auch die Aussicht auf das primitive Nachtlager in der Zwingburg mit obligatem Aderlaß einen gewissen Übermuth nicht aufkommen lassen wollte.

Trotz etwas gehobener Stimmung wurde doch pünktlich aufgebrochen, und vor Thoresschluß überschritten wir wieder die Zugbrücke des Forts und lieferten uns ohne Murren zur weiteren peinlichen Haft aus.

Wegen eines kolossalen Spektakels, welcher durch die Nachricht hervorgerufen wird, daß morgen oder übermorgen in Paris eingerückt werden soll, muß ich mich kurz fassen, denn die Stube dröhnt von heiteren Gesängen, die durch den Genuß starker Dosen aller Sorten von Spirituosen nur allzuoft in ein wüstes Gebrüll ausarten. Meine Korporalschaft zeichnet sich übrigens auch hierbei durch Maaß und Anstand aus, da viele recht verständige Leute darunter sind, die einem wenig zu schaffen machen.

Die Zunkunft hat nun keine Schrecken mehr für uns, denn nach dem Einmarsch in Paris wird wohl der Heimmarsch nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Die Toteninsel Britannia.

Jetzt, da die Eroberung von Calais und die Beherrschung des Seeweges von der französischen nach der englischen Küste zu den wichtigsten Au fgaben unserer Heeresmacht gehört, verdient eine Sage in Erinnerung gebracht zu werden, die der im fünften Jahrhundert lebende Geschichtsschreiber Prokop in seiner Gotengeschichte von jenem Seeweg mitteilt.

„Auf der Insel Britannia", so schreibt er, „haben die Alten eine lange Mauer gebaut (gemeint ist der durch Kaiser Hadrian gegen die Einfälle der Pikten und Scoten angelegten Piktenwall, zwischen dem Solwaybusen und der Mündung der Tyne, von dem Reste noch heut erhalten sind,) die sie in zwei Teile teilt nach mehr als einer Hinsicht, weil Erde und Luft und alles andere auf beiden Seiten durchaus nicht gleich sind. Denn südlich von der Mauer ist gute Luft, den Jahreszeiten entsprechend, im Sommer gemäßigt warm, im Winter kalt. Und auf dieser Seite wohnen zahlreiche Menschen in derselben Weise wie anderswo; nördlich von der Mauer aber ist gerade das Gegenteil, zuverlässig kann dort ein Mensch nicht eine halbe Stunde leben. Schlangen und ähnliche Tiere bewohnen die Gegend. Und was das merkwürdigste ist, die Eingeborenen behaupten, daß, wenn jemand sich auf die andere Seite der Mauer begibt, er sofort den Geist aufgeben muß, so verderblich wirkt schon die Luft dort, und Tiere, die sich hinüber begeben, fallen ebenfalls sogleich tot um. Da mich meine Erzählung einmal bis hierher geführt hat, so muß ich einer Sache Erwähnung tun, die ganz fabelhaft klingt und mir durchaus nicht glaublich erscheinen will, obgleich sie von zahlreichen Leuten berichtet wird, die versicherten, alles mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört zu haben, — ja dabei selbst tätig gewesen zu sein.

Man erzählt also, daß die Seelen der Verstorbenen immer nach dieser Insel hinüberfahren. An der Küste, die Britannien gegenüberliegt, befindet sich eine große Zahl von Dörfern, deren Bewohner von Fischfang, Ackerbau und Schiffahrt nach Britannia sich ernähren. Sie sind den Franken untertan, zahlen aber keinerlei Tribut. Dieser ist ihnen erlassen in Anbetracht einer Dienstleistung, die ich im folgenden schildere. Jene Leute behaupten nämlich, die Überfahrt der Seelen besorgen zu müssen. Diejenigen nun, welche in der nächsten Nacht an der Reihe sind, gehen, sobald es dunkel geworden ist, in ihre Wohnungen und legen sich schlafen, bis der Führer des Zuges sie weckt. Vor Mitternacht merken sie nämlich, wie es an ihre Türen klopft und hören die Stimme eines Unsichtbaren, die sie an ihre Arbeit ruft. Sogleich stehen sie, ohne sich zu besinnen, von ihrem Lager auf und begeben sich an den Strand, einem gewissen Zwange folgend, über dessen Art sie sich nicht Rechenschaft ablegen können. Dort finden sie Kähne vor, zur Abfahrt bereit, aber ganz menschenleer. Es sind das nicht ihre eigenen, sondern fremde Fahrzeuge. Sie steigen hinein und greifen nach den Rudern. Dann fühlen sie, wie die Schiffe durch die Menge der Mitfahrenden so schwer belastet werden, daß sie bis an die Deckbalken und die Rudereinschnitte im Wasser liegen und kaum einen Finger breit daraus hervorragen, ab [illegible] eben

ist niemand. In einer Stunde rudern sie nach Britannien hinüber, während sie mit ihren eigenen Schiffen, wenn sie nicht segeln, sondern nur rudern, in einer Nacht und einem Tage kaum hinüber kommen. Wenn sie drüben angelangt sind, merken sie, wie sich die Fahrzeuge entleeren, und fahren sofort zurück, und so leicht sind dann die Schiffe plötzlich geworden, daß nur der Kiel unter Wasser sich befindet, der Rumpf sich aber hoch darüber erhebt. Sie sehen keinen Menschen mitfahren noch aussteigen, behaupten aber, eine Stimme zu hören, die den am Ufer Harrenden jeden einzelnen der neu Ankommenden mit Namen nennt, die Stellung hinzufügt und seine Abstammung väterlicherseits. Wenn auch Frauen mit hinübergefahren sind, so wird der Name dessen ausgerufen, dem sie im Leben angehörten. Solches geschieht nach den Aussagen der Leute jener Gegend. Ich möchte das Erzählte auf eine gewisse Art hellseherische Begabung zurückführen..." A. H.

Gewichtiges Wort eines englischen Staatsmannes.

Im November 1814 sprach Lord Landsdowne im britischen Oberhause: „Welche Macht hat Europa gerettet? Etwa die geregelten Heere? Sie sind alle geschlagen. Etwa die festen Plätze? Sie haben sich alle ergeben. Das ganze System der militärischen Verteidigung lag niedergeworfen zu den Füßen des Usurpators. Jeder weiß, daß die Macht Bonapartes vorzüglich durch jene patriotische Gesinnung umgestürzt wurde, die aus jedem Deutschen von Bildung einen Offizier, aus jedem Mann vom Volke einen Soldaten machte. Diese edlen Gesinnungen zu unterhalten und fortzupflanzen, das ist der Zweck, den sich die Mächte vorsetzen sollten; das ist der einzige feste Grund, den man dem Systeme des europäischen Gleichgewichtes geben könnte."

„Feierstunden", 1821.

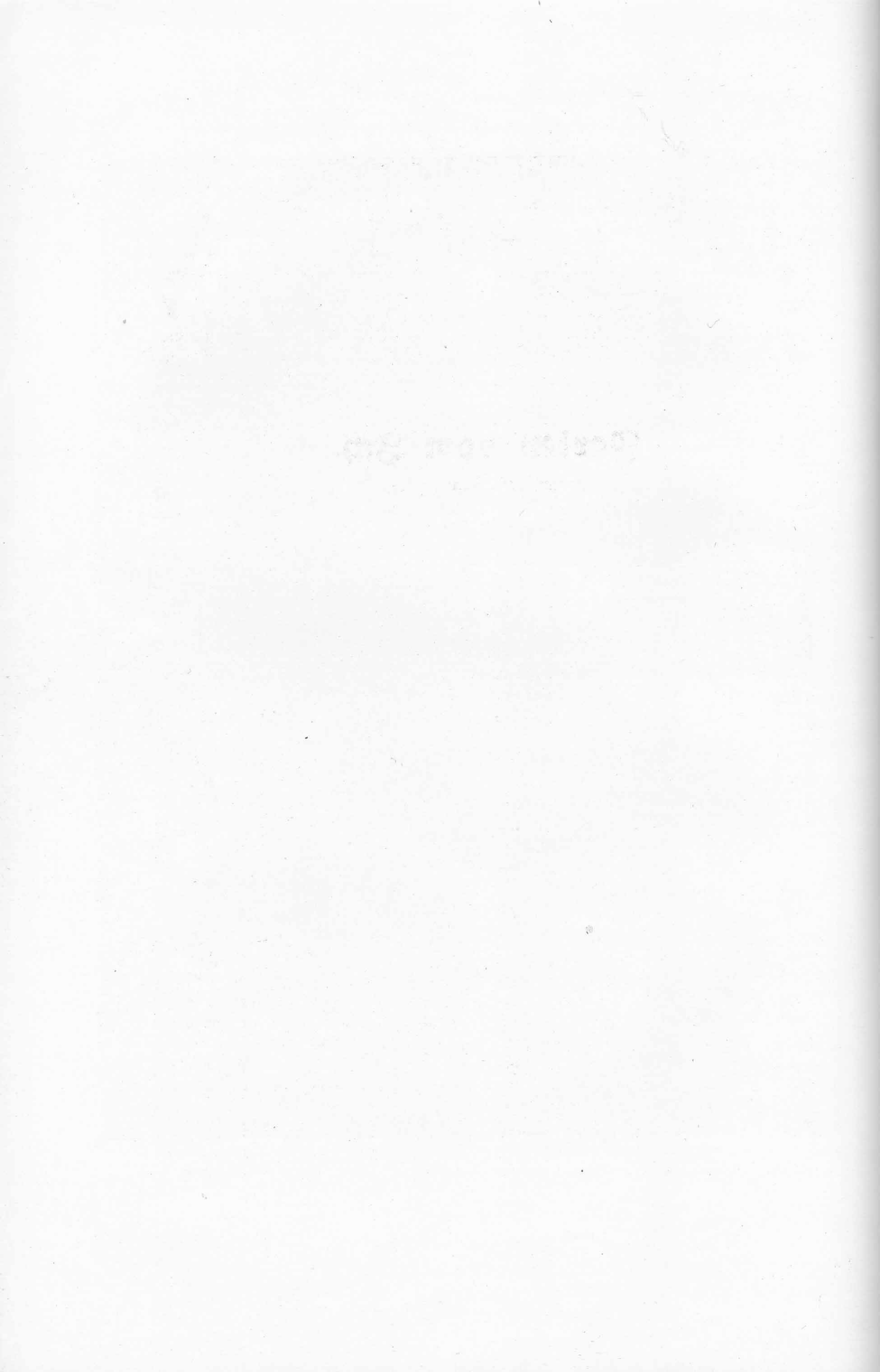
Neger als Verbündete der Franzosen

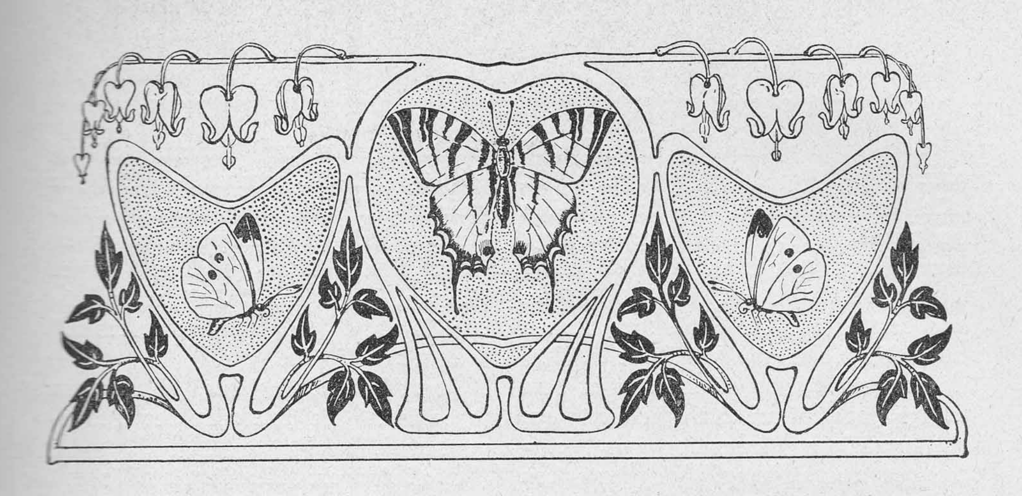
benutzte Napoleon schon im Jahre 1806 bei der Belagerung von Gaëta. Ein Bataillon Neger zeichnete sich, wie Marschall Ségur berichtet, dabei ganz besonders aus. Es wurde dabei freilich durch einen ganz anderen Beweggrund als die Tapferkeit angetrieben. Mit gierigen Blicken verfolgten die Neger die über ihrem Kopf dahinsausenden feindlichen Bomben und stürzten sich auf die Stelle, wo sie niederfielen, um ihnen die Zündschnur zu entreißen, für die sie 50 Centimes erhielten, wenn sie nicht vorher von dem furchtbaren Feuer der Belagerten auf dieser so wenig einträglichen, aber gefährlichen Jagd getötet wurden.

FRUEHLING

Reinhold Pfaehler von Othegraven







Ferien vom Ich.

Roman von Paul Keller.

(7. Fortsetzung.)



Am Desselben Tages abends. Am Abend ging ich nach dem Forellenhof. Die schöne „Hanne“ nahm Abschied von uns. Von Mai an war das Mädchen bei uns und jetzt, da es gehen wollte, war mir's, als schwänden Sommer und Sonne dahin, und es könne nun nichts mehr geben als graue Tage. Ich litt wie Piesecke; ich jammerte nur nicht so. Aber auch vielen anderen Leuten ging Evas Abschied nahe; ich hörte, daß die dicke Susanne schon tagelang mit rot verquollenen Augen herumlaufe.

Wenn der November kam, würden sich wahrscheinlich unsere Kurgäste an Zahl vermindern; dann wollte ich auch mal ausspannen, wollte mal für ein paar Wochen Ferien machen. Ich erwischte mich bei dem Gedanken, daß ich dann wahrscheinlich nach einer großen Stadt reisen würde, nach Berlin oder Wien. Ich bin nun schon so lange in dieser Einfachheit und in diesem ruhigen Frieden, daß ich mich wahrhaftig manchmal sehne, in einer elektrischen Straßenbahn zu fahren, ein gutes Theater zu besuchen, mal in einem vornehmen Restaurant zu speisen. Es kann gar nicht anders sein: wenn der Doktor aus dem Friedensidyll einmal Ferien vom Ich machen will, muß er in Glanz und Lärm hinein. Variatio delectat. Ich nehme es unseren Bauern nicht übel, daß sie sich zuweilen Sonntags nach Neustadt hinüber schleichen, um dort ins Kino zu gehen, und die hämischen Bemerkungen der „Neustädter Umschau“ über diesen Fall beweisen nur, daß das Blatt keine Ahnung von dem Abwechselungsbedürfnis des Menschen hat. Wer immer im Lärm sitzt, wird stumpf, wer immer in der Stille ist, auch; nur die wechselnde Welle trägt des Menschen Schiff.

Daß mich neben diesen Erwägungen auch der Gedanke leitete, ich könne meine Ferienreise vorteilhaft über die Stadt verlegen, wo Eva diesen Winter singen würde, wollte ich mir kaum zugestehen. Denn ich hatte doch ein Ende gemacht mit meiner Liebe; ich wußte doch recht gut, daß ich nicht eher ein idealer Leiter dieses Ferienheims sein würde, als ich nicht selbst von allen familiären Banden und Sorgen befreit war, daß ich immer noch selbst zu sehr in der alten Haut steckte. — — —

Die große Stube im Forellenhof war dicht besetzt mit Menschen. Viel alte Freunde kamen, um sich von Eva zu verabschieden. Ein paar Kränze von Astern hingen an den Wänden, die letzten Rosen des Gartens blühten auf dem Tisch. Wenn ein Kurgast von uns Abschied nimmt, erhält er als Andenken ein Album überreicht, in dem einige gute Bilder nach Radierungen, Heliogravüren, Aquarellen und Zeichnungen von unserem Heim enthalten sind, außerdem aber eine Anzahl Photographien, auf denen der betreffende Gast in irgendeiner Situation, die er miterlebt hat, verewigt ist. Denn photographiert wird bei uns viel. Bei der Arbeit, vor dem Bauernhaus, beim Feldfeuerchen, bei irgendeinem Ulk, beim Waldfest, beim Kirchgang, bei tausend anderen Gelegenheiten wird von unseren Kurgästen photographiert. Und jeder, der auf einem Bild freiwillig oder unfreiwillig mit aufgenommen ist, bekommt einen Abzug in sein Album geklebt.

Diese Albumidee hat gewiß viel Poetisches und Gemütliches an sich, wie sich denn auch unsere Gäste kein lieberes Andenken wünschen; sie stammt aber von unserem Propagandachef Levisohn, der gesagt hat, eine sinnigere und zugleich wirksamere und billigere Propaganda für unser Heim lasse sich nicht erdenken. Jeder Besitzer eines solchen Albums zeige es mindestens hundert Personen; rechne man, daß vier Prozent der Betrachter den Entschluß faßten, auch nach Waltersburg zu reisen, und bringe man das schön ausgestattete Album im Engrosbezug mit zehn Mark in Ansatz, so kämen auf jeden auf diesem Wege neu gewonnenen Kurgast 2,50 Mark Werbekosten. Ein Spottgeld!

Es läßt sich aus jeder Blume Honig saugen! Ich sagte damals Herrn Levisohn: „Mein Lieber, Sie machen Ihre Sache gut; aber muß denn immer ans Geschäft gedacht werden? Mir für meinen Teil ist es genug, wenn ich weiß, mit welcher Freude unsere abreisenden Gäste das Album in ihren Koffer schließen, mit wie viel Stolz und Wehmut sie es zu Haus betrachten werden."

Levisohn lächelte fein.

„Herr Doktor," sagte er, „Sie können so denken. Sie sind nicht der Propagandachef!"

Eva bekam ein Album in vier Bänden. Sie war sehr lange bei uns, und es hatten gar zu viele Amateure nachgesucht, wenigstens eine ihrer Aufnahmen in Evas Album zu bringen. Methusalem hatte einige reizende wertvolle Bleistiftskizzen beigesteuert. Die letzte war ein Stimmungsbild von der Landstraße, die unten am Zeughaus vorbeiführte, zeigte einen im Abendschein entschwindenden Wagen und hatte die Unterschrift:

„Die Sonne geht unter."

Auch du, mein Sohn Brutus? — — Es fiel mir auf, wie lustig Methusalem sein wollte, wie zerstreut er war, wie gemacht heute sein Lachen klang. —

Eva saß im Schein der großen Hängelampe und durchblätterte das Album. Sie sagte nicht viel, aber mit einem Mal rannen große Tränen über ihre Wangen. Dann wischte sie sich energisch das Gesicht ab und sagte:

„Nein, ich darf mich wohl nicht allzusehr unterkriegen lassen. Aber diese Bücher sind herrlich. Sie werden mein liebstes Besitztum sein. Alle, alle sind drin — nur einer fehlt. Ignaz, warum sind Sie nicht auf einem einzigen Bild? Mir ist das aufgefallen."

Ignaz, der am Ofen lehnte, wandte sich weg und drückte die Wange gegen die Kacheln des Ofens.

„So ein ekliger Kerl wie ich ist nicht für Bilder," sagte er mit seiner knurrenden Stimme. Aber es klang wie ein Schluchzen darin.

„Es tut mir leid, Ignaz,“ sagte Eva freundlich; „Sie waren gut und treu zu mir!“

Da ging der Knecht stumm zur Tür hinaus. Ich sah, wie der Kurgast „Steiner“, von dem ich nun wußte, daß er ein Detektiv war, dem langen Ignaz mit einem messerscharfen Blick nachschaute.

Barthel hatte zu Ehren des Abends ein Fäßchen Moselwein angezapft und hielt eine Rede:

„Meine Herren! Der heutige Abend ist nicht so wie sonst, sondern anders. Es ist ein lustiger Abend, weil Fräulein Hanne fortzieht, und deshalb habe ich Sie zu einem Gläschen Wein eingeladen, und ich wünsche, daß er Ihnen allen recht wohl bekommen möge. Wir sind alle sehr traurig, denn wir verlieren Fräulein Hanne sehr, sehr ungern.“

Der Redner wurde unterbrochen. Frau Susanne weinte und prustete so heftig, daß sie sich zur Tür hinaus retten mußte. Barthel fuhr mit der Hand nach den Augenwinkeln.

„Sehen Sie, meine Herrn, meiner Alten geht es auch nahe. Eine Zeit lang — ich kann wohl das jetzt ruhig sagen — ist sie wegen Fräul'n Hanne und mir eifersüchtig gewesen. Aber es war natürlich bloß blinder Lärm; ich weiß doch, was ich mir schuldig bin!“

Wieder eine Unterbrechung. Zwei Herren und eine Dame hielten sich das Taschentuch vor den Mund und verließen das Zimmer.

„Sehen Sie, meine Herren,“ fuhr Barthel fort, „mit einem Hausvater, wie ich, ist das ein reines Elend, obwohl es mir ja gut geht. Denn sehen Sie, die Leute, die hierher kommen, verstehen alle rein gar nichts, und die meisten sind sehr faul und haben das Arbeiten nicht gelernt. Ich muß sie erst alle mühsam zurechtstutzen. Und wenn man dann mal so 'ne Perle bekommt, wie die Hanne, die so famos Butter machen kann, und sie zieht wieder fort, dann — —“

Mit Barthels Fassung war es aus. Er weinte in sein rotgeblumtes Taschentuch und konnte schließlich nur noch sagen:

„Nun trinken wir halt auf Fräul'n Hannes ihre Gesundheit!“

Das Mädchen war sehr bewegt. Es wurden noch einige kurze Ansprachen von Gästen gehalten, die Hanne feierten und in denen auch Vater Bartheln unmäßig viel Weihrauch gestreut wurde, und schließlich mußte Hanne singen. Sie war ruhiger geworden, stimmte ihre Laute und sang mit ihrer zarten, lieblichen Stimme das Lied, das aller Abschiedslieder Krone ist und bleiben wird:

„Morgen muß ich fort von hier
Und muß Abschied nehmen —“

Während des Liedes öffnete sich leise die Tür. Der lange Ignaz schlich sich herein, lehnte den Kopf an die Wand und preßte die Hände an die weiße Mauer.

Die Lampe flackerte; die Spätherbstrosen blühten auf dem Tisch. Als Eva das Lied beendet hatte, stürzte plötzlich einer vor, warf sich dem Mädchen zu Füßen und rief:

„Gehen Sie nicht fort — gehen Sie nicht fort, Fräulein Hanne; ich muß sonst sterben!“

Es war Piesecke. Und da sah ich auch schon, wie sich der lange Ignaz umdrehte, wie ein wilder, giftiger Blick über Piesecke und das erschreckte Mädchen hinfuhr, und im nächsten Augenblick hatte Ignaz den zarten Piesecke erfaßt, schleuderte ihn sich wie einen Sack über die Schulter und verschwand mit ihm durch die Tür.

„Daß kein Unglück geschieht!“ rief ich und eilte nach. In aufgeschreckter Unordnung drängte alles nach dem Hofe. Dort hatte der starke Ignaz den zappelnden Piesecke bereits mit gewaltiger Wucht auf den großen Düngerhaufen geworfen. Es war dem so schmählich

Behandelten weiter kein körperliches Unheil zugestoßen; aber ich war doch so erzürnt ob der neuen Gewalttat des Knechtes und der Störung unserer schönen Stimmung, daß ich sagte: „Ignaz, Sie gehen jetzt schlafen! Und morgen früh werden Sie Ihr Bündel schnüren. Dafür werde ich sorgen!“

Er wandte sich trotzig zur Seite. Ich ging aufgeregt nach der Stube zurück und traf daselbst den Detektiv Steiner, der allein zurückgeblieben war und ein Blättchen Papier, auf dem Fingerabdrücke zu sehen waren, sorgsam mit den schwachen Spuren verglich, die des Knechtes Ignaz' Arbeiterfäuste an der weißen Mauer hinterlassen hatten. Ohne auf mich zu achten, ging der Beamte in den Hausflur hinaus, in den eben der lange Ignaz eingetreten war, trat auf den Knecht zu und sagte:

„Josef Wiczorek, ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes!“

Die Umstehenden starrten den Sprecher an.

„Was wollen Sie, Herr Steiner?“ fragte der Bauer Barthel erschrocken.

„Ich heiße nicht Steiner, ich bin Geheimpolizist und habe meine Legitimation in der Tasche. Ich bitte, daß mir Gelegenheit gegeben wird, den verhafteten Josef Wiczorek, der sich hier unter dem Namen Ignaz Scholz aufgehalten hat, sofort nach dem Amtsgerichtsgefängnis nach Waltersburg zu transportieren.“

Josef Wiczoreks Augen verglasten sich. Ein kurzes Grunzen, und plötzlich schlug er mit beiden Fäusten um sich, machte sich Platz und verschwand blitzschnell im dunklen Hofe.

„Haltet ihn!“ rief der Polizeimann; „er ist ein lange gesuchter Raubmörder!“

Wir schrien alle, wir rannten! Ich stieß mit Barthel zusammen. Ich machte meinem Grimme Luft.

„Barthel, das haben wir Ihnen zu verdanken, Sie haben den mir längst unheimlichen Gesellen gehalten; Sie haben behauptet, Sie kennten ihn von Jugend auf als ehrlichen Kerl. Nun kommt diese Schande über uns.“

„Herr Doktor, lieber Herr Doktor, verzeihen Sie mir,“ wimmerte Barthel, „ich konnte nicht anders!“

Und er verlor sich von meiner Seite ins Dunkel.

Wie wenn ein Marder in einen Taubenschlag eingebrochen ist, so war es. Alles flatterte wüst und wirr durcheinander in Aufregung und Angst. Alle Höfe öffneten sich, von Mund zu Mund flog die Kunde, auf dem Forellenhof sei ein Raubmörder ertappt worden, aber entwichen. Der lange Ignaz! Die Weiber kreischten und schauten neugierig aus allen Fenstern und Türen, die meisten Männer wagten sich mit Stöcken bewaffnet fünfzig Meter vors Haus, ihre Frauen jammerten von der Haustür aus über diese Tollkühnheit und riefen die Männer zurück — es war abscheulich! Der Löw' ist los, und alles verliert den Verstand. Nur einige Mutige stürmten hinaus, den Unhold zu fangen, taten sich zu Gruppen zusammen, bewaffneten sich in der Eile, so gut sie konnten.

Ich schüttelte in der nebligen Abendluft erst meine Gedanken mühselig zurecht, sagte mir, daß die Verfolgung bei dieser Rabenfinsternis ganz aussichtslos sei, und ging nach der Direktion, um den Direktor zu sprechen. Er war nicht zu finden. Dafür traf ich den Geheimpolizisten an. Er stand am Telephon. Nach Waltersburg telephonierte er, nach dem Neustädter Bahnhof, nach zehn anderen Stationen im Umkreis, nach der Provinzialhauptstadt. Immer dasselbe: „Im Ferienheim Waltersburg hat sich unter dem falschen Namen Ignaz Scholz, genannt „der lange Ignaz“, der Raubmörder Fleischergeselle Josef Wiczorek auf-

gehalten. Ist soeben nach erfolgter Verhaftung entwichen."

Darauf folgte genaue Personalbeschreibung und Aufforderung zur abermaligen Verhaftung.

Ich saß — fast apathisch — auf dem Schreibtischstuhl unseres Direktors, der merkwürdigerweise immer noch nicht aufzufinden war, und hörte zu, wie „Herr Steiner" telephonierte. Er schnarrte mit seiner scharfen Polizistenstimme die Schande meines lieben Ferienheims in alle Winde.

Endlich war er fertig. Er wandte sich an mich.

„Herr Doktor, Sie sind der verantwortliche Leiter dieses Sanatoriums?"

„Nur vom ärztlichen Standpunkt aus verantwortlich."

„Und wer trägt die Verantwortung für die gesetzliche Ordnung?"

„Mister Stefenson und in seiner Vertretung Direktor von Brüning."

„Wo ist der Direktor?"

„Ich weiß es nicht."

„Wo ist Mister Stefenson?"

„In Amerika."

Der Polizeimann notierte alles in sein Buch.

„Was ist Ihnen von diesem angeblichen Knecht Ignaz Scholz bekannt, Herr Doktor?"

Ich sagte ihm, daß mir dieser Knecht Ignaz allerdings persönlich stark unsympathisch gewesen sei, daß ich aber — außer einigen Grobheiten oder auch Rohheiten, die er begangen — keine Veranlassung gehabt habe, den Menschen für einen Verbrecher zu halten, zumal mir der Bauer Barthel, dem ich vertraue, erklärt habe, er kenne Ignaz von Jugend auf als einen ehrlichen Menschen.

„Dieser sogenannte Ignaz hieß laut Anmeldung Scholz?"

„Jawohl, Ignaz Scholz."

„Hm! Wenn einer schon Scholz heißt! Jeder Scholz verkrümelt sich unter der Masse der Scholze wie ein Körnlein im Sand des Meeres. Ich möchte Sie bitten, Herr Doktor, mich vorläufig nicht zu verlassen."

„Das soll doch nicht heißen —"

„Das soll nur heißen, daß ich Ihrer in jedem Augenblick bedürfen könnte."

Der Ton, den der Polizist anschlug, verletzte mich, aber ich fühlte mich ganz wehrlos, als der Mann seine amtlichen Vollmachten vor mir ausbreitete.

„Ich möchte nur bemerken, Herr Doktor, daß ein Kurort wie der Ihrige, wo niemand unter seinem wahren Namen auftreten darf, ein geradezu großartiger Schlupfwinkel für verfolgte Verbrecher ist."

Was sollte ich erwidern? Daß in jedem Kurort, in Zoppot, Ostende, Abbazia sich jeder Mensch ohne Legitimation unter irgendeinem Namen niederlassen dürfe? Ich unterließ es.

„Kommen Sie!"

Das war Befehlston. Ich blieb sitzen. Der Gewaltige wollte wohl eben ein strenges Wort sagen, da wurde die Tür aufgerissen, und Piesecke trat ein. Flugs stand der „Geheime" stramm und schlug die Hacken zusammen. Piesecke sah schlimm aus. Er hatte ein verschwollenes Auge, und sein Anzug war schmutzig und zerrissen. Trotzdem nahm er dem Polizeimann gegenüber eine echte Herrenhaltung an und sprach in einem so völlig veränderten Ton, daß ich seine Stimme nicht wiedererkannte:

„Mann, wie kommen Sie dazu, den Knecht im Forellenhof zu verhaften?"

„Melde Ew. Hoheit untertänigst, der Knecht Ignaz ist identisch mit dem Fleischergesellen Josef Wiezorek, der am 17. Februar dieses Jahres seinen Meister ermordet und beraubt hat."

„Woher wissen Sie das?"

„Die Verdachtsgründe häuften sich; das Signalement des Steckbriefes stimmt, eine Prüfung der Fingerabdrücke gab die Gewißheit."

Piesecke sah den Mann durchdringend an.

„Ich kenne Sie! Als Kriminalbeamter haben Sie nicht allzuviel getaugt; da sind Sie dazu auserlesen worden, Späherdienste am Hofe zu leisten. Auch jetzt sind Sie hierher gesandt, um mich zu beobachten. Ja oder nein? Denn diese Geschichte mit dem Knecht ist nur Nebensache."

„Ich darf Ew. Hoheit darüber keine Auskunft erteilen."

Piesecke lachte verächtlich.

„Unser Hausminister hat patente Leute. Am dritten Tage, als Sie da waren, habe ich Sie erkannt trotz Ihres falschen Namens und Ihrer Maske. Also berichten Sie nach Hause, es sei mir völlig egal, ob Sie hier seien oder nicht; falls Sie mir zu lästig fielen, würde ich Ihnen gelegentlich eine Peitsche um die Ohren knallen."

Der Polizeimann wurde dunkelrot.

„Haben Sie verstanden, was Sie dem Minister berichten sollen?

„Zu Befehl, Hoheit!"

„Wenn Sie nun dazu ausersehen sind, mich zu belauern, wie kommen Sie dazu, hier eine außerhalb Ihrer Bestimmung liegende polizeiliche Handlung, wie die Verhaftung dieses Knechtes, vorzunehmen?"

„Ich berichtete meinen Verdacht an den Ersten Staatsanwalt und erhielt die nötigen Vollmachten."

„Dagegen läßt sich wohl nichts tun?"

Diese Frage war an mich gerichtet.

„Nein — nichts!"

„Wie urteilen Sie über diesen Fall, Herr Doktor?"

„Es ist ein Unglück für unsere junge Anstalt. Aber es liegt uns natürlich fern, der Festnahme eines Verbrechers irgend welche Hindernisse zu bereiten."

„Selbstverständlich! Ich begreife nur den Bauern Barthel nicht. Er ist doch ein ehrlicher Mann und er hat doch versichert, den langen Ignaz von Jugend auf zu kennen. Haben Sie dafür eine Erklärung, Herr Doktor?"

„Nein! Ich bin um so bestürzter, als Barthel mir nach der Verhaftung eben sagte: ich möge ihm nicht zürnen, er habe nicht anders gekonnt. Ich sage das ganz offen vor Ihnen, Herr Kommissar, damit Sie sehen, daß von hier aus nichts verschleiert wird."

Der Kommissar verneigte sich.

„Hoheit" preßte die Lippen aufeinander.

„Hm! Ich will nicht wünschen, daß dem guten Barthel da eine Tragik erwachse, daß dieser sogenannte Ignaz vielleicht ein Freund oder gar ein naher Verwandter von ihm ist, den er in seiner Gutmütigkeit versteckt hat. Und Sie, Kommissar, Sie brauchen mir das von vorhin nicht übermäßig übel zu nehmen. Schreiben Sie also dem Minister: Se. Hoheit ist bei besserer Gesundheit und hat daher einen Aufpasser nicht mehr nötig. Jetzt will ich Sie nicht mehr aufhalten. Wohin wollen Sie zunächst?"

„Nach dem Forellenhof zurück, den Bauer Barthel zu vernehmen oder eventuell ebenfalls zu verhaften."

„Schön, wir werden Sie begleiten, wenn Ihnen das zulässig erscheint."

„Ich bitte untertänigst um die Begleitung, Hoheit."

Der Kommissar öffnete die Tür, stand stramm, und „Hoheit" ging in lässig vornehmer Haltung an ihm vorbei.

Ein kleiner Anlaß von draußen aus der alten Welt, und durch die Bauernjacke schimmert der hochgeborene Herr. Ich aber als Arzt freute mich trotz meiner gedrückten Stimmung, als ich sah, daß durch seine Gesundung langsam aus dem Piesecke wieder ein Prinz wurde, ja, ich hätte das Wort „Piesecke" jetzt nicht zu sagen, nicht einmal zu denken gewagt.

Im Forellenhof war schwerste Bestürzung. Die dicke Susanne lag kurz und krampfhaft weinend in einem

Korbstuhl; die Frauen bemühten sich um sie. Barthel war nicht zu Hause. Auf dem Tisch standen noch die Rosen, an den Wänden hingen die Asternkränze.

„Welch ein entsetzlicher Abschluß!“ klagte Eva.

Ich betrachtete die Fingerabdrücke an der Wand. Sie waren deutlich. Der lange Ignaz hatte, ehe er sich an die Wand lehnte, das Kohlenfeuer besorgt. Der Kommissar trat zu mir und dem Prinzen und sagte:

„Es tut mir leid; aber ich muß zurück zur Direktion und von den Behörden telephonisch auch die Verhaftung des der Begünstigung dringend verdächtigen und verschwundenen Bauern Barthel fordern.“

Der Prinz kniff den Mund zusammen. Dann sagte er:

„Tun Sie das! Wenn ich mich auch hier getäuscht habe, glaube ich an nichts mehr auf der Welt. Dann soll alles zum Deibel gehen!“

Er schaute mich mit halbem Blick an. Da sagte ich:

„Ich werde morgen früh mit Einverständnis unseres bevollmächtigten Direktors den von Ew. Hoheit unterzeichneten, bis Mai verpflichtenden Revers vernichten, und Ew. Hoheit steht ohne alle Weiterungen frei, die Anstalt zu verlassen.“

Er antwortete nicht. Ich dachte daran, daß er durch seinen Kniefall vor der schönen Hanne, durch eine ganz direktionslose Tat, den Anlaß zu all diesen Scherereien geschaffen hatte. Und er dachte wahrscheinlich selbst daran; denn er sagte:

„Ich weiß, daß ich noch lange nicht geheilt bin; aber ich kann wohl überhaupt keine Heilung finden. Weil ich keine Treue finde!“

Ich wandte mich ab, trat zum Tisch und zerpflückte gedankenlos eine Rose.

Da tat sich die Tür auf. Barthel erschien. Verstört. Als er den Kommissar sah, wollte er zurück, aber der Polizist war bereits an seiner Seite. Susanne begann zu schreien, und ich war froh, als sie und alle Frauen das Zimmer verlassen mußten.

Als wir allein waren, wurde Barthel verhaftet. Er sank ganz gebrochen auf die Bank am Ofen.

„Die Schande! die Schande! Ach, hätt' ich es nicht getan!“

Der Kommissar schritt zum sofortigen Verhör.

„Barthel, Sie haben behauptet, den Knecht Ignaz von Jugend auf zu kennen. Ist das wahr?“

Barthel rührte sich nicht.

„Heißt dieser Knecht in Wahrheit Ignaz Scholz?“

In Barthels Gesicht kam ein verstockter Ausdruck. Er schwieg.

„Wollen Sie mir nicht Rede stehen, Barthel?“

Keine Antwort.

„Sie machen sich unglücklich. Warum antworten Sie nicht?“

„Ich kann nicht!“

Nun wandte ich mich an Barthel.

„Lieber Barthel, denken Sie nicht ein ganz klein wenig an den guten Ruf unserer Kuranstalt? Habe ich es nicht immer gut mit Ihnen gemeint? Warum bereiten Sie mir diese schwere Ungelegenheit?“

Da begann er zu weinen.

„Ich kann es nicht mehr ändern. Verzeihen Sie mir!“ — — —

Ein Knecht wurde aufgefordert, ein Pferd vor einen Wagen zu schirren. Darauf fuhr der Kommissar mit Barthel nach dem Waltersburger Amtsgerichtsgefängnis.

Frau Susanne lag in Schreikrämpfen, auch die anderen Frauen weinten laut. Ich verließ den Forellenhof. In allen Stuben unserer Ferienanstalt brannte Licht. Ich wußte — in den meisten erörterte man die sofortige Abreise.

Ich ging nach der Direktion. Der Direktor war noch immer nicht aufzufinden. So setzte ich mich in seinen Schreibtischstuhl und starrte ohne eigentlich klare Gedanken ins Licht der Lampe. Draußen kehrten kleine Trupps von Verfolgern zurück. Sie hatten nichts entdeckt, wie zu erwarten gewesen war.

Kurz nach 10 Uhr läutete das Telephon. Verbindung von Neustadt.

„Der polizeilich gesuchte Josef Wiczorek, alias Ignaz Scholz, ist soeben, als er in einen Wagen vierter Klasse des 9 Uhr 47 Minuten hier abgehenden Personenzuges steigen wollte, verhaftet worden." —

Ich sandte nach dem Prinzen, bestellte einen Wagen, und wir fuhren nach Neustadt. Auf der Polizei wurde uns weiter keine Auskunft erteilt, als daß Wiczorek eingesperrt sei und wir alles weitere abzuwarten hätten.

Wir blieben in Neustadt über Nacht. Am nächsten Morgen stand in der „Neustädter Umschau" ein Artikel mit der zentimetergroß gedruckten Überschrift „Kuranstalt Waltersburg ein Hehlernest???"

Mit der ganzen Niederträchtigkeit, deren der vertroddelte Redakteur dieses Blättchens fähig war, hetzte er gegen unsere Anstalt. Alle Spießerinstinkte, alle Philisterbedenken, alles Kopfschütteln beschränkter, phantasieloser Köpfe wurde gegen die Grundidee unserer Kuranstalt wieder lebendig; die alte Schimpferei begann wieder, der alte lendenlahme Spott humpelte neu auf den Plan. Der Artikel endete mit einer schamlosen Denunziation:

„Das Gesetz, das bei uns in Neustadt heilig gehalten wird, verbietet uns, zu behaupten, daß sich die ‚‚Kuranstalt Waltersburg Ferien vom Ich'' infolge ihrer mehr als eigentümlichen Einrichtungen, wie Verbot, den eigenen Namen zu führen, die eigene Kleidung zu tragen usw., zu einem Hehlernest, zu einem Zufluchtsort lichtscheuen Gesindels auswächst. Immerhin wird der aufsehenerregende Fall, daß sich ein Raubmörder auf einem der besuchtesten ‚‚Höfe'' des ‚‚Ferienheims'' mit Wissen des Bauern monatelang verstecken und daselbst allerhand Roheiten ausüben konnte, zu schwersten Bedenken Anlaß geben, denen sich auch die Behörden nicht werden verschließen können."

Ich sah unser Heim aufs schwerste bedroht, sah eine fürchterliche Waffe in der Hand unserer Feinde. Eben wollte ich den Fall an Stefenson kabeln, da wurden wir zur Polizei beschieden. Es handelte sich, wie uns eröffnet wurde, um eine Konfrontation mit mit dem gestern Verhafteten, der plötzlich behaupte, weder der gesuchte Raubmörder Josef Wiczorek noch der Knecht Ignaz Scholz zu sein.

Da mich der Polizeibeamte persönlich kannte, hatte ich nicht notwendig, mich zu legitimieren, wurde aber aufgefordert, Herrn Piesecke's Persönlichkeit festzustellen und zwar nach seinem wahren Namen und Stand, nicht nach dem Pseudonym, das er bei uns führte. So sagte ich:

„Se. Hoheit Prinz Ernst Friedrich von...."

„Ist das — ist das Ihr Ernst, Herr Doktor?" fragte der Beamte nicht ohne Bewegung.

„Nicht nur sein Ernst, sondern sogar sein Ernst Friedrich," sagte Piesecke hohnvoll und hielt dem Beamten seinen Siegelring hin. „Kennen Sie dieses Wappen?"

Der Beamte sah auf das Wappen mit der Herzogskrone, stand auf und verneigte sich tief.

Da erschienen zwei Gerichtsdiener mit dem Verhafteten.

Ich faßte mir an den Kopf: ich glaubte eine Wahnvorstellung zu haben. Der da eintrat, war — Mister Stefenson.

„Stefenson,“ schrie ich, „Stefenson, wie kommen Sie —“

„Melde gehorsamst, Herr Rat,“ sagte der eine der Gerichtsdiener, „der Gefangene hat eine Perrücke und den Bart abgenommen, hat sich gewaschen und sieht jetzt auf einmal ganz anders aus als gestern abend.“

„Wer ist dieser Mann?“ fragte der Beamte mit einem Blick auf mich.

„Es ist Mister Stefenson, mein Kompagnon, der Begründer unseres Ferienheims,“ brachte ich heraus. Ich mußte mich setzen.

„Und wer behaupten Sie selbst zu sein, Verhafteter?“

„Ich behaupte dasselbe wie der Herr Doktor,“ sagte dieser gelassen; „allerdings mit einer kleinen Einschränkung. Ich war und gelte noch als Mister John Stefenson, Kaufmann aus Newyork, Chicago, Trinidad; aber ich habe mich unterdessen auf meine reindeutsche Abstammung besonnen und heiße mit Genehmigung der hohen deutschen Behörden seit etwa vierzehn Tagen Johannes Stephan — Stephan, wie meine hanseatischen Vorfahren seit etwa vierhundert Jahren geheißen haben.“

Der Beamte fing an, an den Fingern abzuzählen:

„Josef Wiczorek — Ignaz Scholz — John Stefenson — Johannes Stephan — und hier Prinz Ernst Friedrich — ich möchte die Herren ernsthaft darauf aufmerksam machen, daß das Gericht von Neustadt keine Waltersburger Spielerei, sondern eine königliche Behörde ist, die nicht mit sich spaßen läßt.“

Der Beamte hatte ja ganz recht. Ich beteuerte ihm nochmals, daß ich in dem Manne, wenn er auch wirklich mit dem gestern verhafteten angeblichen Josef Wiczorek, alias Ignaz Scholz, identisch sei, zweifelsfrei meinen Kompagnon John Stefenson wiedererkenne.

„Und Sie wollen in der ganzen Zeit, da sich dieser Mann bei Ihnen aufhielt, keine Ahnung gehabt haben, wer er eigentlich ist?“

„Ich habe in der Tat von Stefensons Anwesenheit in Waltersburg nicht das mindeste gewußt, sondern während all der Monate mit Stefenson nach Amerika telegraphisch und brieflich verhandelt.“

Der Verhaftete schoß mir einen zornigen Blick zu.

„Sie kennen doch die Schrift Ihres Kompagnons?“ fragte der Beamte weiter. „Waren die amerikanischen Briefe in dieser Schrift geschrieben?“

„Jawohl!“

„Wie ist das möglich?“ wurde der Verhaftete gefragt. Der zuckte die Achseln:

„Geschäftsgeheimnis!“

„Wir werden der Sache auf den Grund gehen,“ sagte der Beamte ernst, „und Ihnen zeigen, daß hier kein Ort für Maskeraden ist.“

Die Situation wurde kritisch.

Da wurde zum Glück „Herr Steiner“, unser Geheimpolizist, gemeldet. Er wurde vorgelassen. Der Kommissar verneigte sich tief vor Piesecke und darauf mit etwa zehn Prozent dieser Verneigung vor uns anderen insgesamt und sagte:

„Herr Rat, es ist mir soeben auf meine gestrige Meldung von der zuständigen Staatsanwaltschaft der telegraphische Bescheid zugegangen, daß der gesuchte Wiczorek vorgestern in Braunschweig verhaftet worden, daß seine Identität festgestellt ist und auch bereits ein Geständnis vorliegt. Ich bitte also, den Knecht Ignaz Scholz aus der Haft zu entlassen, da sich der Verdacht, der zu seiner Verhaftung führte, als unbegründet erwiesen hat.“

Stefenson grinste. Der Richter machte ein enttäuschtes Gesicht.

Es gab noch allerlei Formelkram zu erledigen, dann wurden wir alle, Stefenson eingeschlossen, entlassen. —

Auf der Straße trat der Kommissar an den Prinzen heran und sagte:

„Ich bitte Ew. Hoheit untertänigst um Verzeihung wegen der Behelligung."

Hoheit legte dem Manne huldvoll die Hand auf die Schulter:

„Mein Lieber, ich hab' gar nischt gegen Sie. Aber tun Sie mir 'nen Gefallen: reisen Sie ab! Sie sind hier übrig. Lenken Sie mal die Aufmerksamkeit des Ministers auf den Prinzen Emanuel. Der scheint mir ein lockeres Huhn und der Beaufsichtigung sehr bedürftig zu sein. Er ist gegenwärtig in Syrakus. Sie haben keine Ahnung, Mann, wie schön es in Syrakus ist. Da machen Sie sich mal nützlich! Glückliche Reise und viel Vergnügen!"

Der Kommissar reiste wirklich ab. —

Mich ging das alles kaum etwas an. Ich dachte nur an Stefenson. Er war zunächst nach seiner Zelle zurückgegangen und hatte uns durch einen Gerichtsdiener sagen lassen, wir möchten im „Hotel Bristol" auf ihn warten. Nach einer reichlichen Stunde kam er. In mir war inzwischen das Gefühlsbarometer hinaufgeschnellt und heruntergestürzt, vom Glutwetter der Bewunderung bis zum Regensturm der Wut — hin und her, her und hin. Ich konnte diesem unberechenbaren Manne gegenüber niemals zu ruhiger Beurteilung kommen. Schließlich beschloß ich, ihm offene Feindschaft anzusagen.

Als er kam und sein Glas Sherry bestellt hatte, sagte er so ruhig, als ob er eine eben abgebrochene Unterhaltung wieder aufnähme:

„Dieser Redakteur von der „Neustädter Umschau" ist ein schwerfälliger Kopf. Nicht mal richtig stenographisch aufnehmen kann der Pinsel. In meinem Artikel von gestern abend waren mehrere Dummheiten."

„Ah — Sie haben den Artikel über Ihre Verhaftung in der „Umschau" selbst geschrieben?"

„Na, selbstverständlich. Der Trunkenbold kann's doch nicht. Als ich so unerwartet verhaftet werden sollte, bin ich zunächst nach der Redaktion des feindlichen Blattes gegangen, hab' dort einen Artikel diktiert (und natürlich auch bezahlt) und bin dann nach dem Bahnhof hinaus und hab' mich da festnehmen lassen. Der Artikel über die Verhaftung war eher fertig als die Verhaftung selbst. Das ist man doch in solchem Fall seinem Unternehmen schuldig."

Das Barometer stieg wieder. Aber es lag noch eine schwere Depression über mir, und ich sagte:

„Ich glaube, nicht gerade begriffsstutzig zu sein; aber Ihre Art, sich zu geben und zu handeln, ist so überaus merkwürdig, daß ich nicht mehr mitkann, sondern Ihnen aufs ernsthafteste erklären muß —"

„Ein Extrablatt!"

Ein Bote stürmte ins Zimmer.

„Bitte, lesen Sie!" sagte Stefenson ruhig.

Die „Neustädter Umschau" vertrieb ein Extrablatt. Es war ungefähr ein halbes Quadratmeter groß und enthielt in Fettdruck die Nachricht:

Ehrenerklärung.

Die „Neustädter Umschau", immer bemüht, ohne nach rechts oder links zu schauen, lediglich der Wahrheit die Ehre zu geben, erklärt: Die gestrige Verhaftung des Waltersburger Knechtes ist zu unrecht erfolgt. Der als „Raubmörder Wiczorek" von einem übereifrigen Beamten (dessen amtliche Maßregelung bevorsteht!!) hier auf dem Bahnhof verhaftete Mann war kein anderer als der geniale Gründer der Kuranstalt „Ferien vom Ich" selbst, Herr John Stefenson — oder, wie er in Begeisterung für sein angestammtes reines Deutschtum sich jetzt mit Bewilligung unserer Behörden nennt, Herr Stephan! Dieser Multimillionär, dessen

Einfluß in Amerika unbegrenzt ist, hat in der demütigen Gestalt eines Bauernknechtes (nicht als Kurgast!) den ganzen Sommer über in Waltersburg gelebt, alle Lasten, Mühen und Zurücksetzungen des von ihm gewählten geringen Standes getragen, um unerkannt die Probe auf sein gigantisches Exempel zu machen, um als Fremdling, selbst von seinem nächsten Freunde unerkannt, von unten her sein Werk zu prüfen. Diese Prüfung ist so glücklich ausgefallen, daß Stephan mit Freuden in die irrtümlich verhängte Haft ging. Den Neustädter Behörden zollt er für ihre Gewissenhaftigkeit alle verdiente Anerkennung. Heute morgen 9½ Uhr stellte sich bei den Behörden der unbegründete Verdacht heraus. Der wahre Josef Wiczorek sitzt — laut amtlicher Depesche — in Braunschweig in Untersuchung; der bei uns Verhaftete wurde nicht nur von dem leitenden Arzt von Waltersburg, sondern auch von Sr. Hoheit dem Prinzen Ernst Friedrich von.... als Herr Stefenson identifiziert. Die „Neustädter Umschau", deren Devise „Ehre und Wahrheit" ist, scheut sich nicht — errare humanum est! — ihren gestrigen Artikel Wort für Wort zurückzunehmen. —

„Diesen Artikel haben Sie auch diktiert?" fragte der Prinz.

Stefenson nickte.

„Ja, direkt dem Setzer. Ich hab' noch die Korrektur gelesen, ehe ich hierher kam."

„Sie sind ein toller Kerl!" sagte Hoheit voll Anerkennung. „Nu sagen Sie mir bloß, was haben Sie gegen mich gehabt? Warum haben Sie mich immer so miserabel behandelt? Noch gestern haben Sie mich auf den Mist geworfen, direkt auf den Mist. Ist das anständig?"

Stefenson zuckte die Schultern. Dann sagte er mit aufrichtiger Wärme:

„Sehen Sie mal, lieber Piesecke — ich möchte Sie der Einfachheit halber noch mal so nennen — ich hab' gar nichts gegen Sie gehabt. Im Gegenteil! Sie haben mir besser gefallen und mehr imponiert als die meisten anderen. Nur, daß Sie so hinter meiner Braut her waren, das konnte ich mir nicht gefallen lassen."

„Hinter Ihrer Braut?"

„Ja, also sagen wir: hinter der Forellenhof-Hanne! Mit der werde ich mich heute oder morgen verloben."

Piesecke prustete los und sagte lachend:

„Also Ignaz oder Stephan oder Wiczorek oder wie Sie sonst heißen mögen — mir ist ja das ganz egal — da werden Sie kein Glück haben! Die Hanne mag keinen; nicht mal den Herrn Doktor da hat sie gemocht."

„Also haben Sie doch?" fragte Stefenson mit einem Blick auf mich.

„Gar nichts habe ich," sagte ich zornig. „Gar nichts! Im übrigen möchte ich um einige kurze Aufschlüsse bitten, von denen es abhängen wird, ob ich noch länger an diesem Tisch sitzen bleibe oder nicht."

„Oho — oho! Also, was ist aufzuschließen?"

„Waren Sie der Journalist Brown, der im Mai zu uns kam?"

„Ja, natürlich war ich der! Aber Sie hätten mich doch damals beinahe erkannt. Deshalb habe ich ja meine Maske geändert und bin als Knecht Ignaz wiedergekommen."

„Wie kamen Sie damals dazu, mir den seltsamen Brief zu geben?"

„Na, den hatte ich doch selbst geschrieben, in der Annahme, Sie mit den beiden Mädchen zu treffen. Wäre meine Voraussetzung nicht zugetroffen, so hätte ich eben den Brief in der Tasche behalten. Das war doch nur Bluff."

„Wie konnten Sie aber in der ganzen Zeit Briefe aus Amerika an mich schreiben?"

„Es gibt Kabel, lieber Freund, durch die man anordnen kann, was zu schreiben ist.“

„Und Ihre Handschrift? Ich bekam fast alle Briefe handschriftlich, nur wenige in Maschinenschrift.“

„Ja, da habe ich in einem meiner Bureaus einen Spezialisten, der meine Handschrift so täuschend nachmachen kann, daß ich selbst nicht zu unterscheiden vermag, was von mir oder von ihm geschrieben ist. Ein goldehrlicher Mann, einem anderen dürfte man die Ausübung der äußerst gefährlichen Kunst nicht gestatten. Na, sehen Sie, es gibt für einen Großkaufmann wie mich täglich mindestens zwei Dutzend Anlässe, wo er handschriftlich schreiben muß: an Verwandte und gute Freunde, wo Maschinenschrift zu kalt wirkt; an Geschäftsgenossen, mit denen man intime Dinge verhandeln will, die kein Angestellter wissen darf; an alle Leute, die etwas darauf geben, wenn ein vielbeschäftigter Mann sich die Mühe und Zeit nimmt, einen handschriftlichen Brief zu senden; schließlich an alle offenen und verkappten Autographenjäger — für sie alle ist Mister Jenkins da, und er macht seine Sache für zweitausend Dollar im Jahr geschickt und reell. Er hat auch in Ihrem Falle sehr brav gearbeitet.“

„Großartig! Großartig!“ klatschte der Prinz in die Hände. Mein Barometer aber fiel auf Sturm.

„Ihr Verhältnis zu Bauer Barthel,“ sagte ich kalt, „brauchen Sie mir nun nicht mehr zu erklären. Er hat gewußt, wer Sie waren, deshalb hielt er Sie, deshalb log er, er kenne Sie von Jugend auf; deshalb hat er Sie sogar gestern nicht verraten.“

„Stimmt! Aber das dürfen Sie dem Barthel nicht übelnehmen. Wir haben ein schriftliches Abkommen, laut dessen er fünfhundert Mark an mich hätte zahlen müssen, falls er mich je verraten hätte. Denken Sie mal — fünfhundert Mark! Es ist klar, daß sich da Barthel lieber einsperren läßt.“

„Hat sonst noch jemand auf dem Forellenhof Sie gekannt?“

„Nein. Auch Susanne nicht.“

„Das ist mir lieb. Aber der Direktor Brüning hat Sie gekannt und sich wahrscheinlich stets heimlich mit Ihnen besprochen. Deshalb erschienen mir alle seine Anordnungen immer so von Ihrem Geiste diktiert.“

„Auch das ist richtig. Ich war nur der lange Ignaz, aber in Wirklichkeit leitete ich die ganze Anstalt durch den Direktor. Wir hatten alle Tage eine kleine Konferenz. Ich war immer von allem unterrichtet. Außer Barthel und dem Direktor hat aber niemand gewußt, wer ich war, nicht mal die kleine Luise, und das ist mir schwer geworden.“

Seine Augen schimmerten warm beim Gedenken des Kindes, und das Wort, das ich über seine Abgefeimtheit sprechen wollte, unterblieb. So sagte ich nur kühl und gemessen:

„Wollen Sie mir sagen, Herr Stefenson, warum Sie diese ganze Komödie mit uns gespielt haben?“

„Komödie?“ verwunderte er sich; „wieso Komödie? Darf in den Ferien vom Ich nicht jeder auftreten, wie er will? Ist das nicht Ihre eigene Idee? Und was meinen Sie, was ich selbst von dieser Idee, die mir gefiel und für die ich viel Geld gewagt habe, gehabt hätte, wenn ich als Mister Stefenson dageblieben wäre? Der Direktor wäre ich gewesen, einen langweiligen Verwaltungsposten hätte ich gehabt, nichts von dem Zauber trauten Geborgenseins, den unsere Anstalt spendet, hätte ich genießen können. Nein, am eigenen Leibe wollte ich ausprobieren, wie es tut, wenn man Ferien macht vom Ich. Deshalb wurde ich Bauernknecht. Ich habe mich wohlgefühlt als „langer Ignaz“, ich habe beobachtet, erlauscht,

geprüft von unten her, was an unserer Sache ist, ob sie absurd, phantastisch, unfruchtbar oder ob sie im Kern echt und gut ist, und ich hatte das Glück zu sehen, daß wir auf dem richtigen Wege sind. Nicht die gute geschäftliche Bilanz, die ich erwartet hatte, hat mich belehrt, daß ich mich unserer Gründung freuen darf, sondern das, was ich sah und hörte, als ich unerkannt mitten unter den Feriengästen war."

„Sie haben auch mich prüfen wollen?" sagte ich.

„Ja, auch Sie! Ganz natürlich. Ich werde wieder nach Amerika zurückmüssen, weil leider meine Ferien aus sind, und ich will wissen, wem ich das Werk hier, ich kann sagen, den Liebling unter all meinen Unternehmungen, den einzigen Ausflug ins Romantische, den ich je gemacht habe, hinterlasse. Ich kann ruhig scheiden. Ich werde jetzt wirklich hinübergehen. Weil ich muß! Weil mich die Pflicht ruft. Ich weiß, das Heim ist in guten Händen. Und eines, lieber Freund, vergesse ich Ihnen mein Lebtag nicht. Es gab einen Sommerabend, an dem Sie die Hände ausstreckten nach der schönen Hanne. An diesem Abend fanden Sie meinen Brief, in dem ich Ihnen sagte, daß ich Fräulein Eva Bunkert, die Forellenhofhanne, als meine Braut betrachte. Und seit diesem Abend sind Sie dem Mädchen aus dem Wege gegangen. Sehen Sie, das habe ich auch nur als Knecht Ignaz erfahren können, daß ich an Ihnen so einen treuen Freund habe. Das allein lohnt ein halbes Jahr Bauernarbeit."

Er sprach mit großer, ehrlicher Wärme. Ich aber sagte:

„Sie täuschen sich. Ich hätte das Mädel zu gewinnen gesucht; aber ich wußte, daß sie immer nur an Sie dachte, den sie nur einmal gesehen hat, daß Ihnen ihr Herz gehört."

„Ist das möglich? Ist das möglich? Fräulein Hanne will wirklich —"

Der Prinz sank in sich zusammen Er war plötzlich wieder vollständig Piesecke.

— — — — — — — — — — — —

Es ist noch viel geredet worden; ich weiß nicht mehr, was alles. Schließlich habe ich Stefenson Recht geben müssen, daß er sich unerkannt unter unser kurioses Völklein mischte. Was sollte er sich nicht überzeugen, wie seine Gründung wirkte? Ich überwand meinen Unmut, so gut ich konnte, aber ein Stachel blieb, daß Barthel und der Direktor mehr gewußt hatten als ich. Eine Freundschaft zwischen Stefenson und mir wollte ich nicht mehr gelten lassen.

Piesecke schlich sich ins Heim zurück ohne uns. Er wollte weiterhin Piesecke sein, und vergebens zerbrachen sich unsere Kurgäste die Köpfe, wer der in der „Neustädter Umschau" genannte Prinz sein möge. Der „Verdacht" blieb schließlich auf einem Referendar sitzen, der im Grundhof wohnte und sich die Rolle des heimlichen Herzogs wohlgefallen ließ. Dieser Referendar lehnte alle grobe Arbeit von nun an ab. Die Damen waren entzückt über seine hocharistokratischen Hände. Sie rühmten die edle Zurückhaltung in Ton und Gebärde, die Güte, die nie zur Vertraulichkeit wird, sondern immer Güte bleibt, die Sprache, die trotz ihres leise verschleierten Timbers und ihrer entgegenkommenden Art doch unabweisbare Befehle gibt, die Augen, die so wissend, so durch den Höhenblick von Jugend auf geschärft zu blicken wußten; sie rühmten selbst kleine Nonchalancen, die sich eben nur der unter dem Kronenhimmel Geborene gestattet. Dieser Mann lachte und lächelte nicht; er zuckte nur mit den Mundwinkeln. Er sagte nicht „Nein" zu irgend einem Verlangen, sondern dieses Verlangen erstarb von selbst vor einem einzigen Faltenwölkchen, das sich auf der Stirn des Hohen bildete; er konnte aber auch durch ein einziges freundliches Lider-

senken gewähren, „Ja“ sagen, wie kein anderer Mensch „Ja“ zu sagen vermag.

Keine Erziehung führt zu solcher Haltung. Kein Emporkömmling kann sie je erlernen. Rasse! Vererbung von Herreninstinkten durch Jahrhunderte! Das ist's! Und der heimliche Herzog ging in schlichter, leutseliger Würde durch das Gewimmel aller derer, die ihm täglich in den Weg zu laufen wußten. Er empfing keine Besuche — er erteilte Audienzen; er plauderte nicht — er hielt Cercle.

Mir machte alles dieses soviel Spaß, daß ich den Direktor ersuchte, dem heimlichen Herzog noch auf weitere zwei Wochen die wesentlich erleichterten Zahlungsbedingungen zu gestatten; denn der Referendar hatte bisher nur gelegentlich geringe Remunerationen genossen, und sein Vater, der ein biederer Sattlermeister war, hatte auch nicht viel Geld übrig.

Das alles hatte mit ihrem Artikel die „Neustädter Umschau“ getan. An Piesecke dachte kein Mensch. — —

Barthel, der Heimtücker, war inzwischen auch aus der Haft entlassen worden. Er ließ sich bei mir melden, aber es wurde ihm gesagt, ich sei nicht zu sprechen.

Da kam er nach einer Stunde mit seiner Susanne wieder.

„Herr Doktor,“ sagte Susanne mit kirschrotem Kopf, „daß er ein Lump ist, weiß ich. Unsern guten Herrn Doktor so zu beschwindeln wegen lumpiger tausend Taler, die er jetzt Schweigegeld kriegt. Was soll uns das Geld? Was geht uns Herr Stefenson an? Wir halten uns an unseren guten Herrn Doktor. Aber, was das Schlimmste ist, mich hat er auch beschwindelt mit dem langen Ignaz. So ein Lump! Sein eigenes Weib belügt er. Ich hab' ihm nie getraut, nie im Leben! Nicht über den Weg! Aber jetzt laß ich mich scheiden; er hat gesessen, und mit einem Zuchthäusler hat eine anständige Frau nichts zu tun.“

Was blieb mir übrig, als für den in erbärmlichem Zustand dastehenden Barthel Partei zu ergreifen und der empörten Susanne gut und mild zuzureden? Sie wollte aber auf keinen Zuspruch hören. Sie blieb dabei, sie müsse sich scheiden lassen, da er „gesessen“ habe. Schließlich weinte sie.

„Und was er für ein Liedrian ist, Herr Doktor!“ schluchzte die brave Frau. „Für die tausend Taler, die er jetzt von Stefenson kriegt, will er sich eine Dreschmaschine kaufen, wo ich ihm doch sage, daß er das Geld lieber in die Sparkasse tragen soll.“

Da erkannte ich, daß das Barthelsche Eheglück noch nicht hoffnungslos verloren war, und ich entließ die beiden, indem ich sie meines Wohlwollens versicherte.

— — — — — — — — — — — —

Ich saß allein in meiner Klause. Ich war in einer Stimmung, die ich nicht kannte. Wie war das, was ich in den letzten vierundzwanzig Stunden erlebte — war das traurig, war es komisch, war es erbärmlich? Sollte ich lachen, sollte ich zürnen?

Sollte mir das Herz weh tun, weil die blonde Hanne fortzog?

Sollte ich grollen, weil Stefenson dem Direktor und einem Bauern mehr Vertrauen geschenkt hatte als mir, den er seinen Freund nannte?

Sollte ich mich ärgern über den Barthel, weil er profitsüchtig gewesen war?

Es blieb ganz still in mir. Wahrscheinlich waren das alles ganz gute, liebe Leute, Nur, das Leben schüttelt die Menschen durcheinander, wie ein Kind die Steinchen schüttelt, die es in ein Säcklein gesammelt hat. Wenn es eine Reibung gibt, was schadet es? Ein Krümlein alter, weicher Heimaterde bröckelt ab, und der Stein schimmert durch, hart und widerstandslustig. Dem

Stein aber kann keine Reibung mehr schaden, kann ihn nur glätten.

Alte, weiche Heimaterde, wie du mich umsponnen hattest! Jedes Käferwürmlein konnte an dir zehren! Ich möchte dich ja halten, denn du bist gut und weich, aber das Leben schüttelt zu hart. Doch ich bin getrost, ein gut Teil Krümlein werden mir bleiben, darauf will ich mich heimlich betten, und die glatte Fläche wird nur nach außen sein. —. —

Als die blonde Hanne in mein Zimmer trat, pochte mein Herz nicht rascher, als käme eine Patientin. Wohl war das Mädchen blasser, als ich es je gesehen.

„Sie kommen sich verabschieden, Eva?"

„Ja. In zwei Stunden fährt drüben in Neustadt mein Zug ab."

Wir schwiegen beide. Es war ganz still in der Stube. Plötzlich begann Eva laut und heftig zu weinen. Ich hätte hingehen mögen, um über ihre weiße Stirn zu streichen; aber ich wagte es nicht.

„Eva, Sie wissen, daß Stefenson hier ist — daß er die ganze Zeit hier war?"

Sie nickte.

„Er hat wohl mit Ihnen gesprochen?"

Da stand sie auf. Tränenlos, zornig sagte sie:

„Ja, er hat mit mir gesprochen. Er war so dreist, mich um meine Hand zu bitten. Ein halbes Jahr lang hat er neben mir gewohnt, ohne daß ich ihn kannte, hat mich beobachtet, belauert, geprüft, ob ich wohl auch der hohen Ehre würdig sei, seine Gattin zu werden, ob ich nicht am Ende ein kokettes, leichtfertiges Weib sei, das heut dem, morgen jenem zulächelt; er hat diese Prüfung angestellt, weil ich beim Theater bin, weil ich keine der unter hermetischem Verschluß stehenden Misses von New-York bin, die heimlich oft liederlich genug sind; er hat mich, ohne daß ich es wußte, geprüft und ist nun so gnädig, mir zu sagen: du hast deine Prüfung bestanden. Aber ich — ich werfe ihm sein Diplom vor die Füße! Was ist denn die Liebe? Liebe ist blindes Vertrauen. Welcher Mann hat denn eine Garantie? Das Mädchen, der Vater, die Mutter, alle Muhmen und Vettern können ihn belügen, wenn sie wollen, er ist machtlos dagegen. Der Mann muß das Mädchen sehen, er muß wie von einer himmlischen Erleuchtung geführt sagen: du bist rein, ich lege meine Ehre und mein Glück in deine Hände. Sonst —"

Sie sank weinend auf den Stuhl zurück.

Hochauf loderte der glimmende Funke meiner Liebe zu diesem schönen Mädchen, als ich so sein deutsches weibliches Empfinden sah. Einige Augenblicke stützte ich den Kopf in beide Hände.

Ich zwang die Welle in meinem Herzen. Es wurde wieder still in mir. Eine unheimliche, aber große Stille. Wie in der Wüste. Nur von ferne hörte ich die Tränen rinnen, wie Wasser einer fremden Oase. Ich hätte lange so mit dem aufgestützten Haupt sitzen mögen. Wie viel Zeit verging, weiß ich nicht. Da hörte ich Evas Stimme.

„Haben Sie keinen guten Rat für mich, lieber Freund?"

„Lieber Freund!" Unter allen Gestirnen, die an unserem Himmel flimmern, ist dieses Wort wohl der allerhellste Stern. Aber wenn es ein Weib sagt, das man liebt, bekommt dieser Stern ein überweißes Licht, ist wie ein Schimmer aus einer Welt, die in Eiseskälte unterging.

„Warum sagen Sie nichts? Wissen Sie nicht einmal als Arzt etwas zu sagen?"

Da erhob ich mich, rieb meine Hände, und ich glaube, ich lächelte weltmännisch und überlegen.

„Wohl, liebe Eva! Ich glaube, ich kann Ihnen die Sache richtig auseinandersetzen."

Ich war über mich selbst verwundert. Wie ein trockener, etwas zynischer Magister sprach ich:

„Sehen Sie, Eva, Sie stecken zu tief in der Romantik! Sie denken sich den Freiersmann so wie Lohengrin der als Fremdling ans Ufer steigt, die Holde, die von aller Welt geächtet wird, an der Hand nimmt und sagt: „Frei aller Schuld ist Elsa von Brabant". Und drei Minuten später: „Elsa, ich liebe dich!" Unser Stefenson ist nicht von dieser Schwanenritterart, er fährt auf dem Passagierdampfer, ist hausbackener, nüchterner, verfährt vorsichtiger."

„Verstellen Sie sich doch nicht, lieber Freund! Das ist doch nicht Ihre Art, zu sprechen!"

„Doch, doch! Es ist ganz meine Art, so zu sprechen! Eva, ich will Ihnen ehrlich folgendes sagen: Stefenson hat nicht nur Sie prüfen wollen, sondern auch mich, auch unsere ganze Anstalt. Er schätzt wahrscheinlich drei Dinge: Erstens das Geld, das er für ein Unternehmen anlegt (und das ist ihm als Kaufmann durchaus nicht übelzunehmen), zweitens seine Geschäftsfreunde, unter denen er keine unfähigen Gesellen haben will (auch das ist ohne weiteres zu billigen!), und drittens die Liebe oder die Ehe, in welcher Richtung er durchaus klar sehen will. Die Beurteilung dieses dritten Punktes wage ich nicht, da ich von Liebe nichts verstehe."

In diesem Augenblick wurde die Tür geöffnet. Stefenson erschien.

„Ich bitte um Entschuldigung," sagte er, „und versichere, daß ich an der Tür nicht gehorcht habe. Ich entlasse Dienstmädchen ob solch schmählicher Schwäche. Aber der Herr Doktor hat so deutlich gepredigt, daß jedermann, der den anstoßenden Korridor entlang ging, Wort für Wort verstehen mußte. Darf ich mir zu der Sache das Wort erlauben?"

„Bitte!"

„Erstens mal das Geld. Schön! Ich schätze es! Ich halte es für einen sehr guten Freund. Für einen, der nicht nur die Stube ausmöbliert und das Essen schafft, sondern auch für einen, der einem eine vernünftige Körperpflege gönnt, der die Theater und Museen aufschließt, einen in der Welt umherführt, der gestattet, sich gegen ärmere Mitmenschen anständig zu benehmen, der den Doktor ruft, wenn man krank ist, und der einem schließlich sogar ein Denkmal setzt, wenn sich kein Mensch um den Grabhügel bekümmert, ja, für den einzigen Freund, der einem, wenn man zum Beispiel in der Wut eine Gewalttat begangen hat und ins Zuchthaus oder sonst ins Elend gekommen ist, hinterher wieder die Hand reicht und zu einem ordentlichen Leben zurückverhilft. Ein gutes Bankdepot ist wirklich ein außerordentlich reeller Freund. Nur dumme Kerle und verärgerte arme Schlucker können es leugnen.

Zweitens: Geschäftsfreunde dürfen noch eher in mäßigen Grenzen unreell als dumm, rückständig, faul oder sonstwie borniert sein.

Drittens: Jeder Mensch, der ein Pferd kauft, das er übermorgen weiterverkaufen oder schlachten lassen kann, überlegt es nach zwanzig Rücksichten. Einer, der eine Frau nimmt, die er Zeit seines Lebens auf dem Halse behält, und der weniger vorsichtig verfährt, ist ein Esel."

Stefenson brachte diese Doktrinen ohne alle Gemütsbewegung vor, wie einer, der unwiderlegbare Behauptungen aufstellt.

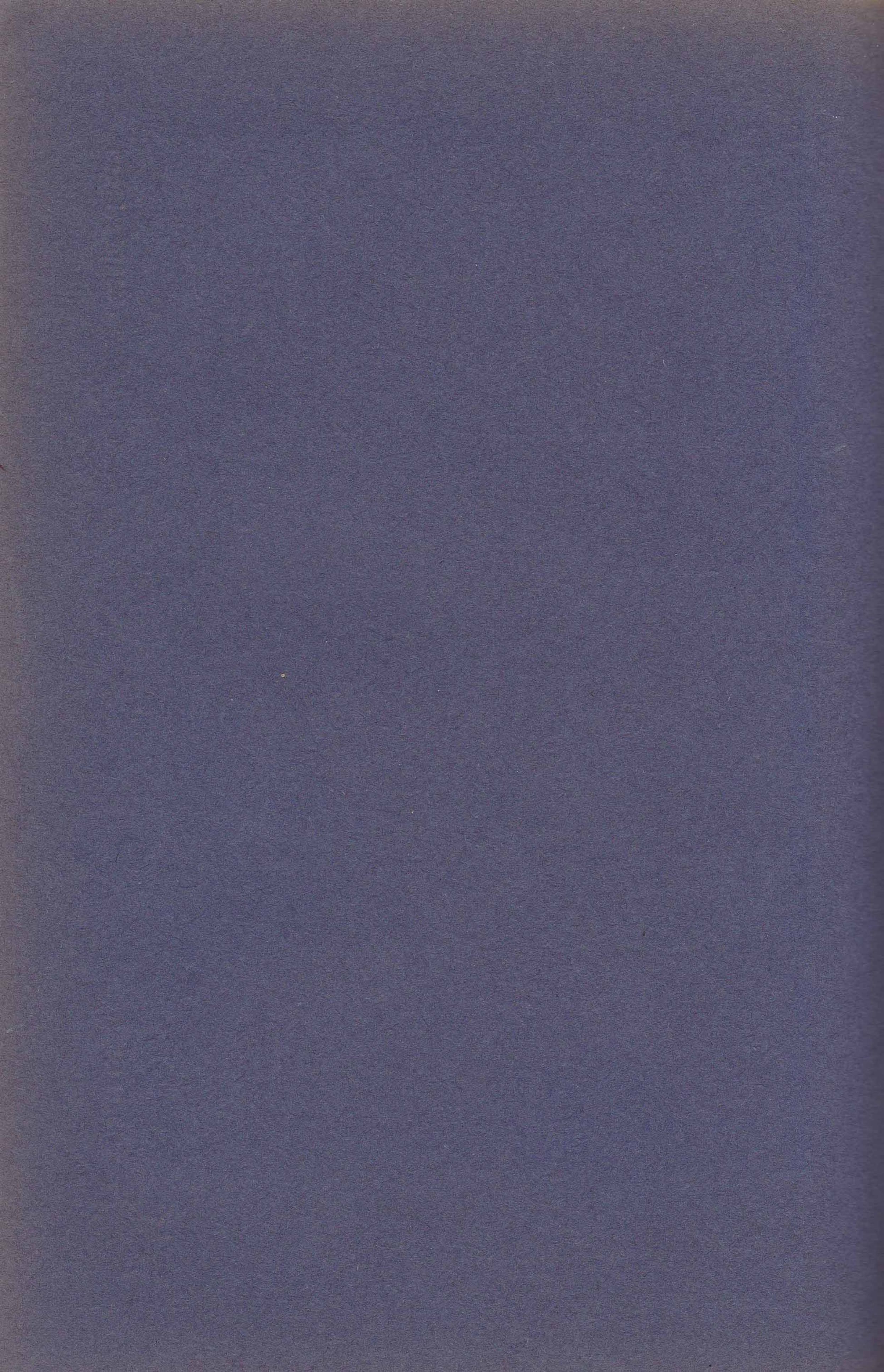
Die blonde Eva hatte ihn bisher nicht angesehen.

Jetzt stand sie auf, blickte ihm voll ins Auge und sagte kühl:

„Alles, was Sie da sagen, ist nach Ihrer Meinung klug und richtig. Aber



Albert Edelfelt: Wäscherinnen



ich — ich mag das nicht! Ich mag das alles ganz und gar nicht!“

Sie verließ das Zimmer. Wir riefen ihr be.de nach. Sie gab keine Antwort mehr.

Stefenson ging langsam durch das Zimmer, zündete sich eine Zigarre an und sagte nach einer Weile:

„Das ist daneben gegangen!“

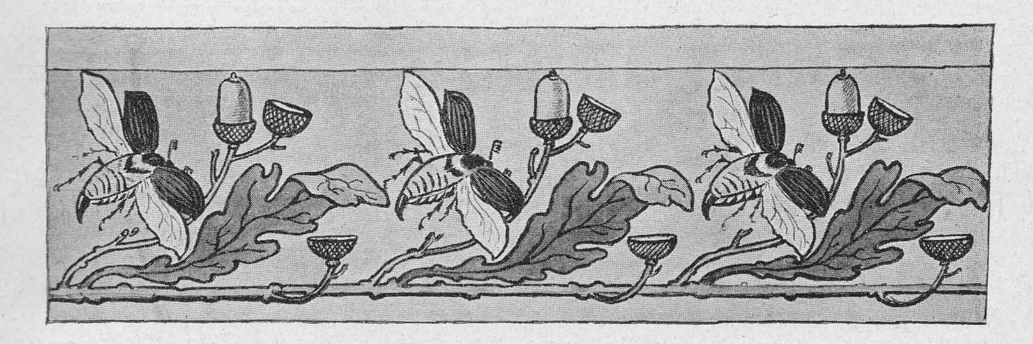
„Ja, ganz daneben!“

„Sie freuen sich wohl?“

„Ach, ich kann nicht sagen, daß ich verärgert bin.“

„Das kann ich mir denken!“

Darauf zündete auch ich mir eine Zigarre an, und wir rauchten so dicke Wolken. (Fortsetzung folgt.)



Im Frühling.

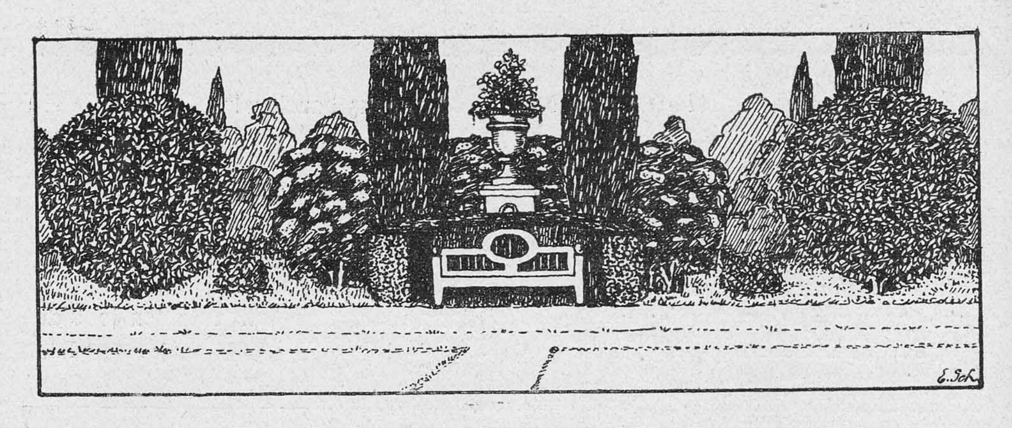
Im Frühling wandre aus der Stadt
Und pfeif' auf einem Birkenblatt
Ein Liedlein ohne Noten.
Der Weisen weiß der Lenz genug,
Er hat dir selbst auf seinem Zug
Den Liedergruß entboten.

Der Weisen sind unzählig viel,
So wandre zu, auch ohne Ziel,
Es wird sich wohl eins finden.
Im Veilchenblau, im Primelgold
Erblüht dir eine Liebste hold
Am Rasen unter Linden.

Da kehre ein und frag' nicht viel,
Das ist das rechte Reiseziel,
So will's der Frühling haben.
Er führt einander Herzen zu,
Und alles ist auf du und du,
Die Fremdheit ist begraben.

O Glück, so jung, so übergroß!
Nimm nur dein Schätzlein auf den Schoß
Und halt' es recht in Ehren.
Je inniger ihr euch zugetan,
Je minniger wird die Liebe dann
Sich mehren und nimmer aufhören.

F. Schrönghamer-Heimdal.



Die Geburt der Narzisse.

Von M. Herbert.



Man hatte den Lehnstuhl der unbeweglich gewordenen Kranken so gerückt, daß sie in den Garten schauen konnte.

Der Garten war jetzt ihre Welt, ihre einzige Welt; alles andere blieb ihr verschlossen. Ihre Augen wanderten den ganzen Tag darin spazieren; zuweilen mechanisch, zuweilen mit etwas Anteil, meistens entrückt.

Jetzt, Mitte April, war das etwa hundert Meter große häuserumschlossene Viereck noch reichlich kahl und farblos, doch lebten schon die Hoffnung und das Versprechen darin, schon war ein verborgener Herzschlag zu spüren. Im Zentrum des Gartens stand ein großer, weit ausladender Hänge-Eschenbaum. In dessen Schatten lebte die Kranke während des Sommers in ihrem Rollstuhl, — jetzt aber hatte ihn der Gärtner so ausgiebig beschnitten, daß die Kranke Angst fühlte, der Baum könne nicht wieder dicht und voll von grünen Wolken werden. Aber diese Angst befiel sie in jedem Frühjahr und immer umsonst, denn der Baum hatte eine Überfülle von Kraft in sich und trieb während der Sommermonate armlang Schößlinge, die sich, einem lichten, schleppenden Mantel gleich, auf den Kies legten und die Gestalt der Verkrüppelten vor neugierigen Blicken schützten. Alle Beete des Gartens hatten Triebe, stark wuchernde Efeueinfassungen. Auch diese pflegte der Gärtner zu beschneiden. O, wie die Kranke die klippende Schere haßte — sie nahm Partei für jede der ungeberdigen Ranken, die in den Pfad hineinlangten, weil sie wie lebendige Seelen dem Lichte nachliefen und es mit ihren grünen Händen zu haschen suchten.

Die Rasenfläche des Gartens war mit Rosenbüschen umgeben; sie standen jetzt schon in der Sonne wie in einer goldgrünen Gloriole, die durch den ersten zarten Blätterflor gebildet ward. Die Kranke wußte, daß in jedem dieser bräunlich schimmernden, durchsichtigen Jungtriebe eine Rose steckte — eine Rose, die heimlich und verschwiegen ihren Duft und ihre Farbe vorbereitete. Aber dieses Wissen hatte für ihren gestorbenen Mut noch keine besondere Bedeutung. Über alles Erdreich hin krochen Veilchenstöcke. Die waren ganz von selbst, ungepflanzt und ungewollt gekommen, und niemand wies ihnen bestimmte Stellen an, weil alle im Hause wußten, wie die traurigen Augen der Kranken dem blauen Schein nachgingen, der aus ihren frischgrün leuchtenden Blättlein brach.

Es waren viele Lilien, Kaiseranemonen und Tulpen in dem Garten, viele Päonien und großstaudiger Rhabarber, es waren Stiefmütterchenbeete da und tausendblättriges, lichtblau blühendes Immergrün.

Um die Stämme der Akazien, die ums Staket standen, hatte man Farnkräuter gepflanzt, die streckten eben ihre festgewickelten Wedel wie geballte, braune Kinderfäuste aus den Knollen auf.

Die Kranke sah an jedem Morgen, daß sie sich ein wenig höher reckten, daß sie anfingen sich aufzurollen — gehorsam den Befehlen der steigenden Sonnenkraft. Was aber die Kranke am meisten beschäftigte, das war das neue Narzissenbeet. Als die Kranke noch wie andere Leute auf gesunden und jungen Füßen über die Straßen und Plätze der alten Stadt laufen konnte, als sie noch ihr morgendlicher Gang über den großen, ständebesetzten Markt mit der Mariensäule zum Dome führte, war ihr die Zeit der Narzissen — so Ende April — am liebsten gewesen. Da kamen die Bäuerinnen vom Lande herein, und jeden Eier- und Gemüsestand schmückte ein großer Büschen hochstengeliger, starkduftender weißer Narzissen aus den Dorfgärten. Für wenige Groschen konnte sie einen ganzen Arm voll dieser edlen und vollendeten Blüten mit nach Hause nehmen, um sich tagelang daran zu erfreuen. Die Kranke hatte immer gerade die Narzisse bevorzugt. Dieser lange, schwanke Stengel, der, von den Schwertern seiner Blätter umgeben, sich jungfräulich stolz erhebt, um dann doch demütig gesenkt die weiße Krone seiner schönen Blüte zu tragen, hatte sie stets wie ein unirdisches Sinnbild von Heiligkeit und Vollkommenheit berührt. Keine andere Blüte schien ihr so himmlisch beseelt.

Aber dann war die schwere Krankheit gekommen — zuerst mit unerträglichen Schmerzen, dann mit Operationen und den langen Benommenheiten, die auf starke Narkosen folgen. Es war ein ewiges Schwanken zwischen Leben und Tod. Die Kranke war amputiert worden — lebenslang an den Sessel gefesselt. Jede Tätigkeit, jede Hoffnung unterbunden. Da galt es mit dem Schicksal sich abfinden, und über dem großen Kampf um Geduld und Ergebung erlosch die Freude am Kleinen und Geringen in ihr. Die Gedanken an Blumen schwanden — sie mochte lange nichts sehen, das von Jugend und Glück sprach. Kaum, daß die großen Anker des Glaubens das schwankende Schiff der Seele im Gleichgewicht halten konnten.

Aber die Jahre gingen, die Wunden verharschten — die Seele kehrte langsam und zögernd zurück zu dem, was ihr einst lieb und wert gewesen — tastete sich wie eine Blinde dem Leben zu.

Im vorigen Herbst hatte dann der Kranken eine feinfühlende Freundin, die sich der alten Blumenliebe der Armen erinnerte, ihr eine Düte voll von starken, gesunden Narzissenwiebeln gebracht. Die hatte im nebelnden Oktoberwetter der Gärtner auf das runde, kleine Beet gerade vor dem Fenster der Kranken in den Erdboden gesenkt, und nun, da der Winter vorbei war, wartete sie auf die Narzissen. Sie wartete schon darauf, als der Schnee verging und drüben an der Wand des Gartenhauses ganz plötzlich wie hingezaubert eines Morgens ein Buschen schneeweißer Schneeglöckchen stand — köstlich anzuschauen wie Kindheit und erste Unschuld, wie Unberührtheit und seliger Glaube. Die Schneeglöckchen starben und machten einem Kranze von Anemonen Platz — die lockten die ersten Immen herbei. Aber auf dem Narzissenbeete blieb alles still. Endlich eines Tages drangen die Spitzen der Schwertblätter aus der Erde. Kräftig drohend — stark und freudig drängten sie voran.

Als die Kranke sie gewahrte, schien es ihr, als sei plötzlich eine neue Hoffnung und Erwartung in ihrer Seele — eine lange nicht gespürte Fähigkeit, sich auf ein Erlebnis zu freuen und daraufhin zu denken. Ihr wurde ganz festlich zu Sinn. Sie malte es sich aus, wie herrlich das sein würde, wenn eines Tages das ganze, kleine, vom dunklen Teppich umrandete Rondell voll silberner, goldgesternter Blüten stehen würde.

Welch ein Schimmern und Glimmern würde dann in dem Garten sein, welch ein Scheinen und Glänzen! Als eröffneten Schwanenjungfrauen einen Reigen. Die Kranke hatte gute Augen, sie würde von ihrem Fenster aus die gelben, rotgeränderten Kränze entdecken, die um den Kelch der Blumen laufen, sie würde all die kapriziösen Biegungen und Windungen der weißen Blütenblätter beobachten, und der Wind trug auch viel den starken, süßen, fast berauschenden Duft herauf, welcher der Atem der Narzissen ist und ein so süßes Märchen von Lenz und Liebe erzählt.

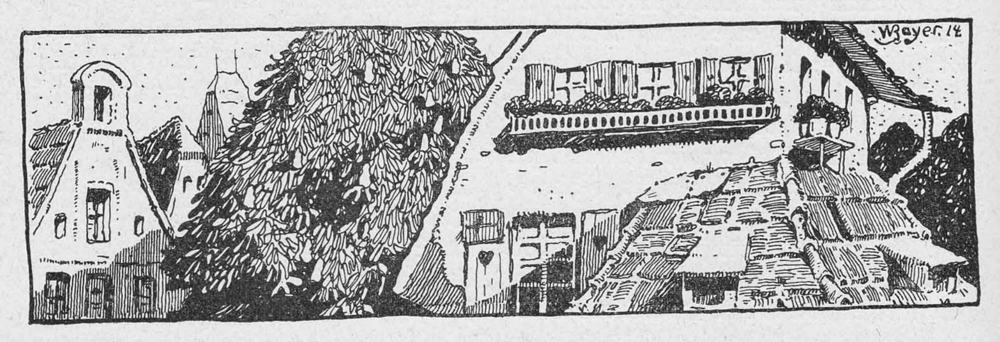
Eines Tages sah die Kranke die erste, spitze, zarte Knospe zwischen einer der Blätterinselchen auftauchen — dann noch eine — Tag für Tag eine neue.

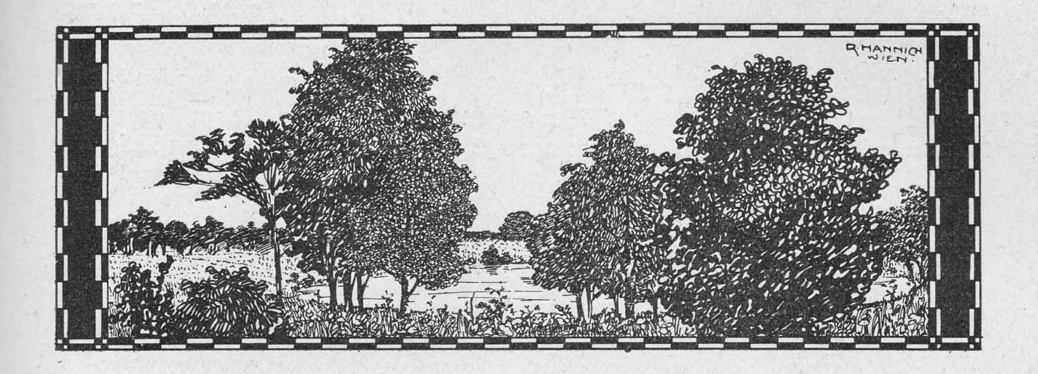
Da packte die Kranke eine Art Spannung! Wieviele Blüten wohl kommen würden? Zwanzig Knollen waren in die Erde gelegt worden. Sie zählte — es schien nicht mehr als 16 Blütenstengel zu geben. Aber eines Morgens kam es zutage, daß es doch viel mehr waren — dreißig — wahrhaftig dreißig! Ein ganzer Reichtum. Es dauerte aber lange, bis sie zum Erschließen gelangten. Sturmtage kamen, schwere Regen, dann auf einmal Schnee und schließlich Nachtfröste.

Eines Morgens lagen die Blütenstengel platt auf der Erde. Furchtbar betrübt sah das aus. Da hätte die Kranke fast geweint — sie staunte über sich selbst. Lange hatte sie nicht mehr über Dinge geweint, die außerhalb ihres Schicksals lagen.

Aber sie sollte in dieser ersten Freude ihres halbvernichteten Lebens nicht allzuschwer enttäuscht werden. Eine feine Gottesgüte bewahrte sie davor. Es war, als richteten Engelhände die Blumenstengel wieder auf. Sie hoben sich fast zusehends, und als mittags die Sonne niederlachte, waren sie alle hoch und die Kranke sah, daß die grünen Knospen anfingen, hell und weiß zu werden.

Am nächsten Morgen, nach einer milden Nacht, ward das Wunder geboren, das Wunder der ersten, aufgeblühten Narzisse. Ein leuchtender, schwankender Stern, stand sie in der Kahlheit des Aprilgartens. Die Kranke schaute zu ihm nieder, ihre Blicke liebkosten ihn — ihre Seele erlabte sich daran. Die Geburt der Narzisse bedeutete für sie die Genesung zu den kleinen verborgenen Freuden des Daseins, welche die Träger stillen Lebens sind.





Weidmanns Jahreszeiten in der Märkischen Heide.

Von Friedrich Christian.

Frühling.



Die „Erste“! Jeder Jägersmann weiß es, das ist die erste Schnepfe, das ist der Anfang des Jagdjahres. Die Erste, sie wird so gerne gesehen wie der Erste von dem wechselersehnenden Studenten. Das Verslein von den Sonntagen vor Ostern kennt wohl jeder. Es ist aber nicht übermäßig viel Verlaß darauf. Sicherer ist schon, man wandert hinaus und lauscht und schaut. Ja, die Drossel ist schon da. Sie stimmt noch; so ganz voll ist der melodische Schlag noch nicht. Und der Reisegenoß fehlt noch, die zierliche Bachstelze. Halt! Tänzelt sie dort nicht über den Hof? Zierlich in vollendeter Grazie wippt der lange Schwanz bei jedem Schritt. Das ist er, der „Weppstart“. Hurra! Die Schnepfe ist da. Sicher kam sie wieder zugleich mit ihrem kleinen Pagen.

Noch ahnt und fühlt man es mehr, als man es sieht. Der Frühling, der Allerwecker, will kommen. Es ist ein geheimnisvolles Regen überall. Frau Erde rüstet sich. Noch hat er sie nicht wachgeküßt, der junge Held, noch wirbt er um sie. Es klingt durch den Wald, das hohe Lied der Liebe. Der Buchfink drängt es in eine Strophe zusammen; doch die wiederholt er ohne Ende. Das ist seine Poesie. Der Specht läßt dröhnend auf hohlem Stamm seinen lockenden Wirbel erschallen, und das Krächzen der Krähe singt Liebe. Und oben auf der höchsten Spitze der mächtigen alten Randkiefer, da flötet die Drossel. Wie scharf und fein zeichnet sich ihr Bild in das glühende Abendrot, das jeden Zweig zum saubersten Schattenriß ausarbeitet.

Langsam fällt Dämmerung herein. Ist's nicht, als ob der Elsenstubben dort seine Arme streckt mit drohender Gebärde? „Ihr nahmt mir meinen schönen glatten Stamm, die Kraft konntet ihr mir nicht rauben. Zehn statt des einen lasse ich in die Luft schießen, du armes Menschlein, das nicht weiß, was schlafende Knospen sind!....“

Au! Donnerwetter! Ich glaube, er schmeißt! Inge, meine alte Hündin, die mir zu Füßen liegt, fährt auch auf. Narrt auch sie des Erlkönigs Spuk? ... Schwerfällig hebt sich ein runder schwarzer Käfer wieder von der Erde. Halloh, Geselle, warst du's, der mir an den

Kopf flog? Dann sei gegrüßt zur Schnepfenzeit, obwohl dich der Tierkenner mit dem wenig schönen Namen „Mistkäfer“ bezeichnet.

Mit pfeifendem Flügelschlag saust ein Entenpaar über das Bruch. Nun ist's Zeit. Nur ganz verloren noch hin und wieder ein kurzer Schlag der Drossel. Da ein scharfes Zwitschern — Puitzen nennt es der Jäger — dem ein tiefes Murksen folgt. Das ist sie! Dort über die niedrige Schonung streicht sie her. Schon ist sie über meinem Kopf; ganz deutlich sieht man gegen den hellen Himmel den langen Stecher des seltsamen Gesellen mit dem fast plumpen Körper. So schwerfällig scheint der Flug und unregelmäßig. Und doch, wie unendliche Strecken mag sie zurückgelegt haben in nächtlicher Reise ohne Ermüdung, in sicherem Finden auf weglosen Weiten. . . . .

Vorbei! Das heißt, ich kam gar nicht zu Schuß, hatte zuviel zu schauen und zu denken. Und ist sehen und schießen nicht eins, dann ist's verpaßt. Noch höre ich sie, und mir ist's, als wenn sie am hohen Holz entlang um den Bruch zieht. Richtig, schon kommt's näher. Das sind ja aber zwei. Es geht wie im Märchen „Schwan kleb' an“. Im tollen Wirbel saust es durcheinander. Ja, wenn ich ein Flieger wäre, was könnte ich da lernen!... Ist's nun ein Minnespiel? Ist's der Kampf zweier Nebenbuhler? ...Beinahe wär's wieder verpaßt gewesen. Ja, wenn es nicht soviel zu sinnen gäbe gerade auf dem Schnepfenstrich, und wäre der richtige Augenblick nicht gar zu kurz! Aber den hinteren Gesellen haben wir doch noch gefaßt. Dort in die verbissene Kollerfichte fiel er laut aufklatschend. Da kommt auch schon Inge, stolz die „Erste“ im Fang. So recht, mein Hund! Die kleinen, harten „Malerfedern“ vom äußersten Flügelrand stecke ich mir vorsichtig an den Hut. Ich denke, Frauchen wird sich freuen, nicht wahr, Inge? Und morgen kommt sie mit.

Sommer.

Drei Jahre ist es her, und es war Anfang Juli. Die Sonne hatte es gut gemeint, zu gut. Dann aber war Regen gefallen, leise und gleichmäßig die ganze Nacht und auch den Vormittag. Das mußte einen Abend geben zum Pürschen. Es ging sich so weich und still auf dem feuchten Moos. Die Fließwiesen entlang war ich gewandert auf wohlgedecktem Pürschsteg, im Bestande langsam Schritt vor Schritt hatte ich das Elsenbruch durchquert, und sorgfältig hatte mein Glas den „alten Brand“ abgesucht. Ja, sie waren alle wieder da, meine guten, alten Bekannten, die ich wochenlang nicht gesehen hatte, die bei der Dürre sich tagsüber nicht aus der Dickung gerührt hatten. Zu Schuß kam ich nicht und war doch zufrieden mit meinem Pürschgang. Lag's in der Luft? Man mußte hoffnungsfreudig sein. Zu wonnig glitzerten die Millionen Tropfen im Schein der untergehenden Sonne an langen Kiefernnadeln, und wie neubelebt glänzten die feinen Blätter der Buchen im Unterholz. Fast ist das Büchsenlicht vorbei. Ich wandere auf breitem Weg nach Hause. Da, ein roter Fleck im hohen Holz! Ein Reh? Ja, es bewegt sich, und im nächsten Augenblick erscheint im Glase ein gutes, ein kapitales Gehörn. Weiß schimmern die Enden. Und den Burschen kannte ich noch nicht? Gewiß stand er dort

in der angrenzenden Dickung. Wie oft kam ich dort vorbei, und noch nie hatte ich ihn gesehen. Ein heimlicher alter Geselle wohl. Langsam wandert das Glas herunter und die Büchse an die Schulter. Jetzt ist er durch ein paar starke Stämme gedeckt, doch über die Lucke dort muß er ja ziehen. Das Korn ist auf die freie Stelle gerichtet; noch geht es gerade mit dem Licht ... Ja, wo bleibt er? Der Arm beginnt zu zittern, das Korn verschwimmt. Wo ist der Bock? Nichts zu sehen! Und das Büchsenlicht ist vorbei. Vorsichtig trete ich ein paar Schritte seitwärts. Mit dem Pürschglas mußte man ihn doch finden. Und da war er, da — saß er, friedlich und preislich hinter jenen Bäumen. — Ich habe ihn nicht gestört und habe mich auch nicht geärgert.

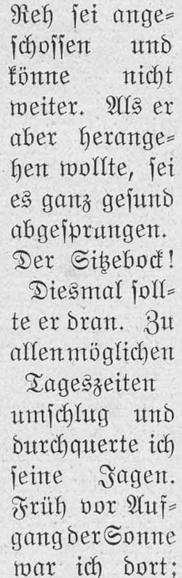
Das war mein erstes Zusammentreffen mit dem „Sitzebock", d. h. den Namen bekam er erst später, als ich ihn nach wochenlangem Unsichtbarsein einmal vom Wagen aus zu Gesicht bekam. Auch diesmal tat er sich vor mir nieder mitten im Bestand. Mit dem Wagen war nicht heranzukommen, und zum Anpürschen zu Fuß war es schon wieder zu trocken. Ich wollte ihn nicht vergrämen und freute mich über den seltsamen alten Herrn. Er „saß" mir ja sicher, mitten im Revier. Krank war er nicht; denn ich sah ihn auch einige Male recht flüchtig aus einer Dickung in die andere wechseln.

Im Jahr darauf war mein Freund, der Doktor, bei mir zu Besuch. Er sollte ein paar gute Böcke schießen. Wir kennen uns schon seit der Zeit der unregelmäßigen Verba, und die Freundschaft hat gehalten. Wir sind uns auch darüber vollkommen einig, daß es eine hohe Weidmannslust ist, den roten Bock zu erjagen. Nur über die Art, da kommen wir immer wieder in Streit. Er ist ein begeisterter Anstandsjäger, während ich ohne weiteres die Pürsche zu Fuß oder zu Wagen vorziehe. Gewiß, ich gebe zu, es ist herrlich, wenn man sich am Wiesenrand in dichtes Fichtengestrüpp eingeschoben hat wie ein vierjähriger Keiler. Der Ausblick ist nach allen Seiten freigeschnitten und auf den Wind ist gut Achtung gegeben. Die Gedanken können spazieren gehen, und die Augen haben ihre Freude. Ein paar Häschen tummeln sich im Liebesspiel. Am andern Rande maust ein Fuchs. Ob er wohl näher kommt? Plötzlich macht er einen gewaltigen Luftsprung mit geschwungener Lunte. Ein Vogel war dicht neben ihm herausgeburrt, den er verpaßt hatte. Da, neben uns ein Reh! Zwanzig Schritt schon steht es vom Dickungsrand ab, wie aus dem Erdboden gewachsen. Und dort noch ein zweites. Das ist doch ein Bock? Ein paar feine zierliche Spieße erglänzen, als er aufwirft. Warum äugt er denn immer zurück zum Waldrand? Sollte von dort der gefürchtete Alte im Anzug sein? Da ist er ja, der gesuchte. Die auf dem Zielstock ruhende Büchse kann ihn so recht fein ins Fernrohr nehmen. Es ist saubere Arbeit, und man kann sich Zeit lassen .... Ja, ich gebe das alles zu und weiß auch, daß mein Freund dabei so manchen braven Bock auf die Decke gelegt hat. Aber, wenn ich da sitze, dann gehen mir alle Böcke durch den Kopf, die nicht hier austreten, u. a. mein Freund, der Bock am „Streifen", der mit dem hohen engen Gehörn. Er muß unbedingt jetzt abgeschossen werden, damit er die schlechte Form nicht vererbt; und der „Gemsbock" und — — — der „Sitzebock". Und dann hält's mich nicht. Leise stehe ich auf und pürsche weiter.

Also, ich hatte den Doktor beredet, einmal mit mir pürschen zu fahren. Wir waren noch nicht weit vom Hause und hatten eben eine Dickung umschlagen, als ich mich mit der jedem Weidmann eigentümlichen Sicherheit

also vernehmen ließ: „Du, paß auf, wenn wir jetzt um die Ecke biegen, da steht der Sitzebock." (Keiner, der etwas auf sich hält, sagt: er „könnte" da stehen.) Und — wahrhaftig, da stand er, und es war das erstemal, daß ich ihn in diesem Sommer sah. Er stand wirklich da, niemand war erstaunter als ich. Unser Weg führte auf etwa 50 Schritt an ihm vorbei. Wenn er aushielt ... Freund Doktor kletterte beim Fahren vom Wagen, und ich gebe noch ganz schnell ein paar Verhaltungsmaßregeln: „Also nebenher gehen, bis du ihn gut frei hast, ich fahre weiter. Zwischenreden werde ich nicht. Der Bock sieht von oben immer anders aus als von unten. Weidmannsheil!" Da stand er schon an einer dicken Kiefer, die Deckung und Gelegenheit zu einem guten Schuß geben sollte. Natürlich! Zehn Schritte hätte er weiter mitkommen sollen, da steht er doch viel besser. Aber das ist immer so. Weiter! Es muß ja jeden Augenblick knallen. Ich drehe mich um. Der Doktor hat das Glas vor den Augen. Aber das ist doch gar nicht nötig. Es ist ganz sicher der Sitzebock, die Auslage und die Enden kenne ich. Ja, wo ist er denn aber? Ich wende und fahre denselben Weg zurück, wie das so beim Pürschenfahren üblich ist. Vielleicht ist er fortgetreten, dann nehme ich den Schützen am Wagen mit zu einer besseren Stelle. „Was ist denn los? Wo ist der Bock?" „Er — sitzt!" Richtig, in einem Stubbenloch, man sah nur die Stangen und die spielenden Gehöre. Ich fahre wieder vorbei, ich rede laut, knalle mit der Peitsche, fahre an der anderen Seite an ihm vorbei. Nichts rührt ihn. Er sitzt. Schließlich halte ich in seiner Höhe an, was sonst so leicht kein Wild aushält. Er sitzt. Ich fahre weiter und will gerade wieder umdrehen, da knallt's. „Endlich! Na?" „Ja, er sprang ganz plötzlich auf und ging flüchtig in die Dickung. Und da ging mir in der Aufregung die Büchse zu früh los. Ich war gar nicht auf dem Bock, als es knallte. Ein Fieber hatte ich, daß mir jetzt noch die Knie zittern. Scheußlich! Nein, ich gehe doch lieber auf den Anstand. Es ist mir doch angenehmer, ich sitze, als daß der Bock sitzt." —

Wieder war's Juli, und ich fuhr Sonntags zu einem Scheibenschießen nach einer Försterei. Als wir durch die Dickung „am Sitzebock" kommen, erzählt mir mein Kutscher, den ich erst ein paar Monate hatte, gestern wäre er hier mit Holz durchgekommen, und da habe zehn Schritt vom Wagen ein Bock gesessen. Er habe geglaubt, das Reh sei angeschossen und könne nicht weiter. Als er aber herangehen wollte, sei es ganz gesund abgesprungen. Der Sitzebock! Diesmal sollte er dran. Zu allen möglichen Tageszeiten umschlug und durchquerte ich seine Jagen. Früh vor Aufgang der Sonne war ich dort;

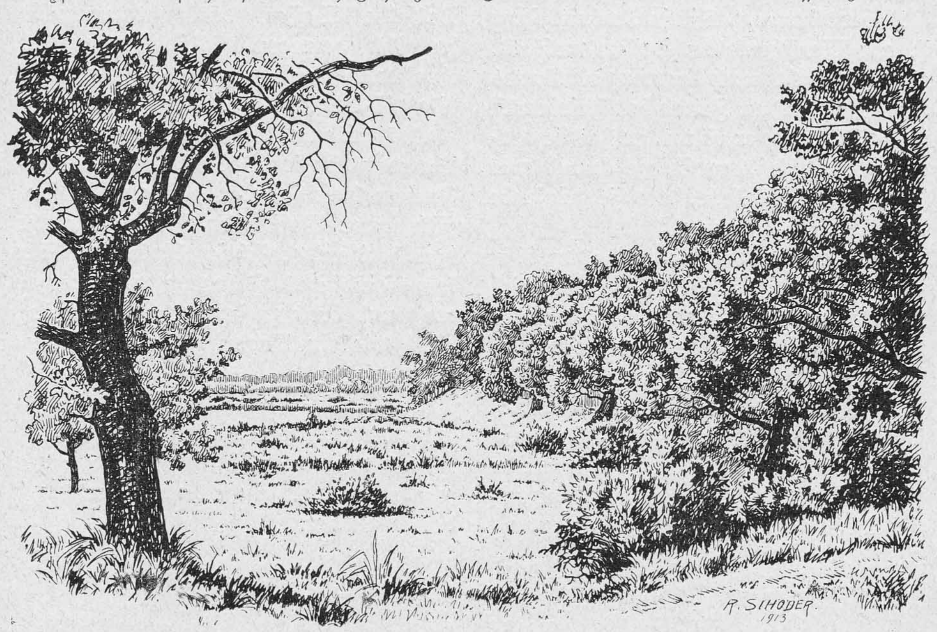
Hans Dreßler.

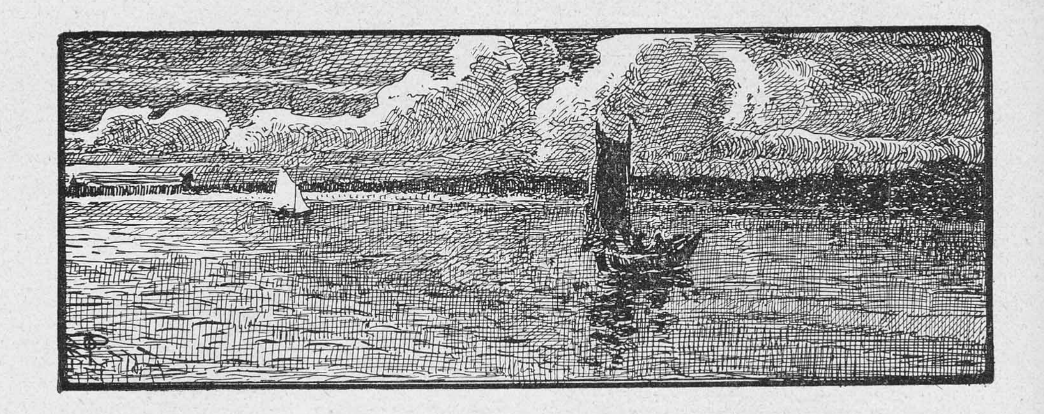
und sie steht unangenehm früh auf in dieser Jahreszeit. Und spät, wenn das Abendrot durch die hochragenden Hallen schlanker Stämme leuchtet. Und jetzt auch mittags. War es doch Brunftzeit, in der jede Stunde zur Pürsche recht ist. Ich hatte die lieblichsten, sehnsüchtigsten Töne eines liebeskranken Schmalrehs nachzuahmen versucht, wollte mit dem Angstgeschrei der heftig bedrängten Ricke seine Eifersucht erregen. Alles vergeblich. „Und dennoch hat die harte Brust die Liebe einst gespürt.“ Sie wurde ihm zum Verderben. Wieder hatte ich in dem Stangenholz zwischen den beiden Dikkungen geblattet, saß noch auf meinem Jagdstuhl und sog etwas mißmutig an meiner Zigarre. Ein leises Knacken. Ein Schmalreh tänzelt zierlich aus dem dichten Gestrüpp. Und hinterher — er. Das Herz schlägt bis zum Halse. Ruhe! Ruhe! Jetzt muß es knallen. Er wirft sich herum, bricht nach vorne im Kiefergraben zusammen, daß der trockene Sand hoch auffliegt, und ist im nächsten Augenblick in der Dickung verschwunden.

Das Blut ebbt ab. Die erloschene Zigarre wird wieder angesteckt, der Sitzstock bleibt stehen, und ich gehe zum Anschuß. Hier sind die Eingriffe, und dort ist er in den Sand gefahren. Da liegt auch Schweiß und ein — Knochensplitter. Laufschuß? Das ist doch aber gar nicht möglich, ich hatte doch das Blatt auf dem Korn. Aber kurz muß die Kugel sitzen. Da muß Inge, die Gebrauchshündin, helfen. Nach zwei Stunden bin ich wieder mit ihr da. Sie nimmt die Fährte auf. So recht, mein Hund! Fünfzig Schritt gerade hinein in die Dickung, dann im Bogen. Kaum vermag ich am Riemen zu folgen, die Äste schlagen mir ins Gesicht. So recht, mein Hund, da liegt wieder Schweiß. Plötzlich ein Knacken und Brechen vor uns. Gleich darauf steht die Hündin an dem noch warmen Wundbett. „Hu faß, mein Hund!“

Durch gleitet der Riemen, hin geht die Hatz mit hellem Geläut .... Horch! Standlaut. Ein paar Minuten darauf stehe ich hochaufatmend am Bock, den der Hund schon niedergezogen hat. Horridoh! Joho! Fast liebkosend streicht die Hand über das starke Gehörn mit seinen weißen Enden und guten Perlen.

Wie manche Pürsch hatte ihm gegolten. Er war es wert, der „Sitzebock“.





Im Unterseeboot.

Skizze aus dem Tauchbootkrieg gegen England
von
Hermann Dreßler in Chemnitz.



Als Hendrik von seiner Fahrt heimkehrte und die Hütte betrat, saß seine Alte mit nassen Augen am Spind und hielt die Schürze vors Gesicht.

„Na, Mutter, was gibt's denn?“

Er hing Öljacke und Südwester an den Haken und trat auf seine Frau zu.

„Unser Pidder!“ schluchzte die.

„Was ist mit dem?“

„Er kehrt nit wieder heim!“

„Aber Mutter, das ist ja Torheit! Jetzt ist ein Menschenleben freilich wohlfeil, aber es steht noch immer in Gottes Hand, wie in den Zeiten des Friedens.“

„Nein, nein, er ist tot, er hat sich angemeldet. Auf der Stiege kannst du's sehen! Nasse Flecke, wie sie triefende Männerstiefeln machen!“

„Na, bei dem Wetter wird es wohl in jedem Hause nasse Flecken geben. Sieh nur, wie das Meer rast! Gott schütze unsere braven Jungen auf See!“

Er stand auf und trat ans Fenster.

Von hier aus konnte man die See sehen. Das Brüllen ihrer Flut klang durch das Haus. Weiße Schaumstreifen schoben sich von ferne heran und peitschten ihren Gischt gegen die Dünen.

Die Mutter lag auf den Knien und betete, für ihr Kind, das draußen auf wilder See auf schaukelndem U-Boot den gefährlichsten Dienst tat, den der Krieg vom deutschen Manne fordert.

Und es war, als wirkten ihre Gedanken in die Ferne.

Pidder, der auf einem der neuesten deutschen U-Boote als Rudergänger Dienst tat, dachte gleichfalls an zu Hause. „Jetzt kommt der Vater heim. Dasselbe Wasser, das uns umspült, hat ihn getragen. Die Mutter setzt ihm den Trank zurecht — nur mein Platz ist leer!“

Das schlanke Boot kreuzte seit vier Stunden vor der Südküste des Feindes. Immer hielt sich der stählerne Riesenfisch unter Wasser, durch sein Sehrohr den Horizont vorsichtig abspähend. Aber kein feindliches Fahrzeug war bisher weit und breit zu sehen. Die See lag glatt wie ein Bogen glitzerndes Stanniolpapier.

Der Kapitän ließ die Sinktanks auspumpen und sein Boot auftauchen.

„Es wird wahrhaftig Zeit, daß wir wieder einmal frische Luft schnappen,“ dachte Pidder.

Er öffnete den Deckel vom Turmluk. Ein Lichtkegel vom goldenen Tageslicht blitzte in das Innere.

Die Mannschaft durfte schichtweise für kurze Zeit an Deck und atmete tief auf, als sollten die Lungen Vorrat mitnehmen in den stählernen Sarg.

Der Kapitän saß auf Deck, ließ die Beine in das Turmluk herabhängen und spähte durch das scharfe Doppelglas ringsum den Horizont ab.

Allmählich nahm der Seegang zu. Das Boot fing an zu rollen. Die Mannschaft mußte unter Deck. Nur der Kapitän und der Wachthabende blieben auf ihrem Posten. Die See überspülte die Männer manchmal mit einer salzigen Woge. Sie mußten sich jetzt mit Seilen anbinden, damit die wütende See sie nicht von Deck spülte. Aber die Gläser setzten sie kaum einmal von den Augen ab.

Plötzlich erscheint im Blickfelde des Okulars eine Rauchfahne und bald darauf eine zweite.

Noch einmal überzeugen sich die beiden Männer, daß sie sich nicht getäuscht haben. Und nun heißt es schnell verschwinden.

Sie wissen, daß drüben auf jenen Dampfern gleichfalls mehrere bewaffnete Augenpaare die See absuchen, um den verschwindenden Gegner aufzufinden und ihn dann zu rammen oder durch einen Schuß zu vernichten.

Schon zwängen sich die zwei Männer durch das Turmluk in den feuchten, dumpfigen Raum zurück. Der Deckel des Turmluks wird zurückgeschwungen. Der Fisch taucht. Die Fluten des ewigen Weltmeeres rauschen an den Stahlwänden. Die Motore rasen und stampfen in nervöser Hast. Das Tageslicht ist verschwunden. Nur durch das Periskop fällt ein mattheller Lichtkreis auf die Platte des Aluminiumtischchens, vor dem jetzt der Kapitän sitzt.

Die Glühbirnen leuchten auf. Alle Bullaugen sind abgeblendet.

„Zwei englische Kreuzer!" ruft der Kapitän seinen Kameraden zu, „wir haben Glück!"

In seiner Stimme zittert aber der Unterton der Erregung. Ist es der Gedanke an den Tod, der ihn umlauert, oder das Jagdfieber des Weidmannes, der sich plötzlich dem gesuchten Wild gegenüber sieht, was dieses leise Vibrieren in die Stimme legt?

Aus dem Periskopbilde rücken unterdessen die feindlichen Kriegsschiffe näher und näher. Zwar stark verkleinert, aber haarscharf in Form und Farbe bewegen sie sich über die Platte wie ein Kinobild. Wogenkämme spritzen dazwischen auf. Die See muß hoch gehen.

Pidder sieht seinem Vorgesetzten einmal über die Achsel. Auch sein Puls schlägt schneller.

„Wir oder ihr?"

Wer es ihm sagen könnte!

Diese dummen Gedanken an Vater und Mutter gerade jetzt! Er sieht seine Hütte ordentlich plastisch aus dem matten Spiegel der öligen Stahlplatten aufsteigen! Dort sitzt seine Mutter am Spind und weint! Warum, Mutt...

„Klar zum Schuß!"

Er fährt zusammen. Die Stimme des Kapitäns klingt wie der Schnitt eines Messers.

Klingelzeichen ertönen nach dem Maschinenraum.

Der Kapitän drückt hier einen Hebel, dreht dort an einem Rädchen, das geheimnisvoll aus der stählernen Wand herausragt. Er hat jetzt alle Nerven und Muskeln seines Fahrzeuges in der Hand, denn hier vor seinem Sitze laufen alle jene Adern und Stränge zusammen, die den Leib und die Glieder des Tauchbootes regieren. Hier ist die Seele, das Lebenszentrum, das Hirn des Riesenfisches.

„Feuer!“

Eine Explosion läßt das Boot erzittern. Das Torpedo rauscht aus dem Lanzierrohr heraus in die Flut. Die Maschinen schweigen plötzlich. Auch die Mannschaft hält den Atem an und sieht mit stockendem Pulsschlag auf das Antlitz des Kapitäns, das Erfolg oder Mißerfolg verraten soll.

Der sitzt jetzt über das Periskopbild gebeugt, als wollten sich die Augen daran festsaugen. Einige bange Sekunden schleichen träge und lauernd durch Stahl und Nerven.

Plötzlich greift der Kapitän mit der Hand nach dem Herzen. Eine Explosion wirft ihre Schallwellen gedämpft zur Tiefe.

„Getroffen!“

Ein Schauer freudiger Erregung läuft der Mannschaft über den Körper. Aber noch ist die Arbeit nicht zu Ende. Der zweite Kreuzer muß auch zur Tiefe.

Im selben Augenblicke liegt wieder Spannung auf den Zügen des Kapitäns.

Pidder sieht ihm über die Achsel. Das Periskop zeigt von dem ersten Kreuzer nur noch Backbord. Steuerbordseits ist er bereits tief eingesunken.

Aber der zweite! Herr im Himmel! Der hält ja gerade auf die Stelle zu, an der das Unterseeboot auf der Lauer liegt. Er will den verborgenen Feind rammen. Der Blasenweg des abgeschossenen Torpedos hat dem Feind die Lage des U-Bootes verraten.

„Alle Tanks füllen!“

Die Stimme des Kapitäns klingt wieder scharf und schneidend.

Der Befehl wird ausgeführt. Schon braust die Salzflut tosend und schlagend durch die geöffneten Ventile. Der Periskopmast ist eingeholt.

Gleichzeitig setzen die Motore wieder ein.

Der Zeiger am Manometer gleitet im Kreise nach rechts und zeigt, wie tief das Boot steht.

In einigen Sekunden ist der Kreuzer heran, und wehe, wenn er mit seinem Stahlbug oder mit dem Kiel den Feind da unter sich auch nur streift.

Die Männer hier unten wissen nicht, wie nahe oder entfernt er ist

Schweigend tun sie ihre Pflicht, schweigend und hoffend. Der Kapitän läßt den Stahldeckel vor dem Turmfenster ausschwingen. Grünliches, märchenhaftes Licht glüht gespensterhaft herein.

Und jetzt wird es plötzlich von einem Schatten zerschnitten, der auf Augenblicke alles Licht abdämpft.

Pidders Pulsschlag steht still.

„Der Kreuzer über uns!“

Das Schlagen der Schrauben klingt, als ob ein Seeungeheuer dahinwütet — dann wird es wieder hell.

„Gefahr vorbei!“ beruhigt der Kapitän seine Leute, und wieder geht ein Aufatmen durch die Mannschaft, ein Aufatmen vom Tode Erstandener.

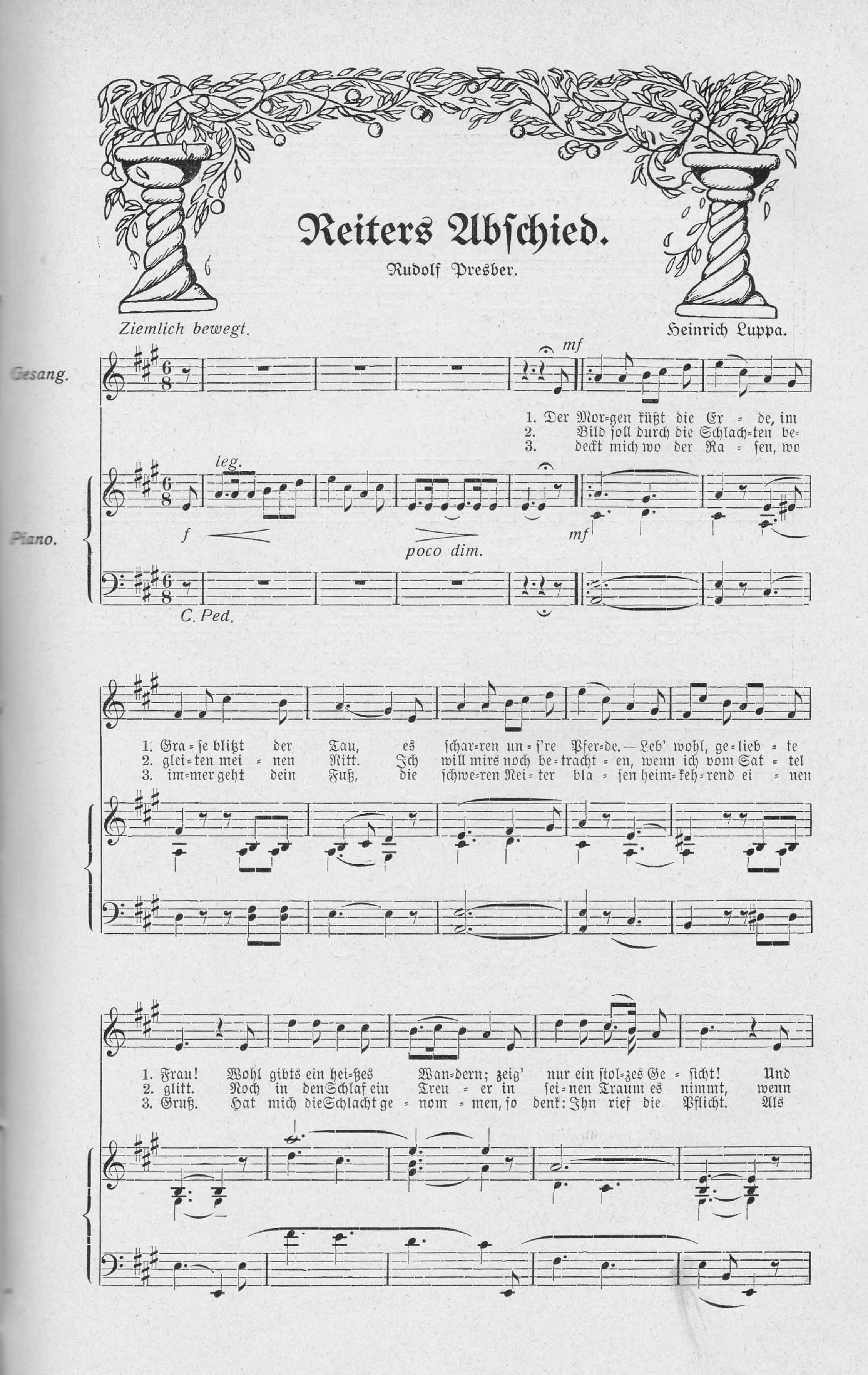
Nach zwanzig Minuten langer Fahrt ertönt das Kommando:

„Tanks ausblasen!“ und allmählich hebt sich das Boot wieder zur Oberfläche, die jetzt wieder ruhig und spiegelglatt daliegt.

Fern, ferne in der Richtung des deutschen Vaterlandes liegen feine goldene Linien auf dem Wasser und schimmern über das Meer wie eine glückbringende Verheißung.

Auch den alten Fischersleuten auf der Hallig leuchten sie. Sie stehen vor ihrer Hütte im Abendglanz. Der Alte hat seinen Arm um die Frau geschlungen, und der Abendwind trägt ihre Wünsche dem fernen Sohne zu.





Reiters Abschied.
Rudolf Presber.
Ziemlich bewegt.
Heinrich Luppa.
Gesang.
Piano.
mf
leg.
f
poco dim.
mf
C. Ped.
1. Der Mor-gen küßt die Er - de, im
2. Bild soll durch die Schlach-ten be-
3. deckt mich wo der Ra - sen, wo
1. Gra - se blitzt der Tau, es schar-ren un - s're Pfer-de.— Leb' wohl, ge-lieb - te
2. glei - ten mei - nen Ritt. Ich will mirs noch be-tracht - en, wenn ich vom Sat - tel
3. im-mer geht dein Fuß, die schwe-ren Rei-ter bla - sen heim-keh-rend ei - nen
1. Frau! Wohl gibts ein hei-ßes Wan-dern; zeig' nur ein stol-zes Ge - sicht! Und
2. glitt. Noch in den Schlaf ein Treu - er in sei-nen Traum es nimmt, wenn
3. Gruß. Hat mich die Schlacht ge - nom - men, so denk: Ihn rief die Pflicht. Als

cresc. *e poco* – *dim.* – 1. 2.

1. wei-nen al - le an-dern, du nicht, du nicht.
2. schon das La - ger - feu - er ver-glimmt, ver - glimmt.
3. Sie-ger will ich kom - men sonst nicht, sonst nicht.

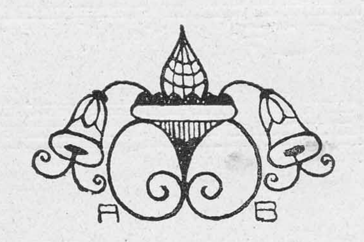
a tempo

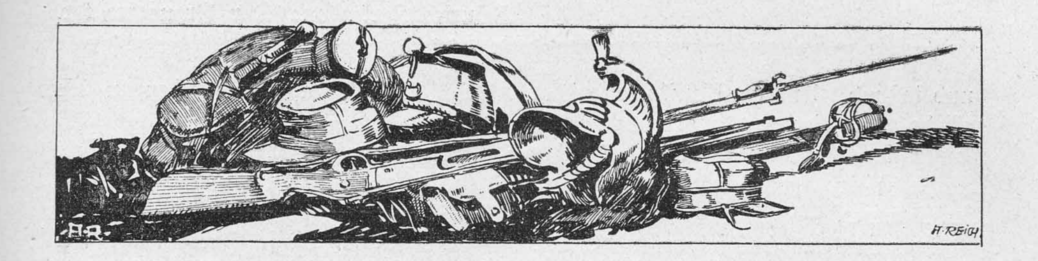
cresc. *e poco* *dim.* *p*

Schluß.

2. Dein
3. Und

langsam verhallend.





Der Granatsplitter.

Skizze
von Heinrich Zerkaulen.



Die Granate war fertig. Sie bekam noch einen feinen Stahlmantel mit einem fingerdicken Messingreif, und man packte sie äußerst zart, geradezu mit wahrer Ehrerbietung in einen frischen fein geflochtenen Korb. Zwei Männer deckten sie zu mit einer dicken Lage Stroh, und dann tat die Granate einen langen und tiefen Schlaf.

Es war früh am Morgen, einige Tage später. Die Sonne hatte sich verkrochen, und die Bäume streckten ihre Äste ängstlich in den bleigrauen Morgen hinein, als suchten sie tastend nach Licht.

Und dann kam das Gräßliche, so überraschend, so urplötzlich! Die ganze Natur war verzerrt vor Grauen. Der Strauch sah nicht mehr aus wie ein Strauch. Als habe sich ein menschliches Gesicht voller Entsetzen aus der Erde emporgereckt und sei nun vor Grauen leblos geworden, so sah der Strauch aus. Und dieses Haus da! Es war nicht mehr eingescharrt, hatte keinen tiefen Keller mehr und keine feste Fundamente. Es konnte gerade so gut jede Sekunde einfach umfallen. Überhaupt die ganze Natur stand nicht mehr auf festem Boden; es war, als hinge sie an Fäden vom Himmel herunter.

Dann schlugen auch schon von drüben her die ersten Granaten ein.

Fauchend, zischend kamen sie von weit her, dabei unendlich höhnisch. Allmählich brummend, als lachten sie einen aus. Aber selbstbewußt, voll ungeheuren Vertrauens auf ihre Wirksamkeit. Schließlich ganz nah, die Luft zerreißend, wie man störrisches Papier mitten entzwei reißt, scharf und mit Gewalt. Sekundenlang Totenstille — und dann Menschen, Steine, Bäume, Erde, alles durcheinander, wie eines... „Staub bist du, und zu Staube sollst du werden." — —

Die Granate war mit einem Mal wach. Das Stroh, womit sie bedeckt war, wurde beiseite geschleudert. Schlanke, junge Hände griffen eisern und klammernd zu, im Nu lag sie in dem engen Verschluß einer deutschen Kanone. Noch ein paar Sekunden, und heulend vor Weh jagte die Granate durch den glühend heißen Lauf. Ihr Messingring sprang durch die Hitze, und der Stahlmantel verbrannte. Die Granate wand sich, zuckend vor Schmerz, durch die mit Eisen gepeitschte Luft.

Steil aufsteigend drehte sie sich wie ein Korkenzieher in das Blei des Morgens hinein. Einen Herzschlag lang blieb sie hoch oben in der Luft stehen, suchend

und tastend. Und grell auflachend über all das rote, junge Blut da unter sich, sauste sie gellend hinunter in die dichte Masse einer heranziehenden Infanteriekolonne. —

So lacht Glas, das in tausend Stücke zerspringt. —

Die Granate schlug zwei Mann zu Boden — und explodierte nicht. Ein Blindgänger.

„In Zügen rechts und links schwärmen! Marsch! Marrrrsch!!" Der Kompagnieführer kommandiert grell und aufgeregt.

Die Granate rollt derweil langsam den Weg hinunter auf die Böschung zu.

Der eine der beiden Gestürzten stolpert sich mit Mühe hoch. Seine linke Hüfte ist gequetscht. Er hebt den kleinen Eisensplitter vor seinen Füßen noch auf und schiebt ihn mit flirrenden Augen, in denen ein verstörtes Glück lächelt, rasch und scheu in die Tasche.

Sein Kamerad lag mit dem Gesicht auf der Erde. Tot.

— — — — — — — — — — — —

Eine junge, blasse Frau trägt seit einer Woche einen kahlen Granatsplitter, in einen dünnen Silberreif gefaßt, als Medaillon auf der Brust.

Sie hat das Stückchen Eisen lieber als ihr ganzes Hab und Gut. Es hat ihr Liebstes bewahrt vor dem Gräßlichsten!

„Dem Gräßlichsten?" höhnt der Granatsplitter und lacht, wie nur hartes Eisen lachen kann. „Ich war nur noch zu jung und zu neu. Mir schauerte noch!" Und grinsend: „Selbst das Gräßliche muß sich erst an das Gräßlichste gewöhnen!"

Aber die junge, blasse Frau sieht lächelnd und gläubig auf ihr Medaillon: „Gott schütze mein Lieb in Flandern.."

Abend in der Fremde.

Auf leere Tische, üppig hingespreizt
Im armutnackten, rauchgeschwärzten Raume,
Ein schwelend Lämpchen seinen Schimmer geizt.

Hart ruckt das Pendel. Am Tapetensaume
Ein hungrig Mäuslein, hinterm Schanktisch hocken
Die beiden Alten, sie, wie ich, im Traume.

Weit drauß' verstummt ein schläfrig Fuhrmannsglocken.
Und matter auf den Stein die Hufe klingen,
Und müder hackt der Räder Gehn und Stocken.

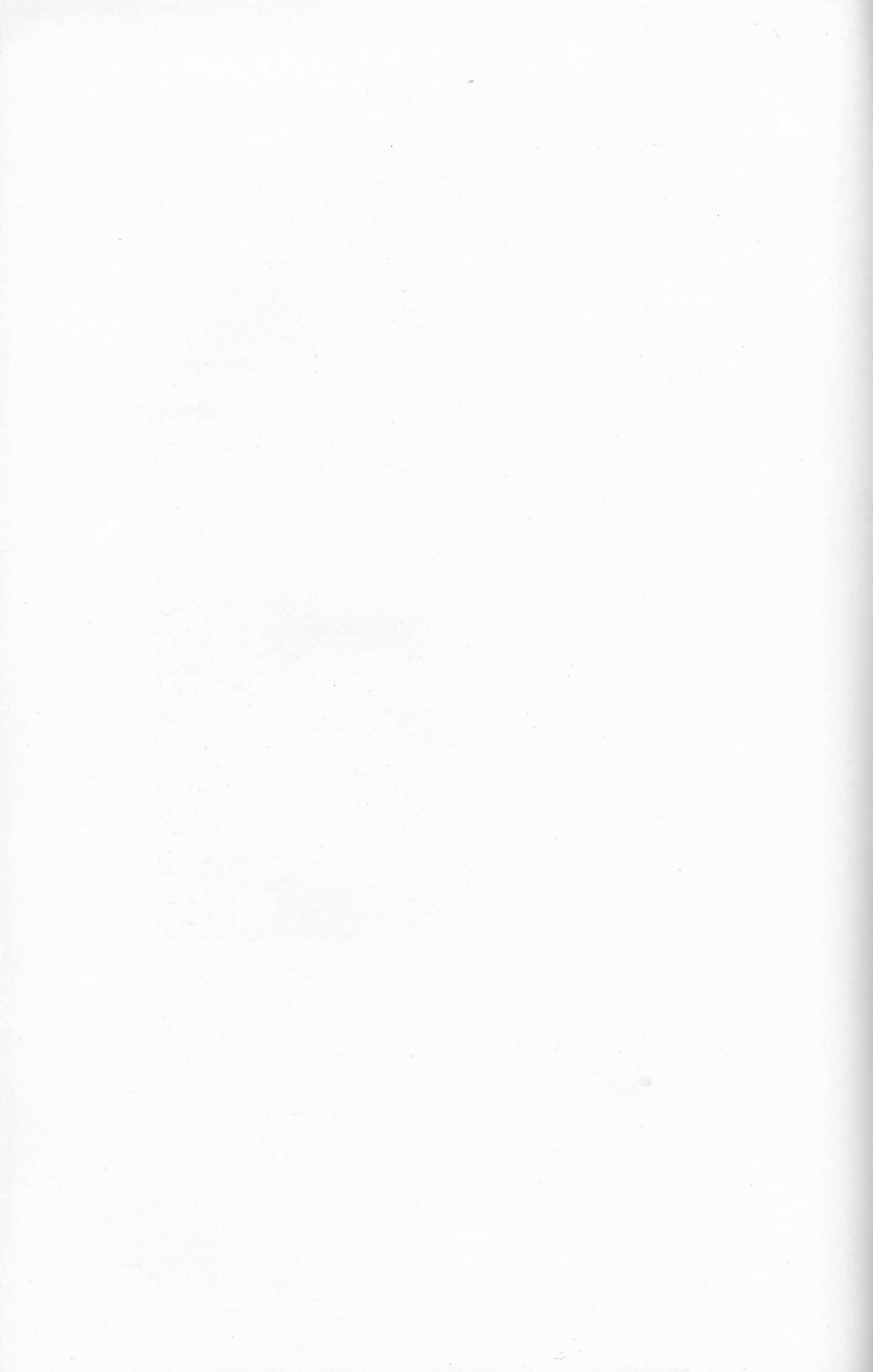
Nur noch des Pendels hart und härter Schwingen,
Als wollt' es bang der grausen Stille wehren,
Die wuchernd wächst nun über allen Dingen . . .

Und plötzlich schreit ein wildes Heimbegehren.

Carl Robert Schmidt.



Berthold Clauß: Rast im Grünen



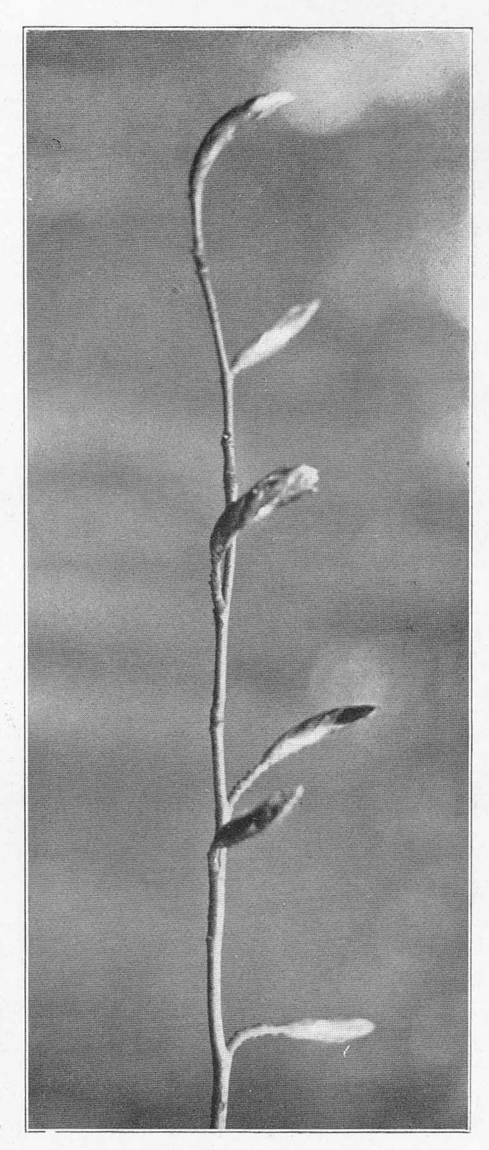
Wenn die Blätter sprießen.

Von G. S. Urff.



Wenn auch in der gegenwärtigen Zeit die Gedanken an den Krieg aller Herzen erfüllen, für eins bleibt doch bei jedem empfindenden Menschen noch ein wenig Raum, für die Liebe zur Natur. Ich bin überzeugt, selbst unsere Feldgrauen in den Schützengräben werden sie nicht völlig vergessen. Ganz besonders auch die Liebe zu den stillen Geschöpfen in Gärten, Feld und Wald, zu den Pflanzen. Wie oft haben gerade sie trotz ihrer Stummheit zu uns geredet! Wie manchmal haben wir unsere Freude wie auch unseren tiefen Schmerz zu ihnen hingetragen. Zwar sie nehmen alles mit gewohntem Gleichmut hin, nichts verrät auch nur eine Spur von Wesensverwandtschaft. Und dennoch vernehmen wir vielleicht aus dem Rauschen der Zweige, dem Flüstern der Blätter, dem Leuchten der Blüten eine ganz besondere Sprache, die uns erkennen läßt, daß wir es hier mit Wesen zu tun haben, die ihren Lebenskampf durchzuringen haben, genau wie wir, wenn auch unter anderen, nicht immer leichteren Bedingungen. Deshalb ist der Verkehr mit der stummen Pflanzenwelt schon für so manchen Menschen eine Freude gewesen, und so manches wunde Herz hat in der Beobachtung des Pflanzenlebens einen lindernden Balsam gefunden für seine Leiden. Die Liebe zur Natur ist immer ein Vorzug des deutschen Volkes gewesen.

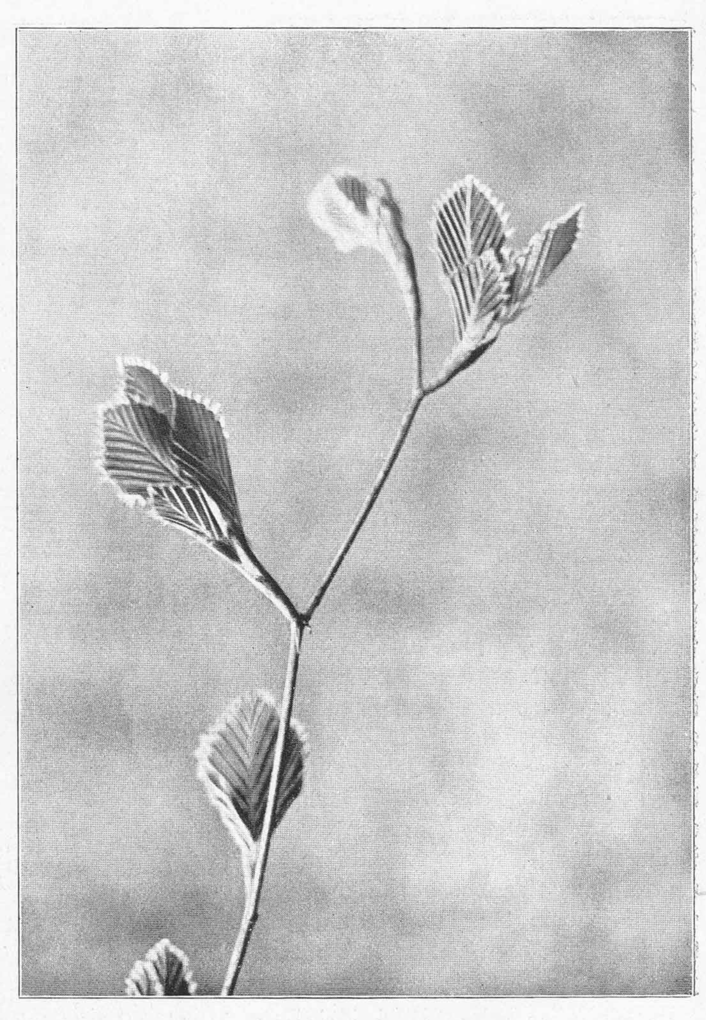
Wann könnte unsere Teilnahme an den Lebensäußerungen in der Pflanzenwelt größer sein als im Frühling, wenn das Sprießen und Blühen nach der langen Winterruhe wieder einsetzt; wenn



Laubsproß der Rotbuche mit eben sich öffnenden Blattknospen.

das Leben gleich einem mächtigen, nicht einzudämmenden Strome aus den Schranken, die es umschlossen hielten, hervorbricht? Da sollte uns nichts zu klein und unserer Beobachtung unwert erscheinen. Freilich, wenn wir diese wundervolle Frühlingszeit über uns dahinwehen lassen, wie es ein

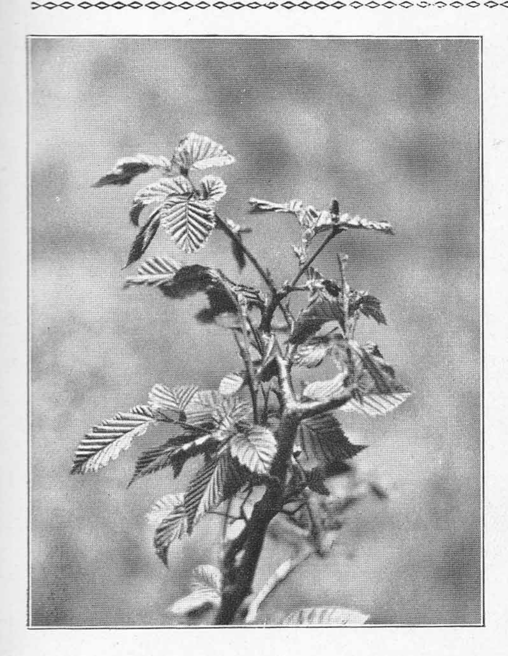
Kind tut, das sich führen läßt, wie man ihm den Weg vorschreibt, ohne an das Ziel zu denken, dann empfinden wir nichts von dem Werden und Entstehen, dann sehen wir uns vor vollendete Tatsachen gestellt, die uns unverständlich bleiben und uns höchstens einen Ausruf der Verwunderung abnötigen, ohne das Herz zu erwärmen. Wir müssen uns vielmehr bemühen, in die Werkstätten des Frühlingslebens und -wirkens hineinzublicken, wir müssen zu verstehen suchen, aus was für kleinen, unscheinbaren Anfängen sich die Pflanzengebilde aufbauen, damit wir eine gewisse Vertraulichkeit mit den Vorgängen erlangen, dann erst werden unsere Forschungen den rechten Wert für uns haben.



Junger Laubsproß der Rotbuche mit fächerartig zusammengelegten und seidenwimprig behaarten Blättern.

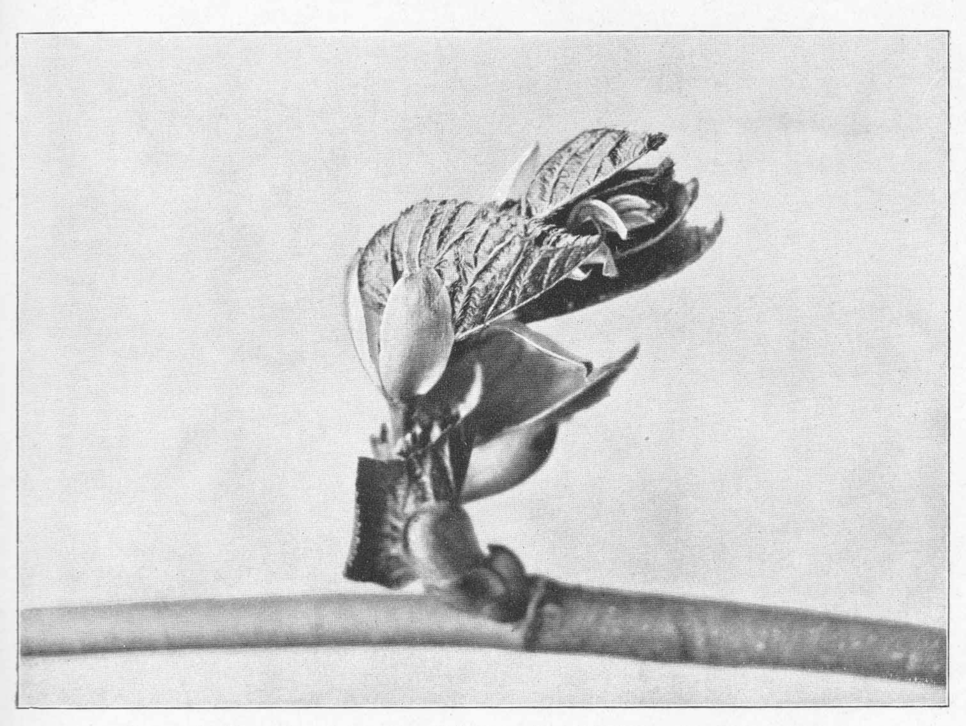
So vieles gibt es in der Frühlingszeit zu beobachten. Heute wollen wir einmal unsere Aufmerksamkeit den Knospen zuwenden, aus denen sich die Laubsprosse der Pflanzen entwickeln. Wir werden auch in der Art, wie die Blätter ihre Knospenhüllen verlassen, eine reiche Vielgestaltigkeit finden, wie sie alle Naturformen auszeichnet. So wie von den vielen Milliarden Blättern, die einen Wald erfüllen, kaum ein einziges mit einem anderen vollkommen übereinstimmt, so sind auch alle Knospen verschieden; aber doch zeigen sie gewisse Merkmale, die sie zu bestimmten Gruppen zusammenfassen lassen, sodaß man schon nach der Knospe allein bestimmen könnte, von welcher Pflanzengattung sie genommen ist.

Alle Knospen sind bereits im vorjährigen Herbst fertig ausgebildet gewesen. Sie mußten also den Winter im Freien überdauern und daher mit bestimmten Schutzvorrichtungen versehen sein, die ihnen die Fähigkeit gaben,



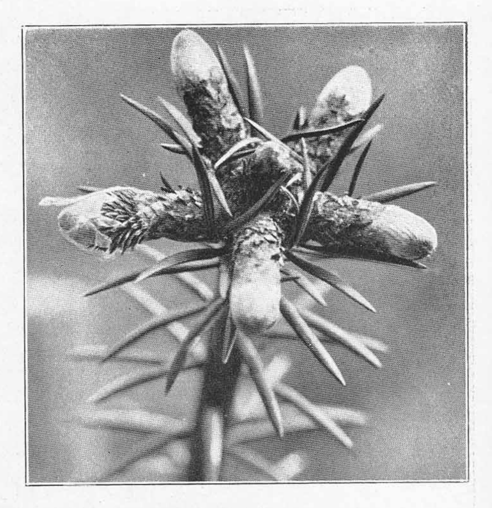
Laubentwickelung der Hainbuche. Die Blätter sind fächerförmig zusammengelegt.

die ungünstige Witterung zu ertragen. Wir finden deshalb die Laubknospen von derben Schuppen umgeben, deren Ränder ganz fest aneinanderschließen, oft auch noch mit klebrigem Harz, dichten Wimpern und dgl. versehen sind, die das Eindringen der Feuchtigkeit und das dadurch bedingte Erfrieren der Knospen so gut wie unmöglich machen. Manche Knospen sind so fest verschlossen, auch vielleicht noch mit dichter Wolle ausgepolstert (Roßkastanie), daß man wohl glauben möchte, die Hülle wäre überhaupt nicht zum Öffnen zu bringen. Aber das Leben, das der Frühlingshauch unter den Knospenhüllen entfacht, läßt sich durch nichts aufhalten. Die Zeit wann die Blätter zur Entfaltung gelangen, ist ganz verschieden, wohl aber bezeichnet man den wunderschönen Monat Mai mit Recht als die Zeit, „da alle Knospen springen," denn



Junger Laubsproß der Linde mit auffallend großen Hüllblättern, die später abfallen.

in diesem Monat sind die Fortschritte der Laubentfaltung am auffälligsten. Wir wollen uns den Verlauf derselben zunächst im Anschlusse an die Knospenentwickelung einer Rotbuche veranschaulichen. An den meisten Laubknospen der Buche wird man schon anfangs April eine gewisse Veränderung wahrnehmen. Sie werden merklich voller und dicker, was besonders daran zu erkennen ist, daß die Schuppen auseinandergeschoben werden und ihre grünen Ränder zeigen, die im Winter überdeckt waren. Bald werden dann die Schuppen immer mehr beiseite geschoben und ein grünes Blattbüschelchen tritt an der Spitze in Erscheinung. Es sind dies die jungen Laubblätter, die hier von ihrer hohen Warte aus zum



5. Gipfeltrieb einer Nordmannstanne, die Knospen sind noch von den häutigen Hüllen umgeben.



6. Gipfeltrieb einer Nordmannstanne. Derselbe Teil wie Nr. 5 vierzehn Tage später.

erſten Male in die Welt blicken und die liebe Sonne ſchauen. So notwendig aber auch das Sonnenlicht für die Entwickelung alles pflanzlichen Lebens iſt, ſo müſſen die jungen Blätter doch vor ihm auf der Hut ſein, ſonſt könnte es ihnen ergehen wie den Kindern im Märchen, ſie würden von der Sonne gefreſſen werden. So, wie die Blättchen die Knoſpenhülle verlaſſen, ſind ſie längſt nicht fertig, namentlich der zwiſchen den Blattnerven liegende grüne Teil iſt noch nicht ausgewachſen und beſitzt noch keine ſchützende Oberhaut. Wenn das Blatt jetzt gleich in



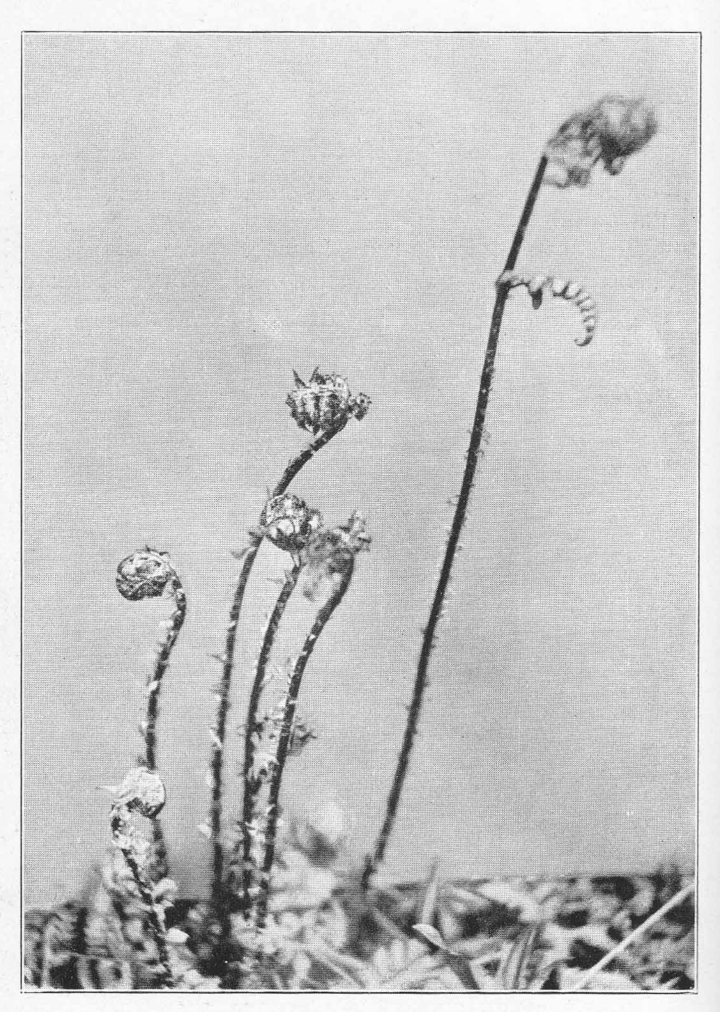
7. Buchdeckelartig zuſammengefaltete junge Blätter der Quitte.



8. Tütenförmig ſich entfaltende Maiblumenblätter.

seinem vollen Umfange der Einwirkung der Sonnenstrahlen und der Luft ausgesetzt wäre, so würden die grünen Triebe verdorren und vernichtet werden. Die Natur hat den jungen Blättern daher allerlei Schutzmittel gegeben. Ein solches ist schon in der Stellung der Blätter zu sehen. Eine eben sich entfaltende Buchenknospe gleicht einem zierlichen Trichter (Abb. 1—3). Alle Blätter sind senkrecht nach oben gerichtet. Auf diese Weise bieten sie der Sonne nur ihre obere Kante zur Bestrahlung dar. Da können die Strahlen nichts schaden. Außerdem bemerken wir, daß die Blattränder durch unzählige feine Seidenhaare bewimpert sind. Diese Behaarung erstreckt sich auch auf die Blattnerven. Die grünen Teile des Blattes sind, zwischen je zwei Nerven zusammengefaltet, nach innen gelegt, sodaß die Wimpern diese Blattteile völlig überdecken. Unter solchem Schutze kann sich die Oberhaut ganz allmählich weiter ausbilden. Je weiter sie in ihrer Entwickelung fortschreitet, desto mehr faltet sich die Blattfläche auseinander und richtet sich mit der Spitze abwärts, bis das fertige Blatt schließlich nahezu horizontal steht, sodaß es die Sonnenstrahlen voll auffangen und verwerten kann. Zu dieser Zeit ist dann die Behaarung als zwecklos fast völlig verschwunden.

Bei anderen Pflanzen finden wir andere Schutzvorrichtungen. Die jungen Lindenblätter z. B. (Abb. 4) sind, wenn sie die Knospe verlassen, ähnlich einem Blatt Papier in der Mitte zusammengefaltet. Die beiden Blatthälften liegen so dicht aufeinander, daß kein Sonnenstrahl auf die Innenfläche der Blätter gelangen kann. Aber auch die Außenfläche bedarf eines gewissen Schutzes. Diesen findet sie in blattähnlichen Gebilden, sogenannten Neben-



9. Spiralig zusammengedrehte junge Wedel des Wurmfarns.

blättern, die, blaßgrün und durchscheinend, gleich Sonnenschirmen vor die jungen Blätter treten, die Wirkung der Sonnenstrahlen mildern und unschädlich machen. Später, wenn die Blätter kräftig genug sind, fallen die an ihrem Grunde stehenden Nebenblätter ab. Sie haben ihren Zweck erfüllt.

Ein höchst eigenartiges Schutzmittel haben die jungen Laubsprossen der Nadelhölzer mitbekommen. Sobald sich die jungen Nadeln aus den Winterschuppen hervordrängen, bemerkt man ziemlich umfangreiche, häutige Kappen, die über die jungen Triebe gestülpt sind und von diesen vor sich hergeschoben werden. Auch sie schützen den jüngsten und empfindlichsten Teil des Triebes noch längere Zeit vor zu starker Verdunstung (Abb. 5 u. 6).

Eine andere Vorrichtung dient demselben Zweck. Bei der Maiblume (Abb. 8), Schlüsselblume und fast allen Zwiebelgewächsen finden wir die jungen Blätter gerollt, bald nach innen, bald nach außen. Die Richtung hängt davon ab, wo sich die Spaltöffnungen befinden, durch die das Blatt atmet. Liegen sie auf der Oberfläche, so ist das Blatt nach innen gerollt, im entgegengesetzten Falle nach außen. In allen diesen Fällen bildet die Mittelrippe des Blattes die Stützlinie, von der die Rollung ausgeht. Anders ist es bei den Wedeln der Farnkräuter (Abb. 9). Hier rollt sich die Mittelrippe spiralig



10. Junge Blätter des Rhabarbers. Die Blätter kommen krumpelig aus der Knospe.

auf, bringt so die Wedelteile, an denen sich die Spaltöffnungen befinden, zusammen und schützt sie vor Verdunstung.

Eine ähnliche Vorrichtung wie in der Rollung der Blätter erkennen wir in der Runzelung derselben. Hierfür gibt uns der Rhabarber ein gutes Beispiel (Abb. 10). Wir beobachten, daß die zwischen den netzartigen Blattnerven befindliche grüne Substanz der Blätter nach oben gewölbt ist. Bei ähnlichen Blättern anderer Pflanzen sind die Runzelungen vertieft. Die Spaltöffnungen befinden sich immer in den Vertiefungen.

Bei mancher Pflanze zeigen die jungen Blätter einen weißfilzigen Belag, ebenfalls ein Schutzmittel gegen Verdunstung. So ist es der Fall beim Weinstock (Abb. 11). Auch hier verschwindet der Belag, sobald er überflüssig geworden ist, d. h. sobald die Oberhaut kräftig genug ist, um den Einwirkungen von Luft und Sonne zu widerstehen. Bei den meisten Pflanzen sind verschiedenartige Schutzmittel gleichzeitig vertreten. So sind z. B. bei der Quitte (Abb. 7) die Blätter filzig behaart und zugleich buchdeckelartig zusammengelegt.

Wir sehen auch an der Art, wie die Natur die jungen Blätter schützt, daß sie zur Erreichung eines bestimmten Zieles unerschöpflich ist in ihren Mitteln.

Der letzte Gruß.

Es wühlt die Hand im blut'gen Grunde,
Hart ringt er mit dem bittern Tod.
Zur Ewigkeit wächst die Sekunde;
Der Abend sinkt. Ein Feuer loht.

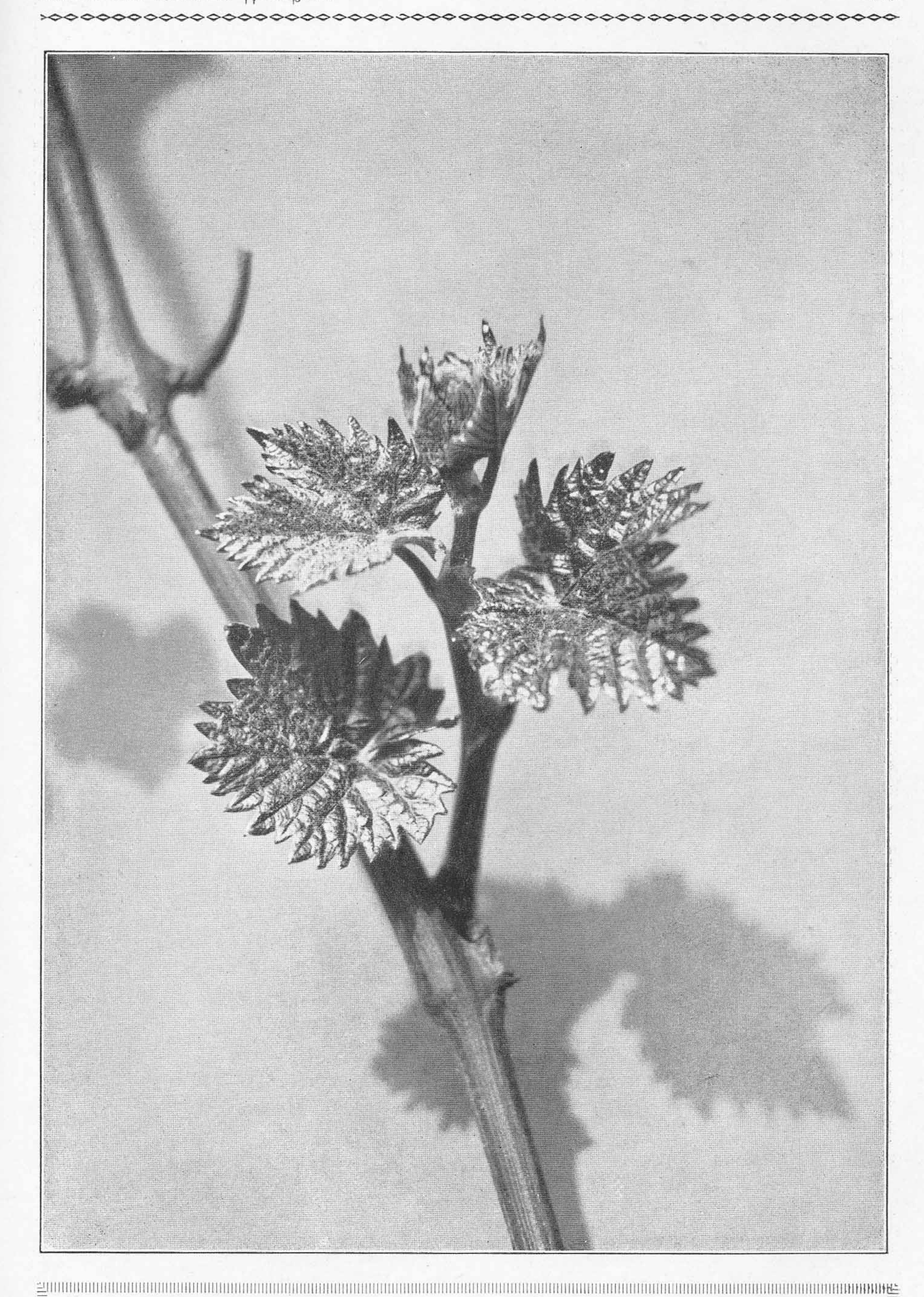
Schon bricht das Aug'. Doch aus dem Dämmern
Verlöschender Gedanken quillt,
Indes die Pulse matter hämmern,
Der fernen Heimat leuchtend Bild.

Die Heimat und die teuren Lieben!
Wer bringt den letzten Gruß, den er
Am Morgen noch für sie geschrieben?
Das drückt auf seiner Seele schwer.

Es drängt der Tod. — Er zerrt die Karte
Hervor. — Da flieht der Kräfte Rest.
Wie eine weiße Siegsstandarte
Hält sie die kalte Hand umpreßt.

Und hell belichtet von dem Flackern
Des Schlachtenfeuers, rot in Glut,
Erstrahlt der Heimatgruß des Wackern:
„Vielliebe Eltern! Mir geht's gut . . . ."

Laurenz Kiesgen.



11. Junger Trieb vom Weinstock. Die Blätter sind mit einem weißfilzigen Belag versehen.



Ajaccio.

Korsika.

Reisestudie von G. Weng.



Dem Zauber des Meeres widersteht der Binnenländer nicht lange. Wie sich aber den Verführungen des Mittelmeeres entziehen, wie diesen azurblauen Lockungen widerstehen, die diese schmeichelnden Wellen auf uns auszuüben pflegen?

Wo wir auch stehen, sei es am Strande von San Remo, sei es anderwärts an dieser Küste: überall haben wir die gleiche Versuchung auszuhalten.

Wir beschatten das Auge mit der Hand und sehen hinaus auf die flimmernde, sich dehnende und sich wölbende farbensatte Fläche. Und plötzlich steht unser Entschluß fest: wir wollen hinaus auf das Meer.

Aber wie? Wohin? Der Ziele sind da viele. Aber für einen ersten Seeausflug soll es nicht zu lange sein und doch interessant, doch schön...

Korsika!

Wir sahen seine fernen Linien, seine Berge, wir dachten an den großen Kaiser...

Aber wie? Nun, der Wege sind so viele nicht wie der Ziele, wenigstens nicht von der Südküste Frankreichs aus. Von Nizza gibt es eigentlich nur die Schiffe von Fraissinet u. Cie., wenn man nach Korsika will.

Der Dampfer läuft in den Hafen von Nizza ein. Seine schmucken, eleganten Linien heben sich schwanengleich von der See ab. Majestätisch und ruhig dreht er in die Hafeneinfahrt, und alsbald in seiner ganzen Größe s chtbar, legt sich der „Corte II“ am Quai vor Anker.

Sobald wir auf dem Schiffe sind, erfüllt uns ein wohliges Behagen und ein Gefühl der Sicherheit, das allmählich dem stolzen Empfinden weicht, ein Sohn des 20. Jahrhunderts zu sein. Arme Vorfahren! Bei aller Romantik, deren Sinn wir uns bewahrt haben, ziehen wir doch unseren Dampfer den Holzkästen des 17. und 18. Jahrhunderts vor.

Wir haben den Hafen längst verlassen, und trotz der hochgehenden See merken wir kaum etwas von Rollen.

Die Perspektiven der Riviera erscheinen uns von dem Schiffe aus noch einmal in ihrer ganzen Schönheit. Dann verschwinden sie allmählich, und nur das nasse Element umgibt uns.

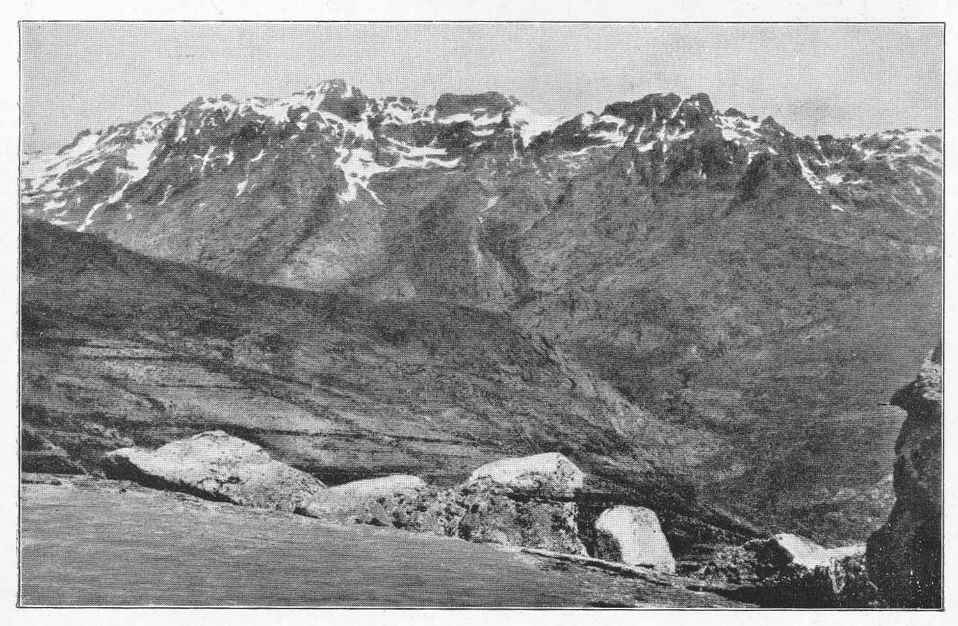
Es ist eine der Eigentümlichkeit des Mittelmeeres, daß es häufig bei ganz sonnenklarem Himmel und ohne Sturm, bei einer nur ganz leichten Brise, einen gar gewaltigen Tanz aufführt. So machten uns auch diesmal sein Tosen rings um das Schiff und die sich überstürzenden Wogenkämme auf diese Laune aufmerksam. Der Wind ist nicht stark und dennoch... wie sich wälzend und schäumend die Wogen auf uns zustürzen scheinen, als wollten sie uns begraben, aber sie brechen sich am Kiele unseres „Seglers", der an ihnen hinauf klettert und dann den Wogenberg hinabgleitend mit ihnen zu spielen scheint, oder sie zerstäuben in ohnmächtiger Wut an seinen Flanken.

Da tauchen die hell leuchtenden Gipfel der Berge von Korsika vor uns auf, gerade in der Richtung unseres Kieles. Dann aber erscheinen Berge und Land zu unserer Linken, und das ganze Panorama der korsikanischen Alpen begleitet uns auf unserer weiteren Fahrt.

Der Monte Corona, der mächtige Monte Cento (fast 3000 Meter), der Capo Tosantato winken mit ihren Schneehäuptern zu uns herüber.

Die idyllischen Städtchen Calvi, Sagona erheben sich mit ihren weißen Gebäuden am Fuße der Berge, als stiegen sie direkt aus den Fluten des Meeres.

Der Rückstoß irgend eines Sturmes in einem Winkel des Mittelmeeres, unter dem wir bisher doch ein wenig zu leiden hatten, scheint sich zu legen, und bei verhältnismäßig ruhiger See gleiten wir in den Hafen von Ajaccio. O, das Bild des Hafens von Ajaccio im Sonnenglanze eines Nachmittags! Viele ziehen Vergleiche mit Neapel, mit Palermo, aber wie es auch damit bestellt sei, ein herrlicheres Gemälde als dieses läßt sich kaum denken. Da fehlt aber auch



Der Monte Cento.

nichts zur vollendeten Harmonie. Das Ganze ist von solcher die Seele bestrickender harmonischer Schönheit, daß man unwillkürlich an einen bewußten Urheber dieser Komposition zu denken versucht wird!

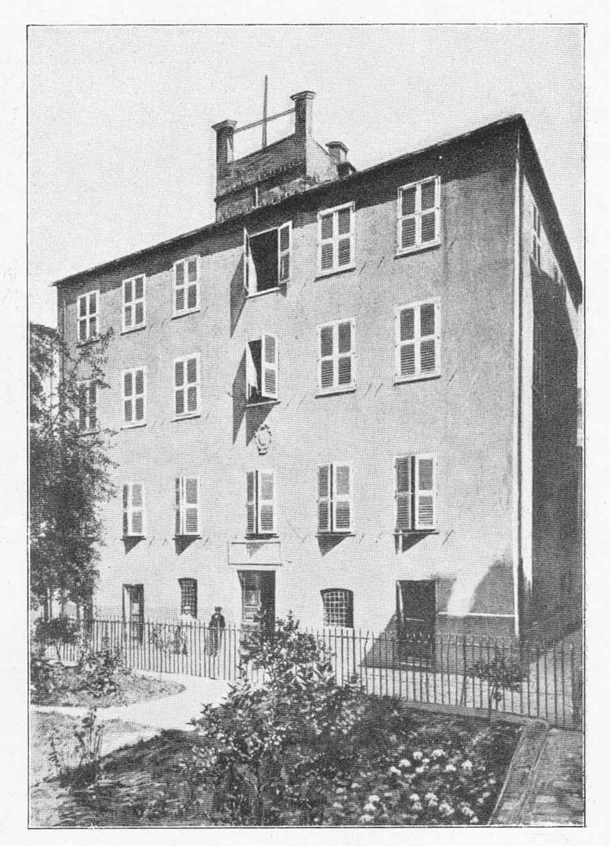
Der Blick umfaßt mit einem Male den Vordergrund, den Hafen, den Mittelgrund, die Stadt und den immer höher, bis zu den Schneebergen aufsteigenden Abschluß des Hintergrundes. Da ist nicht eine Linie in diesem Spiel der Farben und Formen, die man sich anders wünschen würde!

Wir steigen ans Land, und unser erster Besuch gilt dem Hause Napoleons.

Auf dem Wege dahin ersteht vor unserem Blicke das alte Ajaccio. Da scheint sich seit der Zeit des großen Korsen nichts geändert zu haben. Der Eindruck ist unbedingt ärmlich. Aber was hätten auch die Glücklichen dieser Insel nötig? Und doch, erzählt uns nicht ein Reisegefährte auf dem Schiffe, daß die Jungen die Insel verlassen, sobald sie flügge sind? Nun, auch das hat sich seit den Zeiten Napoleons nicht geändert. Denn: war er etwas anderes als ein nach Glück strebender Abenteurer, als er seine Heimat verließ? Und hat er in seiner ganzen wunderbaren Laufbahn nicht diesen Charakter beibehalten?

Die Jungen Korsikas müssen in die Fremde, denn die Insel ist arm. Und doch will es uns scheinen, als könnte man hier im steten Anblick dieser Herrlichkeiten auf die Güter dieser Welt verzichten! Aber wir sind weltvergessene Phantasten!

Endlich finden wir das gesuchte Haus. Zwar ist die Fassade drei Stockwerke hoch, aber wie elend erscheint uns alles!



Napoleons Geburtshaus.

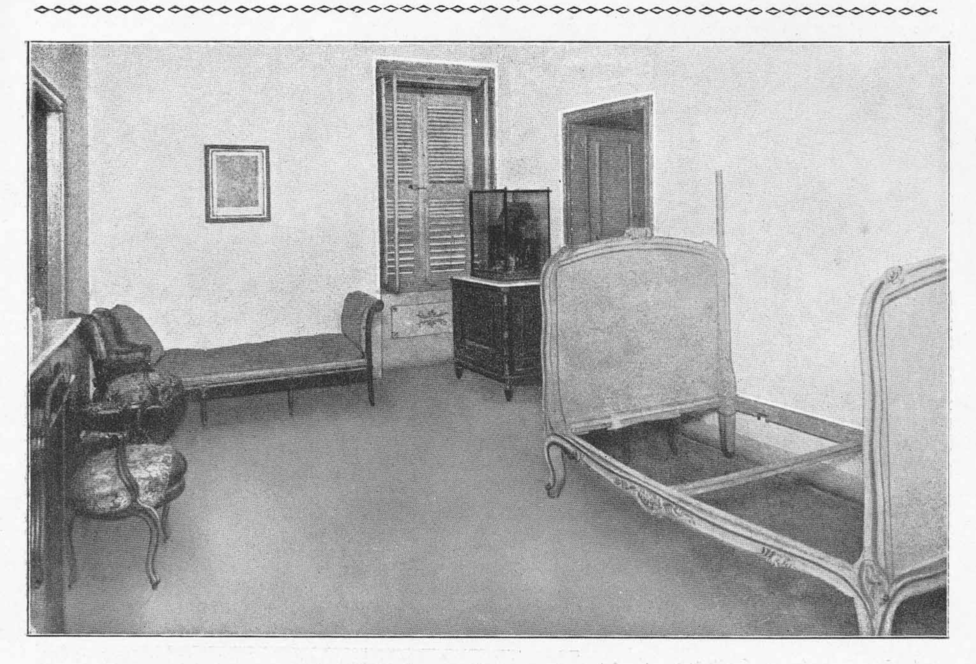
Über dem kleinen, dunklen Eingange lesen wir:

Napoleon I est né
dans cette maison
le XV. Août 1769.

Die „Casa Bonaparte" steht seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts, doch wurde das dritte Stockwerk erst später hinzugefügt.

Während der Kindheit Napoleons wurde der erste und zweite Stock von der Familie Bonaparte, der dritte von Antoine-Marie Pozzo di Borgo, Vetter der Bonaparte, bewohnt.

Seltsame Verkettung der Menschenschicksale. Fast könnte man die ganze Geschichte des Kaiserreichs in den Rahmen des Familienhasses zwischen



Napoleons Geburtszimmer.

den Bonapartes und den Pozzo di Borgos fassen, von dem Augenblicke an, wo Signora Giustina Bozzi den Inhalt eines Nachtgeschirres auf Charles Bonaparte, Napoleons Vater, zum Fenster hinaus entleerte, bis zum Erscheinen von Charles Andrée Pozzo di Borgo am Hofe des Zaren Alexander des Ersten in St. Petersburg, wo er bis 1812 unablässig zum Kriege gegen Napoleon hetzte und den Triumph über die Niederwerfung „seines Feindes" 1814 an der Seite des Zaren bei seinem Einzuge in Paris genoß.

Die welterschütternde Tragödie des Kaiserreiches nichts anderes als eine erweiterte korsische „Familienvendetta"! Es hat einen eigenen Reiz, in dieser Art „Weltgeschichte" zu schreiben.....

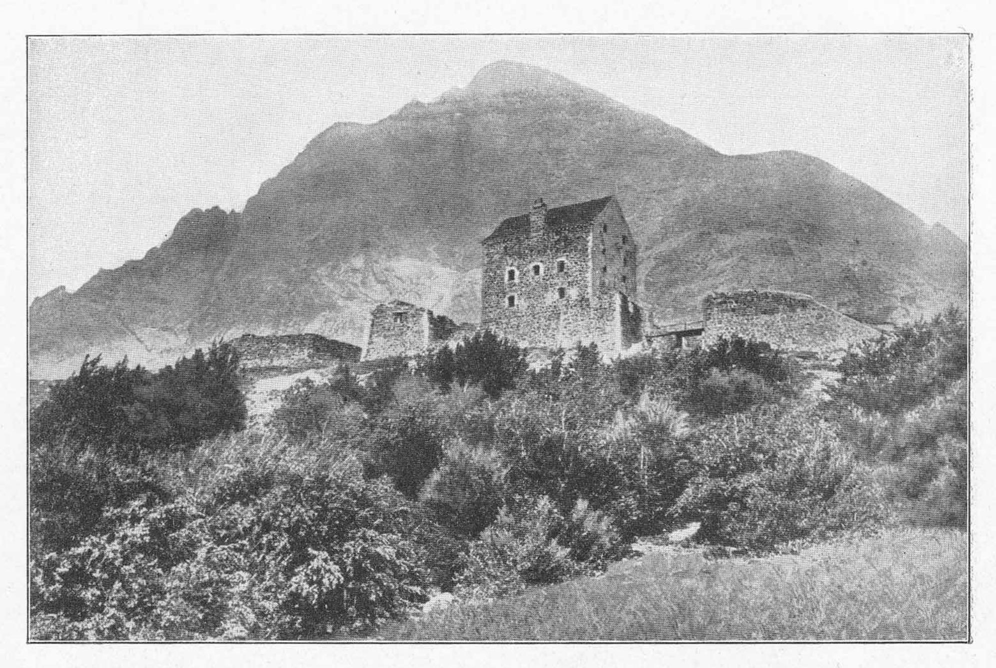
Das Haus Bonapartes gehört gegenwärtig der Exkaiserin Eugenie.

Das Geburtszimmer Napoleons mit dem verfallenen Divan, auf dem seine Mutter Lätitia von den Wehen überrascht wurde, erhält uns andauernd in jener tragischen Stimmung, die bei Betrachtung der Weltgeschichte so leicht ins Komische überschlägt.

Die Denkmäler Napoleons als Kaiser und Konsul und seiner vier Brüder, von denen das zweite nur durch sein Palmenarrangement einigen Eindruck macht, das Museum von Ajaccio beschäftigen uns noch einige Stunden des folgenden Tages, dann suchen wir den kleinen Bahnhof von Ajaccio auf, um die Insel zu durchqueren.

Unmittelbar hinter Ajaccio nimmt uns die Hochgebirgswelt mit ihren Reizen gefangen; nachdem wir den 3916 Meter langen Tunnel vor Vizzavonna durchfahren, erreichen wir diesen Ort, mit seinen prächtigen Wäldern und seiner fabelhaften Rundsicht.

Langsam fährt der Zug, höher und höher klettern wir die steilen Rampen der Berge in runden Wendungen empor, wilde Schluchten unter uns, an brausenden Wasserfällen vorbei, den Blick bald vom Monte d'Oro mit seinen ragenden

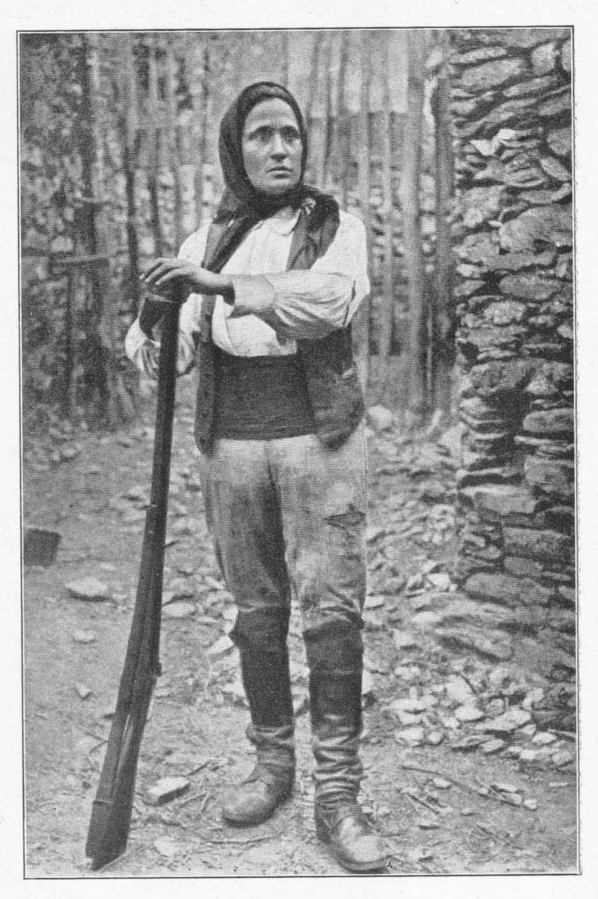


Der Monte d'Oro.

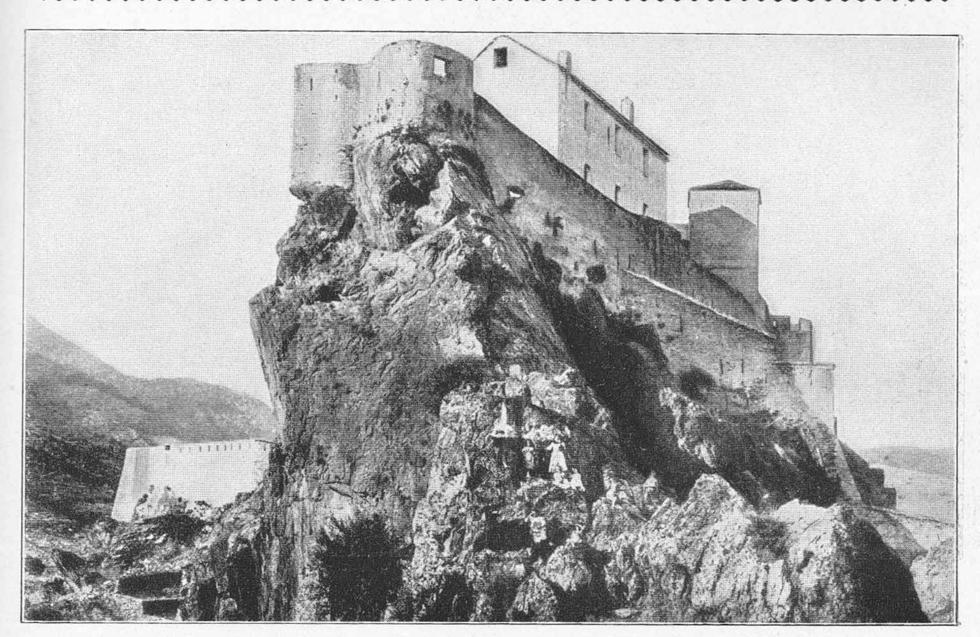
Gletschermulden, bald von einer üppigen Insel inmitten des Felsenmeeres gefesselt.

Da ragt auf unzugänglichem Felsengipfel die Zitadelle von Corte empor, der alten Hauptstadt des korsischen Freiheitshelden Paoli.

Von Monte Leccia ab geht es allmählich abwärts nach Bastia. Mit Gewehren bewaffnete, in Männerkleidern steckende Schäferinnen, die ihre wenig reizende Weiblichkeit absichtlich in ein Zerrbild zu verwandeln scheinen, erblicken wir da und dort am Bahngelände inmitten der uns umgebenden Wildnis. Ein Gerichtsbeamter von Bastia, der uns von Corte aus begleitet, schildert Land und Leute mit beweglichen Worten. Danach scheint die Kultur an diesem Lande und ihren Bewohnern spurlos vorübergegangen zu sein. Wohl existieren da Gerichtshöfe in Ajaccio, Bastia und an anderen



Korsische Hirtin.



Die Citadelle von Corte.

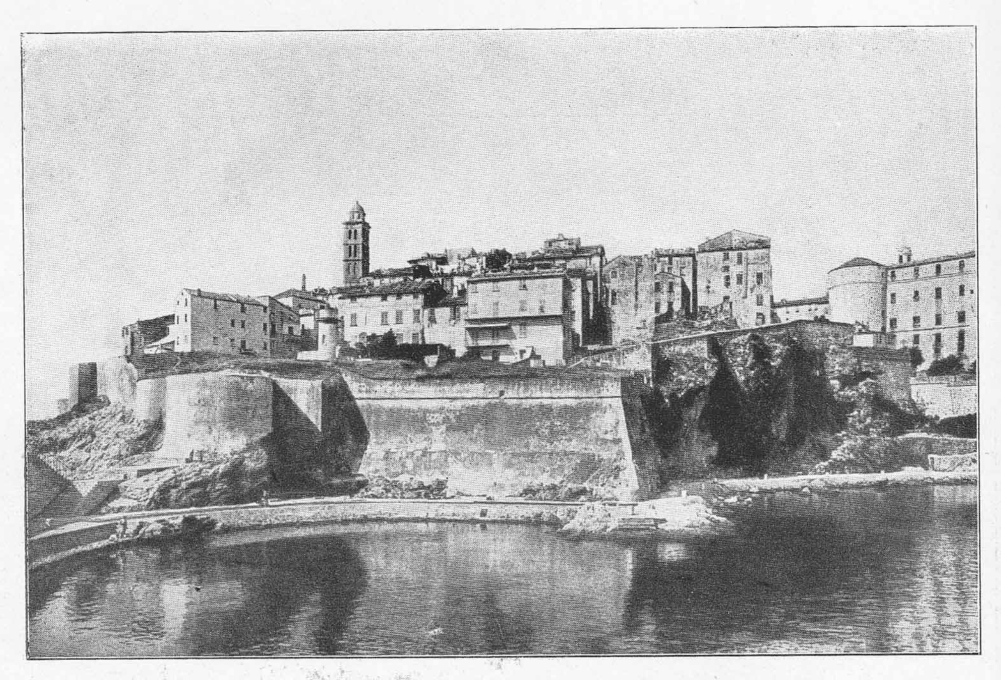
Orten der Insel, aber der Eingeborene hält sich nach wie vor an die Vendetta, den grausamen Rachekrieg zwischen Familie und Familie, der meist nur mit der Ausrottung der einen endet.

Die Gerichtshöfe laden vor, verfolgen auch den Mörder, aber wenn sie ihn endlich unter dem Aufwande von Polizei und Militär in dem undurchdringlichen „Maquis", den strauchartigen Wäldern des Hochgebirges, gefunden und schließlich verurteilt haben, so entwischt er noch im letzten Augenblicke auf dem Transporte, und die mit den blutigsten Rachebriefen bedrohten Wächter waschen ihre Hände in Unschuld.

Der wegen einer Vendetta verfolgte Mörder findet auf der ganzen Insel überall Schutz und Zuflucht.

So ist denn auch, wie wir später in Bastia auf dem Gerichtsgebäude von einer Anschlagetafel erfahren, im allgemeinen die Verurteilung in contumaciam die Regel. Mehr als einen wegen Mordes verfolgten Bewohner Korsikas sehen wir an jener Anschlagestelle namentlich aufgeführt, der am Verhandlungstage durch Abwesenheit glänzte.

In Bastia ändert sich der Charakter der Landschaft abermals. Wir sind auf der Italien zugewandten Seite der Insel, und die spezifisch italienische Vegetation und Kultur des Bodens nimmt einen mehr ausgesprochenen Charakter an. Die kleine Stadt selbst, der Altmarkt mit seinen Häusern aus dem 14. und 15. Jahrhundert, die Rue de Ronteto, wo die Häuser durch den kaum ein halbes Meter breiten Weg getrennt sind, vervollständigt das Bild des Alten, Versteinerten, Unbeweglichen dieser Insel. Die alte Feste thront über dem Hafen, wie sie im 15. Jahrhundert erbaut wurde, um Hafen und Stadt gegen den korsikanischen Banditenadel zu schützen. Hier fühlt man sich in längst vergangene Zeiten zurückversetzt und ist nicht wenig verwundert, richtige, mit Maschinengewehren bewaffnete Soldaten zu sehen, statt der alten mit Partisanen und Harnischen bewaffneten Söld-



Bastia.

ner. Und die Bewohner selbst, vielleicht sind es die Nachkommen des alten rätselhaften Ligurerstammes, der schon den Karthagern und Römern trotzte, wie er heute noch den Franzosen trotzt!

Ja, was hat die französische Regierung nicht alles auf dieser Insel versucht! Mit dem Ergebnisse, daß Paoli noch heute der einzige populäre Nationalheld ist; Napoleon hat keinen Verehrer auf der Insel, der nicht ein geborener Franzose wäre; den eigenen Landsleuten ist er nach wie vor der „vaterlandslose Verräter“!

Hier wohnt das konservativste Völkchen der Erde mitten im modernen Europa, konservativ in seinem Sein, seinem Wandel, seinen Gewohnheiten, seiner Kleidung, seiner Weltanschauung.

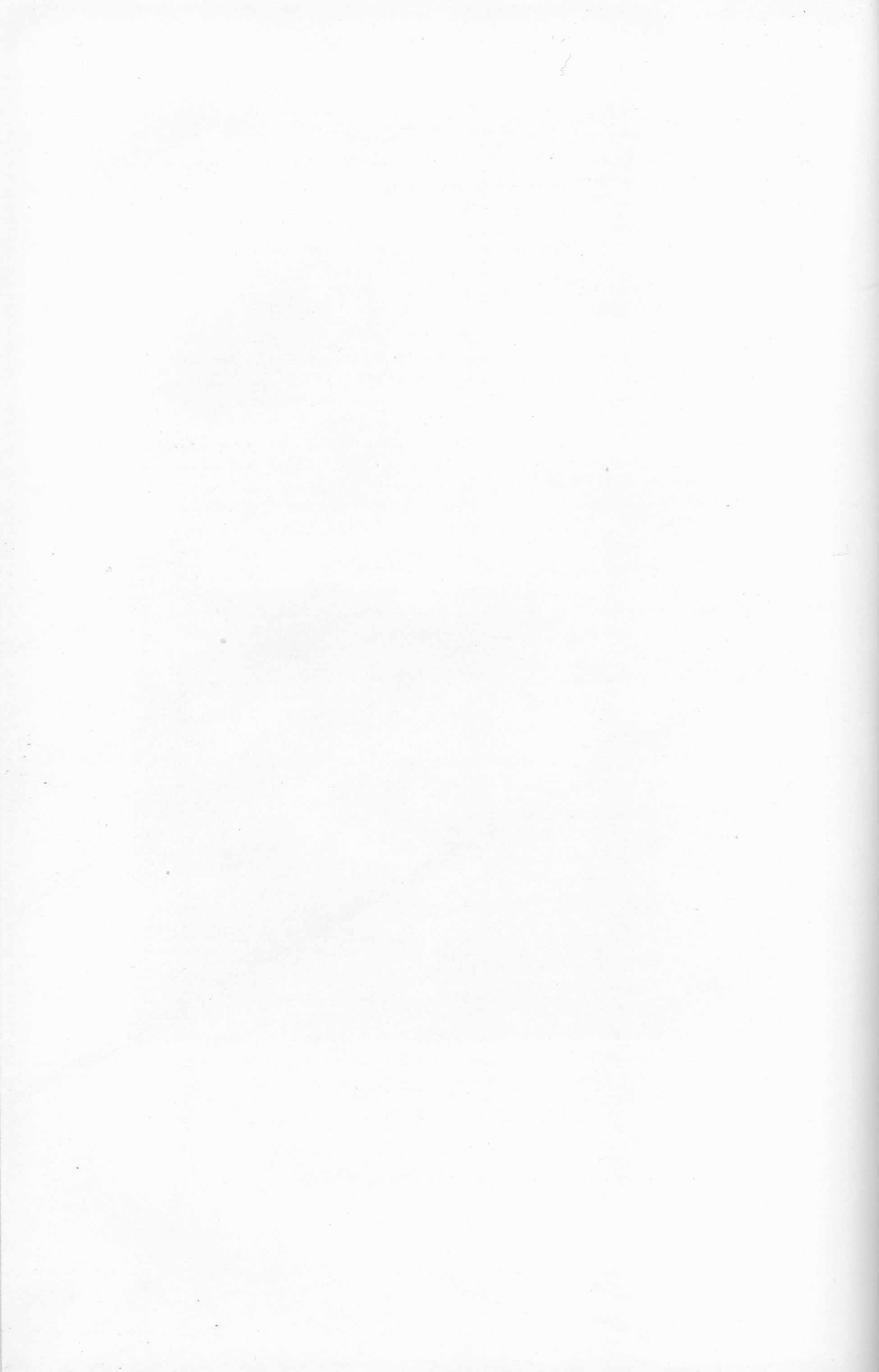
Eine französische Holzfirma, die die Ausnutzung der mäch-



Junge Korsin.

Hugo Buchwald: Schloß Scharfeneck





tigen Wälder betreiben wollte, hatte solange mit jeder an die betreffenden Wälder grenzenden Gemeinde zu kämpfen, daß sie nach jahrelangen Prozessen es vorzog, alles im Stiche zu lassen.

Die Minerallager der Insel sind zahlreich, aber nur höchst unvollkommen ausgebeutet, da im Lande keine Arbeitskräfte zu haben sind und die Fremden, meist Italiener, so sehr unter der feindlichen Haltung der Bevölkerung zu leiden haben, daß sie nicht lange zu bleiben vermögen.

Auf unseren Streif- und Querzügen durch die Insel fanden wir nur hie und da ein modernes Hotel, sonst nur selten irgend ein neues Haus. Das ist ein Ausdruck des Charakters dieser Insulaner.

Wohl treten die jungen Korsikaner in die französische Armee ein, aber nur, um Unteroffiziere zu werden und sich nach vollendeter Dienstzeit in die Heimat zurückzuziehen und da ihren Sold zu verzehren.

Die Kultur des Landes ist um Jahrhunderte zurück, und der natürliche Reichtum der Insel hat für deren eigene Bewohner kein Interesse.

Der ergiebige Fischfang in den Forellenbächen, die Jagd, etwas Oliven- und Weinbau, Hülsenfrüchte und ein wenig Korn genügen den Bedürfnissen der Bewohner. Wem das nicht genügt, der geht außer Landes.

Wer kulturmüde ist, der ziehe nach Korsika, der erfreue sich an den naturwüchsigen Zuständen und dem naturwüchsigen Volk. Freilich Rousseaus Ideale sind auch hier nicht verwirklicht, aber die Inselbewohner liefern uns den Beweis, daß der Fortschritt auch von der weißen Rasse nicht überall als eine absolute Notwendigkeit empfunden wird!

Allein.

Ich wußte nie, wie ganz allein
Man bleiben kann in Not und Pein,
Und daß kein Zweiter naht und fragt:
Was ist dir, daß du so verzagt?

Ich wußte nie, daß alles flieht,
Wenn es bei dir die Sorge sieht,
Und daß es fremd tut und gespannt,
Als hätte es dich nie gekannt.

Der Letzte ging, der einst gemeint:
Wir tragen unser Los vereint. —
Ich wußte nie, wie ganz allein
Man bleiben kann in Not und Pein.

Leo Heller.



Der Sekundaner.

Von Felix Janoske.



Neben dem alten, wackligen Schrank in der südwestlichen Fensterecke des Physikzimmers stand das hohe Gestell der Fallmaschine mit dem langen Pendel, das beim Anstoßen wuchtig gemessen schwingt wie der Perpendikel einer großen Gehäuseuhr.

Dieser Pendel fing 8 Uhr 32 Minuten früh ohne erkennbare Ursache an zu ticken. Professor Grietz unterbrach seinen Vortrag über magnetische Kraftlinien, horchte und sagte scharf nach rechts hin:

„Lassen Sie die Kindereien.“

Dieses Wort ist für empfindsame Sekundanergemüter die schändlichste Beleidigung, weil es sie in einen Kulturzustand zurückversetzt, der im Zeitalter der Bartbürste und des Stimmbruchs als längst überwunden gilt. Es ist deshalb zu verstehen, daß Herr Robert Schittelbom, dessen Ehre als Inhaber des Eckplatzes am meisten bedroht war, mit dem Ausdruck tiefgekränkter Unschuld aufstand und halb im Baß ehrlicher Mannesüberzeugung und halb im Diskant seelischer Erregtheit beteuerte:

„Herr Professor müssen sich geirrt haben, ich bin zwei Meter von dem Apparat entfernt. Eine Beeinflussung des Pendels meinerseits ist gänzlich ausgeschlossen.“

„Indignus es, cui fides habeatur,“ entgegnete der Professor, „halten Sie das Pendel an.“

Da Lateinisch eine der Schattenseiten seines Lebens ausmachte, so verzichtete Schittelbom auf eine Erwiderung.

Fünf Minuten später tickte es wieder.

Der Inhaber des fluchbeladenen Eckplatzes stürzte sofort auf die schuldige Maschine los und brachte sie zum Stehen.

„Wunderbar! Erstaunlich! Unerklärlich!“ huschte es durch die Klasse.

Professor Grietz hatte gerade das Kraftfeld eines Hufeisenmagneten angezeichnet. Er drehte sich um und wies dergleichen unwissenschaftliche Ausrufe zurück. Zu jeder Bewegung gehöre eine Kraft. Mit teuflischem Lächeln wendete er sich darauf an Robert Schittelbom mit der Frage nach dem hier einschlägigen Galileischen Gesetz, stellte mit Genugtuung eine schwarze Unkenntnis fest und verurteilte den Schuldigen zu einem Vortrage über Galileis Bewegungsgesetz nach Trappe-Maschke §§ 12—17.

Und es tickte zum dritten Male.

Diesmal begab sich der Professor selber zu der merkwürdigen Fallmaschine, rüttelte an ihr, sah auf seine Schüler, schüttelte den Kopf und setzte sich nachdenklich hin.

Einige tiefe Denker redeten von Erderschütterungen, die sie deutlich gespürt hätten, andere von magnetischen Einflüssen. Eine nervöse Erregung ging durch die Klasse.

Professor Grietz nahm Gelegenheit, darauf hinzuweisen, daß man jedem unerwarteten Ereignis mit Gelassenheit und Würde entgegentreten müsse; Klarheit des Denkens verlange Ruhe, Windstille; jede Gefühlswoge trübe und verzerre die Erkenntnis.

Dieser Hinweis kam gerade zu rechter Zeit. Unter dem Schrank zeigte sich nämlich ein weißes Pfötchen, ein niedlicher Kopf lugte unschuldig kokett hervor; ein leichter, leiser Sprung, und am Ende des langen Experimentiertisches, durch Flaschen und Apparate vor den Augen des Professors gedeckt, saß Kleopatra, die Schulkatze.

Wie sie sich putzig Bart und Frisur beleckte! Die Sekunda hätte sich wälzen mögen vor Vergnügen, blieb aber, getreu der Mahnung, ruhig und ernsthaft vor diesem unerwarteten Ereignis, schon um die Entwicklung des Dramas nicht vorzeitig zum Abschluß zu bringen.

Nach der Toilette setzte sich Kleopatra hinter die große Zinkwanne und hörte sittsam zu. Aber nicht lange; und daran war die künstliche Verlängerung ihres Schwanzes schuld. An dem hing nämlich an einem Bindfaden eine Papierquaste, die bei jeder Bewegung des tierischen Gefühlsbarometers auf und ab tanzte.

Kleopatra drehte sich sechsmal links um ihre Achse, dann sechsmal rechts, um sich diesen widernatürlichen Fortsatz zu besehen, kriegte ihn aber nicht. Doch hatte sie die Genugtuung, ein Standglas umzustoßen. Sie betrachtete verwundert diese Neuheit, als eine feste Hand sie am Fell packte.

Professor Grietz unterbrach nicht einen Augenblick seinen Vortrag.

„Die mechanische Kraftäußerung zweier Pole“ — hier befreite er Kleopatra von ihrem Anhängsel — „von den Stärken M^1 und M^2“ — er öffnete die Tür — „beträgt demnach in der Entfernung von r cm“ — die Katze flog im Bogen hinaus — „$k = \frac{m^1 m^2}{r}$ Dyn.“

Nachdem der Professor dieses Ergebnis an die Tafel geschrieben hatte, erkundigte er sich bei einigen gefühlvollen Seelen, die durch ein verträumtes Lächeln ihre Geistesabwesenheit verrieten, nach dem Sinn seiner Gleichung, löste ihre Dummheit in schwefelsaurer Ironie und buchte die chemische Formel dafür in seinem gefürchteten Schuldkonto.

Es läutete zum Schluß der Stunde. Der Professor trug den durchgenommenen Stoff ins Klassenbuch. Auf dem Tische lag der Bindfaden mit der Papierquaste, ein Ende des Fadens hing über den Rand hinweg.

Physik- und Mathematikprofessoren sind jedes Gefühles bar und besitzen außerdem unglaubliche juristische Fähigkeiten. Während sich die Schüler vor dem Tische zum Ausgang drängten, zuckte der Bindfaden, zog die Papierquaste in die Tiefe, und der Fisch war gefangen. Seelenruhig nahm der Professor dem Sekundaner Schittelbom seinen Raub ab, stellte auf dem entfalteten Papier dessen unverkennbare Klaue fest und befragte ihn dann über den Hergang der Sache.

Schittelbom verfügte über eine blühende Phantasie, wußte aber auch, daß die Erzeugnisse seiner Dichtkunst vor einem Menschen, der nur mit den Realitäten des Lebens rechnete, kaum gebührend gewürdigt werden würden. So kam mit gütiger Unterstützung des Herrn Professors folgende geschminkte Wahrheit zutage:

Das Katzenfräulein Kleopatra hatte sich in den Kellern des Gymnasiums

gelangweilt und war nach den oberen Stockwerken spaziert. Allerdings war eine Wursthaut vor ihr hergegangen, die der Sekundaner Robert Schittelbom zufällig an einem Faden hinter sich herzog. Dann hatte ihr dieser Sekundaner aus naturwissenschaftlicher Neugierde einen Bindfaden am Sterz befestigt, sie aber, um Unheil zu verhüten, in seine Schulmappe eingeschlossen und die Tasche unter das Pult gelegt. Von dort war sie, ihm selber unerklärlich, entwichen. Zeugen hatte die Tat nicht gehabt, da er der erste im Zimmer gewesen.

Darauf urteilte Professor Grietz sarkastisch, daß Schittelboms Frechheit im Quadrat seiner Lebensjahre wachse, und daß er sich freuen würde, ihn später einmal wiederzusehen, bevor ihm sein potenziertes Laster den Hals gebrochen habe, um die jedenfalls interessante Entwickelung desselben zu schauen. Von einer Bestrafung nehme er Abstand, da er dem Schicksal nicht vorgreifen wolle.

Diese letzte Bemerkung erzeugte in dem Sekundaner Robert Schittelbom eine tugendhafte Aufwallung der Dankbarkeit, die sich in allerhand überschwenglichen Versprechungen für ein zukünftiges goldenes Zeitalter außerte.

„Keine Ursache,“ wehrte der Professor kühl ab.

* * *

Sie hieß Elmira und war ein Hauptmannspferd. Die Soldaten nannten sie Karline, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß daher ihre Abneigung gegen die Leute stammte. Sie hat sich klar darüber ausgelassen.

Wenn der Hauptmann auf dem Marsche zwischen den Reihen hindurchritt, und es erlaubte sich einer, Karline zu rufen, so trampelte sie sicher in eine Pfütze und spritzte dem Übeltäter die polnische Tunke ins Gesicht oder benieste ihn auf eine ganz gemeine Weise, daß er in Zukunft die vertrauliche Anrede unterließ. Denn sie bildete sich viel ein; überhaupt, seit ihr Oberleutnant befördert worden war.

Als eine Schönheit konnte man Karline nicht bezeichnen. Auf dem struppigen Halse saß ein langgezogener Kamelkopf mit schläfrigen Augen; von hinten betrachtet glich sie einer schlechtgenährten Ziege, doch war sie bestrebt, mit ihrem langen Schweife die X-Beine zu verdecken.

Auf den ersten Blick hätte ihr niemand einen gesunden Pferdeverstand zugebilligt. Aber die Leute waren der Meinung, daß sich Karline nur verstelle; in Wirklichkeit habe sie Verstand und Kräfte für zwei.

Die Kompagnie war nach langem Marsch ins Quartier gelangt, was man so nennt in Polen, wenn man hinter den Russen her ist und abends ihr Lager übernimmt, das sie früh verlassen haben. Die Leute lagen müde im Straßengraben und warteten auf Zuteilung ihrer Häuser.

Eine Meldung sollte an eine Abteilung zur Rechten gebracht werden. Der Feldwebel forderte Freiwillige auf; der Hauptmann stellte den müden Beinen sein Pferd zur Verfügung.

Der Kriegsfreiwillige Robert Schittelbom trat vor. Er trat überhaupt immer vor. Ob es galt, einen Kirchturm zu erklettern oder eine gefährliche Patrouille zu machen, er traute sich alles zu und war bisher auch immer mit einem blauen Auge davon gekommen.

Der Feldwebel fragte in leisem Zweifel, ob er reiten könne, g u t reiten. Schittelbom hatte während der letzten Sommerferien dreimal auf dem Gaul gesessen, der die schwere Ernte hereinbrachte, und kannte demnach alle Reitkünste. So bejahte er die Frage und äußerte kühn, mit der glücklichen Unbefangenheit seiner siebzehn Jahre, er würde mit der Mähre Karline schon fertig werden.

Karline wandte langsam den Kopf und blickte ihn mit müden Augen an, äußerte aber nichts dazu.

Dem Feldwebel gefiel dieser Blick nicht. Er ließ den Schittelbom erst einmal zur Probe hin- und herreiten, was dem mit Karlinens Zustimmung vortrefflich gelang; dann erst übergab er ihm die Meldung, und Schittelbom ritt mit soviel Schneidigkeit, wie auf einem Pferderücken Platz hat, ab.

Alles ging tadellos. Schittelbom klopfte seinem Roß wohlwollend den Hals. Da blieb Karline mitten auf dem Wege stehen, grinste und sah ihn mit nach oben gebogenem Blick wunderlich an. Dann wieherte und nieste sie, als wolle sie sich von einem inneren Vergnügen befreien, ohne auch nur im geringsten seine Versuche, sie vorwärts zu bringen, zu beachten.

Nach diesem kleinen Scherze juckte sie ihr Fell, und sie fühlte das Bedürfnis, sich an einem Straßenbaum zu schaben. Da unglücklicherweise gerade Schittelboms Bein an der Kratzstelle saß, so drückte ihn das Vieh etwas heftig, bis er das Bein hochzog. Das war ein taktischer Fehler. Im nächsten Augenblicke lag er unten. Karline sah ihn im Schmutz krabbeln und machte dazu ein unsäglich dummes Gesicht.

Das verleitete ihn zu einem zweiten Aufstieg. Es machte sich in dem schweren Mantel gar nicht so leicht; aber Karline hielt still wie ein Lamm, und das Werk gelang.

Eine Schwadron Landwehrulanen kam den beiden in zwei langen Reihen entgegen. Schittelbom schickte ein dringendes Telegramm zum Himmel, er möge einen ehrlichen, preußischen Infanteristen vor einer Niederlage im Angesicht der Reiterei bewahren.

Was machte sich Karline daraus! Sie ritt in schlankem, edlem Trabe auf den Spitzenoffizier los, drehte kurz vor ihm um und wedelte mit ihrem Hinterleibe wie ein Schutzmannspferd bei der Kaiserparade.

Diese ungewöhnliche Ehrenbezeugung veranlaßte den Offizier zu einem derben Fußtritt. Darauf wandte sich das edle Roß Karline wieder um, setzte sich, hupp, salutierend auf die Hinterbeine und machte dann, hupp, eine tiefe Verbeugung auf den Vorderbeinen. Daß dabei der Kriegsfreiwillige Schittelbom, unbekannt mit dergleichen Pferdehöflichkeiten, mitten in eine tiefe Pfütze geriet, schien niemand mehr zu bedauern als Karline; denn sie sah mit innigem Mitleid auf ihn herab, während sich die bärtigen Reiter vor Lachen auf den Gäulen bogen.

Doch vermochte ihr barmherziger Blick nicht mehr, das alte Vertrauen wiederherzustellen. Schittelbom verzichtete auf weitere Studien und führte seine Rosinante mit knirschender Wut am Zügel zum nächsten Orte, wo er die Meldung abgab.

„Reiten ist wohl eine schwere Kunst?“ fragte ihn ein Posten voller Teilnahme und betrachtete seinen nassen, schmutzstarrenden Mantel.

„Wenn ich Peitsche und Sporen hätte, wollte ich des Teufels Großmutter reiten,“ entgegnete Schittelbom grimmig.

„Drüben im Graben liegt eine Nagaika,“ sagte der Posten darauf. „Treib' der alten Ziege die Mucken damit aus.“

Der Reiter hob die Kosakenpeitsche auf. Er war jetzt fest entschlossen, dem Tiere sämtliche Rippen einzudrücken, ihm Riemen aus der Haut zu peitschen, die Zähne auszubrechen und was dergleichen freundliche Vorsätze mehr sind, die einem der unvernünftige Zorn eingibt.

Wie er aber im Sattel saß und der Karline den ersten Schlag versetzte, sauste die mit ihm davon, mitten ins große, heilige Rußland hinein, daß ihm Hören und Sehen verging und er nur

die unklare Erkenntnis hatte, die verdrehte Schachtel wolle in Moskau oder Petersburg zu Abend speisen.

Längst war er an dem äußersten Vorposten vorbeigeprescht. Er trieb zwischen den gewaltigen Heeresmassen wie ein irrendes Meteor zwischen den Welten.

Drunten im Tale lag ein kleines Städtchen mit neuer Kirche. Wahrscheinlich war es von den Russen besetzt. Immer feste drauf! Dem Reiter war schon alles Wurst. Der Sattel kam ihm vor wie eine glühende Ofenplatte, auf der er alle unentdeckten Streiche früherer Jugend zu büßen hatte.

Da pfiffen auch bereits die russischen Hornissen. Los ins Vergnügen! Durch die erste Reihe der Posten hindurch. Der graue Mantel, die Peitsche, der Schmutz, Karlinens Schönheit mochten wohl den Eindruck erwecken, er sei ein echter Steppensohn. Ungehindert gelangte er weiter.

Karline begann einzusehen, daß sie ihr blödsinniges Gerase in eine schöne Patsche gebracht hätte. Sie ging in einen leichten Trab über. Schittelbom war mit sich einig, daß nur bodenlose Unverschämtheit ihn vor Gefangenschaft bewahren könnte, und glaubte nach der ersten Überraschung die nötige Menge aufbringen zu können. Die ganze Sekundanertollheit kam wieder über ihn. Wenn ihn Karline nicht im Stich ließ, konnte das Abenteuer noch gut ausgehen; und soviel Vaterlandsliebe würde die Stute schon im Leibe haben.

„Edle Elmira, nachher kannst du mich meinetwegen wieder in den Dreck setzen," sagte er; „aber jetzt, bitte, benimm dich!"

Und sie benahm sich.

Während er unverfroren die Russen beobachtete, wie sie zwei lange Schützengräben ausbuddelten, und deren Entfernung vom Ort abschätzte, fing Karline an zu tänzeln und trabte schleunigst weiter; es war gut so, denn zwei Menschen mit scharfen Augen sahen unverwandt nach dem Reiter ohne Mütze hinüber.

Am Eingang des Ortes war ein Dutzend Soldaten beschäftigt, zwei Maschinengewehre im Bodenraum eines strohgedeckten Hauses unterzubringen. Eins lugte schon zwischen den Schoben hervor; es war nur schwer zu erkennen.

In der Ortschaft standen die Gepäck- und Munitionswagen unordentlich neben- und hintereinander. Gut, daß die Straße breit war, sonst wäre er in der beginnenden Dunkelheit in Schwierigkeiten geraten. Im Vorbeitraben nahm er eine Mütze vom Wagen und setzte sie sich unternehmungslustig auf.

Ein schwaches Abendrot glimmte in der Ferne. Dorthin mußte er halten, dort war Deutschland. Aber manches lag noch im Wege bis dahin.

„Herrgott," betete die junge Seele, „wenn Du mich —" Da fing die Karline wieder an zu traben, und er mußte sich vorn am Sattelknopf festhalten; der Übergang von Schritt zu Trab machte ihm Schwierigkeiten. Vor ihm zeigten sich auf einem Hügel die Schattenbilder von Reitern. Die waren äußerst gefährlich. Er lenkte sein Roß links in einen Seitenweg und ritt nun immer gradeaus dem letzten Schein der Sonne nach.

In einer Sandgrube standen einige Geschütze gut gedeckt; zwei-, dreihundert Meter dahinter waren wieder zwei Reihen Schützengräben. Nun setzte sich Karline in Galopp — erstaunlich, woher die alte Stute die Kräfte hernahm — und fegte in mächtigen Sätzen hinaus in die Leere. Einige gut gemeinte Abschiedsgrüße verpufften irgendwo im Dunkel. — —

Der Brigadestab wollte sich gerade zur Ruhe begeben, da wurde ein Reiter

mit wichtigen Nachrichten gemeldet. Zwei Ordonnanzen waren beschäftigt, den Kriegsfreiwilligen Robert Schittelbom vom Pferde zu heben. Trotzdem er kaum stehen konnte, nahm er den Pferdekopf in seine Arme, und zwei dicke Jungentränen kollerten dem Tiere über die Nase.

Unterdessen war ein Offizier mit einer Laterne hinzugekommen.

„Das ist ja Hauptmann Werters Karline,“ sagte er erstaunt.

„Es ist das edelste und beste Pferd der Armee,“ erwiderte Schittelbohm und bat um ein Quartier für das Roß.

Es kam neben ein Generalspferd zu stehen und kriegte sogar noch Hafer, den es lange nicht gesehen.

Schittelbom wurde unterdessen ins Zimmer geführt und wegen seiner Schwäche auf einen Stuhl gesetzt.

„Also, wo kommen Sie her?“ fragte der General.

„Ich war im russischen Lager, in einer kleinen Stadt mit neuer Kirche.“

„Zu Pferde? Unglaublich!“

„Wenn das der ehemalige Sekundaner Robert Schittelbom ist,“ ertönte eine ruhige Stimme aus der Zimmerecke, „so ist ihm diese Frechheit zuzutrauen.“

„Herr Professor!“ Die müden Augen bekamen freudigen Glanz.

„Keine Aufregung, mein Junge. Sie schadet dem klaren Denken. Also los in mathematischer Genauigkeit!“

Robert Schittelbom gab seinen Bericht, der die Herren in Verwunderung setzte, Hauptmann Grietz aber kaum ein Lächeln abnötigte. Er kannte seinen Pappenheimer.

Eine Ordonnanz brachte dem Müden etwas zu essen, auch ein Glas Wein. Er wünschte nur zu schlafen.

Hauptmann Grietz machte ihm eigenhändig ein Lager neben sich zurecht.

„Ich glaube,“ sagte er, „ich habe mich doch in Ihrer Entwickelungsmöglichkeit getäuscht. Ihre Frechheit hat nicht im Quadrat Ihrer Jahre zugenommen, sondern in der dritten Potenz. Aber ich bin sehr zufrieden darüber.“

Er lachte auf seine alte, sarkastische Weise, doch in den Augen schimmerte ein Glanz, der mit Potenzen nichts zu tun hatte.

Robert Schittelbom warf sich bäuchlings auf sein Lager, fühlte sich aber noch zur Begründung seiner wenig höflichen Lage verpflichtet und sagte, schon halb im Einschlafen:

„Herr Professor — werden entschuldigen — der Südpol ist total — vergletschert.“



Vom Ursprung und Wirken der Senussiden.

Von Dorothea G. Schumacher.



In Mustaganem, der Hauptstadt der Provinz Oran, wurde Ende des 18. Jahrhunderts Machmud ibn el Senussi geboren, der als Gründer der Senussi-Gemeinden anzusehen ist. Er war, wie man im Islam glaubt, ein Nachkomme des Propheten Mohammed im dreizehnten Glied. In Fez, dem Hauptlager der islamischen Strenggläubigkeit, studierte er islamische Religionswissenschaft und Rechte und ging dann nach Mekka, wo er seine erste Gemeinde um sich scharte. Diese machte sich eine strenge Übung religiöser Gebote des Islams zum Gesetz. Man wollte wieder das reine, primitive Religionsleben der ersten Moslims führen, fern von allen Verderbnissen Europas, gegen dessen zunehmenden Einfluß sich auch der Senussiden ganzer Haß richtete. Von Mekka ging der Gründer der Sekte wieder nach Westafrika, in das Hinterland von Tripolis. Sein Sohn (und Nachfolger als Senussi-Oberhaupt) war Said Scheich Machdi, der seine Haupttätigkeit aber mehr nach der südlichen Sahara verlegte, nach Kuffra, da er einerseits keine Einigkeit mit den in Tripolis angesiedelten Türken erzielte, andererseits den vom Senegal her gen Borku, Kuffra und dem Tschadsee vordringenden Franzosen entgegenarbeiten wollte. Dies gelang ihm auch durch zahlreich ausgesandte Marabuten (Wanderprediger), die, wie noch heute, die Wüstenstämme der Tuaregs und Berber, Araber und Mauren durch ihre flammende Sprache zum Heiligen Krieg begeisterten. Erst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts wurden die Senussiden dem Namen nach in Europa bekannt. Die Ermordung französischer Forscher wurde ihnen zugeschrieben; indessen weicht heutzutage der Senussi von der Stelle, wo Europäer hinkommen. Das Hauptlager der Sahara-Senussiden, Sauiat-al-Istat, ist bisher noch von keinem Christen betreten worden, wie auch selbst alle nicht-senussidischen Moslims dort nur nach genauem Verhör Zutritt finden. Heute zählt der Senussismus bereits mehr als 250 zum Teil ganz begüterte Gemeinden, vornehmlich in Nordwestafrika und in Arabien. Die Idee des „Dschihat" (Heiligen Krieges) hat sicher vom Hauptlager der Senussiden ihren Ausgang genommen, ohne daß doch die Senussiden selbst eine bedeutende kriegerische Macht darstellen könnten, da sie in militärischer Hinsicht weder modern ausgebildet noch bewaffnet sind. Jahrzehnte lang hatten sie eine Abneigung gegen die Türken und wollten in deren Padischah nicht den obersten geistlichen Herrscher im Islam sehen, als welcher ihnen vielmehr ihr eigener Scheich galt, da dieser ja arabischer, prophetischer Abkunft war.

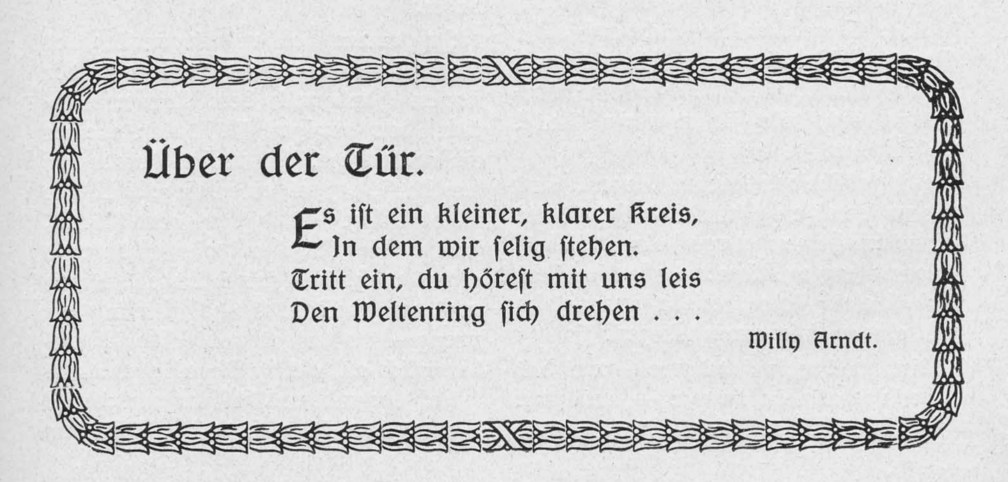
Man hat den Senussiden die Begünstigung des Sklavenhandels zwischen Nordafrika, Türkei und Ägypten nach-

gesagt, woran aber wenig Wahres sein kann, da ihre religiösen Verbote auch hierin sehr strenge sind. Dagegen treiben die Senussiden einen bescheidenen Handel aus der Sahara und ihren reichen Randländern mit Palmwein, Fettschwanzziegen und Halfahgras nach Ägypten und Tripolis-Hafen.

Erst am Ende des tripolitanischen Krieges wurde häufig von den Senussiden gesprochen. Als die Türkei den Italienern Tripolis abtreten mußte, erschienen sie in Massen innerhalb des Kriegsgebietes, ohne dabei allzugroße Freundlichkeit für die Türken zu bekunden. Vielmehr erklärten sie diese selbst als Eindringlinge in das bisher von maurischen Stämmen bewohnte Tripolis und erinnerten sie an ihre Pflicht, ihnen ihr Gebiet zu erhalten, widrigenfalls man türkische Mannschaften und Waffen zurückbehalten würde! Einem Gerücht nach floh auch Enver Pascha (damals Bey) vor den Senussiden im Automobil nach Tripolis, was indessen niemand glaubte, der Enver kannte. Tatsächlich aber gelang es den Senussi, türkische Soldaten und Kriegsmaterial in Tripolis zurückzuhalten. Unterhandlungen fanden statt zwischen Senussiden und Italienern, und letztere beschenkten ihren derzeitigen Scheich Sidi Said mit kostbaren Waffen. Er erblickte darin eine Anerkennung seiner fürstlichen Person auch in Europa und verlangte weiterhin von Italien Zusicherungen inbezug auf seine Residenz Jarabube, einem Oasenort zwischen Cyrenaika und Ägypten, mit letzterem nur durch eine zumeist unwegsame Karawanenstraße verbunden.

Seit Beginn des jetzigen Krieges aber haben sich die Senussi vornehmlich gegen England gewandt und zwar mit denselben Waffen, die England selbst ihnen einst zum Kampf gegen Italien zugesteckt hatte! Damit haben sich auch dort, im Brennpunkt der „Dschihat"-Bewegung, die Engländer längst „das Grab ihrer Ehre" gegraben. Dagegen haben jetzt die Senussi, im Gefühl von ihnen abhängig zu sein, neue Fühlung mit den Türken gewonnen.

Mag auch, wie schon ausgeführt, die Teilnahme der Senussi am Weltkriege wenig militärischen Wert haben, so vermag doch ihrer Reden Feuergeist, ihre laut hinausgeschrieene Empörung gegen England und sein Verrätertum viel, viel beizutragen zum immer weiteren Anschwellen des islamitischen Aufstandes gegen Rußland, Frankreich und England.



Über der Tür.

Es ist ein kleiner, klarer Kreis,
In dem wir selig stehen.
Tritt ein, du hörest mit uns leis
Den Weltenring sich drehen . . .

Willy Arndt.

Miezerl.

Von F. Schrönghamer-Heimdal.



Miezerl ist nur ein Hündchen, ein feines, reines, rassiges Dackelhündchen. Eine Schönheit. Ja, gewiß, eine wirkliche Schönheit. Und ich besitze sie, seit sie wedelt und winselt und tapfer bellt.

Erst war sie nicht größer als eine Faust.

Aber sie wuchs, und ihr drolliges Wesen wandelte sich in Würde, soweit das bei einem Dackel überhaupt möglich ist.

Ein Dackel, denkt ihr.

Aber was für ein Dackel!

Reinrassig, aus bestem Blut gebürtig — Lichtensteiner Zwinger! — viel Inzucht.

Und daher kam's: das linke Hinterfüßchen war nicht ganz normal, war ein wenig skrophulös verkrümmt. Aber es fiel nicht besonders auf. Ihr Fell war weiß und graugetigert, wunderschön anzusehen. Alle Leute blieben stehen und sagten: „Was für ein schönes Tier!"

Aber Miezerl achtete nicht auf solche Reden. Sie kümmerte sich nicht um fremde Leute; sie hatte ihre feine, vornehme Art, wie sie nur ein Dackel haben kann.

Ich gab ihr den Namen Miezerl. Aus einem gewissen Grunde. Ich hatte etwas im Herzen, etwas Feines, Liebes, wie es junge Männer haben müssen, und dieses Feine, Liebe nannte ich mit einem Kosenamen Miezerl.

Und weil mein Hündchen — was das Allerseltsamste an ihr war — auch zwei so große, schöne, tiefe, treue, blaue Augen hatte wie mein fernes Lieb, so nannte ich es auch Miezerl.

Aber das Merkwürdige war: Miezerl gab kein Zeichen, wenn ich es rief. Wedelte nicht, sprang nicht herbei, verhielt sich, als hätte ich gar nicht gerufen. Erst fiel es mir nicht besonders auf, und ich dachte: Miezerl ist noch jung und dumm. Wenn es größer und klüger wird, wird es schon werden.

Aber es blieb auch später so.

Und da wußte ich: Miezerl war taub!

Ich dachte: Zuviel gleiches Blut, zuviel Inzucht. Daher kommt's wohl.

Auch etwas anderes fiel mir noch ein: Als Miezerl noch ganz klein war, fand sie ihr größtes Vergnügen darin, mich in die Pantoffeln zu beißen oder an der Hose zu zerren, wenn ich am Schreibtisch saß. Und wenn ich es gerade am nötigsten hatte und meine Stimmung — denn ich wollte ein großer Dichter werden — gar nicht gestört werden sollte, zog und zerrte Miezerl am heftigsten, bellte womöglich auch noch dazu — und meine Stimmung war dahin.

In einem solchen Augenblick des Unmuts schlug ich einmal mit der starken Hand nach dem kleinen Tierchen, den einzigen Gefährten meiner einsamen Tage. Ich traf es gerade auf den Kopf, daß es einen Augenblick wie leblos dalag. Es lag auf dem Rücken, streckte die Füßchen wie abwehrend gegen mich, das feine lange Rütchen mit der weißen Spitze zitterte ein wenig — so lag es und sah mich unbeweglich an, als wollte es sagen: Was tat ich dir und was hast du mir getan? Warum darf ich nicht spielen? Warum

läßt du mich nicht fröhlich sein? Bin ja noch ein junges, dummes Hündchen, nicht so groß und stark wie du, du dummer, gescheiter Dichter!

Und da sah ich zum erstenmal in Miezerls Seele. Reue zerwühlte mir Herz und Sinn: Miezerl, kleines, dummes, liebes, schau, ich hab's ja nicht so gemeint. Komm, steh' auf und spring' und spiel' wieder. Miezerl, Miezerl, Miezerl...

Aber Miezerl hörte nicht; es schaute mich immer nur an. In einem fort. Und das weiße Spitzchen ihres feinen Rütchens zitterte leise. Und die Augen sagten: Was hast du getan? Du hast mir das Gehör verschlagen. Nie werde ich hören, wenn du meinen Namen rufen wirst: Miezerl, Miezerl, Miezerl..

Ich hab's getan!

Armes, armes Miezerl!

Und wie lieb hatte ich dann das Tierchen, wie lieb!

* * *

Ihr Leute, was war das für ein wunderlich schöner Tag!

Ein Junitag!

Miezerl und ich fuhren in die Welt. Miezerl — das andere — hatte geschrieben, und wir sollten kommen. Und sie freue sich so —!

Und da fuhren wir, ich und Miezerl, mit der Eisenbahn, fort aus der Stadt, weit fort ins sommerliche Land. Ich war den Weg schon öfter gefahren, aber für Miezerl, die Halbjährige, war's die erste Ausfahrt. Sie kam zum erstenmal aus dem Häusergeviert beim Siegestor. Wie seltsam war das doch!

Ich war so hochgestimmt und ein wenig unruhig im Erwarten des Wiedersehens. Die Stadt flog hinter mich mit Dächern, Türmen und Schloten, und draußen wirbelte der Sommer vorbei mit buntblumigen Wiesen, blauenden Wäldern, wogenden Saaten und Schwalbenflügen in seligen Lüften.

Und Miezerl war hochgestimmt und voll drängender Unruhe wie ich. Ich fühlte es, wenn sie auf der Wagenbank hin- und wiederging, die Vorderpfötchen vorsichtig auf die Fensterbrüstung legte und hinaussah in das Unbekannte, Große, Neue, das ihr der Junitag zeigte. Und wenn sie sich dann umwandte und mich wie fragend ansah, was das wäre und was ich dazu sagte. Und wenn sie nicht müde wurde, bald die Wunder der sommerlichen Weiten zu bestaunen, bald ihren klugen, großen Frageblick auf mich zu richten. Dann kam die Stunde, da ich Miezerl vom Fenster wegnahm: So, Miezerl, brav sein. Jetzt muß das Herrle ausschauen.

Und da sah ich schon den kleinen Bahnhof im Wiesengrün und dahinter ein schönes, stattliches, weißes Haus, einen grünen Garten und einen weißen Weg. Und auf dem weißen Wege stand in der Sonne ein hohes, schlankes Mädchen, und mein Herz jubelte: Miezerl!

Das andere Miezerl, das Hündchen, sprang flink aus dem Wagen und lief freudig bellend auf das Mädchen zu, als wüßte es schon, daß wir zusammengehörten, wir drei. Und als mir das Mädchen die Hand gab, sprang Miezerl wie toll vor Freude um uns herum und lief uns voran in das Haus hinein, wo der weiße Weg mündete. —

Selige, versunkene Zeit!

Wir saßen in der Laube vor dem weißen Hause, Hand in Hand, und redeten von der schönen, lichten Zukunft. Und Miezerl lag vor der Laube in der Sonne und wedelte ein wenig oder blinzelte mit den großen, klugen, blauen Augen, wenn wir hinsahen. Und wenn ich dann das liebe Mädchen ansah und merkte, wie um seine großen, gütigen Augen ein wehmütiger, tiefer Schatten lag, wenn ein Hüsteln den zarten Leib schüttelte, dann sagte das Mädchen wohl: „Gehen wir!“ Als wollte sie

mir, um der beredeten schönen, lichten Zukunft willen, nichts scheinen lassen, um mir nicht weh zu tun.

Dann gingen wir den weißen Weg hinab zum Fluß, der still durch die Auen floß, oder durch hohes Korn, das uns die Köpfe umschwankte, und Miezerl sprang freudig vor uns her. Dann kam es wohl, daß das Mädchen atmend innehielt — es lehnte sich an mich, und ich hörte das Herzchen schlagen, schnell, schnell, schnell! Wie selig das war, wie weh das war!

O du tapferes, gütiges, heiliges Mädchen — wie hast du mir das grausame Wissen wehren wollen, um mich nicht traurig zu machen!

Und dann redetest du vom Häuschenbauen, und wie selig es würde, wenn wir zwei einmal ganz in der Stille wohnten, in einem Glück, das niemand schöner erträumen konnte, als es uns in Wirklichkeit erblühen müßte.

* * *

Und dann war das Häuschen fertig.

Hoch stand es über dem Innstrom im Schatten der Künstlerburg. Miezerl und ich wohnten schon darin und warteten auf das liebe, gütige Mädchen.

Aber es kam nicht mehr.

Der Briefträger kam und legte einen schwarzumränderten Brief auf das Dielenfensterbrett, als wagte er nicht, mir das Trauerding selbst zu geben, und schlich still davon.

Das Herz stand mir still, als ich die Zeilen sah. Ich hatte noch die Kraft, über die Stiege in mein Studierzimmer zu laufen. Miezerl sprang hinterdrein. Ich habe die Zeilen nicht lesen können, ich habe sie heute noch nicht gelesen. Nur den Namen „Maria" sah ich groß und schwarz.

Das warf mich in die Knie, als hätte mich ein Blitz gefällt!

Hätte ich weinen können!

Hätte ich beten können!

Hätte ich lachen können!

Ich lag nur in den Knien, und Miezerl, das Hündchen, sprang um mich herum, legte sich auf den Rücken wie damals, als ich es auf das Köpfchen geschlagen hatte, wedelte, winselte, wimmerte. Und kroch leise heran und lag ganz still, die klugen, blauen Augen unentwegt auf mich gerichtet.

Wer sagt, daß Tiere keine Seele haben? —

Der Frühling kam.

Nach Lichtmeß blühten schon die Schneeglöckchen in meinem Garten über der Innleite, und noch vor dem Märzen äugten die Veilchen empor zu der alten, ragenden Neuburg.

In diesem Frühling pflückte ich kein Sträußchen.

In diesem Frühling blieben die Brieflein aus, die mir früher Hoffnung, Licht und Freude gegeben hatten.

Der Sommer kam, lange Junitage leuchteten, fast ohne Nacht, vom Morgen zum Abend, vom Abend zum Morgen.

Einsame, verlorene Wege liefen durchs graugrüne Kornwogen auf der Höhe über der Burg. Im Norden blaute der Böhmerwald mit den seligen Tälern meiner Kindheit, im Süden wälzte sich der Innstrom durch verdämmernde Korngefilde her. Und im Westen lugte eine Kirchturmspitze, goldgleißend, aus Baumwipfeln und Ährenwogen.

Das war mein und Miezerls Weg in diesem Frühling, in diesem Sommer: der Weg zu der Bank auf der Höhe über der Neuburg. Da saßen wir die Abende und sahen hinaus, bis das Funkeln der Kirchturmspitze verblaßte, bis das Tal im Dämmern graute und die laue Nacht leise Schleier auf Gräber und Grüfte dort unter der versinkenden Turmspitze gleiten ließ.

Und einmal, als der Mond besonders schön und leuchtend stand, da liefen Miezerl und ich weit in die Nacht, bis Turm und Kirche und die kleinen, mondweißen Hügel darum groß und hell

vor uns standen. Auf einem Marmormal an der geisterfahlen Friedhofmauer stand still und golden ein neuer Name: „Maria".

Ich kniete im taunassen Grase, und Miezerl lag wieder vor mir, noch lechzend und lechzend vom langen Laufen, und sah mich an. Und es war, als ob aus Geisterferne zwei andere Augen auf mich blickten, als ob eine zarte, schmale Mädchenhand meine Schulter berührte, als ob eine gütige Geisterstimme sagte: „Friede, Ruhe, Licht..."

Da sprang ein ehernes Herzenstürlein, heiß und erlösend quoll es von Wimpern und Wangen. Und eine Stimme in mir sagte lieb und gläubig: „Auf Wiedersehen!"

Friede, Ruhe, Licht...

* * *

Niemand weiß von dem Weg zu meiner Toten als mein Miezerl.

Und wenn wir später auf der Bank über der Burghöhe saßen, konnten wir schon scherzen; Miezerl lief rund um die Bank herum, daß ich es fangen sollte. Meine Hand haschte hin'erdrein, und es gelang mir nie, Miezerl zu fangen. Es sprang und rannte so lange, bis es umfiel.

Oder wir liefen um die Wette von einem Baum zum andern, bis wir wieder müde auf der Bank saßen. Oder wir spielten hinter Büschen Verstecken.

Ich hatte in meiner Dorfeinsamkeit niemand als Miezerl, das treue Hündchen.

Und ich wünschte mir auch niemand.

Denn ich hatte Friede, Licht, Ruhe...

Was mag sich ein Mensch Besseres wünschen? Und ein tiefer frommer Glaube war in mir: „Auf Wiedersehen!"

Und ich hatte Miezerl.

Und Miezerl hatte mich.

Wenn ich oft einige Tage fern war, dachte ich: Was wird Miezerl machen? Und wenn ich heimkam, freute ich mich auf nichts mehr als auf das treue Tierchen. War das immer eine Freude, wenn wir uns wiedersahen!

Der Winter kam und ging, und wieder war ein Sommer.

Welch ein Sommer!

Der König kam und sah von den alten Basteien der Neuburg hin über sein gesegnetes Land.

Und dann kam noch einer, mitten im Sommer, als sich die Leute zur Ernte anschickten.

Auch ein König.

Er sprang unangemeldet mitten unter feierndes, festliches Volk, Ausflügler, Sommergäste, Herren und Damen.

Wir saßen unter der hundertjährigen Linde im Garten der Hoftaverne.

Friede, Licht, Ruhe...

Da sprang er heran und stellte sich vor: Krieg! König Krieg! — Die Frauen weinten und schrieen, die Männer standen auf, stießen die Gläser zusammen und riefen Heil und Hurra!

Miezerl bellte, wie erschrocken, und legte das Köpfchen auf die Tischplatte, hin- und heräugend, was die Leute plötzlich hätten. Zuletzt schmiegte es sich dicht an mich und blickte beharrlich zu mir auf. Aber ich dachte jetzt nicht an Miezerl.

Da stand jetzt etwas Großes und Neues wie das Brausen eines Weltensturmes.

Krieg, Krieg, Krieg!

Am andern Tage legte ich rote Siegel an alle Schränke und Türen in meinem einsamen Hause. Und schrieb, was mit allem geschehen sollte, wenn ich nicht mehr...

Und zuletzt las ich in einem alten, heiligen Buche, und das Bild einer Stillen, die schon im Frieden war, sah lächelnd und wissend, wie es in Ewigkeiten ist, auf mich nieder.

Per omnia saecula saeculorum.

Amen!

Dann schloß ich das Haus ab und gab den Schlüssel dem getreuen Nachbar. Stand noch ein wenig am Hügel vor dem Hause und dachte: Was wird alles werden? Vom Garten, den ich mit so vieler Mühe aus einer Wildnis in Fruchtland umgegraben, grüßten die halbreifen Früchte, der Gravensteiner, die Köstliche von Charneux, die gute Louise von Avranches und der rauhe Lederapfel. Die Blumen auf dem Balkon leuchteten so rot, so bedeutungsvoll rot. Und hinter den geschlossenen Vorhängen ruhte das schöne, friedliche Schaffen von vielen lieben und leiden Jahren. Das sollte nun alles ein jähes Ende haben.

Da stieg mir ein heißer Zorn auf. Ein heiliger Haß gegen die Feindeswelt, die uns neidig aus diesem Frieden und Fördern riß.

Dann wandte ich mich um und ging die Burggasse hinauf. Im Garten der Hoftaverne war noch ein Händedrücken und Abschiednehmen von lieben Leuten. Ich sah in Tränenaugen und wußte, wer mich lieb hatte. Da ward auch der Händedruck fester, und der Zorn fraß sich tiefer.

Ging rasch die Höhe hinauf, wo das Postauto hielt, da sah ich Miezerl.

Im Taumel hatte ich an das Tierchen gar nicht mehr gedacht.

Jetzt hieß es rasch handeln.

„Miezerl," sagte ich, „du mußt dableiben, das Herrle geht ja in den Krieg!" Wie das klang!

Wie weh mir war!

Ich stellte Koffer und Säbel hin und nahm Miezerl auf den Arm. Wie es mich ansah! Ich trug es in die Wirtsküche und schlug die Türe zu. Dann lief ich davon, um das Geheule nimmer zu hören.

In einer Staubwolke flog das Postauto heran. Wilde Gesellen winkten in Hemdsärmeln daraus, sangen und schrien Hurra.

Ich konnte weder singen noch schreien.

Die Sommergäste und die Hofwirtin, deren Mann schon gegen Serbien fuhr, taten mir eine letzte Liebe. Sie standen am Weg, als das heiße Auto vorbeifuhr, und winkten. Und eine Dame aus Wien hob etwas Weißes, Zappelndes hoch: Miezerl.

Miezerl, Miezerl, Miezerl!

Da hab' ich das Tierchen zuletzt gesehen.

Und dann ging es rasch in das Große, Neue, Wilde hinein.

Am Bahnhof in Passau stand der alte Justizrat, dem gab ich den versiegelten Umschlag mit meinen letzten Menschendingen. Da küßte mich der weißhaarige, wunderliche Mann in der heißen, tosenden, hurraschreienden Menge, daß ich mich schämte. Und war doch froh, daß mir in dieser Stunde kein schluchzendes Mädel am Halse hing, daß mir ein Mann den Scheidekuß gab.

So zog ich unbesorgt und frei in das wilde Wesen, das heiß über die Horizonte heraufwirbelte. Ich dachte nur immer drei Worte: Sieg, Ehre, Tod.

* * *

An die ersten Tage habe ich kein Erinnern mehr. Dann waren wir in Frankreich.

Und die Dinge, die uns anfangs mit Schaudern und Schrecken erfüllten, kamen an uns heran wie Alltäglichkeiten, und wir gewöhnten uns so sehr an sie, daß wir der Dinge vor diesem neuen Leben wohl ganz vergessen hätten, wenn uns nicht ab und zu ein Feldpostbrief oder eine Liebesgabe an diese verschollenen Zeiten gemahnt hätte.

Wie seltsam war mir, als ich nach vielen Wochen in Feindesland die erste Kunde aus der Heimat in Händen hielt.

Verzeiht, ihr Lieben, die ihr mir durch Bande des Blutes oder der Seele verbunden seid, wenn euch mein Ge-

denken nicht zuerst suchte. Ich dachte oft an euch, immer aber, wenn mir der Feind Zeit ließ, dachte ich an Miezerl.

Immer sah ich's im Geiste, und dann kam dieser Brief vom getreuen Nachbar.

Und da las ich:

Miezerl weint und winselt Tag und Nacht.

Miezerl liegt die ganze Zeit vor dem stillen, toten Hause, springt an der Tür hoch, aber niemand ist, der ihm auftut.

Miezerl läuft alle Wege, die wir im Sommer selbander gingen, allein und schnuppert und sucht nach dem Herrle.

Die Leute haben ein rechtes Mitleiden mit dem treuen Tierchen, aber niemand kann ihm sagen: Miezerl, sei still, das Herrle ist ja im Krieg. Denn das Miezerl hört ja nicht.

Und einmal hat der Nachbar das Hündchen doch ins Haus gelassen. Da lag es durch drei Tage vor meiner Studierstube, wedelte, winselte, scharrte und kratzte. Niemand durfte sich Miezerl nahen; denn es fuhr wütend und zähneweisend auf die Leute los, die es mit ihr doch gut meinten.

Endlich, als es ganz erschöpft war, ließ es sich wegtragen.

So schrieb mir der gute Nachbar; denn er meinte es ja auch gut...

Aber ich dachte: Miezerl, wären wir beisammen — oder tot, wir beide. Und beim stillen, seliglächelnden Fraule, damit der Jammer ein Ende hätte.

Wären wir in Licht, in Ruhe, in Frieden....

So leiden nicht bloß die Menschen Unsägliches in diesen wilden Zeiten. Was leiden die Hunde daheim, deren Herrle draußen ist, und die Rosse im Felde, Hunde und Rosse, die edlen, die Menschen vertrauten!

Und gar mein armes, armes Miezerl, das gar niemand kannte und liebte als mich! Dem man nicht einmal gütlich zureden konnte, weil es ja nicht hörte.

Und da, in jener grausamen, einsamen, verlassenen Nacht, da ich unerkannt, von Feindes Seite kommend, stundenlang im Feuer der eigenen Leute lag, als mich die Geschosse der Freunde und Brüder suchten, die mir heiße Erde ins Gesicht spritzten, in dieser Nacht habe ich heiß für das arme Tierchen gebetet: „Herr, laß ein Ende sein um der schuldlosen Tiere willen!"

Der Mensch kann denken und sich in jeder Lage noch einen Lichtblick, einen Hoffnungsschimmer erhaschen, er hat ein sicheres, heiliges Ziel in den Dingen jenseits dieses Lebens, Worte des ewigen Lebens stehen ihm trostreich im Herzen, auch in der Verzweiflung noch — aber die Tiere weinen und wimmern hoffnungslos, trostlos, dem blindwütigen Schmerze restlos ausgeliefert.

Herr, mach' ein Ende diesem Grausamen!

Um der leidenden Tierheit willen.

Verzeiht mir, ihr Lieben, die ihr mir mit Banden des Blutes oder der Seele verbunden seid, mein Sehnen und Denken aus der Feldschlacht oder dem schwarzen Granatenhagel wanderte immer zuerst zu meinem armen, armen Miezerl heim. Ein Urgefühl des Herzens und tiefsten Mitleidens mit dem winselnden Tiere, das um mich, nur um mich Wahnsinnsqualen erduldete aus lauter Treue, aus einziger Anhänglichkeit.

Wie brannte mir der Brief des wohlmeinenden Nachbars am Herzen — ich konnte ihn nur einmal lesen.

Aber im Geiste sah ich immer mein gutes Miezerl, wie es nach mir die Wege absuchte, wie es vor der stummen Haustüre saß und Einlaß begehrte, all sein Jammern und Wehleiden um das Herrle verloren war.

* * *

Die Männerstimmen riefen Hurra, als wir hinausfuhren. Blühende Wangen und leuchtende Augen hatten wir

damals. Dann wurden wir bärtig und bleich.

Und nach Wochen wehen Leides hörte ich aus Frauenmund in einem Kriegslazarett: „Sie kommen heim."

Unglaublich klang das!

Aber das dritte Mal glaubte ich.

Und mein Herz sprang voraus wie ein tolles Hündchen und jubelte: Miezerl, Miezerl, das Herrle kommt!

Eine endlose Fahrt durch Feindesland, ein jagender Zug durch Deutschland. Heim, heim!

Unglaublich!

Wieder rattert ein Postauto durch den Neuburger Wald. Stille Frauen sitzen drinnen, die Männer und Brüder und Söhne im Felde haben.

Und dann hält es an der Stelle, wo ich vor vielen Monden — oder ist's eine Ewigkeit? — Miezerl zum letzten Mal gesehen.

Das Herz schlägt mir an den Hals, ich höre und sehe nichts. Und auf einmal stehe ich in der Hofwirtsküche. Über den roten Estrich her höre ich es trappeln, Miezerl...

Jetzt sieht sie mich.

Erschrocken duckt sie sich, schaut um sich.

Dann kommt sie schnuppernd nahe, beschnüffelt die lehmgelben Stiefel, daran noch französische Erde klebt, und dann wittert sie nach oben — jetzt ist's da, das Erkennen, das Wiedersehen. Heulend springt sie hochauf an mir empor, alles Leid der Vergangenheit klagt sie mir. Wieviel und wie tief muß das sein, weil es kein Ende nimmt!

Ein rostiger Riegel kreischt im alten Schloß der Haustüre zurück, Staub wirbelt auf Böden, Treppen knarren, Türen stöhnen, von den Schränken geistern die roten Siegel. Ein altes, heiliges Buch liegt aufgeschlagen am Schreibtisch, ein liebes, lächelndes Bild grüßt von der Wand.

Und wieder wirft's mich ins Knie.

Ich kann nicht beten.

Ich kann nicht weinen.

Ich kann nicht lachen.

Ich knie nur und lese das allgewaltige, heilige Wort: „Per omnia saecula saeculorum."

Und hinter mir wedelt und winselt Miezerl, Miezerl, Miezerl.

Grauer Tag.

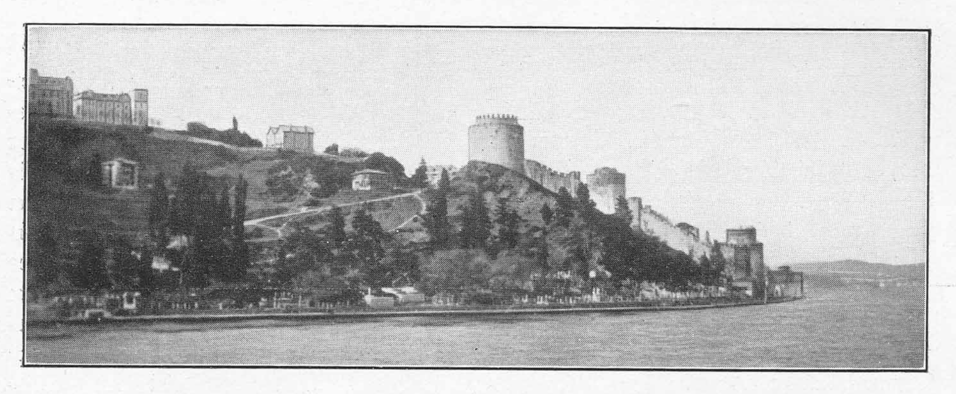
Wie grau der Tag an den Wäldern steht,
Tränenbeströmt, windumweht.
In seinen Augen erlosch der Glanz,
Aus seinen Händen entglitt der Kranz.
Ist, als sei alles Glück nun tot —
Und die Sehnsucht ist doch voll Morgenrot.
Sie sucht hinter wallenden Nebelschleiern
Der alten Sonne goldenes Feiern.
Denn es ist ja kein Tag so grau und trübe,
Hat jeder sein Mäßlein Licht und Liebe!

Marg. Reichel-Karsten.

Carl R. Haeser: Pfingstrosen







Küstenpartie in den Dardanellen mit einem türkischen Fort.

Bergstädtische Kriegsberichterstattung.

Von Paul Barsch.



Einer unserer würdigsten Stadtväter hatte sich für letzten Mittwoch abends bei uns zum Tee angemeldet, und mit seinem Quantum Kriegsbrot in der Tasche traf er pünktlich ein. Meine Frau und ich wußten die Ehre, die er unserem Heim erwies, zu würdigen, und wir hießen ihn herzlich willkommen. Seiner ursprünglichen Absicht, sich in gemütlichem Geplauder mit mir über eine Angelegenheit auszusprechen, die ihn seelisch tief in Anspruch nahm, wurde der verehrte Gast schnell untreu. Schon bei den einleitenden Worten zu dieser Aussprache geriet sein inneres und auch sein äußeres Wesen in schaurigen Aufruhr. In wilder Empörung begann er eine Geschichte zu erzählen, die ich längst schon kannte. Sie handelte von menschlicher Treulosigkeit, Hinterlist, Ruppigkeit, Verräterei und Gewinnsucht, und ich wußte, weshalb sie ihm als haarsträubend erschien, und weshalb er den Abscheu nicht überwinden konnte.

Der Mann ist ein Bergstadtvater im edelsten Sinne des Wortes. Er nährte heimlich im Herzen einen schönen Plan, durch den er sich eine Bürgerkrone verdienen wollte. An unsere Parkanlagen grenzt ein altes Dominialgebiet, auf das der Magistrat bereits vor zwanzig und mehr Jahren begehrlich die Augen richtete. Der Park ließe sich, wenn wir das große Grenzgebiet eroberten, wunderbar erweitern und verschönern, und es bliebe noch Raum übrig für eine ganze Villenvorstadt. Die Preisforderung war jedoch unverschämt hoch, und sie erwies sich als ein Bollwerk, über das es kein Hinwegkommen gab. Jahr um Jahr lag die Stadt auf der Lauer und horchte hin, ob vielleicht die Besitzer, des langen Harrens müde, von ihrem Starrsinn ablassen und auf Grund der ihnen gemachten Angebote zu neuen Verhandlungen geneigt sein würden. Mittlerweile trieben die Grundstückschacherer flott und eifrig ihr Wesen und suchten die Geldnot der Eigentümer des Landgebietes auszunützen. Der herzhafteste unter ihnen war ein Mensch, der ehemals als Haushälter in der „Goldenen Sonne“ diente, jetzt aber als Rittergutsbesitzer

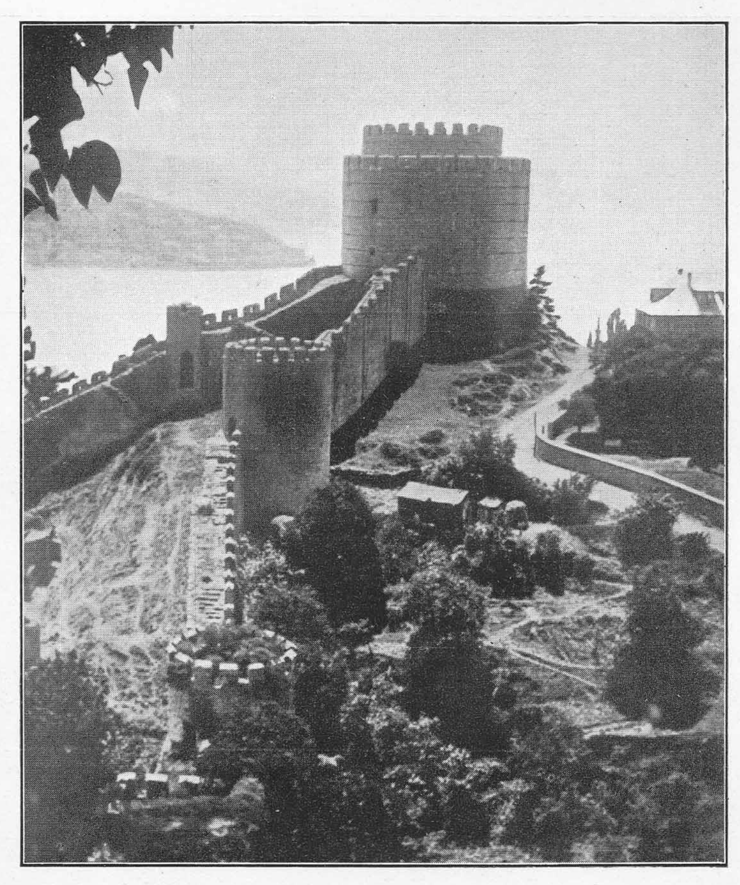
auf Gummirädern fährt. Von ihm heißt es, daß er beim Handel mit Häusern und Grundstücken gerissen und gerieben sei. Mir kam es immer so vor, als sei ihm die Gabe eigen, in die Zukunft zu schauen. Man durfte sicher sein, daß überall dort, wo er Grundeigentum erwarb, schon in nächster Zeit durch irgend ein Geschehnis der Bodenpreis zum Steigen gebracht wurde. Dieser Meisterspekulant wollte sich des Dominiallandes bemächtigen, und da er selber nichts auszurichten vermochte, verband er sich in aller Stille mit einem Freunde der Besitzer, den er als einen schlauen Fuchs kennen gelernt hatte. Der sollte zunächst Bauplätze kaufen und dann versuchen, nach und nach das ganze Gebiet in seine Hände zu bekommen — auf Rechnung seines Auftraggebers und Mitverschworenen.

An eben diesen Freund aber hatte sich auch mein Gast mit dem gleichen Anliegen gewandt, und es war ein geheimer Pakt zustande gekommen. Der Stadtvater ging völlig uneigennützig zu Werke. Seine Absicht war es, einen Morgen Land nach dem andern so billig als möglich zu erwerben, ohne dabei durch sein persönliches Auftreten als Käufer das Mißtrauen der Verkäufer zu erregen, und dann die erbeuteten Flächen der Stadt zum Selbstkostenpreise zu überweisen. Der Vermittler spielte somit eine Doppelrolle, und da er zwei tüchtige Geldmänner hinter sich hatte, war es ihm möglich, mit den Erben des verstorbenen Dominialbesitzers ein kräftiges Wort zu reden. Durch seine freundschaftlichen Beziehungen gelang es ihm in der Tat, recht stattliche Bodenstreifen zu erwerben.



Ein Offizier der türkischen Armee mit seinen Mannschaften auf der Rast in einer Oase am Suezkanal. Wie auf dem Bild ersichtlich, benutzt er als Reittier ein Kameel, das sich naturgemäß für den ägytischen Feldzug besser eignet als Pferde. Im Hintergrund die Lastkameele, die auf dem Marsch das Gepäck mitführen.

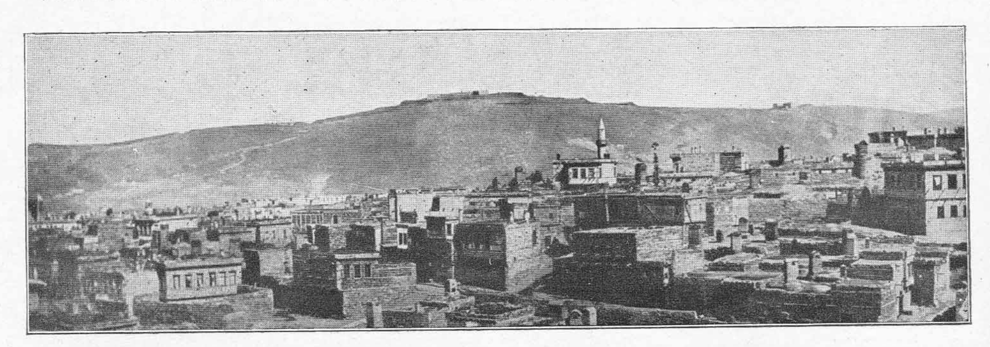
Einstweilen ließ er sie auf seinen Namen ins Grundbuch eintragen, weil er, wie er den vermögenden Hintermännern erklärte, seine Karten noch nicht aufdecken wolle. Das von ihnen gezahlte Geld galt als Beleihung. Eines Tags kaufte der Mann das ganze Dominium, drehte sowohl dem ehemaligen Haushälter und jetzigen Rittergutsbesitzer als auch dem würdigen Stadtvater eine Nase und sagte: „Jetzt bin i ch der Herr! Wenn Ihr Land von mir kaufen wollt, müßt Ihr so zahlen, daß ich so reich dabei werde, wie Ihr es seid!“



Das jetzt vielgenannte Außenfort Sid ull Bahr am Eingang der Dardanellen, das von der feindlichen Flotte wiederholt vergeblich beschossen wurde.

„Der Judas ... der ... der ...“ Meinem Gaste versagte die Rede. Keines der Worte, die ihm auf die Zunge kamen, erschien ihm derb und furchtbar und schimpflich genug, das verräterische Spiel des Mittelsmannes zu kennzeichnen.

Meine Seele war voll Mitgefühl für ihn; sie nahm auch teil an seiner Entrüstung, freute sich aber diebisch, daß der ebenfalls übertölpelte Oberschlaukopf endlich einmal seinen Meister gefunden hatte. Diesem gerieben Bruder war es ebenso ergangen, wie es jetzt den Engländern mit ihren schieläugigen ostasiatischen Kumpanen ergeht. Diese lieben Bundesgenossen schmunzeln bei jeder Nachricht von den Taten der deutschen Unterseeboote, bei jeder Meldung vom Sinken eines englischen oder französischen Panzers, bei jedem Siege der Türken so vergnüglich, als ob ihnen Honig auf die Zungen geträufelt würde. Denn je schlimmer es ihren europäischen Freunden und Mitverschworenen ergeht, desto ungestörter können sie zum Schaden und Verderben Englands ihr riesenhaftes Geschäft in China besorgen. Sie reden nicht viel dabei; doch aus ihrem nachdrücklichen und unerhört dreisten Handeln schreit es den Eng-



Zu den Kämpfen im Kaukasus: Erserum mit den türkischen Forts auf den Höhen im Hintergrund, die die russische Grenze beherrschen.

ländern dröhnend und höhnisch zu: „Das chinesische Reich gehört uns — und ihr, die ihr es aufteilen und die größten und fettesten Happen für euch nehmen wolltet, fliegt nun hinaus!"

Ich bilde mir ein, Mister Grey müsse angesichts dieser Geschehnisse herzkrank werden, auch wenn sein Herz aus Stein oder Leder wäre. Vergebens quält er sich ab, die Hauptschuld am Weltkriege von sich auf andere abzuwälzen; vergebens erprobt er dabei unter der Miene der Ehrbarkeit seine Verdrehungs- und Fälscherkünste. Das alte Europa wird ihm noch nach Jahrhunderten fluchen, weil er dessen Völkerschaften als Eduards Testamentsvollstrecker bewog, sich gegenseitig zu zerfleischen, sodaß es die Kraft verlor, sich seiner hochgefährlichen wirtschaftlichen Wider-



Der Sultanpalast und die große Moschee in Konstantinopel.

sacher, die jetzt ein asiatisches Weltreich begründen, zu erwehren.

Während ich flüchtig solchen betrübenden Gedanken nachhing, schimpfte der Herr Bergstadtrat mörderisch weiter auf seinen treulosen Unterhändler. Er meinte, der Kerl müsse gebrandmarkt, aus der guten Gesellschaft ausgestoßen, unmöglich gemacht werden. Ich gewahrte dabei plötzlich mit Entsetzen, daß er Kräfte besaß, wie jener sächsische August, von dem berichtet wird, daß er ein Hufeisen zerbrach wie unsereiner ein Kümmelhörnchen. Seine Rechte klammerte sich um meine metallene Meerkatze, die sich an einem Zündholzbehälter emporschwang, und mit einem Male war die Welt um ein zerstörtes Kunstwerk reicher. Er erschrak heftig, geriet in die peinlichste Verlegenheit und bat innig um Verzeihung. Wieder und wieder betrachtete er schmerzlich den losgebrochenen Ringelschwanz und die Stelle, wo dieser gesessen, und seine Seufzer und Selbstanklagen wollten kein Ende nehmen. Mir tat die Meerkatze bitter leid. Sie zählte zu meinen Lieblingen, und der Schwanz war ihre beste Zier. Doch ich verbarg mein Weh und tröstete ihn, so gut es gehen wollte. Er könne nicht dafür, denn er sei ein Deutscher. Vor den Deutschen könne kein Werk der bildenden Kunst bestehen. Jedem stecke der Vernichtungsdrang im Blute. Das sei, wie französische und englische Seelenforscher, ebenso serbische und russische fortwährend einwandfrei nachweisen, ein Vermächtnis unserer vandalischen Vorfahren. Ich bedeutete ihm ferner, daß ich seinen Zorn begreiflich fände, und bemühte mich, das Gespräch zurückzulenken auf die Verrätergeschichte. Das gelang mir nicht sogleich, da er es für geboten hielt, die Vandalen gegen mich in Schutz zu nehmen. Er habe kürzlich erst gelesen, daß sie gar nicht die grausen Biester gewesen seien, für die sie immerzu gehalten werden, und daß sie neben Fleiß und wirtschaftlicher Tüchtigkeit recht viel Kunstsinn besaßen. Ich erwiderte ihm, daß ich lediglich das Urteil weiser Seelenkenner über eine der verbrecherischen Eigenschaften der deutschen Volksseele wiederholt hätte. Die klugen Herren aber hätten wahrscheinlich nicht gewußt, daß das schimpfliche Verdammungswort „Vandalismus" von einem frommen französischen Bischofe geprägt worden ist, der es in einem Hirtenbriefe den Parisern zuschleuderte, als sie damals, während der großen Revolution, wieder einmal ihren stierwütigen Vernichtungskoller an Schöpfungen unsterblicher Maler und Bildner und Baumeister ausgetobt hatten. Wir



Landsturmmann verteilt an russisch-polnische Kinder einen Teil seiner Ostergaben.



Das Feststampfen der Steine beim Straßenbau.
(Vom östlichen Kriegsschauplatz

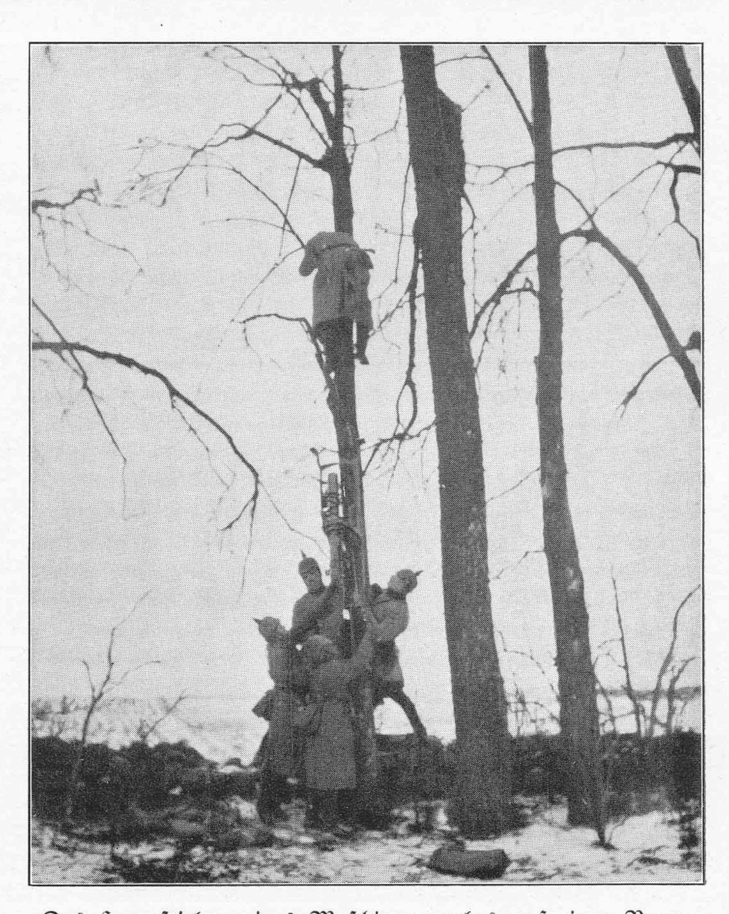
redeten nun davon, wie dem edlen Seelenhirten beim Anblick der grauenhaften Verwüstungen das Herz geblutet haben mag, und wir priesen den Heldenmut, den er bekundete, als er im Namen der gesitteten Menschheit gegen das rasende banausische Gelichter losdonnerte. Doch wir sannen nicht darüber nach, von welcher Vorfahrenschaft die „Träger und Beschirmer der Menschheitskultur" an der Seine den bestialischen Zug geerbt haben, der seit den Tagen Robespierres und Dantons noch manchmal in erschrecklicher Weise zutage getreten ist, und der sich gegenwärtig so oft in schauderhaft schimpflicher Weise kundgibt, daß man an der Bildung und der guten Erziehung des französischen Volkes zweifeln könnte. Solche Gefühle des Zweifels hatten kurz vorher auch unparteiische Persönlichkeiten aufgrund von Erlebnissen empfunden, die ihnen in Frankreich beschieden waren. Das waren vortreffliche schweizerische Männer, die, von der großen Menschenliebe durchglutet, den Austausch kriegsunfähig gewordener und in Gefangenschaft befindlicher Soldaten zwischen den beiden kriegführenden Nachbarnationen vermitteln halfen. Als unbeteiligte Zuschauer und friedliche Helfer waren sie für beide Völker von Hochachtung erfüllt, und sie äußerten sich über ihre Wahrnehmungen mit weiser Zurückhaltung. Dabei aber verbargen sie nicht die Wahrheit, und einer der Herren konnte nicht umhin, im „St. Gallener Tageblatt" zu erklären, daß sich das deutsche Publikum bei der Abfahrt der schwer verwundeten französischen Soldaten vornehm und untadelhaft benommen habe, während leider bei der Abfahrt der schwerverwundeten Deutschen aus Frankreich böse Dinge vorgekommen seien. Sein Taktempfinden verbot ihm, Einzelheiten zu erzählen; „aber sagen darf ich wohl" — schreibt er wörtlich — „daß sich vor und bei der Abfahrt des Zuges Szenen ereigneten, die zum Widerlichsten, Häßlichsten gehören, was ich je erlebt habe, und ich war jahrelang in der Welt draußen... Das muß ich sagen: die französischen Offiziere und Soldaten haben sich sehr gut benommen. Sie waren im Verkehr nobel; doch der wütenden Masse gegenüber blieben sie machtlos."

Mein Gast meinte, daß wahrscheinlich die französischen Offiziere und Soldaten ihre deutschen Gegner bereits gehörig kennen und somit auch schätzen gelernt haben, und er mochte wohl recht haben. Welch ein schrankenloses Maß von Verrohung, sittlicher Entartung und bestialischer Unvernunft gehört dazu, hilflose, verstümmelte, verkrüppelte, von Schmerzen gepeinigte Menschen zu verhöhnen, zu beschimpfen, mit Totschlag zu bedrohen, mit dem Geifer des Hasses zu beschmutzen.

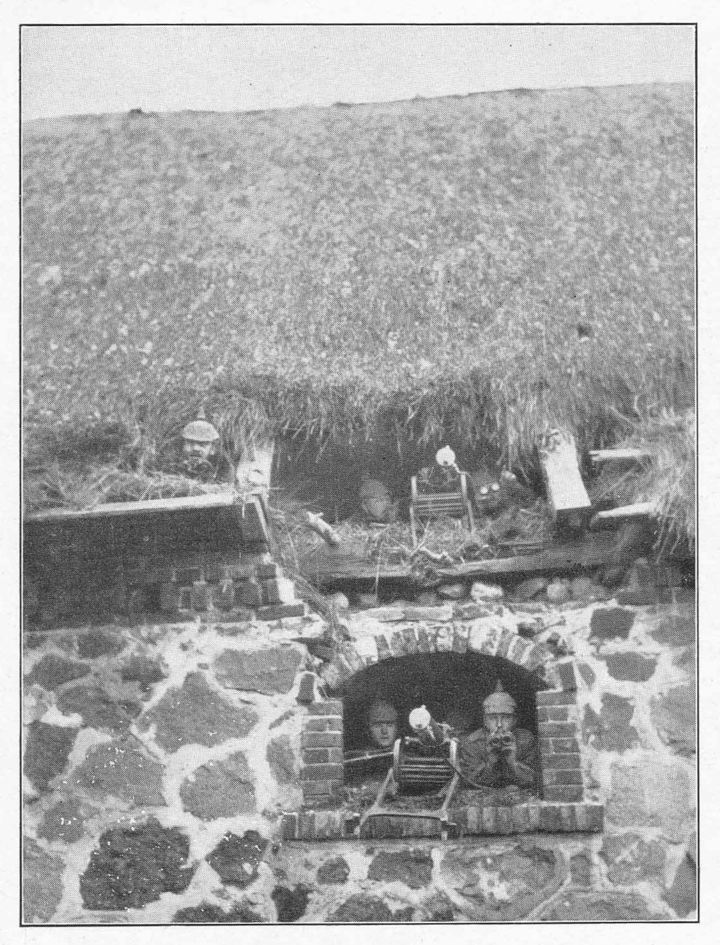
Auch wir haben allezeit Hochachtung für die Franzosen empfunden, für ihr Wesen, ihre Kunst, ihre Literatur, ihren Geist, ihren Witz, ihren Fleiß, ihre Spar-

samkeit, ihren redlichen Sinn, und die unaufhörliche Hetze gegen uns vermochte nicht die stille Liebe zu ertöten, die wir in einem verborgenen Winkel des Herzens für sie nährten. Ohne Haß sind wir gegen sie in den Krieg gezogen, allerdings in der festen Absicht, die unleidlichen Störenfriede für eine lange Weile derb zur Ruhe zu weisen. Noch während des rasenden Ringens mit ihnen kam die verständnisvolle Liebe zeitweilig zum Durchbruch, und wenn wir lasen, daß sie sich irgendwo und irgendwie unseren Helden gegenüber von ihrer ritterlichen Seite gezeigt hatten, so tat uns das zehnmal wohler als eine ähnliche Nachricht, die von der Großmütigkeit der Engländer oder der Russen erzählte. Wohl weiß die Kriegsgeschichte genug von tapferen französischen Streitern zu erzählen, die dem Feinde soldatische Achtung zollten und sich dadurch adelten. Sie berichtet aber auch auf jedem ihrer Blätter von französischer Niedertracht, Verlogenheit, Verleumdungswütigkeit, Roheit, Grausamkeit, Bubenhaftigkeit, Rechtsverhöhnung u. anderen Schändlichkeiten, die zum Ekel reizen.

Von ehrgeizigen und gewissenlosen Strebern ist das eitle Volk ins Verderben gerissen worden. Diese Menschen suchten ihre Sünden zu verschleiern, und das konnten sie nur dadurch, daß sie die Urteilskraft der denkenden Hirne durch Fälscherkünste täuschten und verwirrten, die Waffe der Zensur noch strenger handhabten, als es die russische politische Polizei tut, und jede Lüge durch neue Lügen glaubhaft zu machen suchten. Das steigerte sich ins Ungeheuerliche, und zur ewigen Schande für Frankreich führte die deutsche Regierung den Nachweis, daß republikanische Staatsdokumente, die Aufschluß über die Ursachen des Krieges geben sollen, grob gefälscht worden sind. Darüber hinaus geht nichts mehr, und wenn solchermaßen der Haß geschürt und das unwissende Bürgertum



Das Heraufziehen eines Maschinengewehrs auf einen Baum.



Maschinengewehrabteilung in den verschiedenen Stockwerken eines Bauernhauses in Stellung.

hörten. Namen von Klang und Ruf standen unter Zeitungsartikeln, in denen die Deutschen als Schweine bezeichnet oder in geistreichelnden Floskeln mit diesen Tieren verglichen und der Kaiser und die Heerführer mit Ausdrücken besudelt wurden, die von einem Tiefstande der Gesittung zeugten, wie er bei keinem anderen Volke der Welt möglich wäre. Der alte Ruhm Frankreichs wird jetzt nur noch durch die Tapferkeit der Armee geschützt; die geistigen Wortführer schänden ihn.

„Wir sind ganz abgekommen von unserem ursprünglichen Gespräch!" sagte mein Gast. „Schimpfen ist von jeher das Vorrecht derer, die sich schwach fühlen und eine schlechte Sache verteidigen. Gönnen wir also den Franzosen ihr Vergnügen, wenigstens für heut, und erwägen wir die Frage, wie wir am besten die Falschheit, Hinterlist und Verlogenheit im eigenen Lande brandmarken."

Ich verstand ihn, und ich erriet sein heißes Sehnen. Die gesamte Falschheit, Hinterlist und Verlogenheit im eigenen Lande war nach seinem Gefühl verkörpert in der Persönlichkeit jenes Menschen, der ihm sein herrliches Lebensideal vernichtet und ihn durch einen argen Vertrauensbruch unheilbar gekränkt hatte. Sein starker Ge-

aufgepeitscht wird durch die verlogene Behauptung, die Deutschen seien aus grenzenloser Herrschsucht über das friedfertige Frankreich hergefallen, und sie seien der Auswurf der Menschheit und müßten vom Erdboden vertilgt werden, so darf man dem fanatisierten Pöbel mildernde Umstände nicht versagen. Der Pöbel treibt aber sein schändliches Spiel nicht nur in den Straßen und an den Bahnhöfen, er treibt es weit ärger und schimpflicher in den Redaktionsstuben, in den Gerichtssälen und an anderen vornehmen Stätten, und ihm haben sich Leute zugesellt, die ehemals zu den Zierden der geistigen Welt ge-



Schwerverwundete werden im Auto zum Verbandplatz gebracht.

rechtigkeitssinn schrie nach Vergeltung, und er verlangte von mir, daß ich den Vorfall im nächsten bergstädtischen Kriegsbriefe der Öffentlichkeit zur Kenntnis unterbreite. Als er mir endlich die Zusage abgerungen hatte, war er mit einem Male so heiter und frisch, daß ihn die Lust anwandelte, noch einen Abstecher in den „Löwen" zu machen. Er sei lange nicht dort gewesen und habe Lust, sich wieder einmal zu einer Zahlung fürs Rote Kreuz verdonnern zu lassen. Seinem Locken widerstand ich nicht lange, und bald pendelten wir über den Markt der heimatlich vertrauten Klause zu. Da er recht gesprächig geworden war, erzählte er mir rasch die neueste Heldentat unseres alten Rats- und Polizeidieners Klamt.

Unterhalb der Seydlitzschanze war ein neuer Damm aufgeschüttet worden. Er sollte die hinter ihm befindlichen Anlagen gegen Überschwemmungen schützen und gleichzeitig einen Vorwall unserer alten Bastion darstellen. Die Militärbehörde kümmert sich nicht um ihn, da er nicht die Fähigkeit besitzt, einen feindlichen Angriff auf unsere teure Bergstadt zu hemmen. Klamt hatte beobachtet, daß jeden Nachmittag ein junger Mann den Spazierweg verließ, an den Damm hinüberging und sich dort recht verdächtig benahm. Er wußte schon, um welche Zeit der Fremdling zu kommen pflegte, und er verbarg sich dann jedesmal im nahen Gebüsch und belauerte ihn. Was hatte dieser Mensch dort zu suchen? Zuweilen tüftelte er mit den Händen im Sande des Dammes herum, zuweilen zog er ein Buch aus der Tasche und schrieb oder zeichnete etwas hinein. Selbstverständlich war das ein Spion. Einer, der die ganze Bergstadt verraten und den Feinden überliefern wollte. Herr Klamt bebte vor Erregung. Das sollte der beste Fang werden, der ihm jemals geglückt war. Er wollte hervorspringen und den Unhold fassen; eine innere Stimme riet ihm jedoch dringend,

vorsichtig und weise zu sein. „Geduld, Geduld! Die Frucht erst pflücken, wenn sie reif ist!“... Er hatte nämlich schon seine schlimmen Erfahrungen mit den verflixten Spionen gemacht. Wenn er sie im Rathause abgeliefert hatte, sollten es allemal keine gewesen sein. Bloß, weil er nie hatte Beweise liefern können. Diesmal aber — Gott strafe England! — sollte der Kerl an den Beweisen ersticken, die er in den Taschen barg.

Der Tag der Reise kam, und mit raschen Sprüngen verließ der getreue Schirmvogt sein Versteck und packte den Missetäter am Genick. Dieser wollte wissen, weshalb er festgenommen werde; Klamt aber riet ihm dringend, keine Flausen zu machen, sondern zu parieren, und so beschränkte sich der andere aufs innere Widerstreben und fügte sich im übrigen der polizeilichen Gewalt. Schwer mag es ihm gefallen sein, als ein Gefangener des Triumphators Klamt durch die Straßen zu marschieren, und leichter mag ihm ums Herz gewesen sein, als sich die Pforte der Polizeiwachtstube hinter ihm schloß.

Wer war er? Der Sohn unseres Landrats. Ein junger Privatdozent, der als Soldat monatelang in Rußland gekämpft, dann wegen eines Herzleidens entlassen worden war und jetzt bei den Eltern zur Erholung weilte. Hier trieb er botanische Studien, und er wollte feststellen, welche Arten von Gräsern und sonstigen Pflanzen sich auf dem frischgeschütteten, noch unbesäten Damme zuerst ansiedeln würden. Er hatte vorher mit unserem Garteninspektor über den Zweck seiner Beobachtungen gesprochen, und ihm zuliebe war mit dem Besäen des Dammes gezögert worden. Das alles wurde binnen wenigen Minuten festgestellt.

„Klamt, was haben Sie da wieder für eine Dummheit gemacht!“ sagte der Bürgermeister ärgerlich.

Der Sohn des Landrats... Diese Worte hatten den braven Ordnungswächter mit zermalmender Wucht getroffen. Der Landrat war eine Obrigkeit, und vor allen Obrigkeiten erschauert sein Herz in Ehrfurcht. Ratlos, von Gram und Scham erfüllt, stand er da. Sein Gefangener kam ihm zu Hilfe.

„Herr Klamt hat richtig gehandelt,“ sprach er. „So viel ich weiß, ist es nicht



Sanitätsmannschaften mit ihren Hunden beim Absuchen eines Schlachtfeldes.

stattfhaft, daß jemand ohne Erlaubnis die Anlagen betritt. Ich hätte mich dem Herrn erst vorstellen sollen. Nur wär's nicht nötig gewesen, daß er mir beim Gange durch die Stadt den Arm zerquetschte; denn ich habe ihm keinen Widerstand geleistet. Doch ich muß ihm noch dankbar sein, daß er mir keine Handschellen angelegt hat."



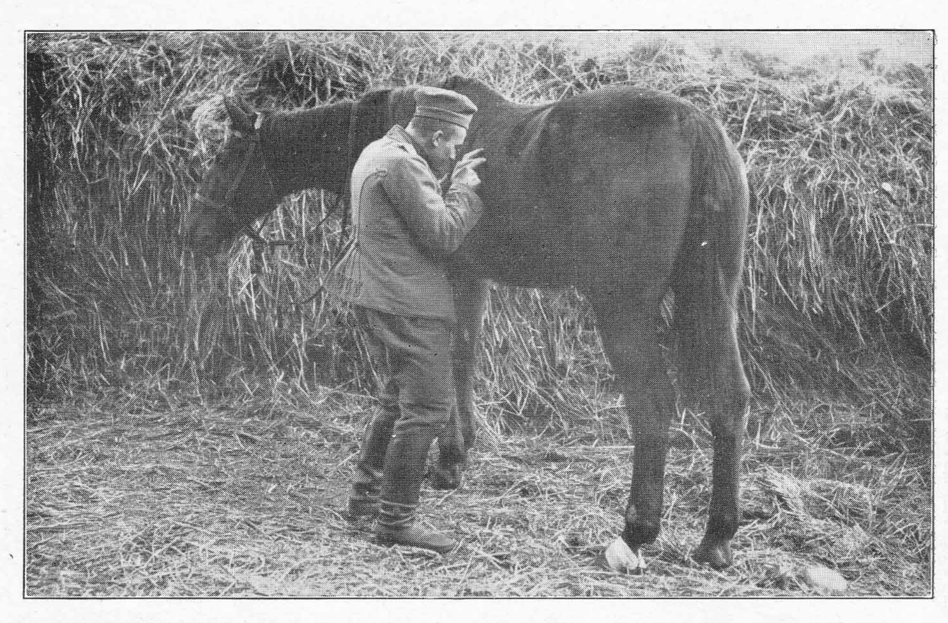
Das Entnehmen von Wasser aus einem Teiche für den Destillierapparat.

Der Bürgermeister lachte. „Ja unser Klamt hat den richtigen Polizeigriff, und darauf ist er stolz!"

Aus dieser Äußerung klang eine lobende Anerkennung, und die tat dem gedemütigten Stadtpolizisten wohl.

Auf seinen Klamt läßt der Bürgermeister nichts kommen, trotz aller Fehlgriffe und sonstiger Irrungen und Mißverständnisse, die es schon zu verzeichnen gab. Die Gewissenhaftigkeit dieses öffentlichen Ordnungshüters kennt keine Grenzen. Zweimal ist es vorgekommen, daß der Bürgermeister auf der Liste der säumigen Hauseigentümer, die morgens nicht rechtzeitig für die Säuberung des Bürgersteiges und der Straße vor ihren Häusern gesorgt hatten, seinen eignen Namen fand und mithin gezwungen war, sich selber zu bestrafen, und seither waltet vor seinem Grundstück eine musterhafte Sauberkeit. Verargt hat er es dem Klamt nicht; im Gegenteil: er hat sich herzlich gefreut über die Unparteilichkeit seines wachsamen Gehilfen.

Wären wir doch nicht in den „Löwen" gegangen! Wir fanden zwar einen recht wohltuenden Empfang. Eine Sippe prächtiger Männer hieß uns mit stürmischem Hallo willkommen. Aber wir kamen viel zu spät und erkannten bald, daß die Stimmung bereits jenen Höhepunkt überschritten hatte, oberhalb dessen sie sich in alkoholischen Dünsten ver-



Ein Husar pflegt sein Pferd. Ebenso wie die Menschen werden auch die Pferde in Rußland von Läusen befallen.

liert. Die neuesten Ruhmestaten unserer Unteseeboote waren gefeiert worden, und ihnen zu Ehren hatte jeder der Herren eine Mark geblecht. Wir beiden Spätlinge sollten jeder fünf Mark bezahlen, und der Rentmeister schrie uns zu, das sei eine billige Forderung, und wir müßten dem Himmel danken, daß nicht zehn Mark verlangt würden. Durch die drängende Art, in der uns die vaterlandsfrohen Gesellen zum Zahlen zwingen wollten, fühlte sich mein Begleiter zu dem Ausrufe gereizt: „Laßt uns zufrieden mit euern Unterseebooten!"

Nun ging der Aufruhr erst recht los. Die ganze Gesellschaft behauptete, der Herr Stadtrat habe sich in verächtlicher Art über die Boote geäußert, an die jedes andere deutsche Gemüt nur mit glühender Begeisterung denke. Zornig schrie er dazwischen, das sei nicht wahr; doch er fand kein Gehör, und der Apotheker und der Förster und ein paar andere bildeten schnell einen Gerichtshof und verhängten über den beschuldigten Stadtvater eine Strafe von zwanzig Mark. Dieses Urteil focht ich als ungültig an. Das sei ein völlig undeutsches Gerichtsverfahren. So verknacke man allenfalls in Frankreich deutsche Männer und verurteile sie wegen angeblicher Plünderung zu Gefängnis oder wegen angeblicher Spionage zum Tode; bei uns in Deutschland aber gelte noch immer der Brauch, daß die Richter, bevor sie ihren Spruch fällen, erst prüfen, ob der Angeklagte schuldig oder nichtschuldig ist, oder ob ihm, wenn er gefehlt hat, mildernde Umstände zugebilligt werden können. Es sei ein Schimpf für unser ganzes Volk, daß ein hochachtbarer Mann verurteilt werde, ohne daß er selbst vor Gericht zu Worte kam, und ohne daß sein Verteidiger gehört wurde.

Das fuhr dem Apotheker in die Nieren, und er gebot Ruhe, sagte, daß ich recht hätte, und verlangte vom Stadtrat, daß er sich verteidige. Zu meinem Unglück erklärte dieser, daß ich für ihn das Wort führen möge. Nun war ich gezwungen, eine Verteidigungsrede zu

halten. Die Gesellschaft ließ sich zum Schweigen zwingen, und ich konnte beginnen.

Zunächst zog ich gegen die Ankläger los. Ich nannte sie Wortfälscher und Sinnverdreher, sagte, daß durch die von ihnen erhobene Beschuldigung nur dargetan werde, wie sehr Mister Grey auch schon bei uns in Deutschland Schule gemacht habe, und schilderte dann dem Angeklagten als einen Mann, der ganz Vaterland sei. Nicht gegen unsere Unterseeboote sei sein derbes Wort gerichtet gewesen, sondern gegen die undeutsche Zudringlichkeit, mit der man ihm Gelder abknöpfen wollte, die er frohen Herzens aus eigenem Antrieb gezahlt hätte. Ich mußte meine ganze Lungenkraft aufbieten, um die Redefreiheit des Verteidigers gegen den geräuschvollen Unwillen von Widersachern zu wahren, die sich getroffen fühlten. Dabei geriet ich aber in einige Verwirrung und in rednerische Verlegenheiten. Ich weiß nicht, wie es kam, daß mich feindselige Zwischenrufe zu der Behauptung verleiteten, der Angeklagte müßte auch dann freigesprochen werden, wenn seine Äußerung den Unterseebooten gegolten hätte. Die ganze Gesellschaft klammerte sich an diesen Satz, hielt ihn für ein Zugeständnis der Schuld und feierte Orgien der Entrüstung. Da war ich genötigt, noch einen schicklichen Ausweg aus der Entgleisung zu suchen, und hierbei rissen mich Übermut und Laune fort auf eine Bahn, die noch gefährlicher war. Wir müßten, rief ich, unsere U-Boote den Engländern oder den Franzosen schenken, oder wir müßten ihnen wenigstens das Fahren unter Wasser abgewöhnen.

Allgemeine Verblüffung. Der Apotheker setzte sein feierlichstes Gesicht auf, gebot unbedingtes Schweigen und verlangte mit unheimlich drohender Stimme, daß ich meinen hochverräterischen Vorschlag begründe.



Eine Jägerpatrouille beobachtet den Feind.

„Jawohl, wir müssen sie verschenken!“ fuhr ich fort. „Sonst werden wir nie und nie die ritterliche Kriegführung erlernen. Unsere hochkultivierten und edelherzigen Gegner sind bereit, uns mit Hilfe unserer U-Boote praktischen Unterricht zu erteilen. Bisher konnten sie das immer nur theoretisch tun. Sie wissen ja, meine Herren, daß derjenige, der ein Handwerk nur nach gedruckten Angaben erlernt, ewig ein Pfuscher bleibt. Geben wir ihnen also die U-Boote getrost hin! Wir werden dann folgendes erleben:



Die neueste Aufnahme des einarmigen Generals Pau.

„Das U-Boot, mit der großbritannischen Flagge geschmückt, nähert sich in stolzer Fahrt einem deutschen Handelsschiffe. Nur Feiglinge fahren unter Wasser. Der englische Seemann aber kennt keine Feigheit, folglich bleibt er immer an der Oberfläche. „Stopp!“ signalisiert er, und gehorsam dreht das deutsche Schiff bei. Ja, aus Angst und Artigkeit kommt es sogar dem Feinde langsam entgegen. Eine Schaluppe wird ausgesetzt, und der englische Kapitän fährt mit einigen Franzosen hinüber und nimmt die Schiffspapiere in Augenschein. Er studiert sie sorgfältig und erklärt schließlich dem gegnerischen Kollegen vom Handelsschiff in kameradschaftlicher Liebenswürdigkeit, daß er den Kasten in die Luft sprengen müsse. Das täte ihm innig leid; aber der rauhe Krieg verlange es so. Vorher aber müsse die Mannschaft gerettet werden, und er bewillige hierfür drei Stunden Zeit. Während die beiden Kapitäne wegen der Rettungsangelegenheit verhandeln, sendet das Handelsschiff elektrische Wellen über die Wasserwogen fort, und es dauert gar nicht lange, so kommen deutsche Torpedoboote herbei. Auf einmal gibt es einen Krach. Zischend steigt eine Wassersäule empor, und das U-Boot ist gewesen. Es versank, von einem deutschen Torpedo getroffen, mit seiner Bemannung in die Tiefe. Sein Kapitän wird gefangen genommen. Die Deutschen reichen ihm den Degen, den er abgab, zurück, und sagen ihm, daß er ein ritterlicher Mann sei.

„Das bin ich!“ erwidert er stolz. „Ich wußte, daß es so kommen würde;

doch ich handelte nach den Geboten der Anständigkeit.“

„Voller Rührung drücken ihm seine Feinde die Hand.

„So würden die Engländer und die Franzosen handeln, wenn sie im Besitz unserer Unterseeboote wären. Genau so. Tagtäglich beteuern sie das in ihrer Presse. Binnen einer Woche lägen alle diese Boote mit Mann und Maus auf dem Grunde des Meeres. Aber es war ein ritterlicher Untergang. Nur Mörder, feige Wegelagerer, Bauchaufschlitzer und Bluthunde handeln anders. Die treiben es so, wie die Deutschen. In ihnen lebt noch der schreckliche Wahn, daß das Unterseeboot dazu bestimmt sei, zu tauchen, sich unter dem Wasser vor den Augen seiner Verfolger zu verbergen und ihnen heimlich beizukommen. Wie wär's doch so leicht für die andern, uns alle dem Hungertode preiszugeben, wenn wir uns zur ritterlichen Art des Kampfes entschließen könnten!

„Aber wohlgemerkt, meine Herren! Alle die Zornschreie, die gegenwärtig in ohrenbetäubender Weise durch die Welt erschallen, beziehen sich nur auf die deutschen Unterseeboote. Die andern dürfen tauchen, dürfen sich unter Wasser an den Feind heranpürschen und ihm das Torpedo in die Schiffswand bohren. Sie dürfen sich dabei zu schützen suchen, so gut sie es können, und ihrer Besatzung gebührt dennoch der Kranz des Heldenruhmes. Das kommt daher, weil sie den Adel der Gesittung im Herzen trägt, während die Deutschen geborene Verbrecher und Feiglinge sind.

„Feiglinge sind wir, meine Herren! Wir und unsere Verbündeten, die Österreicher nebst den Ungarn. Eben deshalb gelingt es den beispiellos tapferen Franzosen, den weltgebietenden Engländern, den ungeheuerlichen Russenheeren, den todeskühnen Serben, den Afrikanern, den Asiaten, den Australiern und den Kanadiern, ja selbst den verwegenen Montenegrinern nicht, uns zu besiegen. Zwar ist das eine Logik, die wir mit unserem erbärmlich schwachen Verstande nicht begreifen können; aber die andern schreiben es immerfort in ihren Zeitungen, und da sie fabelhaft klüger als wir sind, wird es schon stimmen. Sie sehen, meine Herren, wie sehr zu Unrecht Sie meinen ehrenhaften Klienten, unseren braven Stadtvater, beschuldigt haben.“

Ich glaubte, meine Widersacher besiegt zu



Das neueste Plakat der englischen Regierung zur Rekrutenwerbung: „Da ist noch ein Platz in der Reihe für Dich. Willst Du ihn ausfüllen?“

haben, da ich Beifall erntete; doch manche Gerichtshöfe sind unberechenbar, und dem unseren gebührt in dieser Hinsicht die Krone. Nochmals trat er zusammen, beriet nur kurze Zeit, sprach den Angeklagten frei und verhängte über mich eine Ordnungsstrafe in der empörenden Höhe von zehn Märkern, weil es ein Frevel sei, von einem Verschenken deutscher Unterseeboote zu reden. Ich griff mir an den Kopf, schwieg aber, da Gerichtsurteile heilig sind.

Wär' ich doch lieber daheim geblieben!...

Am nächsten Tage traf die wehe, niederschmetternde Botschaft vom Untergange unseres „U 29" ein.... Nein, niederschmettern soll uns dieses Unheil nicht! Fahrt wohl, ihr Helden! Fahr' wohl, Weddigen! Du warst einer von denen, die wir noch mehr als andere geliebt haben, du Urbild deutscher Tüchtigkeit und deutschen Mannesmutes! Dein und deiner Mannen Sterben war kein Tod. Ihr könnt euerm Volke nie verloren gehen, und nie verwelken wird euer Ruhmeskranz!

Das Zeitungsblatt.

Liebesgaben sind aus der Heimat gekommen.
Strahlend hat jeder sein Päckchen genommen.
Im Sande die Hüllen, zerrissen und leer.
Einwickelpapier starrt zerknüllt umher.
Da! Das Heimatblatt . . . ein Mann hat's verloren.
Der Leutnant glättet's . . .
„Ein Junge geboren."
Darunter sein Name. Er und sein Frauchen zusammen.
Ihm schwimmt's vor den Augen wie kreisende Flammen.
„Schwer, aber glücklich," steht da zu lesen.
Und er ist nicht einmal dabei gewesen!
Fürs Vaterland konnte sein Liebstes sterben . . .
Ein Junge, sein Junge! Nun hat er den Erben.
Nun macht es nicht viel, trifft auch ihn das Los . . .
Was, flennen! Der Kobold Zufall soll leben!
Er hat ihm die herrlichste Botschaft gegeben.
„Kameraden, hurra! Nun bin ich Papa!
Ein strammer Preußenjunge ist da!
Im alten Wald immer neue Reiser:
Ein künftiger Soldat für unsern Kaiser.
Es lebe das Vaterland! Hoch, unser Kaiser!"

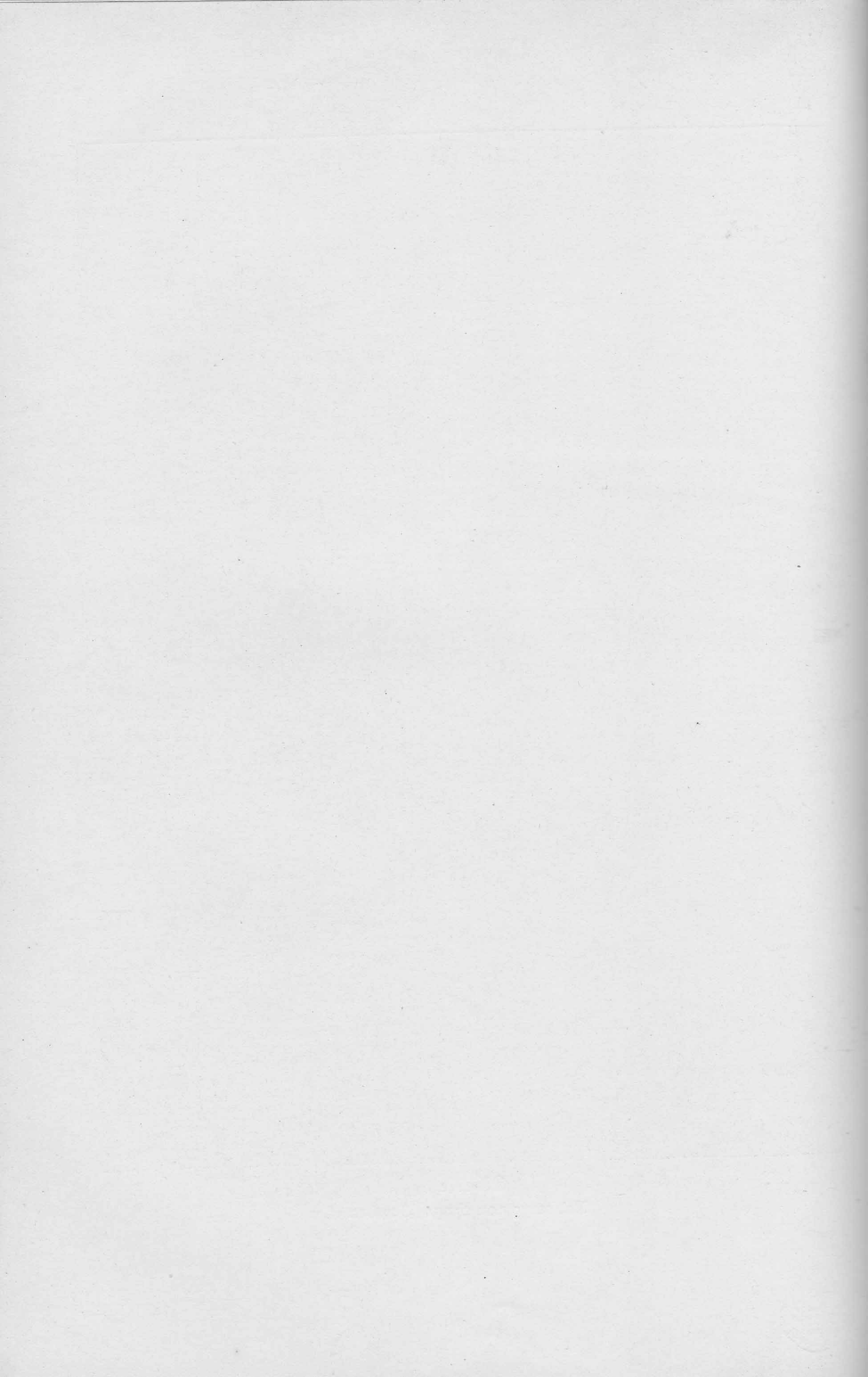
Er küßt das Blatt, glücksnärrisch schier,
Um kein Königreich gäb' er das Zeitungspapier.

Ilse Franke.

Libelle

Radierung von Hugo Bantau.





Kriegs-Kino.

Wie Hauptmann Schurkowitz in Memel bar bezahlte.

Die Russen waren in Memel in Ostpreußen eingerückt. General Stankow versammelte seine Offizier um sich. „Es ist mir berichtet worden, meine Herren, daß sich hier am Orte eine große Spiritusbrennerei mit reichen Vorräten befindet, — ich halte es also aus strategischen Gründen für angezeigt, daß wir nicht weiter vorrücken. Wir werden diesen Platz solange wie möglich behaupten, bis zum letzten Flaschenzuge. Richten Sie sich mit Ihren Leuten nur recht behaglich ein. Was Sie brauchen, haben die hiesigen Handelsleute zu liefern. Bezahlen Sie alles. Aber lassen Sie sich dabei nicht übers Ohr hauen — das ist die einzige Art, in der sich ein Russe niemals hauen lassen darf." — Darauf ließ General Stankow jedem seiner Offiziere einen Vorschuß aus der Kriegskasse zahlen. Als ausgezahlt ließ er aber den doppelten Betrag buchen. Er ist nämlich ein fortschrittlich gesinnter Mann und hält auf doppelte Buchführung. — —

Eine Viertelstunde später erschien bei dem Gemischtwarenhändler August Spirgatis der Hauptmann Dimitri Schurkowitsch mit zwölf Leuten seiner Kompagnie, um persönlich einzukaufen. „Also, mein Lieber," sagte er zu Spirgatis, während er mit seinem Revolver spielte, „habe keine Angst, es geschieht dir nichts. Wir wollen dir nicht das Leben nehmen, nur etwas von deinem Krempel. Dafür wollen wir sogar bezahlen, was im ersteren Falle gar nicht einmal nötig wäre. Du siehst also, wie gut wir es meinen. Also zunächst einmal Speck, ganze Speckseiten. Wieviel hast Du?"

„Sieben Stück," erklärte Kaufmann Spirgatis, „von verschiedenem Gewicht, von 12 bis 18 Mark."

„Vortrefflich, Freundchen, die nehmen wir alle. 7 von 12 macht 5, und 18 dazu sind 23. Macht also 23 Mark der ganze Speck. Dann gieb uns mal drei Sack Erbsen. Wieviel wiegt ein Sack?"

„Einen Zentner."

„Gut! Ein Zentner ist doch bei euch hundert Pfund. Was kostet das Pfund Erbsen hier bei euch?"

„60 Pfennige."

„Schön, mein Lieber, Also drei Säcke, das macht — — — 60 sagtest du, nicht wahr? 3 mal 60 macht 180, — bekommst du also 180 Pfennige für die Erbsen. Dann Kaffee. Hast du anständigen?"

„Gewiß," erklärte Herr Spirgatis. „Vielleicht zu eine Mark achtzig das Pfund?"

„Was fällt dir ein! Du willst mich wohl betrügen? Kaffeebohnen zu solchem Preise! Meine blauen Bohnen gibt es umsonst. 30 Pfennige zahle ich dir. Ich kenne mich aus bei euch, Freundchen. Habe schon mal in Berlin Kaffee getrunken, da habe ich auch nur 30 Pfennige bezahlt. Also her mit 25 Pfund. 25 mal 30 — warte mal! Donnerwetter, das soll ein Schwein ausrechnen! 25 mal 30, — aha, macht 750. Stimmt genau. Dann gib uns auch gleich noch einen Zentner Zucker."

„Zu 22 Mark," erlaubte sich Kaufmann Spirgatis zu sagen.

Hauptmann Schurkowitsch hob seine Stimme und seinen Revolver. „Du bist wohl verrückt! Zucker gibt es doch bei euch umsonst zum Kaffee. Gleich gibst du uns drei Zentner. Als ich damals in Berlin Kaffee trank, lagen auch drei Stücke Zucker dabei. — Nun sage aber einmal, mein Lieber, du hast da eine ganze Reihe vierkantige Flaschen stehn, die sehr gut aussehn. Was ist da drinnen?"

„Kümmel," sagte Herr Spirgatis, „die Flasche eins fünfzig."

„Bravo! Sechs Flaschen, Freundchen. Eins fünfzig, sagtest du, nicht wahr? 6 mal 50 macht drei Mark. Aber höre mal: bei Schnaps bin ich an eine Zugabe gewöhnt, das ist nun mal nicht anders. Sagen wir fünfzig Flaschen als Zugabe. Eine kannst du mir mal gleich aufmachen."

Hauptmann Schurkowitsch nahm die Flasche, die ihm Herr Spirgatis reichte. Er schien für weitere Einkäufe jetzt keine Zeit mehr zu haben. „So, mein Lieber, jetzt werde ich dir den ganzen Krempel bezahlen. 23 Mark der Speck, 180 Pfennige die Erbsen, 7 Mark 50 der Kaffee, 3 Mark der Kümmel — das macht zusammen — — — Na, Freundchen, was wollen wir da lange rechnen: hier hast du einen Zehnrubelschein, gib mir hundert Mark heraus, den Rest will ich dir schenken. Ich bin nicht so."

Hauptmann Dimitri Schurkowitsch zog mit seinen Leuten ab. Nach fünf Minuten aber kam er allein wieder und setzte Herrn Spirgatis die leere Flasche auf den Tisch und den Revolver an den Kopf. „So, Freundchen, da hast du die Flasche. Dafür gibt es doch was, he? Mit zehn Mark will ich zufrieden sein. Ich kann dir sagen, mein Lieber, Flaschen werden jetzt mächtig teuer bei euch werden; es werden nicht viele ganz bleiben. Übrigens: du hast mir ja gar keinen Rabatt berechnet. Ich hab's mir doch gleich gedacht, Freundchen, daß du mich betrügen würdest. Sagen wir tausend Mark. Was, du hast nicht so viel in deiner Kasse? Gib die Kasse her; ich werde in meinem Quartier nachzählen. Den Rest hole ich mir morgen; besorge dir bis dahin gefälligst dreitausend Mark. Und wenn du jetzt nicht überall erzählst, daß ich alles bar gezahlt habe, dann sollst du mich kennen lernen, du Schweinehund!" P. R.

Der Labetod.

Der schöne Stabskapitän Jvan Beznosa des kaiserlich russischen Infanterieregiments Baron Lauf-Weg Nr. 126 wurde südlich Stanislau an der Hand verwundet. Österreichische Sanitätsmannschaft fand, verband und labte ihn. Dann wurde er ins Feldspital verbracht. Dort wechselte man seinen Verband, labte ihn und schickte ihn ins Reservespital nach Prag.

In Stryj kamen Damen und labten ihn. Dies tat ihm wohl. In Sambor kamen Damen und labten ihn wieder. Auch diesmal tat's ihm wohl. In Sanok labten ihn Damen neuerdings — aber er sagte nichts mehr. In Neu-Sandez dankte er den Damen, die ihn laben wollten, doch wurde er auch hier gelabt. Von Damen in Wieliczka abermals gelabt, zeigten sich bei ihm die ersten Symptome eines Magenkatarrhs. Als er nun in Olmütz von Damen gelabt wurde, verließen ihn die Sinne. In Leitomyschl mußten ihn Damen durch Labung wieder zu sich bringen, damit er in Pardubice von Damen gelabt werden könne. In Pardubice sodann gelabt, zeigte er in Kolin nur noch schwache Lebenszeichen, sodaß ihn Damen laben mußten. Als jedoch der Zug in Prag einfuhr und die Damen herbeieilten, um ihn zu laben, da fanden sie einen Toten.

Stabskapitän Jvan Beznosa war den Labetod für sein heiliges Rußland gestorben.

Rifat Gozdović Pascha.

Kriegsanleihe.

„Nun," fragte ich meinen Freund, der gewöhnlich im Dalles ist, „was hast denn du für die Kriegsanleihe gezeichnet?" — „Ach," seufzte er, „weißt du, ich war schon immer ein schlechter Zeichner."

Der Daniloorden.

Ein italienischer Großindustrieller hatte mehrere größere Lieferungen zur Zufriedenheit des Herrschers der Schwarzen Berge durchgeführt und dafür den Daniloorden zweiter Klasse erhalten. Dieser aber erwies sich als ein ganz wertloses Ding aus Blech und Glassteinen. Der also Ausgezeichnete hätte aber dennoch gerne diese Dekoration angetan, und so ließ er sich bei einem Juwelier eine Kopie desselben aus schwerem Golde und mit echten Edelsteinen besetzt anfertigen.

Vor kurzer Zeit führte ihn sein Weg nach Cetinje, und da er bei Nikita in Audienz erscheinen sollte, hing er sich seinen schönen Orden an die Brust.

Schon beim Eintritt blieb das Auge des Königs auf diesem Prachtstück haften, und auch während des Gespräches kehrte es immer wieder dahin zurück, so daß der Großindustrielle sich endlich verpflichtet fühlte, Nikita die Geschichte dieses funkelnagelneuen Ordens mitzuteilen.

Als er gehört hatte, nickte der König befriedigt, nahm ihm den Orden von der Brust, steckte ihn ein und sprach:

„Das muß ich loben — das ist wirklich sehr schön von Ihnen gewesen. Dafür verleihe ich Ihnen nun den Daniloorden erster Klasse."

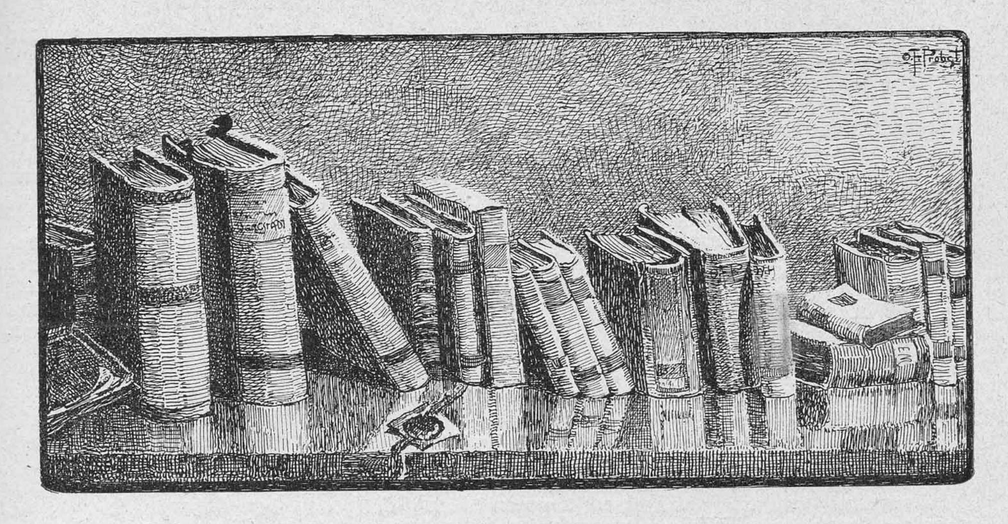
Rifat Gozdović Pascha.

Extrablatt.

Helenchen meint, daß Extrablätter nur ausgegeben werden, wenn Russen gefangen worden sind. In den Tagen der Kriegsanleihe, sah sie mir über die Schulter als ich ein neues Extrablatt las, erluchste eben nur die fettgedruckte Überschrift, stürzte spornreichs nach der Küche und schrie: „Denkt Euch nur, es sind neun Milliarden Russen gefangen worden."

Aus der guten alten Zeit.





Bergstädters Bücherstube.

Ausschau und Innenschau.

Buchbesprechungen von E. M. Hamann, Scheinfeld in Mittelfranken.

Kannten wir eine Zeit, da unser ganzer Mensch sich so sehr zugleich aufs äußere Ereignis und innere Erlebnis einstellte wie in der jetzigen? Da wir erschüttert wurden wie jetzt durch die Wucht des Heute und seiner Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zusammenschließenden Ergebnisse für den seelischen Menschen? Nein. Und keine Zeit sahen wir, da sich uns Ausschau und Innenschau enger verbanden, da wir so unmittelbar zu dieser Erkenntnis gelangten: daß alles Geschehen dem Ganzen des Einzelnen und der Gesamtheit zur Ausgestaltung dient, und daß es daher von diesem Ganzen als Ganzes erfaßt und ehrfürchtiger wogen werden sollte. Nicht allzu vieles entstand an Büchern — wie vor dem Kriege die Klage ging — während dieses riesenhaften Völkerkampfes. Aber vieles neueren Datums noch liegt vor an solchen, die wir, wie es heute geschehen wird, unter das Zeichen des Innen- und Ausschauens stellen können — um die es sich also, mehr oder weniger, „lohnt".

Da hielt ich soeben eines in Händen, das eine durchgeistigte Kraft von sinnfälliger, aber durchaus lebensfähiger Zartheit schuf: die zweite Gedichtsammlung Miriam Ecks, die am 28. Januar im 54. Lebensjahre von uns gerufen wurde. Das Hervorragendste, das uns die reine, aufs ideal Romantische gestimmte Muse dieser edlen Frau hinterließ, war ein Drama; „Caterina von Siena", dem die Zukunft hoffentlich eine Verlebendigung durch die Bühne vorbehält. Außer drei innig beseelten Erzählbüchern: „Augusta Trevirorum", „Der klingende Berg" und „Peregrina", veröffentlichte Mirian. Eck (Käthe Sebaldt) noch zwei lyrische Bände: „Herbst" und die oben angedeuteten „Marienlieder" (Berlin, Axel Juncker). Beide zeugen von selbständiger dichterischer Begabung, von Sprachgewalt, Tiefblick und ethisch wie künstlerisch beherrschtem leidenschaftlichen Gefühl. Die abgeklärtere, konzentriertere ist die zweite Sammlung, ein schmales Bändchen, auf das ich in unserem Maiheft mit besonderer Liebe hinweise, da es von der (protestantischen) Verfasserin selbst der „Maienkönigin" zu Füßen gelegt wurde. Kein Andachtsbuch. Den Namen trägt es nach dem selbstgewählten ersten der Autorin und nach dem Marienmonat, dem es seine köstlichsten Blüten dankt. Auf den nichtkatholischen Ursprung deutet die freie, bisweilen schalkhafte, immer aber liebende Behandlung des uralten Themas vom Welterlöser als Kind in den Armen der jungfräulichen Mutter, zumal in den von süßem Liebreiz umwobenen ausgesprochenen Mariendichtungen der beiden Hauptkapitel. In diesen steht außerdem viel Persönliches von meist herzergreifender Unmittelbarkeit und einzelnes von so vollkommener Schönheit, daß man seiner nie mehr vergißt.

Ganz auf persönliche Innenschau gerichtet, auch dort, wo sich Natur- und Weltbilder eindrängen, ist Hermann Hesses lyrisches Bändchen „Musik des Einsamen. Neue Gedichte" (Heilbronn,

Eugen Salzer 12° 84 S., geb. 1 M und 2,50 M.) Hesse war nie ein Vordringlicher, immer ein Stiller. Sein Schaffen hat sich mehr und mehr jener Macht unterstellt, für die wir keine ausgiebige deutsche, wohl aber eine anheimelnd verdeutschte Benennung haben: Melancholey, und zwar der „holden“, der sanft „resignierten“. Diesen tatsächlich für ihn kennzeichnenden Eindruck möchte des vorliegenden schmucken Büchelchens Eingangsgedicht „Der Blütenzweig“ mit dem Schluß-Reimpaar „Und bekennt: voll Lust und nicht vergebens war das unruhevolle Spiel des Lebens“, von vornherein verwischen. Aber es nützt nichts. Der Eindruck haftet fest und fester trotz des mancherlei — zumal in Sprache und Bild — Erfreulichen und Gewinnenden, das die Sammlung enthält. Einzelnes dagegen möchte man desto kräftiger wegwünschen, schon um dieser unserer gewaltigen Zeit willen, in der verschwommene Halbtöne leicht abstoßen. So vor allem die Gedichte „Der Einsame an Gott“ und „Im Grase liegend“ mit ihrer unglaublich geschmacklosen Unlogik. Und was in aller Welt soll man von einem Lyriker erwarten, dem, seinem abgelegten Selbstbekenntnis in „Vereinsamung“ zufolge, das eigene Herz „zur Fremde“ wird, was von einem Künstler, an dessen Werk, nach seiner Zusicherung, die „frohe Welt“ alles (!) gut findet, dem aber der dadurch verliehene „frohe Kranz“ des „Lebens Kraft und Glanz“ verschlungen hat — ein „unnützes Opfer“, wie er noch hinzuzufügen für richtig findet. Hesse liebt Hölderlin und sucht ihm durch — nach meinem Gefühl reichlich schwächliches — dichterisches Nachempfinden nahe zu kommen. Das wird ihm kaum je gelingen, kann ihn nur hemmen, indem es sein Bestes, das Eigenste nämlich, herabdrückt. Er vermochte doch sonst Empfängliche, auch Andersgesinnte zu packen. Dieses Mal hat er darin, wenigstens mir gegenüber, so gut wie versagt.

Mit um so froherem Aufatmen greift man da nach einem Buche, das sich seit meiner letzten Besprechung im Aprilheft richtig schon zur zweiten, „stark vermehrten“ Auflage durchgesetzt hat: zu den Kriegsliedern einer deutschen Frau: Ilse Frankes „Deutsche Treue“. Ich bitte mein erstes Urteil nachzulesen; es bleibt für die Neuauflage bestehen. 24 Gedichte sind hinzugekommen: eine wirkliche Bereicherung, die wir der Verfasserin bleibend danken werden.

Und nun zu einem außergewöhnlich reichen poetischen Schatz: M. Herberts „Einsamkeiten“ (fünfte und sechste Auflage) und „Verborgenheiten“ (beides bei J. P. Bachem, Cöln a. Rhein, geb. je 4 M). Man hat die Dichterin in weiten Kreisen seit lange als berufene Erzählerin zu schätzen gewußt, aber erst bei der Lyrikerin M. Herbert haben auch Nichtwillige ein zwingendes Talent anerkannt. Nach meinem — und vieler — Urteil ein geniales. Die Fruchtbarkeit des Schaffensdranges: wir besitzen seit 1899 von M. Herbert zehn mittelstarke Gedichtbände, darunter einige in vermehrten Neuauflagen, tut's selbstverständlich nicht allein, wiewohl es von vornherein überraschen muß, wenn sich einem auch sonst ausgesprochen hochbegabten Menschen Denken und Fühlen immer leicht, die tiefsten und gewaltigsten Eindrücke aber stets im Rhythmus und Reim ausgestalten. Aber das Was und Wie! Eben dieses beides zeigt eine Verinnerlichung der Kraft, wie sie sich nur bei Auserwählten bekundet. Für M. Herbert ist alles Erleben und Durchleben endgültig auf Innenschau gestellt, der sich jedoch der äußere Tief-, Weit-, auch Fernblick eint. Wie alle großen Künstler liebt sie die Einsamkeit und Verborgenheit, weiß sie Einsamkeiten und Verborgenheiten aufs künstlerisch Ideale hin auszuschöpfen. Aber sie hat sich das rechte Verhältnis zur Wirklichkeit, zu unvergänglichen Lebenswerten gewahrt, und alles Schwere der Erfahrung konnte ihr die echte Menschenkenntnis, die allemal auf Liebe beruht und sich auf ihr ausbaut, nicht rauben noch trüben. Drei Quellen sind es, die ihrem Talent ununterbrochen zuströmen, und drei Hauptthemen lösen demgemäß den Born der Poesie in ihr selbst: Gott, Mensch, Natur, wie denn auch die jüngste und wohl vollendetste ihrer lyrischen Sammlungen („Verborgenheiten“) diese Dreiheit alles dichterischen Gegenstand im Untertitel bezeichnet. Annette Drostes leidenschaftlich suchende und reuig in sich selbst einkehrende Gottliebe finden wir auch bei ihr, und wie jene von ihr glühend Verehrte hält sie den Kontakt mit der Natur stets im ehrfürchtig liebenden Bewußtsein geschlossen. Weiter und tiefer dagegen reicht bei ihr die Kraft der Verbindung mit Mensch und Menschheit. Auch sie pflegt, zumal seit den letzten Jahren, beseelte plastische Lebensausschnitte in lyrisch-epischer Form dem Vergangenen zu entheben, und immer unmittelbarer wirken die von ihr gegebenen Linien künstlerischer Einfachheit, wie denn überhaupt ihre Dichtung sich mehr und mehr auf das tiefschürfend Konzentrierte richtet. Dabei entzückende Zartheiten, auch Liebliches, schlicht Liedhaftes, reizvoll Farben und Licht Sprühendes. Den früheren Härten geht sie aus dem Wege; die Sprachgewalt ist blühend und groß, öfter mehr sieghaft ringend als anmutig sich schmiegend. Großer Ideenreichtum und eine Fülle edlen Fühlens, Erfassens, Durchdringens. Die Zukunft wird den Namen M. Herbert auf den unsern nationalen Besitzstand verzeichnenden Blättern deutscher Kulturgeschichte suchen und finden.

Eine zumal im deutschen Westen und Süden beliebte und hochgeschätzte Dichterin, Antonie Jüngst, beweist in ihrem letzten Werke: „Was die Lagune birgt. Bilder aus der Geschichte Venedigs“ (Paderborn, Verlag von Ferdinand Schöningh, 8⁰ 243 S., geb. 3,60 ℳ), daß die Unkraft des Alters sie, die Siebzigerin, noch nicht berührte. Wir danken ihrer lyrischen Muse drei Sammlungen mit viel Anmutigem und zart, auch kraftvoll Tiefem. Ihre Hauptbegabung aber ging meines Erachtens aufs lyrisch-Epische, dessen sie uns mancherlei Treffliches schenkte, aus dem hier „Konradin der Staufe“, „Der Tod Baldurs“, „Unterm Krummstab“, „Maria von Magdala“ hervorgehoben sei. Der vorliegende Band dürfte auch jetzt durch seinen dichterisch klar und anziehend bewältigten Stoff weitere Kreise interessieren, denn er bringt selbstverständlich auch Kriegerisches, Kämpfe des Schwertes wie des Geistes, Dunkles und Lichtes aus dem Geschichts- und Kulturentwicklungsgange des Lagunenstaates. Um die 46 Einzeldichtungen schlingt sich verknüpfend ein feinsinnig gewobenes episches Band; an den Schluß des Werkes fügt sich ein Kapitel knapp und gut orientierender „Anmerkungen“: S. 226—239.

Mitten in eine idyllische Spiegelung des jetzigen Weltkrieges eröffnet den Blick Peter Dörfflers neuester Erzählband: „Der Weltkrieg im schwäbischen Himmelreich“ (Kempten, Verlag der Köselschen Buchhandlung 8⁰ 263 S. 2,50 ℳ). Held ist das deutsche Volk, wie es sich bei und nach dem großen Sturmesausbruch des Jahres 1914 ausprägte in einem schwäbischen Tale, das „wegen seiner Weltabgeschiedenheit, friedlichen Stille und nahrhaften Scholle das Himmelreichtal — wenn auch nur von spottlustigen Nachbarn — genannt wird.“ Die Verlagsanzeige hat recht, wenn sie das Buch einen Sonnenstrahl in der gewitterschweren Landschaft der bisherigen Kriegsliteratur nennt, auch wenn sie das hier übermittelte Bild als von unbeschreiblicher Feinheit des Kolorits bezeichnet. Dörffler zeigt sich wiederum nicht nur als ein ungemein gewiegter, sondern auch als ein aus den Tiefen der Seele liebender Kenner schlichten Volkstums, in dessen Urgründen unsere wertvollsten Schätze ruhen. Dem Charakter der Darstellung entsprechend tritt der Verfasser nicht überall ganz hinter seinem Werke zurück. Einmal wagt er sogar den kühnen subjektiven Satz vom Kriege als „Wahnsinn der Völker“, der „das Schönste und Lieblichste entwurzelt und in wilden Grotesken durcheinander wirbelt“. Doch offenbart er gerade die Segensmacht des grandiosesten aller irdischen Erzieher, zeigt, wie durch ihn schlafende Seelen hellwach werden, wie jener diese lehrt, ihren „durch Jahrzehnte gehärteten Anschauungskreis“ zu sprengen, nachdem sie selbst „auf einmal sehr kindlich und sehr reif und wißbegierig geworden sind“. Nicht durchweg ist der Stoff rein dichterisch gefaßt; bisweilen verschleppt sich der epische Faden im Chronistischen. Aber dann wieder finden sich Stellen, Kapitel, die an Allerbestes in Idyllen- und Heimatdichtung heranreichen. Es läge nahe, hier gleich auf Peter Dörfflers zweite neue Schöpfung: den Campagna-Roman „La Perniziosa“ einzugehen. Aber ich verschiebe die Besprechung besser auf später und wende mich einigen Erzählwerken zu, die das jetzige breitere Interesse stärker ansprechen dürften, obwohl auch sie schon vor Kriegsbeginn bereit lagen.

Als erstes sei das ersichtlich z. T. autobiographische Buch eines als Dichter vielversprechenden norddeutschen jungen Juristen genannt, mit dem symbolischen Titel: „Der Ritt gen Morgen“, Roman von Hans Friedrich Blunck (Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. 8⁰ 265 S., geb. 4 ℳ). Die Handlung führt zunächst nach Südwest zu den kämpfenden Schutztruppen. Ein holsteinischer Einjähriger, Geerd Vollmert, empfängt dort bestimmende Lebenseindrücke, zumal beim Schlachtentod eines Jugendfreundes, der die eigene Jugend betrauert, weil sie „erst anfing zu leben“, und dessen Abschiedsgruß in eine aufrüttelnde Mahnung ausklingt: „Laß dir den Tod nicht zu früh kommen, Geerd!“ Da beschließt dieser, ein bisher Reiner, Markiger, den Anruf als richtunggebendes Vermächtnis zu übernehmen. Er kehrt dann zurück ins Hamburg-Altonaer Land, will dem Staate als Jurist dienen und dabei Auge und alle Sinne offen halten für die ihm etwa winkenden Freudenblüten und -Früchte. Unter Führung seines älteren, einzigen Bruders, der eine idealere Veranlagung verloren hat an eine robuste und wenig reinliche Genußpraxis, gerät er in den Kreis der hanseatischen jungen Geldaristokratie. Mit erschreckender Selbstverständlichkeit leben die hier Vorgeführten ihr z. T. verderbtes Leben. Unter künstlerischer Zurückhaltung hebt die Darstellung den Vorhang, läßt uns hineinschauen ins moderne Babel — und wir sehen übergenug, wie Geerd Vollmert bald genug des Gebotenen bekommt, nachdem er in mißverstandenem Lebensdrang „mitmachte“. Die zunächst ihm halb unbewußt reine Neigung zu einer Jugendgefährtin hilft ihm aus den ihm so wenig wesensverwandten Kreisen, läßt ihn eine vorschnell und hauptsächlich auf den vornehmen „Effekt“ hin geschlossene Verlobung lösen und den Weg zu einem schönen Heimglück sowie zu einem seine edelsten Kräfte fordernden Lebensberuf finden. Der sittliche Ernst der Darstellung läßt sich nicht verkennen. Aber er reicht nicht völlig aus, dringt nicht hinein in die Quelltiefen wahrer Sittlichkeit und ihrer Rettungsmittel. Daher

denn auch am Schlusse die bedauerliche Zulassung des abgedroschenen Duell-Motivs, das allerdings in diesem Sonderfalle durch die fein und fest zugreifende psychologische Begründung weniger grell-herkömmlich erscheint. Das Schönste und auch Mitreißendste am Ganzen ist die immer wieder hervorbrechende heiße Heimatliebe, der wir prachtvolle, in die Darstellung organisch eingewobene Schilderungen danken. Die Schilderungskunst an sich, auch hinsichtlich des afrikanischen Schauplatzes, tritt überhaupt als sehr bemerkenswert hervor, in ihr ein lichter, scharfer, zugleich guter und zwar gütig-gerechter Beobachtungsblick für die Umwelt. Und eine für den jungen Autor auf eine reiche Zukunft deutende große, starke Sehnsucht nach Wahrheit, Schönheit und selbst zu vollbringender Segenswirkung. Zuletzt, gegen das Ende, noch ein blitzartig aufleuchtender Hinweis: „Ich glaube, daß etwas Gewaltiges über unser Volk kommen wird, irgend etwas Furchtbares und doch unsäglich Großes." Und dann kommt die Zusammenfassung einer Haupttendenz des Buches: „Sie glauben an eine Wiedergeburt?" „So lange wir deutsch bleiben und für Siedlungsländer kämpfen können." „Und wo wären die?" „An der Ostsee, im Westen, überall in der Welt!" Darauf, für den Helden und — hoffentlich — viele seiner Landsleute ausschlaggebend: „Wir wollen zurück, zurück zur Marsch, ans Meer. Wir wollen wieder Bauern werden." Die Hochschätzung gesunder, in Zweck und Ziel völlig aufgehender Arbeitskraft, nicht zuletzt unter einfachen und einfachsten Persönlichkeiten, durchzieht das ganze Buch, dessen Stil durch lichte, packende Anschaulichkeit erfreut.

Die ringende Arbeit um den Vollbesitz der Heimat des Geistes, der Scholle und des Herzens schildert ein anderer Nordischer, Georg Engel, in seinem letzten Roman: „Der Fahnenträger" (Leipzig, Grethlein u. Co. 8° 440 S. 4 M). Ich habe früher an dieser Stelle des gleichen Verfassers „Die vier Könige" besprochen und dabei des Autors Art und Mittel beleuchtet. Das vorliegende Werk hat seines Urhebers Bestes hervorgelockt: Georg Engels Gruppierungs-, Charakterisierungs- und Belebungskunst feiert hier Feste. Nur daß manchem das Gefühl kommen dürfte, als sei Vorzügliches an weniger Vorzügliches gewendet. Jedenfalls bleibt das Wesentliche der Lebensarbeit und -Errungenschaft des einen Helden und Fahnenträgers — es sind ihrer zwei — im tiefsten Grunde unaufgedeckt; vielleicht, wahrscheinlich sogar, daß die Kraft für eine sieghafte Glaubhaftmachung der hier ziemlich unbestimmt gelassenen Idee diesmal doch nicht zureichte. Die Handlung? Ein jugendlich ideal strebender Gelehrter hat sein Herz an die Gudrungestalt einer überaus häuslichen Kapitänstochter von großer Einfachheit des Geistes verloren und das Mädchen geheiratet, ohne ein eigentliches Heim zu finden. Erst viel später, da er als Hochschullehrer in einer kleinen nordischen Universitätsstadt durch Veröffentlichung eines freireligiösen Werkes in eine erschütterte Berufsstellung und auch in seelische Untiefen gerät, lernt er den wahren Wert seines Weibes kennen, das ihm durch ihre mütterlich fürsorgende Treue den Weg ans Licht ungehemmter Arbeit bahnt. Dieses äußerlich und innerlich so verschiedene Paar hat eine einzige Tochter, deren Persönlichkeit eine glückliche Mischung der elterlichen Charaktereigenschaften darstellt. Ihre Begabung sucht sie opferbereit auszuwerten für ihres Vaters Lieblingsschüler, der aber als positiv Gläubiger die Fahne des geliebten Meisters verließ und auf der Mutter Wunsch wie aus innerer Not vom Theologen zum Landwirt übersattelte. Als waschechter Idealist von reichlich eigensinniger Veranlagung lehnt er jeden fremden Einspruch ab, auch den der tapferen kleinen Professorstochter, die ihm eine Zeitlang den durch ihn arg ins Schwanken gebrachten Hausstand betreut. Er ist aber keiner von den ganz Unverbesserlichen, und so macht ihn Erfahrung endlich klug, so sehr zwar, daß er sich und alles, was er hat und ist, reuig und vertrauensfroh in die Hände seiner liebenden und geliebten Beraterin gibt. Zu derselben Zeit reift ihm recht eilig die Erkenntnis, daß er, genau besehen, nie ein Abtrünniger seines jetzigen Schwiegervaters war, sondern vielmehr „in all jenen Widerwärtigkeiten und zermalmenden Erfahrungen nichts anderes" als dessen „Fahnenträger". Damit aber wirklich das Ende den Anfang glänzend kröne, verkündet als Schlußredner die „Ministerialexzellenz", die gesandt und gekommen war, den armen irrgläubigen Professor Jakobus Vogt auf seine Abschubsmöglichkeit hin strengstens zu prüfen, an diesen gewandt folgendes als seiner Weisheit letzten Schluß: „Nein, mein Verehrtester, also die Freundschaft soll nach Ihren höchst geistreichen und gewählten Bemerkungen das silberglänzende Geschenk vorstellen, das die Gottheit ihren Bevorzugten auf den Tisch legt? Ich bedauere, daß ich dem widersprechen muß.... Aber eins ist mir doch durch meine Vogtschen Beziehungen klar geworden: die höchste sichtbare Form der Religiosität und des Glaubens auf Erden ist nicht irgendeine gleichgültige und durch allerlei Meinungsdifferenzen wieder lösbare Gemütsaffektion, sondern die ewige, immer aufs neue sich offenbarende, opfervolle Liebe der Frauen. In ihr liegt die Erlösung... In ihr auch die Erneuerung".. Doch im Ernst: das liest sich schlimmer als es, im Zusammenhang mti allem Vorhergehenden, in Wirklichkeit ist. Aber schade bleibt es, daß Georg Engel — das sei jetzt klar gesagt — sein bedeutendes

Können in diesem Buche wenigstens zum Teil an eine unhaltbare Idee gegeben hat.

Unserer Heldenkrieger einer, dessen Brust jetzt das Eiserne Kreuz schmückt: Paul Grabein, hat uns wieder ein tüchtiges Buch geschenkt: „Die vom Rauhen Grund“ (ebenda, 8⁰ 351 S., 3,50 *M*). Es ist ein — wie die Verlagsanzeige zu treffend besagt — groß angelegter Industrieroman, „durchweht von einem heißen, drängenden Atem“: dem der unaufhörlich vorwärts gepeitschten Entwicklung technischer Zivilisation. Aber dem von gleicher Seite gespendeten Lobe: „Ein brausendes Hohelied der Arbeit“ kann ich nicht so unbedingt zustimmen; dazu mischen sich hinsichtlich der ideellen Zwecks- und Zielrichtungen zu viele Miß- und Trübtöne in die reinen, starken Akkorde des Hauptmotivs. Die Leidenschaft der Arbeit verpersönlicht sich vor allem in dem jugendlichen Bergwerksdirektor Gerhardt Bertsch, der sich als Kind der Gegend erst in seiner Stellung Ansehen und Autorität erzwingen muß, ehe er, ähnlich dem Helden in Hermann Stegemanns neulich von mir hier angezeigten Roman „Der entfesselte Strom“, seinen großen Plan verwirklichen kann: die „völlig unbenutzten“ Wassermassen eines heimatlichen Talflusses unter Aufopferung eben dieses Tales für eine riesenhafte Nah- und Fernversorgung von Kraft und Licht auszulösen, dadurch eine die Schätze des Bodens voll verwertende Industrie und mit ihr „ein neues, gewaltiges Leben“, Wohlstand und Kultur in die engere Heimat einzuführen. Wie er das vollbringt, unter schmerzvoll heißen Kämpfen des liebenden und in der Liebe auch irrenden Herzens sowie des unter Wille und Fehl sich mählich stählend aufbauenden Charakters, ist sehr lebendig, fesselnd und zielsicher, sehr wahrhaftig und auch gemütsinnig — letzteres ein wenig nach der im guten (Schillerschen) Sinne sentimentalen Richtung — dargetan. Lokal- und Landschaftsschilderung deuten durchaus auf den Künstler, desgleichen die mannigfaltige, lebenstreue Charakteristik. Keine Schönfärberei, kein Verdecken. Irrtum, Schwäche und Sünde bleiben bei diesem Autor was sie sind, und echte Tragik spricht auch ihr Wort. Kurzum: ein Buch, das dem Verfasser zur Ehre, dem gereiften Leser zur Freude und zum Nutzen gereicht.

Ein verdienter alter Militär, Generalleutnant z. D., und seine Töchter sind die Hauptträger der Handlung in Karl Rosners Roman: „Die drei Fräulein von Wildenberg“ (ebenda, 8⁰ 411 S., 4 *M*). Das Buch liest sich gut als psychologische Studie in novellistischer Einkleidung. Am nachhaltigsten „antun“ wird es den meisten Lesern — nicht das weibliche Kleeblatt, sondern dessen Urheber mit der echt vornehmen Soldatennatur, der so treu die früh geschiedene Gattin betrauert und unter Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit die durch ihren Tod gerissene Lücke für seine Kinder möglichst zu schließen sucht. Je mehr er gibt, desto reicher wird er, und dennoch möchte ein jedes der drei Mädchen des „Weibes Los“ erfüllen. Der mittleren, einer Bildhauerin, und der jüngsten, einer Musikstudierenden, erblüht dieses Glück. Die älteste aber, der fürsorgende gute Hausgeist, muß seiner trotz der bei ihr ziemlich krankhaft auftretenden Sehnsucht entbehren lernen, nur daß am Schlusse eine etwas familienblattartige Andeutung auch für sie noch auf Hymens Rosenketten zu weisen scheint. Die betreffenden Männer sehen wir mehr auf dem Hintergrunde der Bildfläche, mit Ausnahme des prächtigen jüdischen Arztes, des Erwählten der rassigen Jüngsten. Gestreift wird die Vererbungs- und Frauenfrage, jene mit Feinsinn, diese mit Oberflächlichkeit. Reizvoll wirkt die zart herausgearbeitete Gegensätzlichkeit der Schwestern, deren der Hauptsache nach anziehend dargestelltes Seelenleben jedoch der rechten Tiefe zu entbehren scheint.

Endlich noch ein Wort über ein Werk aus neutralem Gebiet, ein Buch, das in seiner Art zu den schönsten gehört, das ich je gelesen habe: Sophus Bauditz' „Der alte Hauptmann“. Mathilde Manns vorzügliche Verdeutschung (Hamburg, Richard Hermes, 8⁰ 250 S., 4 *M*.) bringt uns dieses einzigartige Ergebnis eng verbundener Innen- und Ausschau auf heißgeliebtem Heimatboden ganz nahe, sodaß wir vom ersten Satze an nicht mehr an eine Übersetzung denken, jedenfalls es nicht zu tun brauchen. Hier verschmilzt sich unser deutsches Gemüt völlig mit dem ausgeprägt germanischen des dänischen Erzählers. Auch die herrlichen Naturstimmungen und -bilder wird zumal der deutsche Nordländer als ihm innig vertraut empfinden. Sehr zutreffend urteilt H. Karstens in der „Heimat“ über diese kostbare Gabe des schon durch sein Bildnis (s. Titelblatt) außerordentlich gewinnenden Verfassers, sie sei voller Lebensfreude und Lebensbejahung wie ein Liliencronsches Gedicht, voll zarter Naturempfindung wie eine Stormsche Novelle, bei allem Duft neuzeitlicher Romantik doch voll scharfer Gegenstands- und Personenschilderung wie bei Timm Kröger. Held ist ein pensionierter lediger Offizier, ein Jäger „von Gottes Gnaden“ aus dem berühmten ostjütischen Hjartholmer Walde. Als achtzehnjähriger Freiwilliger hat er sich bei Fredericia ausgezeichnet, dann sich zum Leutnant aufgedient, als Hauptmann den Krieg von 1864 mitgemacht und die begeisterte Tapferkeit unserer deutschen Jungens ehrlich schätzen gelernt. Nach Gott steht ihm das Vaterland am höchsten, und in seiner großsinnigen Weise fühlt er sich einem redlichen Feinde, der für eine Sache, an die er glaubt, mit ehrlichen Waffen kämpft, geistig näher

verwandt als einem unpatriotischen Landsmanne. Nie hat er die Heimat glühender geliebt als nach der Niederlage und dem Unglück, und als der Krieg beendet und der Friede gekommen war, schien ihm das Erleben einer frohen Stunde für immer ausgeschlossen. Aber der ihm mitgegebene herrliche Frohsinn, der den ganzen, biederen, herzfrommen Menschen mit den wenigen, niemals unliebenswürdigen „Menschlichkeiten“ durchleuchtet wie die Sonne den Tautropfen, siegt endlich dennoch, und nun lebt er dankbar-zufrieden in einer traulichen Waldhütte, wo er trotz seiner bescheidenen Mittel eine „unbegrenzte Gastfreundschaft“ übt an jenen, die mit ihm des edlen Weidwerks als echte Naturfreunde zu pflegen lieben. Er selbst ist überall hochwillkommen in seiner bescheidenen, von innen herausstrahlenden Ritterlichkeit, die allen Nächsten das Ihre gönnt und den edlen und schönen unter ihnen die Erfüllung jedes berechtigten Wunsches darüber. So kommt es, daß er beim Rückblick auf sein reich und köstlich bewegtes Leben nur zu danken weiß. „Ich bin ja ein glücklicher Mann gewesen — ungewöhnlich glücklich.“ Und als sein allergrößtes Glück preist er, „da ja so wenige Menschen dem Großen begegnen“, daß er sich über Kleinigkeiten habe freuen können — „über eine Blume, über ein Lächeln, über eine schöne Hand und über einen guten Schuß“. An seinem Sarge will er keine Rede gehalten haben: „Über mich ist nichts zu sagen. Aber ein Dankgebet und eine Fürbitte, das möchte ich wohl, denn da ist viel Grund zu danken.“ Als er im Sterben liegt, richtet er sich plötzlich halb auf und ruft mit kräftiger Stimme: „Hier!“ Befragt, gibt er noch die Erklärung: „Es war mir nur, als wenn mein Name zum Appell aufgerufen würde — von da oben her — und da antworte ich — natürlich.“ So geht er hinüber aus der Ausschau und Innenschau seines gesegneten Lebens in das Reich ewigen Schauens, dessen Seligkeit allen Menschen auf Erden guter Gesinnung winkt.

Neue Bücher.

Paul von Hindenburg. Ein Lebensbild von Bernhard von Hindenburg. Schuster u. Loeffler, Berlin 1915. 74 S. Preis geh. 1 *M*, geb. 2 *M*.

„Ich wurde von verschiedenen Seiten gebeten, Erinnerungsbilder über den Feldmarschall von Hindenburg zu schreiben, über die Zeit bis zum Kriege, seine Jugend, seine Kindheit, auch über die Vorgeschichte seiner Familie. Ich zögerte — — man mag sein eigen Fleisch und Blut nicht loben, das dürfen höchstens Fremde tun. Aber ich bin das einzige noch lebende männliche Mitglied seiner Generation, man verlangt Einzelheiten von einem, der manches selbst erlebt hat, der ein Zeuge ist für spätere Zeit.“ So schreibt der elf Jahre jüngere Bruder in der Einleitung. Keiner war so berechtigt, ja verpflichtet, dies Buch zu schreiben.

Im ersten Teile werden wir mit der Geschichte des altmärkischen Geschlechts der Benekendorpe bekannt gemacht, das 1130 zum erstenmal geschichtlich erwähnt wird. Es gehört zu den harten Geschlechtern, die in den Kämpfen gegen den slawischen Ansturm immer in vorderster Linie gestanden haben. Die Familie rückt ihren Wohnsitz stetig nach Osten vor, von der Altmark nach Brandenburg, nach Preußen und Posen.

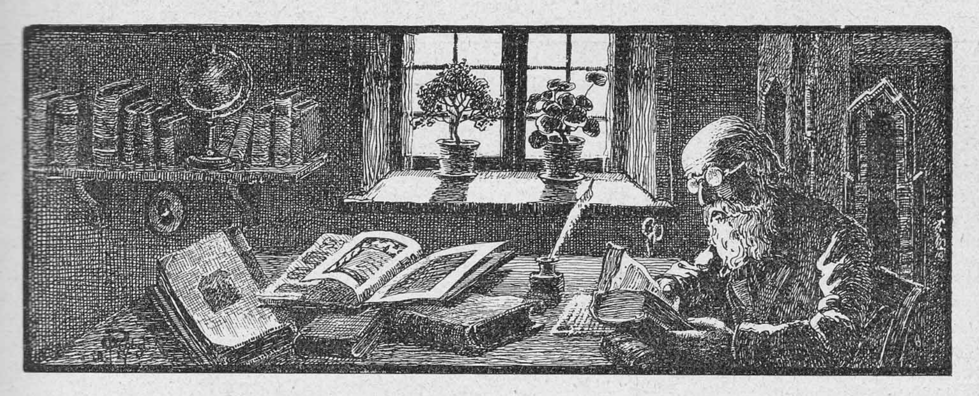
Weiterhin hören wir von Eltern und Großeltern des Feldmarschalls, von seiner ersten militärischen Erziehung durch eine Marketenderin, von den ersten Schuljahren in Glogau, von einem rührenden Testament, bevor er nach Wahlstatt kam, von Heimweh und Trostpaketen in der Kadettenanstalt, von seligen Ferien und Vollendung der Studien in Berlin.

Die folgenden Abschnitte zeigen den Helden in den Kämpfen bei Königgrätz, Saint Privat, Sedan und Paris. Kurz wird sein Aufsteigen bis zum Kommandierenden General in Magdeburg geschildert, länger die Besuche auf Neudeck, dem preußischen Stammgute. Das Schlußkapitel bringt einen Hinweis auf die Zeit nach seinem Abschied bis zum 22. August 1914, wo er telegraphisch zum Führer der Ostarmee berufen wurde. 26 Bilder zeigen den Feldmarschall in verschiedenen Lebensaltern, seine Familie, das Stammgut Neudeck. Zwei Schriftproben von 1870 und 1914 werden Graphologen reizen.

Die kleinen, schlichten Bilder, die der Verfasser liebevoll, doch ohne Ruhmrederei zeichnet, geben uns einen besseren Einblick in das Menschentum unseres Feldmarschalls, als es jede gelehrte Charakterstudie getan hätte. So konnte nur der Bruder schreiben, und wir danken ihm dafür. F. Janoske.

Der Eiserne Kanzler. Ein Lebensbild für das deutsche Volk. Von Arnold Stiebritz: 219 S. Leipzig, Hesse u. Becker. Preis 1,50 *M*, geb. 2 *M*.

Ein erster schriftstellerischer Versuch, wie der Verfasser das Buch bescheiden nennt; aber einer, zu dem man ihn beglückwünschen kann. Die ersten beiden Teile Lehr- und Wanderjahre sind besonders hübsch behandelt. Ohne nachprophetisch dem jungen Bismarck Züge zu verleihen, die er nie gehabt, wird sein Werden wahrheitsgetreu und anschaulich geschildert. Die Zeit nach 1871 kommt etwas kurz weg. Ein gutes Volksbuch. F. Janoske.



Aus Großvaters Bücherschrank.

Aus Briefen eines Einjährig-Freiwilligen vom 3. Garde-Grenadier-Regiment Königin Elisabeth während der Belagerung von Paris 1870/71.

Fort d'Aubervilliers, 7. 3. 1871.

......Das Ideal, oder richtiger Endziel, welches jedem wackeren Combattanten während der Belagerung von Paris vorschweben mußte, nämlich: Die Stadt, welche uns so schwere Momente verursacht, die durch ihren langen Widerstand Leben und Gesundheit vieler Tausende vernichtet, überwunden und gedehmüthigt zu sehen und sie als Sieger zu betreten — ist von uns in den letzten Tagen erreicht worden. Aber leider war uns kein stattlicher Einzug vergönnt, sondern wir mußten froh sein, so unter der Hand hineinzukommen und machten also (wenigstens unser Truppentheil) von dem Recht des Siegers den denkbar bescheidensten Gebrauch.

Am 1. d. Mts., Abends, traf bei uns im Fort die Ordre ein, daß das Regiment am nächsten Morgen nach dem eine Meile südwestlich von St. Denis gelegenen Dorf Courbevoie abzurücken habe, um von da am zweiten Tage den festlichen Einzug in Paris im Verein mit den übrigen Truppentheilen des Garde-Corps zu bewerkstelligen.

Alsbald wurden von jeder Compagnie etwa 110 Mann ausgewählt und zur Betheiligung designirt. Am Morgen des 2. traten wir den Marsch an und erreichten gegen Mittag das nahe der Seine gelegene, vom Mont Valerien etwa eine halbe Stunde entfernte Courbevoie, wo wir in einer großen, völlig ausgeräumten Kaserne einquartiert wurden. Hier erreichte uns die Trauerbotschaft, daß der Friede mittlerweile ratifizirt worden sei und deshalb der für den kommenden Tag angesetzte Einzug der Garden in Paris nicht stattfinden werde. Sofort beschloß eine Anzahl von Freiwilligen des Bataillons, wenigstens den Versuch zu machen, außerdienstlich der Stadt, welche in ihrem westlichen Theil vom 2. bayerischen und 6. preußischen Armeecorps besetzt gehalten wurde, einen Besuch abzustatten. Die Erlaubnis hierzu wurde uns ohne Weiteres ertheilt und so machten wir uns denn, fünf an der Zahl, alsbald auf den Weg.

Die Seine-Brücke war bald überschritten und so wanderten wir die so schier endlos sich dehnende Avenue de Neuilly entlang, in einem Strom von deutschen Offizieren und Soldaten aller Waffengattungen. Von der Civilbevölkerung (französisches Militär war selbstredend ganz unsichtbar) war nicht viel zu bemerken. Die Leute hielten sich wohl meist in den Häusern, deren Jalousien größtentheils geschlossen waren. Die Passanten machten gar mürrische Gesichter. Die Damen gingen in Trauer, — aber man beachtete die verzweifelten Patrioten nicht sonderlich.

Als wir die Enceinte (die Umwallung der inneren Stadt) erreichten, erschien uns die Entfernung nach dem ungefähren Mittelpunkt der Stadt noch so ungeheuer, daß wir, schon in Anbetracht des beschränkten Urlaubs, es vorzogen, nunmehr einen kleinen offenen Wagen mit einem schrecklich reduzierten Gaul zu miethen. Die Fahrt war höchst interessant. Rechts und links, so weit das Auge reichte, die herrlichsten Paläste, die freilich mit den geschlossenen Jalousien einen recht öden Eindruck machten. Fast am Horizont, die Avenue in weiter Ferne quer absperrend, ragte der Triumphbogen aus dem Häusermeer empor. Erst nach geraumer Zeit erreichten wir den stattlichen Bau und ließen den Rosselenker halten, um ersteren genau in Augenschein nehmen zu können. Wie bekannt, sind an den ungeheuren Wandflächen sämtliche sieg-

reichen Schlachten verzeichnet, welche die französische Armee geschlagen. Für neue Siege schien nun an dem ganzen Bauwerk kein Platz mehr zu sein, — kein Wunder also, daß die Armee auf solche verzichtet hatte, denn was thut man mit Siegen, die nicht eingemeißelt werden können! — Ehe wir übrigens den Ort verließen, entdeckte ich doch noch einen kleinen freien Raum, dicht über dem Prellstein, der wohl noch für „Saarbrücken“ und „Coulmiers“ ausreichen dürfte. Durch diese Beobachtung völlig beruhigt, bestiegen wir wieder unseren Kälberwagen.

Nach längerer Fahrt erreichten wir die bereits im zarten Grün prangenden „elyseischen Felder“. Hier verließen wir unser trauriges Gefährt, das unglückliche Roß, welches nicht recht weiter konnte, seinem Schicksal mit der Überzeugung überlassend, daß dies wohl sein letzter Trab auf dieser Welt gewesen sein dürfte. — Der herrliche Place de la Concorde setzte endlich unserer Wanderung ein Ziel, denn hier war die Welt sozusagen mit Brettern vernagelt: vor uns schloß das Eisengitter des Tuilerien-Gartens den Platz ab, rechts, zur Absperrung der Seine-Brücke und des Boulevards, links der Rue Rivoli, waren Barrikaden aus zusammengefahrenen Laffeten gebildet, auf deren beiden Seiten je ein deutscher und ein französischer Posten auf- und niederschritt, was gerade keinen sehr erhebenden Eindruck machte. Der Platz selbst mit seinen bekannten Kolossal-Statuen der vier Städte Nantes, Lyon, Straßburg, Marseille, dem berühmten Obelisk von Luxor, den großen Gebäuden des Marine-Ministeriums, des Industrie-Palastes usw. machte einen höchst imposanten Eindruck. In der Ferne ragten die Notre-Dame-Kirche und die vergoldete Kuppel des Invaliden-Domes auf — für uns unerreichbar.

Es war mittlerweile Abend geworden; die bayerische Besatzung schleppte Stroh zusammen, um unter freiem Himmel Biwak zu beziehen, und wir selbst machten uns auf den Heimweg. Ziemlich spät und ermüdet vom Umherflanieren erreichten wir die Kaserne in Courbevoie, wo wir die Nacht ohne Stroh, nur in den Mantel gehüllt, auf bloßer Diele zubrachten.

Am nächsten Morgen Punkt 7 Uhr setzten sich die Bataillone nach der Rennbahn im Lobchamps (Bois de Boulogne) in Bewegung, woselbst die große Parade über das Garde-Corps vor dem Kaiser stattfand. Die Sache war sehr anstrengend, da wir durch sieben Stunden den Tornister nicht vom Rücken bekamen. Der Kaiser, der sehr pünktlich um 11 Uhr erschien, machte auf mich den Eindruck, als ob die ungeheuren Ereignisse der letzten Monate doch sichtbare Spuren in seinen edlen Zügen hinterlassen hätten. — Der Parademarsch schien übrigens, trotz einer gewissen Ermattung der Leute, im allgemeinen recht gut zu gehen.

Um 2 Uhr waren wir wieder in dem öden Quartier zu Courbevoie; dort aber litt es uns nicht lange; denn wir hatten in der Nähe eine trauliche Weinkneipe entdeckt, und da fanden wir uns denn auch bald zusammen, um so gemütlich wie in irgend einem Bresauer Lokal die halbe Nacht zu verplaudern.

Am 4. früh verließen wir Courbevoie und erreichten gegen Mittag wieder unser großes Gefängnis, das Fort d'Aubervilliers. Der Marsch war bei dem lauen Frühlingswetter ziemlich anstrengend gewesen, zumal wir über die eisernen Hängebrücken, welche bei St. Denis wiederholt die Seine überspannen, nur sectionsweise ohne Tritt marschiren konnten, da die Haupt-Joche noch von der Belagerung her entfernt waren.

Nach zwei weiteren Tagen bereicherte ich meine Kenntniß von der Umgegend von Paris durch einen Ausflug nach den Höhen von Romainville, auf denen das gleichnamige Fort, sowie Fort Noisy gelegen.

Die steilabfallenden, sandigen Abhänge der Hügel, über den die Befestigungswerke drohen, machen einen höchst ungemüthlichen Eindruck und erscheinen fast völlig sturmfrei. Auf dem Plateau liegt außer den Forts das Dorf Petit-Romainville, an welches sich in ununterbrochener Kette die Vorstädte Gervais und Belleville anschließen. Der Blick von diesen, im Osten von Paris gelegenen Höhen, ist unbeschreiblich schön und hielt uns lange gefesselt. Bald aber meldete sich ein ganz normaler Hunger und Durst, welche uns einem allerliebsten Garten-Etablissement zuführten, das dicht an der die Vorstädte von Petit-Romainville absperrende Barrikade gelegen war. Der Garten wimmelte von deutschen Offizieren und Soldaten, zwischen denen sich ungeniert eine Menge französischer Civilisten bewegte. Alles that sich an dem guten Wein gütlich und freute sich des herrlichen Wetters. — Auch von diesem Ausflug nahmen wir die angenehmsten Erinnerungen in unser unfreiwilliges Heim mit.

Heute, am 8., haben wir hoffentlich die letzte Feldwache (zum Schutz der Demarkationslinie) absolvirt, denn, wie verlautet, soll morgen oder übermorgen der Heimmarsch beginnen. Ob wir mit der Bahn expedirt werden oder marschiren werden, ist noch unbestimmt. Uns ist es freilich ziemlich gleichgültig, wenn wir nur endlich die Heimath erreichen.

Plessis Belleville, den 12. 3. 1871.

Am 10. früh haben wir endlich das uns allen so verhaßte Fort verlassen und sind somit in mancher Beziehung der Freiheit wiedergegeben. Eigentlich sollte sich unser heutiger Marsch bis Nanteuil le Haudouin erstrecken, wegen Überfüllung dieses Ortes aber wurde schon hier Nachtquartier gemacht. Die Ungewohntheit des Marschirens brachte heut und gestern einige zu Fall; mir hat der

Marsch weiter nichts angehabt und ich habe meinen Affen wohlgemuth seinem Ziel entgegengetragen. Momentan befinde ich mich in einem recht hübschen Quartier. Die Einwohner benehmen sich im Allgemeinen vernünftig, besonders wenn man nicht unfreundlich gegen sie ist. Ich habe heute mit meinen Leuten bei der schweren Geburt eines Knäbleins Accoucheurdienste geleistet, wofür sich die um die gehörnte Wöchnerin in großer Angst schwebende Hofbesitzerin in Bezug auf die Verpflegung sehr dankbar erwies.

Für die nächsten Tage — das erste Mal während des ganzen Feldzuges — bin ich wegen hochentwickelter Impfblattern von jedem Dienst dispensirt. Ob wir demnächst der Grenze zu marschiren oder wieder Cantonnements-Quartiere beziehen werden, ist noch ganz unbestimmt.

Le Mesnil Amelot, den 24. 3. 1871.

Wegen der in Paris ausgebrochenen Unruhen haben wir plötzlich wieder den Vormarsch auf Paris angetreten und befinden uns nach einem respectablen Marsch von Nanteuil, welches wir bereits erreicht hatten, hier in abwartender Stellung.

Die Reservisten sind über diesen abermaligen Aufschub natürlich wenig erbaut, da ie sehr nach ihren Familien verlangen.

Die letzten Märsche sind mir wieder recht gut bekommen; wenn nur von den vielen Erkältungen auf den Feldwachen nichts nachkommt!

Ich freue mich sehr, jetzt wieder in der Lage zu sein, mit den Einwohnern französisch zu radebrechen; leider hatte man ja hierzu während der Belagerung gar keine Gelegenheit, da die Orte um Paris herum, wenigstens im Norden, sämtlich menschenleer waren.....

Nanteuil, den 2. 4. 1871.

Zwei Schritt vor — einen zurück: die reine Echternacher Spring-Procession! — Wie lange werden wir hier liegen? Gewiß nur so lange, als bis wieder eine Vorbewegung eintritt gegen das große Narrenhaus.

Hier läßt es sich übrigens gut wohnen, besonders da ich in einer recht hübschen Villa gut untergebracht bin. Ich bewohne mit meinem Famulus (alias Putzkamerad) ein freundliches Parterre-Zimmer, welches direct in den Garten führt. Der Blick ist sehr freundlich. Rechts erhebt sich die alterthümliche Kirche, links und im Vordergrund reiht sich Garten an Garten, während eine Hügelkette das Bild umrahmt. Kleine Sänger beleben die Büsche. Im Nachbarhaus befindet sich ein comfortables Wein-Local, in dem ich täglich mit den Breslauer Freunden zu einer Partie Billard zusammentreffe. Zwei kleine Mädchen im Alter von 10 und 12 Jahren, Töchter des Wirths, bedienen hier die Gäste und machen uns durch ihre Naivität und die krampfhaften Versuche, deutsche Worte nachzusprechen, viel Spaß. Sie führen die hochtrabenden Namen Solferina und Camelia. Wir verplaudern in diesen gastlichen Räumen manche Stunde und gelangen so bei vernünftigem Meinungsaustausch und einigem Comfort wieder allmählich zu der Anschauung, daß der Mensch auch noch zu anderen Zwecken auf die Welt kommt, als Erbswurst zu vertilgen und seinem Nebenmenschen den Hals umzudrehen.

Die Nachrichten aus Paris lauten wieder sehr beunruhigend. Die Communisten sollen einen Vorstoß gegen Versailles gemacht haben. Vielleicht geht es deshalb morgen schon wieder vor, — kurz mit den Aussichten auf baldige Heimkehr sieht es wieder recht schlimm aus.

Endlich bin ich nun auch zum Unterofficier in Vorschlag gebracht, womit dann wohl vorläufig, bis zum Ablauf des Dienstjahres, meine glänzende militärische Carrière abgeschlossen sein wird.

Unser neuer Compagnie-Chef ist ein strenger, aber gerechter Mann, der uns gehörig herannimmt. Vormittags wird meist zwei Stunden stramm exercirt, Nachmittag werden die Rekruten ausgebildet. — Hoffentlich gibt es bald wieder einmal ein paar Märsche. Was kann es auch für den Soldaten Schöneres geben, als beim herrlichsten Frühlingswetter Länder und Menschen wie im Fluge kennen zu lernen auf fröhlichem Marsch mit frischem Muth?

Nanteuil, den 26. 4. 1871.

Noch immer liegen wir in dem anmutigen Städtchen, und es vereinigt sich hier wirklich Alles, um uns den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen und uns über die immer wieder verzögerte Heimkehr zu trösten.

Die Abende verbringen wir meist in einem freundlichen Weingarten, aus dessen Laube wir unsere fröhlichen Studentenlieder in die laue Nacht hinaus erschallen lassen. Häufig auch erfreut uns Freund F., der im Besitz einer schönen Baßstimme, mit einem schulgerecht vorgetragenen Solo.

Die Bewohner der Stadt beobachten uns gegenüber ein ziemlich zurückhaltendes, aber nicht unfreundliches Wesen, was sie indeß nicht abhält, uns bei allen etwaigen Einkäufen gehörig übers Ohr zu hauen.

In Paris soll es wieder toll zugehen, und es verlautet, daß wir bald wieder vorrücken werden. Häufig hört man die Kanonade bis hierher.

Vor einigen Tagen machten wir einen interessanten Übungsmarsch nach dem Park von Hermenonville, in welchem sich die Grabstätte Rousseaus befindet.

Schließlich kann ich noch vermelden, daß ich nun glücklich Unterofficier geworden bin und nunmehr weiteren Eventualitäten mit größerer Ruhe entgegensehe, da das Avancement doch verschiedene Erleichterungen für mich im Gefolge hat.

(Schluß folgt.)

Aus alten Zeitschriften.

Das Bürgermeister-Ey.

Im offnen Städtchen Kikriki
— der Chronik darf ich's nacherzählen —
Sah man die Ratsherrn spät und früh
Seit zweier Monden Frist sich quälen,
Den Bürgermeister zu erwählen.

Da ward in nächster Sitzung kund,
Es hab' im Dorfe Abentheuern
Der Schultze Bisam einen Fund
Von achten Bürgermeister-Eyern.
So wunderlich es klang, so log
Die Sage nicht, denn Bisam zog
An seines Gärtchens fettem Rande
Die größten Kürbisse im Lande
Und nannte sie, wie's manchem Ding'
Im Reich der Wesen schon erging,
Weil er dazu den ersten Samen
Von Meister-Bürgern einst empfing,
Nach des Gevatters Bürgers Namen.

Nun sahn die Herrn im Geiste schon
Die seltne Frucht dem Ey entlaufen,
Und eine Deputation
Ging ab, der Eyer eins zu kaufen.
Man läßt es in Prozession
Nach Kikriki aufs Rathaus wandern,
Allwo in gutem Glauben jetzt
Sich ein Senator nach dem andern
Acht volle Stunden draufgesetzt.

Als zwanzig Tage so verflossen
Und jeder seine Pflicht getan,
Das Ey jedoch sich nicht erschlossen,
Da schüttelten die Brütgenossen
Die Häupter allesamt und sahn
Einander schweigend fragend an;
Zumal am Wunder-Ey, dem raren,
Die Spuren der Vergänglichkeit
Den weisen Nasen nah und weit
Nicht länger zu verbergen waren.

Nachdem man nochmals delibriert,
Ward, was beschlossen, ausgeführt
Und bald nach Sonnenuntergange
Der Kürbis an des Hügels Hange,
Auf dem das Rathaus einsam stand,
Zum nächsten Teich hinabgesandt.

Er rollt und springt und stürzt ergötzlich
Den ungebahnten Berg hinab
Und sinket in das Flutengrab.
Doch in dem Augenblick — entsetzlich!
Steigt kreischend aus dem grünen Moor —
Als käm' er eben aus dem Eye —
Ein wilder Gänserich empor
Und sucht in schneller Flucht das Freie.
Die Herren aber schrein, wie toll,
Einstimmig: „Alle guten Geister!
Stadtschreiber, bringt's zum Protokoll!
Kein Mensch uns Irrtums zeihen soll:
Dort fliegt der neue Bürgermeister."

„Feierstunden", 1821.

— In Brüssel hat man berechnet, wieviel Mamsel Rachel, die für ein ungeheueres Honorar auf dem dortigen Theater gastiert, für jeden Vers, den sie spricht, an barem Gelde erhält. Hier folgt diese wunderliche Berechnung. Sie trat in den „Horatiern" von Corneille auf. Sie erscheint im ersten Akte auf der Szene und spricht 107 ½ Vers, im zweiten spricht sie 23½ Vers, im dritten 59½ Vers, um vierten 100⅚ Verse. Im fünften kommt sie nicht mehr vor, da sie am Schlusse des vierten Aktes ermordet wird. Im ganzen hat sie also zweihundert und einundneunzig Verse zu sprechen, mit Inbegriff eines Achs! in der dritten Szene des ersten Aktes, zweier Halbverse, in der sechsten Szene des zweiten und in der sechsten Szene des dritten Aktes und eines Helas! in der zweiten Szene des vierten. Da nun jede Vorstellung der Mamsel Rachel 1500 Franks einträgt, so wird sie in ihrer ersten Rolle etwa fünf Franken für jeden Vers erhalten.

„Europa," 3. Band, 1842.

— In den Gebirgen von Piemont und Nizza werden noch Nachkömmlinge großer adeliger Familien gefunden, welche jetzt nur Bauern, aber auf ihre Abkunft sehr stolz sind. Ein Reisender, der einst in der Hütte eines solchen Bauern ein Nachtlager fand, hörte, daß der Vater zu seinem Sohne sagte: „Ritter, hast du die Schweine gefüttert?"

— Unter die sonderbaren Spiele und Zufälle, die man ihres oft wunderbaren Zusammentreffens wegen bemerkt und aufbewahrt, gehören auch die Ursachen, die dem Kalifen Muhamed dem III. den Beinamen: „Musemmen", der Achter, verschafften. Er war nämlich der achte Kalife seines Hauses, hatte acht Hauptplätze eingenommen und acht Schlösser erbaut, ferner zählte er in seinem Palast achttausend Kamele, achttausend Maultiere und achttausend männliche und weibliche Sklaven; endlich regierte er — was nun das Auffallendste von allem ist — acht Jahre, acht Monate und acht Tage.

— Zwei junge Offiziere sprangen adonisiert aus dem Fiacre vorm Ballhause; der eine davon ziemlich tief in den Straßenkoth, weshalb ihm ein leiser Fluch entfuhr. „Was hast du, Brüderchen?" rief ihm der andere zu, „was ficht dich an am Saume von Cytherens Hayne?" „Ach, laß mich," versetzte dieser unmutig, „ich bin auf eine fatale Art in die Wirklichkeit getreten."

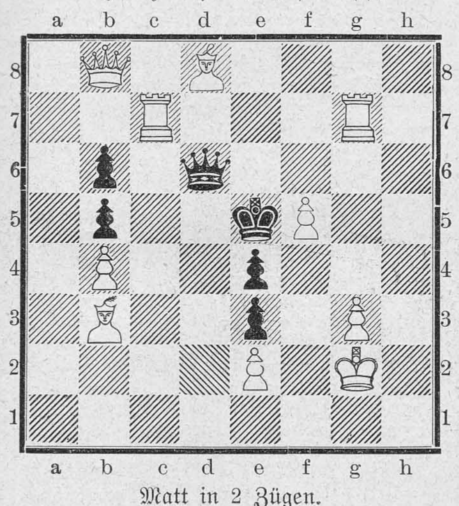
„Feierstunden", 1821.



(Originalbeiträge.)

Aufgabe Nr. 60

von Franz Scheiter jr., Troppau.

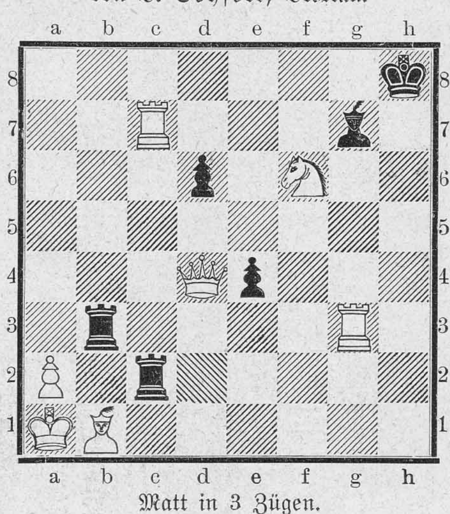


Matt in 2 Zügen.

Weiß: Kg2, Db8, Tc7 u. g7, Lb3 u. d8, Bb4, e2, f5 u. g3.
Schwarz: Ke5, Dd6, Bb5, b6, e3 u. e4.
[10 + 6 = 16 Stück.]

Aufgabe Nr. 61.

von B. Seyfert, Breslau.

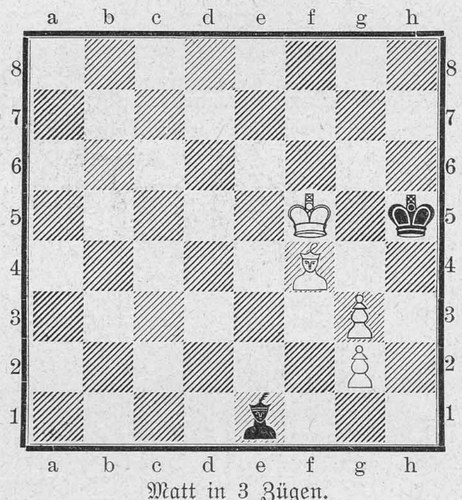


Matt in 3 Zügen.

Weiß: Ka1, Dd4, Tc7 u. g3, Lb1, Sf6, Ba2.
Schwarz: Kh8, Tb3 u. c2, Lg7, Bd6 u. e4.
[7 + 6 = 13 Stück.]

Aufgabe Nr. 62

von Freiherr Walter von Holzhausen, Frankfurt a. M.



Matt in 3 Zügen.

Weiß: Kf5, Lf4, Bg2 u. g3.
Schwarz: Kh5, Le1. [4 + 2 = 6 Stück.]

Lösung der Aufgabe Nr. 57
von Gottschall.
Matt in 2 Zügen.

Weiß: Ke1, Dh2, Tg7, Lc8 u. e5, Bd7.
Schwarz: Ke6, Le8, Sb5 u. b6 Bc4 u. c6
[6 + 6 = 12 Stück.]
1. Le5—f6, Ke6×f6, 2. d7×e8, S#!
1.... sonst beliebig; 2. Dh2—e5#.

Lösung der Aufgabe Nr. 58
von Kraemer.
Matt in 3 Zügen.

Weiß: Kd1, Da3, Lh1, Sc2, Bb3 u. f2.
Schwarz: Kd3, Th8, Lf7 u. g5, Ba5, c3, c6, d2, f5, f6, g6 u. h3 [6 + 12 = 18 Stück].
1. Da3—c5, Th8—d8; 2. Lh1—d5, Td8×d5, (Lf7×d5); 3. Dc5—c4# [3. Dc5—d4#]. 1. ... Th8—h4; 2. f2—f4, Th4×f4 [Lg5×f4.]; 3. Dc5—e3# [3. Dc5—d4#].

Lösung der Aufgabe Nr. 59
von Rohr.

Selbstmatt in 3 Zügen.

Weiß: Kf1, Dd1, Lc1 u. f5, Sa5, Bb3, c4 u. h2.

Schwarz: Kb1, Dd8, Ta1, La2 u. e7, Sd6 u. e4, Bd5 u. h3 [8 + 9 = 17 Stück.]

1. Kf1—g1!, Dd8—b6+; 2. Lc1—e3+, Kb1—b2; 3. Dd1—c1+, Ta1×c1#. 1... Dd8—g8+; 2. Lc1—g5+, Kb1—b2; 3. Dd1—c1+, Ta1×c1#. 1..... Sd6×f5; 2. Dd1—d3+, Kb1×c1; 3. Dd3—c2+, Kc1×c2#. 1..... La2×b3; 2. Dd1×b3+, Kb1×c1. 3. Db3—c2+, Kc1×c2#. 1..... d5×c4; 2. Lf5×e4+, Sd6×e4; 3. Lc1—a3+! Dd8×d1#. Sehr geschickt konstruiert!

Partie Nr. 31.

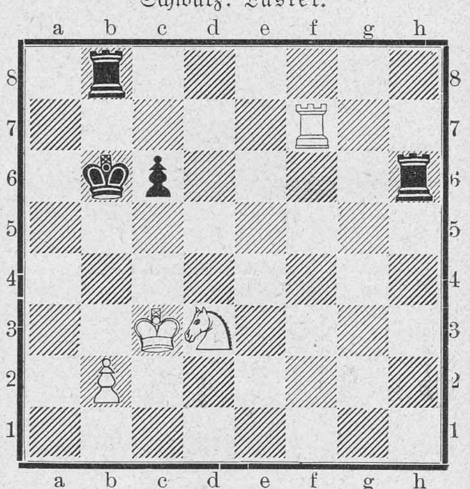
Gespielt in der Siegergruppe des St. Petersburger Turniers, 6. Runde, am 17. Mai 1914.

Weiß: A. Alechin.
Schwarz: E. Lasker.
Spanische Partie.

1. e2—e4 e7—e5
2. Sg1—f3 Sb8—c6
3. Lf1—b5 a7—a6
4. Lb5×c6 d7×c6
5. Sb1—c3 f7—f6
6. d2—d4 e5×d4
7. Dd1×d4 Dd8×d4
8. Sf3×d4 Lf8—d6
9. Lc1—e3 Sg8—e7
10. 0—0—0 0—0
11. Sd4—b3 Se7—g6
12. Le3—c5 Ld6—f4+
13. Kc1—b1 Tf8—e8
14. Th1—e1 b7—b6
15. Lc5—e3 Lf4—e5
16. Le3—d4 Sg6—h4
17. Te1—g1 Lc8—e6
18. f2—f4 Le5—d6
19. Ld4—f2 Sh4—g6
20. f4—f5 Le6×b3
21. a2×b3 [f5×g6, Lb3—c4; 22. g6×h7+, Kh8—g8; bietet für Weiß keinen Vorteil, da Schwarz dann zwei sehr bewegliche Läufer behalten würde.]
21. .... Sg6—f8
22. Lf2×b6 Ld6×h2
23. Tg1—h1 c7×b6
24. Th1×h2 b6—b5
25. Td1—e1 Sf8—d7
26. Sc3—d1 a6—a5
27. Th2—h3 b5—b4
28. Sd1—f2 Sd7—c5
29. Th3—e3 a5—a4
30. b3×a4 Sc5×a4
31. e4—e5 f6×e5
32. Te3×e5 Te8—b8
33. Sf2—e4 b4—b3
34. Te1—e2 Sa4—b6! [Ein echter Lasker-Zug von großer Feinheit; Weiß muß nehmen, denn auf c2—c3 würde Schwarz durch: 35. .... Sb6—c4; 36. Te5—c5, Ta8—a4 gewinnen.]
35. c2×b3 Sb6—d5
36. g2—g4 h7—h6
37. g4—g5 h6×g5
38. Se4×g5 Sd5—f6
39. Te5—e7 Tb8×b3
40. Te2—g2 Sf6—d5
41. Te7—d7? [Der Turm wäre besser nach e1 zurückgegangen. Der Textzug ist ein Fehler, den Lasker sofort ausnützt. Es droht nun nach dem folgenden Zuge von Schwarz: 42. .... Td3—d1+ nebst Sd5—e3+. Weiß verliert nun aber auf alle Fälle die Qualität wegen des gleichfalls drohenden Sd5—c3+.]
41. .... Tb3—d3!
42. Td7×d5 Td3×d5
43. Sg5-e6 Kg8—f7
44 Tg2×g7+ Kf7—f6
45. Tg7—c7 Td5—d6
46. Se6—c5 Kf6×f5
47. Tc7—f7+ Kf5—e5
48. Kb1—c2 Td6—h6
49. Sc5—d3+ Ke5—d6
50. Tf7—f5 Ta8—b8
51. Kc2—c3 Kd6—c7
52. Tf5—f7+ Kc7—b6 [Hier wurde die Partie am Schlusse der Abendsitzung abgebrochen; siehe Diagramm.]

Stellung nach dem 52. Zuge von Schwarz.

Schwarz: Lasker.



Weiß: Alechin.

53. Tf7—d7 Th6—h3
54. Td7—d4 Tb8—h8
55. Td4—b4+ Kb6—c7
56. Kc3—c2 Th8—h4
57. Tb4—b3 Th3—h2+
58. Kc2—c3 Th4—h3
59. Tb3—b4 Th3—h5
60. Tb4—g4 Th2—h3

61.	Kc3—c2	Th5—d5
62.	Sd3—f4	Td5—c5+
63.	Kc2—b1	Th3—h1+
64.	Kb1—a2	Tc5—a5+
65.	Ka2—b3	Ta5—b5+
66.	Kb3—c3	Kc7—b6
67.	Sf4—d3	Th1—h3
68.	Kc3—c2	Tb5—d5
69.	Tg4—b4+	Kb6—c7
70.	Tb4—b3	Th3—h2+
71.	Kc2—c3	Kc7—d6
72.	Tb3—a3	Th2—g2
73.	Ta3—a1	Tg2—g3
74.	Ta1—d1	Kd6—c7
75.	Td1—d2	Kc7—b6
76.	Td2—d1	Kb6—b5
77.	Kc3—c2	Kb5—c4
78.	b2—b3+	Kc4—b5
79.	Td1—d2	Tg3—h3
80.	Td2—d1	Th3—h2+
81.	Kc2—c3	Td5—d8
82.	Td1—g1	Th2—h3
83.	Tg1—d1	Td8—h8
84.	Td1—g1	Th8—h5
85.	Kc3—c2	Th5—d5
86.	Tg1—d1	Td5—g5
87.	Td1—d2	Th3—g3
88.	Sd3—c1	Tg3—g2
89.	Sc1—e2	Kb5—b6

Weiß gibt hier die Partie auf, da der Abtausch des Turms nicht zu verhindern ist und das dann entstehende Endspiel ohne Schwierigkeit für Schwarz gewonnen wäre.

Bearbeitet von Julius Steinitz.

Rätsel und Aufgaben.

Rösselsprung.

	chen	das	ist	gend	alte	die	
alter	um	zu	le=	nis	rau=	er=	lied
brau-	bens	Das	kann	das	ju=	erst	chen
nur	weiß	des	recht	ver=	kennt=	und	die
preis	ben	mut	du	leid	das	kraft	ge=
	kaufst	die	le=	und	deiht	daß	
		wenn	kunst				

Carl Deubel.

Homonym.

Gezwungen nur verändert's seine Lage,
Schnell kehrt's zurück, wenn sich der Druck verlor,
Oft hohe Kraft entfaltend ohne Frage —
Doch sieh! ein schwacher Lufthauch trägt's empor.

Es regt sich rings im irdischen Getriebe,
Ob noch so klein, ob in Verborgenheit;
Es sendet manchen stillen Gruß der Liebe
Und es beschwingt das Räderwerk der Zeit.

Die Müden hilft es weich und warm zu betten,
Es läßt sich führen oft von einem Kind;
Doch seine Worte oft Geschicke ketten,
Und Wissenschaft und Kunst ihm dankbar sind.

Von Menschen wird's geformt zu ihren Zwecken,
Natur verleiht es, farbenschimmernd oft;
Es treibt sich um in Lüften, Wald und Hecken,
Und geist'ges Leben wird von ihm erhofft.

A. D.

Arithmogryph.

10, 5, 7, 15, 14, 4 Inselgruppe im atlantischen Meer.
4, 1, 3, 7, 13, 10, 1 Ein Opernkomponist.
12, 6, 20, 14, 15, 7, 8, 14 Eine Blume.
7, 19, 4, 14, 12 Ein französischer Schriftsteller.
4, 10, 16, 7, 8 Eine griechische Insel.
15, 7, 8, 18, 10, 15, 1, 4 Eine wohlriechende Pflanze.
6, 15, 1 Kanton in der Schweiz.
20, 1, 8, 3, 19, 7, 21, 8, 8, 12, 10, 20 Abzeichen einer hohen geistlichen Würde.
1, 2, 13, 10, 6 Stadt in Mähren.
6, 14, 3, 11, 10, 15 Fluß in Deutschland.
8, 6, 9, 14, 12, 14, 4 Gebirge in Europa.
12, 10, 18, 17, 1, 3, 7 Stadt in Mexiko.
14, 15, 21, 6, 15, 12 Stadt in Preußen.
1, 12, 10, 13, 1, 14, 4 Land in Europa.
4, 10, 17, 19, 12, 10 Ein Öl.

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ergeben den Namen eines bekannten Virtuosen.

Silbenrätsel.

ber — en — er — fan — frie — furt — hu — mä — me — ni — ni — ning — os — pal — ru — sen — tes.

Aus den vorstehenden Silben sind 7 Wörter zu bilden, deren Anfangs= und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Wunsch an unsere Freunde ergeben.

Die Wörter bezeichnen: 1. weiblichen Kosenamen, 2. Königreich, 3. deutsches Gebirge, 4. männlichen Vornamen, 5. deutsche Stadt, 6. Baum, 7. deutschen Volksstamm. A. W.

Arithmogryph.

1	3	9	10	10	2		lodert.
2	3	3	2				Längenmaß.
3	2	6	5	6	3	4	Männername.
4	9	8	8	2	3		Südfrucht.
5	9	5	5	2	3		Baum.
6	5	9	3				Edelstein.
7	9	9	3	2			Fluß in Deutschland.
8	6	5	1				Gefäß.
9	5	1	2	3			Baumfrucht.
10	6	7	2	3			Fluß in Deutschland.
11	6	3	2	4	6		Stadt in Spanien.

Die Anfangsbuchstaben (1—11) nennen eine zeitgemäße Einrichtung.

Carl Deubel.

Rätsel.

Aus folgenden Silben sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben den Vor- und Zunamen eines Dichters ergeben, und deren Endbuchstaben angeben, zu welcher Klasse von Dichtern er gehört.
gie, li, ei, krut, ter, chen, de, kus, ni, li, tri, i, zim, dorff, ma, sal, ar, reb, o, rei, ke, ku, re, by, ma, me, tich, dorf, le, ler, gnac, dad, the, ta, rich, doh, neu, o, nel, rei.
Von den 16 Wörtern bedeuten:
1. Dichter, 2. Sportsmann, 3. Blume, 4. jüdischen Vornamen, 5. germanischen Vornamen, 6. eine Kunst, 7. einen Sonntag, 8. einen Soldaten, 9. Sänger, 10. amerikanische Insel, 11. Handwerk, 12. französische Landschaft und Adelsgeschlecht, 13. Speise, 14. Vorstadt Straßburgs, 15. Tier, 16. Münze.

Fr. Graßhoff.

Lösungen der Rätsel und Aufgaben in Heft 7.

Schieberätsel:

Zorn**d**orf
Misd**roy**
Roosevelt
Han**dl**anger
Sei**dl**
Pe**ter**
S**ue**zkanal
Apo**th**eke
Kir**sch**e
Norddeutscher Lloyd

——

Stammrätsel:

Herkules
H**i**ppokrates
Ha**n**nibal
Hil**d**ebrand
Hind**e**rsin
Hötz**e**ndorf
Harden**b**erg
Hadrian**us**
Haspinge**r**
Heidelber**g** = **Hindenburg**.

Stufenrätsel:

H, Ob, Reh, Togo, Erika, Neptun, Sonntag, Iserlohn, Eichsfeld, Hortensie.

——

Ziffernrätsel:

Nachtrab
Angel
Peru
Orange
Languedoc
Eisenach
Ottilie
Nager
Napoleon — Bluecher — Belle Alliance.

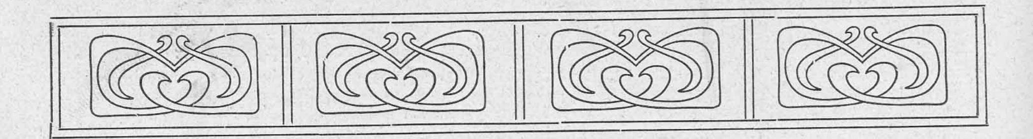
——

Scherz-Kapselrätsel:

Gesellschaft — Esel — Schaf.

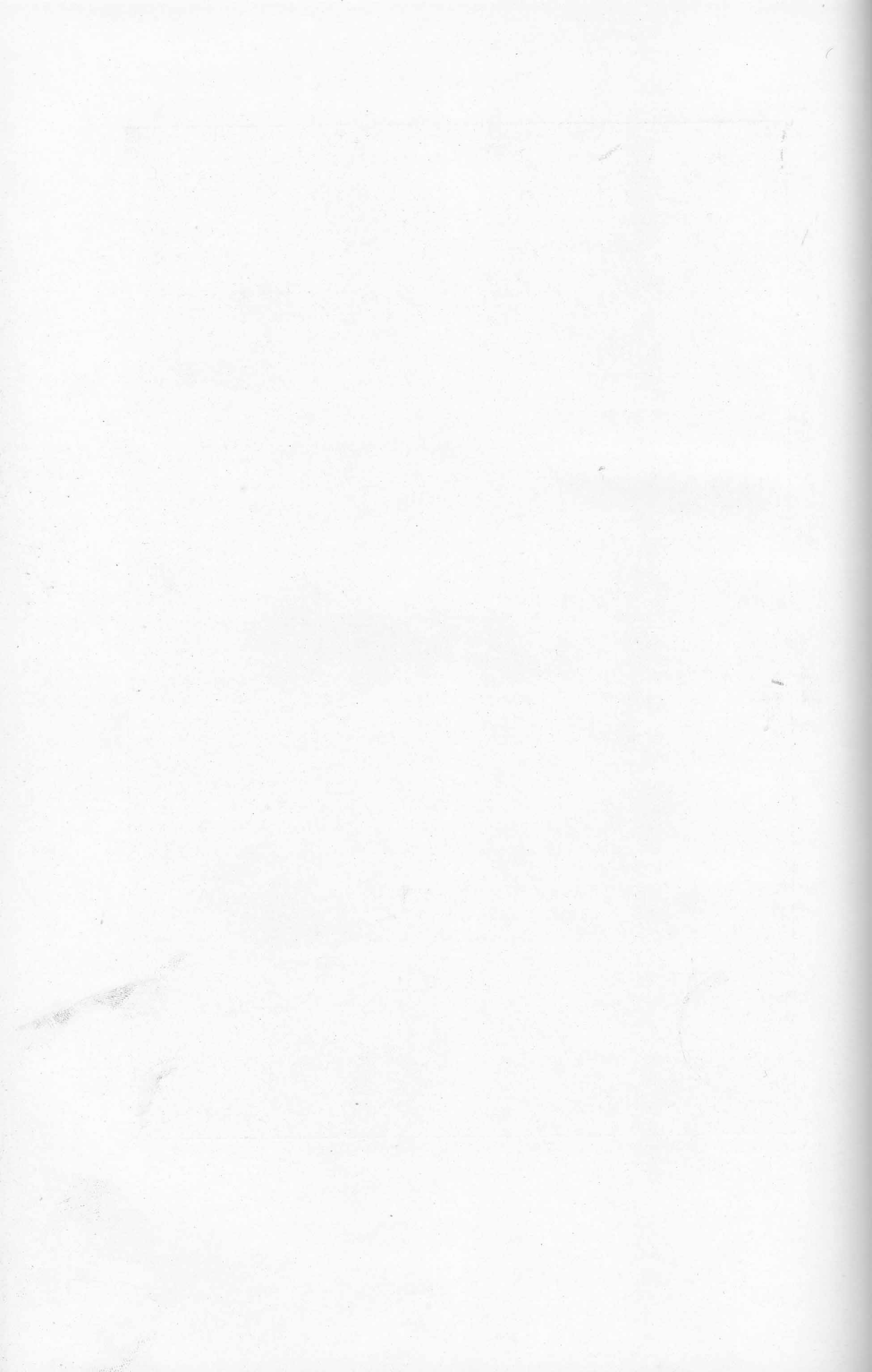
——

Verbindung — Erbin.



Sigvard Hansen: Geburtstagstisch







Ferien vom Ich.

Roman von Paul Keller.

(8. Fortsetzung.)

Vom Bruder und seiner Frau.



Mit Eva Bunkert verließ uns auch die kleine Anneliese. Am Abschiedsabend hatte sie sich nicht beteiligt. Es hieß, „Bärbel“ sei nicht wohl und habe sich zeitig zur Ruhe gelegt.

Wie mein Bruder mit dem Mädchen stand, wußte ich nicht. Joachim war verschlossener als je. Am Abend des Tages aber, da die Mädchen abgereist waren, kam er zu mir.

Ganz unvermittelt sagte er:

„Fritz, ich möchte fort. Morgen oder übermorgen.“

„Fort? Wohin?“

„Wieder hinüber.“

„Nach Amerika?“

„Ja.“

Ich sah ihn schweigend an. Da sagte er:

„Du hast wohl bemerkt, daß ich eine Neigung für Fräulein Anneliese hatte. Ich hoffte, es könne mir ein neues Glück in der Heimat erblühen. Diese Hoffnung war ein Irrtum.“

„Ist es aus zwischen Euch?“

„Ja. Das Mädchen hing an mir, und es war alles verabredet für baldige Hochzeit. Da hielt ich mich gestern für verpflichtet, ihr mein Leben zu schildern. Droben am Hange sind wir gewesen. Da habe ich ihr das Schwere gesagt. Sie hat sehr geweint und sich schwer von mir losgerissen; aber sie bleibt dabei, daß sie den geschiedenen Mann einer noch lebenden Frau nicht heiraten dürfe. Du weißt wohl, warum?“

„Ja. Ihre katholische Religion verbietet Anneliese solche Ehe.“

Er fing an zu toben, an den Ketten zu zerren — ich ließ ihn reden und weinen.

Zuletzt sagte er:

„Und ich weiß nicht einmal, ob dieses — dieses Weib noch lebt.“

Wieder sah ich ihn schweigend an.

„Weißt du etwas von ihr? Weißt du, ob sie noch lebt?“

„Sie lebt.“

Er stöhnte. Ich merkte, wie sehnsüchtig er auf den Tod der Frau gehofft hatte.

„Und — das Kind, wo ist es?"

„Es ist bei ihr, bei der Mutter."

„Das habt Ihr zugegeben? So gewissenlos seid Ihr gewesen?"

„Das Kind ist wohl aufgehoben bei seiner Mutter."

Er lachte rauh und ergoß eine Flut schwerster Schimpfworte über seine Frau. Wieder ließ ich ihn reden und toben. Zuletzt stieß er hervor:

„Wo hält sich das Scheusal auf?"

„Deine Frau? Das sage ich dir nicht."

„Das m u ß t du mir sagen!"

„Nein, Joachim, ich sage es dir nicht!"

Er ballte die Fäuste und trat mit dem Fuß auf. Dann ließ er die Arme schlaff hängen und sagte in feindseligem Ton:

„Gut! Wir sind geschiedene Leute. Und was ich wissen will, werde ich auch ohne dich erfahren."

Ohne Gruß verließ er mich. Ich trat ans Fenster und sah ihn unten über die Wiese gehen. Das war der Mann, dem ich fünf Jahre lang um die ganze Welt nachgereist war. Fünf Jahre meiner allerbesten Lebenszeit hatte ich der unfruchtbaren Aufgabe gewidmet, diesen Ausreißer zu suchen. Weil er der Sohn meiner Mutter war. Nun würde ich eine solche Familienaufgabe nicht mehr übernehmen. Ich öffnete nicht einmal das Fenster, um ihm nachzurufen.

Ich setzte mich an den Schreibtisch und begann zu arbeiten. Es ging schwer. Ich war von der Aufregung der letzten Nacht und des Tages ganz benommen. Es fiel mir ein, Joachim werde nun wohl zur Mutter gehen. Aber die wußte ja auch nichts von Katharina, die bei uns Magdalena hieß, hatte keine Ahnung von ihrer Anwesenheit hier im Heim. Es wurde spät. Ich wollte nur noch meine letzte Zigarre ausrauchen, dann schlafen gehen. Wie gleichmütig mich der Abschied des Bruders ließ! Freilich, die Mutter würde wieder sehr mit mir zürnen. Aber ich konnte das nicht ändern. Ich war aller Familiensimpelei müde geworden.

Wie ich noch so still dasaß, hörte ich auf einmal jemand den Korridor entlang eilen.

Die Tür wurde aufgerissen.

Magdalena stand vor mir.

Mit wirrem Haar in unordentlicher Kleidung. Entsetzt. Verstört.

„Helfen Sie — helfen Sie — sie haben mir das Kind genommen."

„Was? Was sagst du, Käthe?"

„Das Kind haben sie mir genommen — Luise — o Gott!"

„Wer hat es genommen?"

„Er — Joachim — er ist mit einem fremden Mann gekommen — sie haben das Kind fortgeschleppt — meine Luise — meine Luise!"

Ich wollte die zitternde Frau auf einen Stuhl nötigen.

„Nein, kommen Sie bald — sie haben mich ja in die Kammer eingeschlossen gehabt — eine Stunde ist es wohl schon her, daß sie mit dem Kinde fort sind — ich habe die Kammertür nicht aufgekriegt — kommen Sie schnell — schnell!"

Die Frau schluchzte und zuckte in namenlosem Schmerz. Ich sah alles wie durch einen Schleier. Wie kam Joachim nach der Genovevenklause? Wer hatte ihm den Weg gewiesen?

Plötzlich wurde mir alles klar. Ich war so unvorsichtig gewesen, Joachim zu verraten, daß Luise bei ihrer Mutter sei, und da unsere Mutter wußte, wo das Kind war, fanden sie auch die Frau.

O, ich Tor! Ich sah, daß Käthe am Halse rote Striemen hatte.

„Hat er dir etwas getan, Käthe? Hat er dich etwa gar geschlagen?"

„Ich weiß es nicht. Aber das Kind ist fort, das Kind ist fort!"

Sie hatte wohl mit dem Manne gerungen, und er hatte sie mit irgend einem Helfershelfer in die Kammer

gesperrt und das Kind entführt. Der brutale Kerl! Ein wütender Haß gegen ihn schlug in mir auf.

„Erbarmen Sie sich, Herr Doktor, helfen Sie mir!"

„Nenn' mich nicht Herr Doktor, Käthe, nenne mich Fritz! Wir sind Verwandte. Ich werde dir helfen, so gut ich irgend kann."

Demütig und furchtsam wie ein geprügelter Hund stand sie vor mir. Ich zog mir den Mantel an.

„Ich bitte dich, Käthe, geh nach Hause. Du kannst nichts tun. Ich werde mich sofort auf die Suche machen."

„Ich kann nicht nach Hause gehen; ich muß Luise suchen —"

Mit großen, irrsinnig flimmernden Augen sah sie mich an.

„Du kannst nichts tun, Käthe. Ich werde sofort hinab zu meiner Mutter gehen, dort werde ich wahrscheinlich Joachim treffen und mit ihm abrechnen."

„Ich will mit. Ich fürchte mich nicht, wenn sie mich auch schlagen."

„Du mußt mir jetzt gehorchen, Käthe! Sonst verdirbst du alles; sonst kann ich dir nicht helfen!"

Da senkte sie stumm den Kopf.

Wir eilten auf einem Nebenpfade gen Waltersburg hin. Als der Weg nach der Genovevenklause abbog, gebot ich der Frau, nach Hause zu gehen und zu warten, bis ich ihr Nachricht brächte. Sie schlich davon. Aber als ich den Berg hinabeilte, merkte ich, daß mir von ferne ein Schatten folgte.

Das Haus der Mutter war hell erleuchtet. Die Haustür stand offen. Ich eilte nach dem ersten Stock, nach dem Zimmer der Mutter und trat ein, ohne anzuklopfen. Mitten in der Stube stand Joachim; er war allein. In offener Feindseligkeit blickten wir uns an.

„Wo ist das Kind? Wo ist Luise?"

„Nicht hier."

„Wo ist die Mutter?"

„Auch nicht hier."

„Willst du mir sagen, wo beide sind?"

„Nein! Aber ich will dir sagen, daß ich das Mädchen der Obhut des Frauenzimmers, dem du es übergeben, entrissen und in eigene Erziehung genommen habe. Morgen früh geht die Reise los. Ich nehme das Kind mit. Das ist mein Recht. Das Kind gehört mir."

Ich konnte vor Zorn kaum sprechen.

„Ah — und es ist wohl auch dein Recht, in eines unserer Häuser einzubrechen und ein wehrloses Weib seiner Freiheit zu berauben?"

„Das tat ich nur, um sie zu hindern, hinter uns herzuschreien und Skandal zu erregen. Um allen Skandal zu vermeiden, bringt Mutter das Kind schon jetzt nach auswärts."

„O, wie bist du rücksichtsvoll! Du willst keinen Skandal. Du vergissest nur das eine: daß es ein großer Skandal ist, wenn man sich benimmt wie ein Bandit!"

„Hüte dich nur!"

„Ich fürchte mich nicht vor deiner Brutalität. Ich kann dich — wenn es mir beliebt — wegen der Schandtat eines Einbruchs in eines unserer verschlossenen Häuser jeden Augenblick einsperren lassen. Ich werde es höchstwahrscheinlich auch tun und mich um keinerlei Skandal kümmern."

„Du nimmst in sehr merkwürdiger Weise Partei für jenes Weib."

„Ja, sie steht trotz ihres Fehltritts gerechtfertigter, ich will ruhig sagen anständiger vor meinen Augen als du!"

„Das bitte ich mir zu beweisen," sagte er heiser vor Wut. Er setzte sich auf eine Tischkante; ich lehnte an einem Schrank ihm gegenüber.

„Ich erinnere dich daran, Joachim, daß das schöne Mädchen, das Katharina hieß, damals zwar deine blinde, wahnsinnige Leidenschaft erregt, aber daß sie dich niemals geliebt hat, daß sie so ehrlich war, es dir zu sagen."

„Hör' auf damit!"

„Nein, da liegt die Wurzel zu allem Unheil, das kam. Als du von dem Mädchen abgewiesen warst, tatest du das, was du immer tatest, wenn du einen Wunsch durchaus durchsetzen wolltest, du hingst dich an die Kleiderrockfalten der Mutter."

Er sprang herunter vom Tisch und trat drohend vor mich.

„Benimm dich immerhin auch in dieser Stunde noch mit einigem Anstand, Joachim! Du hast mir soviel von meinem Leben genommen, fünf volle blühende Jahre, daß ich ein Recht habe, dich als meinen Schuldner zu betrachten und endlich mit dir abzurechnen."

Er wich zurück, lachte verächtlich und trat ans Fenster.

„Ich habe dich nicht aufgefordert, mir zu folgen."

„Nein, aber die Mutter hat es getan, die dich von Kind auf zu einem jämmerlichen Egoisten erzogen hat."

„Sag' noch ein Wort gegen die Mutter, und ich halte mich nicht länger!"

„Du sprichst wie ein Raufbold, Joachim, und ich schäme mich für dich. Wie ich innerlich zur Mutter stehe, geht daraus hervor, daß ich auf ihren stillen Wunsch hin, dich wiederzuhaben, meine Jugend opferte. Aber nicht davon wollte ich sprechen, sondern von deinem Verhältnis zu Katharina. Das Mädchen sagte dir damals, daß seine Liebe einem anderen gehöre, deinem Freunde —"

„Hör' auf — ich ertrage das nicht!"

„Ich weiß, trotz deiner Brutalität anderen gegenüber bist du, was die eigene werte Person anlangt, sehr feinfühlig; nicht einmal eine wahrheitsgemäße Aussprache erträgst du. Aber ich spare sie dir nicht. Ich halte dir den Spiegel vor, damit du weißt, wenn du von hier fortziehst, daß es jemand auf der Welt gibt, der keine Spur von Mitleid, ja nicht einmal von Achtung mehr für dich hat, und das ist dein Bruder, der dich unter allen Menschen auf der Welt am besten kennt."

Er erwiderte nichts mehr; er starrte mich nur an. Ich setzte kaltblütig die Abrechnung fort.

„Du wandtest dich damals an die Mutter, und die Mutter setzte bei den Eltern des Mädchens alle Hebel für dich ein. Die Leute hatten sechs Töchter. Eine von ihnen versorgt zu sehen, war ihr sehnlichster Wunsch. Du warst approbierter Arzt, der andere, dein Freund, ein vermögens- und aussichtsloser Kandidat. Da wurde dem Mädel Tag und Nacht zugesetzt, bis sie dich nahm. Das war in diesem Falle die Grundlage für die schwere Ja-Frage am Altar nach dem „freien, unzwungenen, selbst ungenötigten Willen"."

Joachim war in einen Sofawinkel gesunken. Mir war das Herz so kalt und leicht wie einem Staatsanwalt, der auf „schuldig" plädiert.

„Während du Flitterwochen hieltest, ging dein Freund beinahe zugrunde. Nach einem Jahre hieß es, er habe sich beruhigt. Er kam zu euch. Die alte Sehnsucht trieb ihn. Und da geschah Katharinas Unglück. Du warst natürlich in deiner Ehre sehr tief verletzt. Ich sah das ein. Erst jetzt begreife ich, daß in jener Ehe deine Gattenehre nicht von Gottes, sondern von Mutters und Geldsacks Gnaden war. Das Weib hat gefehlt, ohne Zweifel. Zweimal. Nicht nur, als sie dir die Ehe brach, sondern schon, als sie die Ehe mit dir einging. Aber du und die Mutter — und wir alle, die wir schürend oder doch stillschweigend mitgewirkt haben, sind wir Gerechte? Leute, die Steine aufheben dürfen? Oder Pharisäer, die verdienen, die Geißel des Messias ins Gesicht zu bekommen?

„Katharina hat ihre Schuld gebüßt. Nicht durch deinen rohen Revolverschuß, nicht dadurch, wie sie dich vor Gericht reinwusch, indem sie aussagte,

sie habe sich die Wunde selbst zugefügt. Nein, mit abertausend Tränen. Erst jetzt weiß ich, wie ihr Mutterherz gehungert hat, wie sie durch all die Jahre nach dem Kinde gesucht hat. Dieses Weib hat vielleicht an einem Tag und in einer Nacht mehr gelitten und heißer zum Himmel gerufen als du in der ganzen Zeit. Jetzt auf einmal erscheinst du wieder in der ganzen Pracht und Herrlichkeit deines gesetzmäßigen Richtertums und beginnst deine Brutalitäten aufs neue. Und deshalb, sage ich, ist deine Frau ein anständigerer Mensch, als du bist!"

Er stand auf, zuckte ein wenig mit den Armen durch die Luft, als ob er reden wolle, setzte sich aber wieder. Ich behielt ihn scharf im Blick und fuhr fort:

„Das ist die Abrechnung, die deine Frau betrifft. Da kommst du immer noch gut dabei weg, weil nicht nur dein eigenes, sondern auch das andere Konto schwer belastet ist. Nun komme ich auf dein Verhältnis zu deinem Kinde zu sprechen. Und da — nichts für ungut, lieber Bruder — hast du dich glattweg benommen wie ein Lump. Das Tier bekümmert sich um sein Junges, trägt ihm die besten Bissen zu, sorgt für seine Sicherheit. Du hast für deine eigene Sicherheit gesorgt, die besten Bissen selbst gegessen, dem Kinde nicht einen Pfennig, nicht ein armseliges Spielzeug, nicht ein Wort oder einen Blick gegönnt. Der verkommenste Proletarier, der von zehn Mark, die er verdient, neun versauft und eine Mark seiner Familie gibt, ist ein besserer Vater, als du bist, denn du hast auch die zehnte Mark für dich genommen."

„Die Mutter..." ächzte Joachim.

„Ja, die Mutter hat die sogenannten Erziehungsgelder gezahlt. Nebenbei gesagt, nicht nur von deinem, auch von meinem Erbteil. Ich wundere mich, daß ich so etwas sagen kann; aber alle Sentimentalität ist mir wahrscheinlich abhanden gekommen. Wir alle haben gefehlt, auch ich! Ich hätte dir nicht nachlaufen sollen, ich hätte mich lieber um das Kind kümmern sollen. Aber ich war ein unerfahrener, wehleidiger Geselle. Ich bin erst jetzt, da ich ein großes Werk angefangen habe, dazu gekommen, die Dinge, die um mich her sind, klar und leidenschaftslos zu sehen und zu beurteilen. Wenn ich nun, Joachim, alles zusammenfasse, so bist du weder deiner Frau noch deinem Kinde gegenüber im Recht. Du hast dich bis jetzt unbarmherzig zurückgehalten und bist plötzlich brutal hervorgetreten, als deine neue Liebe scheiterte, als dich das von dir herbeigeführte Band, das Priesterhand schlang, hinderte, nach deinem Wohlgefallen jetzt ein neues zu schlingen. Was dich jetzt leitet, ist nicht Moral, sondern ist Zorn, ist enttäuschte Selbstsucht! Du kannst die Lage deines bis heute verleugneten Kindes nicht bessern; denn einen unfähigeren Erzieher als du bist, kann es nicht geben!"

Joachim erhob sich.

„Meinst du, daß ich mir diese Grobheiten gefallen lasse?"

„Es sind nicht Grobheiten, es sind Wahrheiten, Joachim."

„Willst du jetzt dieses Zimmer und dieses Haus verlassen?"

„Nein, ich werde warten, bis die Mutter kommt."

„So werde ich gehen; ich verschmähe es, weiter mit dir zusammen zu sein."

„Ganz in meinem Sinne. Ich verbiete dir aber, unser Ferienheim oben noch einmal zu betreten. Außerdem ist es nach deinem brutalen Verhalten selbstverständlich, daß du als Arzt von uns entlassen bist."

Er antwortete nicht mehr; er nahm Mantel und Hut und tappte die Treppe hinab. Ich konnte mir zunächst über das, was ich gesprochen hatte, keine klare Rechenschaft geben.

Ich hatte nur ein Gefühl der Erleichterung, hatte mir einmal das Herz abräumen gekonnt.

Jetzt fiel unten die Haustür zu. Ich sah Joachim vom Fenster aus, obwohl eine mondscheinlose Nacht und die Straßenbeleuchtung sehr kümmerlich war.

Joachim ging auf den Johannesbrunnen zu. Mit einem Male löste sich dort ein Schatten los. Ich erschrak. Katharina! Sie hielt den Bruder jedenfalls für meine Person. Ich sah, wie die beiden aufeinander zugingen, aufeinander einsprachen, wie das Weib entsetzt die Arme hoch hielt, sich dann vor dem Bruder auf die Kniee warf, wie er sie emporriß.

Sie klammerte sich fest an seinen Arm; er versuchte, sich loszulösen; sie rangen mit einander.

Ich riß das Fenster auf.

„Katharina,“ rief ich hinunter, „sei vernünftig!“

Sie hörte nicht, ließ nicht los, schließlich rang sie weiter mit ihm und ich hörte sie um das Kind bitten. Sie standen dicht am Brunnenrand. Da gab Joachim dem Weibe einen gewaltigen Stoß, sie taumelte zurück und fiel über den niederen Brunnenrand ins Wasser.

Joachim blieb still stehen, wohl im Schreck, zwei, drei Sekunden lang; dann beugte er sich über das Becken. Da sprang das Weib aus dem Wasser heraus und rannte davon.

Ich hatte all diesen sich schnell abspielenden Vorgängen sprachlos zugesehen, dann war ich mit einigen Sätzen unten auf dem Markte. Joachim stand noch am alten Fleck.

„Ah,“ sagte er, „du hast zugesehen — da wirst du wohl jetzt behaupten, ich hätte das Weib ertränken wollen.“

„Das werde ich nicht behaupten. Du hast sie nur zurückgestoßen, und sie ist unglücklich gefallen.“

„Na also! Ich lasse mich auf der Straße nicht anfallen, verstehst du? Eure Komödien verfangen nicht bei mir!“

„Joachim, wir müssen ihr nach, wir müssen sie suchen.“

„Suchen? Ich denke nicht daran. Was geht sie mich an?“

„Joachim, sie muß völlig durchnäßt sein, es ist eine kalte Nacht; sie ist halb irrsinnig vor Aufregung wegen des Kindes. Es kann ein Unglück passieren!“

Er antwortete nicht, wandte sich um und ging nach Mutters Haus zurück. Ich sah ihm nach, hörte, wie er von innen den Haustürschlüssel umdrehte. Dann eilte ich die Straße hinunter, in der ich Katharina hatte verschwinden sehen.

Ich rannte durch die ganze Stadt, auch stückweise hinaus auf die Landstraßen. Es verging wohl eine Stunde und mehr Zeit; ich fand nichts. Es hatte angefangen zu regnen, und es blies ein rauher Wind. Endlich sah ich ein, daß ich allein nichts ausrichten könne. Ich eilte hinauf nach unserem Heim, überzeugte mich, wie ich schon angenommen hatte, daß die Genovevenklause leer sei, weckte dann Stefenson, Barthel, Piesecke und noch einige andere verläßliche Leute, und wir gingen nach verschiedenen Richtungen auf die Suche.

Morgens 3 Uhr kehrte ich todmüde nach Hause zurück. Die anderen waren auch noch nicht lange da. Niemand hatte eine Spur von Katharina entdeckt. —

Noch ehe aber der späte Morgen graute, wurde die unglückliche Frau gebracht. Ein Waltersburger Bauer, der zeitig nach Neustadt fahren wollte, hatte am Chausseerand ein bewußtloses Weib gefunden und an ihrer Kleidung erkannt, daß sie zu uns gehörte. Er hatte die völlig durchnäßte Frau auf das Stroh seines Wägelchens gebettet und sie mit einer Pferdedecke zugedeckt.

Ich ließ die Bewußtlose nach einem unserer Krankenzimmer am „Stillen

Weg" schaffen und Dr. Michael rufen. Ihn verständigte ich über das Vorgefallene, und wir begannen sofort unsere ärztlichen Maßnahmen. Wir verhehlten uns beide nicht, daß wir vor einer sehr ernsten Aufgabe standen. Sämtliche Männer, die um das traurige Vorkommnis wußten, auch der Bauer, gelobten Stillschweigen.

Ich blieb fast den ganzen Vormittag bei der Kranken. Gegen zehn Uhr schlug sie die Augen auf. Sie lächelte mich an, ohne daß sie bei klarer Besinnung war, und sagte:

„Der heilige Johannes hat mich getauft; nun bin ich rein von Sünden!"

Die Augen fielen wieder zu, öffneten sich aber bald aufs neue.

„Ich habe Luise gefunden. Als ich ganz müde war und auf die Straße fiel, ist sie zu mir gekommen."

Dann wieder tiefe Bewußtlosigkeit.

Gegen Mittag ließ sich meine Mutter bei mir melden. Sie war sehr blaß und rang die Händchen in einander.

„Um Gotteswillen, wie konnte das geschehen?"

Ich sah sie ernst an.

„Es konnte geschehen, weil Ihr so unbarmherzig waret, dieser Frau ihr Kind zu entreißen. Sag' mir das eine, Mutter, hast du darum gewußt, daß Joachim in die Klause eindringen wollte?"

„Nein, ich habe ihm bloß gesagt, wo das Kind ist, und dann nichts erfahren, bis er Luise brachte."

„Das ist mir lieb. Und wo ist Luise jetzt?"

„Ich — ich habe sie nach Neustadt gebracht zu einer Freundin von mir. Wir wollten keinen Skandal in Waltersburg oder bei dir hier oben. Joachim wollte auch bald am Morgen fort."

Ich dachte daran, wie sicher der mütterliche Instinkt die unglückliche Katharina geleitet hatte. Auf dem Wege nach Neustadt war sie zusammengebrochen.

„Was wird nun werden?" fragte die Mutter. „Wie steht es?"

„Es steht sehr schlecht. Du kannst deinem Sohne Joachim sagen oder schreiben, daß sein sehnlichster Wunsch, diese Frau möge sterben, wahrscheinlich in Erfüllung gehen wird. Er mag sich einstweilen freuen."

Die Mutter weinte.

„Fritz, du mußt nicht so von ihm denken. Er hat doch auch viel gelitten. Gestern hat er unrecht gehandelt. Er ist dann die ganze Nacht wach geblieben, und ich glaube, wenn die Frau jetzt stirbt, wird es sein Gewissen sehr bedrücken. Er ist ja deswegen auch noch nicht abgereist."

Ich lachte.

„Hab' keine Sorge, Mutter, Joachims Gewissen ist recht robust."

„Ihr werdet euch nie verstehen."

„Nein."

Sie saß noch ein Weilchen da. Ich fand kein gutes Wort für Joachim, fragte auch nicht, was die beiden wohl nun mit Luise vorhätten, und so ging sie. —

Unsere Patientin war schwer krank, und eine heftig einsetzende Lungenentzündung nahm uns bei der schlechten Beschaffenheit des Herzens alle Hoffnung.

Am zweiten Tage abends wurde von Waltersburg aus wieder nach Katharinas Befinden gefragt. Ich schrieb auf einen Zettel:

„Joachim mag sich noch etwas gedulden; es ist bald aus." — —

Am selben Abend hörte ich draußen vor den Fenstern ein helles Kinderlachen. Da sah ich Luise draußen. Stefenson hatte das Mädel um den Hals gefaßt und führte sie die Straße herauf.

Ich ging hinaus. Das Kind stürzte auf mich zu.

„Onkel, lieber Onkel," rief es selig; „denke dir, Pappa ist wieder da."

Stefenson strahlte über das ganze Gesicht. Er flüsterte mir zu:

„Es ist nicht so gegangen, wie ich wollte. Ich hatte mir einen genialen Plan zurechtgelegt, dem Kerl das Mädel zu nehmen; da gab er es leider freiwillig her.“

Das Kind klammerte sich an mich.

„Onkel, lieber Onkel, laß doch nicht mehr den bösen Mann zu mir kommen. Ich hab' so schreckliche Angst vor ihm!“

Ich sagte ihr nicht, daß der „böse Mann“ ihr Vater sei. Es gibt hunderttausende von Kindern, für die der eigene Vater der „böse Mann“ ist. Die männlichen Schweine fressen zuweilen den eigenen Nachwuchs auf; ich schätze menschliche Väter, die ihrer Kinder Jugendglück vergiften, noch um einige Grade niedriger ein als die selbstsüchtigen Borstentiere. Denn im Schweinekoben ist der Schmerz kurz, bei lieblosen Menschenerziehern dehnt er sich Jahr für Jahr.

„Kommt der böse Mann wieder?“

„Nein, Luise, er kommt nicht mehr!“

„Dann mußt du der Magdalena sagen, daß wir nicht mehr in der Genovevenklause wohnen wollen; wir wollen lieber wieder in den Forellenhof ziehen.“

„Hast du Magdalena lieb, Luise?“

„Ja, ich will wieder zu ihr. Wo ist sie?“

„Sie ist jetzt krank; aber vielleicht wird sie wieder gesund.“

„Sie wird doch nicht sterben? fragte das Kind weinerlich.

„Nein, Herzchen,“ sagte ich mit unsicherer Stimme.

Langsam gingen Stefenson und ich mit dem Kinde den „Stillen Weg“ entlang. — —

Keinem unter allen Sündern hat Christus so streng die Verdammnis angedroht wie den Unbarmherzigen. Was er für sie hat, ist die „ewige Finsternis, wo Heulen und Zähneknirschen ist“. Diese Höllenstrafe trifft die Unbarmherzigen schon auf dieser Welt. Denn Unbarmherzigkeit ist Finsternis, und Haß heult und knirscht mit den Zähnen und ist verbannt von allem Frieden und allem Glück.

In diesem Lichte sah ich meinen Bruder. Und als ich wieder einmal bei der röchelnden, fiebernden Frau war, als ich ihre heißen Hände sich in die Wand hinaufkrallen sah, ihren qualvollen Husten hörte, schickte ich auf neue Anfrage aus Waltersburg einen Zettel an Joachim:

„Du bist als Amerikafahrer mit indianischen Gebräuchen vertraut. Freue dich, deine Frau hängt am Marterpfahl!“

Daraufhin ließ er sich bei mir melden, aber ich empfing ihn nicht. — — —

In ihren Fieberträumen schrie die Frau immer wieder:

„Taufe mich, heiliger Johannes, taufe mich!“

Und sie jammerte nach dem Kinde.

Als sie das erstemal bei klarem Bewußtsein war, als sich der Fieberblick in Angst und Todestraurigkeit verlor, wußte sie nichts zu sagen als: „Luise ist fort!“

Da sah ich sie lächelnd an.

„Nein, liebe Käthe, Luise ist hier. Du bist nur jetzt noch krank; du bildest dir bloß ein, daß Luise fort ist.“

„Ich — ich bilde es mir bloß ein?“

Ein kleines, halb irres Lachen flog um ihren Mund.

„Ich bilde es mir bloß ein!“

„Ja, liebe Käthe — du denkst das bloß so —“

„Ich denke es bloß so? — Wo ist denn Luise? Warum ist sie denn nicht bei mir?“

„Sieh' nur, Käthe, du bist krank; das Kind lärmt zu sehr. Du weißt doch, wie es lärmt.“

„Es ist so schön, wenn es lärmt!“

Und sie lächelte lieb und seltsam und schlief ein. —

Ich hatte Dr. Michael die Leitung in der Behandlung Katharinas überlassen. An diesem Abend, als er sie so schlafend fand, sagte er zum erstenmal, daß er wieder einige Hoffnung habe.

Ich hatte lange nicht geschlafen und war sehr müde. Langsam ging ich heim. Es kommt wohl vor, daß man zu abgespannt ist, um den Entschluß zu fassen, sich auszukleiden und zu Bett zu legen. So war es mit mir an jenem Abend. Ich setzte mich vor meinen Schreibtisch und sah vor mich hin. Neben dem Schreibtisch steht ein Tischchen, darauf sind Photographien. Mit müden Augen sah ich da hinüber. Unter den Bildern sah ich auch die von meiner Mutter und meinem Bruder. Ich sah sie zuerst ganz gleichgültig an. Dann wunderte ich mich, daß bei dem Anblick der alte Zorn nicht in mir aufstieg. Ich dachte gar nicht daran, daß ich zu zornigem Gefühl viel zu müde sei. Ich wunderte mich nur. Dann fiel mir — so, wie ganz nebenbei — so, als ob es einen ganz anderen anginge — so ganz unpersönlich ein: „Nun, da ist der Fritz genau so unbarmherzig gegen die beiden, wie sie gegen andere waren."

Ich glaube, ich grinste. Ich grinste über die beiden dort und über mich selbst.

Ein bißchen schaute ich noch hinüber, lachte ein wenig, was wir Menschen doch allesamt für Schufterle sind, dann schlief ich ein.

— — — — — — — — — — — — — —

Es ging auf die Krisis zu. Wie das so ist in solchen Fällen: das Befinden schwankte; einmal ging es der Kranken etwas besser, ein anderes Mal wieder war es ganz zum Verzweifeln. Immer der eine Satz: „Wenn das Herz aushält, dann . . ."

Ja, wenn!

Am siebenten Tage ließen wir Luise zu der Kranken. Wir hatten das Kind wohl instruiert.

„Du darfst nicht schreien oder weinen oder lärmen. Du darfst nur ganz leise auf den Zehen ans Bett gehen, der Magdalena die Hand küssen und sagen: ,,Mamma, ich hab' dich lieb!""

So hat es das Mädchen getan. Die Kranke lag mit verklärtem Gesicht, und in ihren Augen war ein Strahlen, als ob ihr der Himmel offen stände.

Als das Kind das Zimmer verlassen hatte, ging ein Frösteln über den Körper des Weibes:

„Es ist alles nicht wahr gewesen — ich hab' das Furchtbare nur geträumt — Luise ist wirklich da!" — —

Am zehnten Tage wußten wir, daß Katharina am Leben bleiben würde. Freilich würde sie nie mehr ganz gesunden. Das Herz war schon vor der Erkrankung nicht in Ordnung gewesen und hatte nun schwer gelitten. Es würde ein sehr stilles Leben sein, was Katharina fortan führen müßte.

Am hellen Mittag trat mir auf dem „Stillen Weg" der Bruder entgegen. Er gesellte sich zu mir, ohne daß wir uns die Hände reichten.

„Lebt sie noch? Ist die Krise vorbei?" fragte er mit offener Furcht in den Augen.

„Ja, es ist überwunden!"

Da atmete er auf.

„Ich habe schwere Tage und Nächte hinter mir," sagte er etwas stockend; „deine Worte lagen mir immer in den Ohren, und du hast es mir auch durch deine Botschaften nicht leicht gemacht. Aber ich hatte es wohl verdient."

Ich antwortete nicht. Er fuhr fort:

„Ich werde nun abreisen. Ich bitte dich, Käthe zu einer Zeit, wo du es für angemessen halten wirst, einen Brief von mir zu übergeben. Er ist offen; du sollst ihn vorher lesen. Der Brief enthält nichts als einen kurzen Abschied und daß wir jetzt, durch Land und Meer für immer getrennt, ohne Feindschaft aneinander denken wollen."

Ich wandte den Kopf zur Seite.

„Und Luise?“

„Luise werde ich ihr lassen.“

Wir gingen schweigend nebeneinander hin. Dann sagte er:

„Daß ich von dem Kinde ohne Abschied fortgehen muß, fällt mir sehr schwer. Du wirst es nicht glauben; aber es ist wahr. Das Kind würde sich fürchten, wenn es mich wiedersähe. Ich bitte, daß du dich weiter des Mädchens annimmst. Mit einem Kapital werde ich es ausstatten. Willst du die Sache übernehmen?“

„Ja.“

„Ich danke dir!“

Wieder gingen wir ein Stückchen wortlos weiter.

„Ich könnte nun gehen, Fritz; aber das Schwerste habe ich noch zu sagen.“

Ich sah ihn fragend an. Da brachte er heraus:

„Die Mutter will mit mir nach Amerika.“

Ich blieb stehen. Ich glaube, daß ich etwas blaß wurde.

„Du mußt nicht glauben, Fritz, daß ich Mutter dazu überredet habe. Sie hat es von selbst gewollt.“

„Ja, ich kann es mir denken.“

Etwas unendlich Bitteres quoll mir durch die Seele.

„Wann wollt Ihr denn fort?“

„Morgen. Die Mutter läßt dich fragen, wann sie sich von dir verabschieden kann. Willst du am Nachmittag zu ihr hinunterkommen?“

Ich mußte erst ein paarmal Atem holen, dann sagte ich:

„Ja, ich werde kommen.“

Joachim blieb stehen.

„So habe ich dir alles gesagt, Fritz. Nun kann ich mich von dir verabschieden. Wenn du zu Mutter kommst, werde ich euch nicht stören, werde ich schon fort sein.“

Die Worte wurden ihm schwer.

„Leb' wohl, Fritz; hab' keinen Groll mehr gegen mich. Ich danke dir für alles Gute — auch, daß du mich fünf Jahre lang gesucht hast — auch, daß du neulich so mit mir gesprochen hast.“

Die Stimme versagte ihm, und auch ich brachte es kaum heraus, als ich sagte:

„Behüte dich Gott, Joachim!“

Als er sich schon abgewandt und die ersten Schritte gemacht hatte, erscholl jenseits eines kleinen Gebüsches das selige laute Kinderlachen Luises.

Joachim wandte sich noch einmal um.

„Ist sie das?“

Ich nickte mit dem Kopf.

Da preßte er die Hand über die Augen und ging schwer und langsam den Berg hinab.

Und noch einmal erscholl das Lachen des spielenden Kindes hinter ihm her.

— — — — — — — — — — — —

Nun war es vorbei. Ich stieg von Neustadt aus den Weihnachtsberg hinauf. Der Zug, der meine Mutter in die weite Welt davongeführt hatte, war längst nicht mehr zu sehen. Der Bruder war schon gestern bis zur Provinzialhauptstadt vorangereist; ich hatte ihn nicht mehr gesehen.

Die Bitterkeit war aus meiner Seele gewichen und hatte einer stillen Trauer Platz gemacht. Die letzten Stunden, die ich mit meiner Mutter verlebt hatte, waren voll reinster Liebe gewesen, ohne Eifersucht, ohne Neid, ohne Groll auf den Bruder, um dessentwillen sie mich und die alte Heimat verließ. Joachim sollte nicht wieder einsam und verbittert durch die Welt irren; die Mutter wollte nicht wieder Tag für Tag sehnsüchtig am Fenster stehen und auf das schwermütige Plätschern des Johannesbrunnens lauschen.

Mich wußte sie in Sicherheit, mit einer großen Aufgabe betraut, die mein Herz ausfüllen würde. So ging sie mit dem anderen, dem Einsamen.

Es war ganz gerecht, es war ganz mütterlich; es konnte gar nicht anders sein.

Aber wie ich auf die andere Seite des Weihnachtsberges kam und mein altes Waltersburg liegen sah, den Marktplatz mit dem Brunnen und mein verlassenes Vaterhaus, da setzte ich mich an den Wegrand ins welke Gras und weinte bitterlich. Mir war so sterbensbange wie einem verlassenen Kinde. Ich barg das Gesicht in den Händen und saß wohl lange so.

Von Stefenson.

Als ich endlich aufblickte, sah ich mir gegenüber auf dem anderen Wegrande Stefenson sitzen. Ich war unwillig, daß er sich so angeschlichen hatte, aber er kam mir mit teilnehmendem Gesicht, ganz ohne seine sonstige spöttische Art entgegen, so daß mein Ärger rasch verflog.

Stefenson setzte sich neben mich und legte mir die Hand aufs Knie.

„Sehen Sie, alter Junge, so was tut weh. Das begreife ich. Aber da müssen Sie auch begreifen, daß ich Sie nicht allein lassen kann, daß ich mich um Sie kümmern muß. Ich bitte Sie, daß Sie mir einige Minuten zuhören. Sie brauchen mir gar nicht zu sagen, was für Gefühle Sie bewegen, aber ich bitte Sie, mir zu erlauben, daß ich als Ihr alter Freund zu diesen Gefühlen Stellung nehme. Zunächst mal, ob Ihrer Mutter der Aufenthaltswechsel auch bekommen wird. Daran denken Sie ja wohl an erster Stelle. Nun, ich meine, sie ist von guter Natur; Rio ist ein ganz gesunder Wohnort; Ihr Bruder ist Arzt, der sie ständig überwachen kann; außerdem ist er in der Lage, ihr das Leben so angenehm wie möglich zu gestalten. Dann, Ihre Mutter sieht einmal die Welt. Nicht mehr mit der Aufnahmefähigkeit, der Spannkraft, dem Überschwang der Jugend, aber mit dem ganzen Hochgenuß, mit dem ein reifer, feiner Kopf die Schönheiten dieser alten Erde betrachten kann. Und gar Rio de Janeiro! Dort hören die Tauben die Vögel singen, dort sehen die Blinden die Blumen blühen; das wissen Sie ja selbst: Ihre Mutter wird leben wie im Paradies. Aber das wird freilich alles nicht hindern, daß sie das Heimweh bekommen wird — nach dem alten Nest da unten — nach dem Hause am Brunnen — auch nach Ihnen. Schütteln Sie nur nicht den Kopf, lieber Freund; eine Mutter liebt immer am meisten das ihrer Kinder, das nicht bei ihr ist. Und da denken Sie nur daran, daß sie eines schönen Tages wieder da sein wird. Inzwischen lassen Sie unten in dem Hause am Markt alles, wie es ist; lassen Sie alle Tage die Möbel wischen, alle sechs Wochen frische Gardinen aufstecken, im Winter die Stuben heizen, im Sommer die Polster einmotten, auch Kupfer und Zinn in der Küche putzen und den Kanari gut im Futter halten, damit Ihre Mutter alles in Ordnung findet, wenn sie wiederkommt."

„Stefenson," sagte ich dankbar, „Sie sind ein seelensguter Mensch."

Das verdroß ihn. Er sagte zunächst gar nichts, spuckte dann mit großem Geschick bis zum gegenüberliegenden Wegrand und meinte endlich in gänzlich verändertem Ton:

„Sie verstehen mich immer noch nicht. Das müssen Sie doch wissen, daß so 'n alter Fuchs wie ich immer seine Hintergedanken hat, wenn er mal 'nen Abstecher ins Gefühlsmäßige macht. Zum Beispiel jetzt habe ich gerade ein wichtiges Geschäft, bei dem Sie unbedingt mitwirken oder dem Sie wenigstens zustimmen müssen, und da ist es mir natürlich verdrießlich, wenn Sie in verkaterter Stimmung sind."

„Und deswegen suchten Sie mich zu trösten?"

„Ja, nur deswegen!"

Ich lächelte. Er sah es und wurde erbost.

„Mensch, lachen Sie nicht! Was gehen mich denn Ihre Familienverhältnisse an? Glauben Sie, daß ich mich bei meinen tausend Geschäftsfreunden darum kümmern kann, ob sie mal Krach mit einem Bruder haben, ob mal ihre Mutter verreist, ob die Motten in ihre Möbel kommen oder ihr Kanarienvogel verhungert? Hätt' ich viel zu tun. Aber wenn zwei Feldherren mit einander in den Krieg ziehen und der eine von ihnen Zahnschmerzen hat, hat der andere dafür zu sorgen, daß der Zahn gezogen oder wenigstens plombiert wird. Sonst wird nichts aus ihrer Chose."

Ich lächelte nicht mehr, aber ich erwiderte auch nichts. Da sagte Stefenson fast niedergeschlagen:

„Wenn Sie etwas Geschäftssinn hätten, hätten Sie mich längst gefragt, um was für ein Geschäft es sich handelt."

„So sagen Sie es mir — bitte!"

Er war verstimmt.

„Nun, ich kann ja den Weihnachtsberg auch ohne Sie von den Neustädtern zurückkaufen."

„Den Weihnachtsberg wollen Sie zurückkaufen?"

„Ich sagte es Ihnen eben. Wir müssen unser Heim bis zum Gipfel des Berges ausdehnen, sonst spucken uns die Neustädter auf den Kopf."

„Sie werden den wichtigen Aussichtspunkt nie hergeben."

„Trösten Sie sich. Wozu habe ich in der „Neustädter Umschau" seit drei Monaten Artikel gegen den Weihnachtsberg veröffentlicht. Zum Beispiel, daß sein Besuch von Neustadt aus außerordentlich zu wünschen übrig lasse, weil der viel bequemer zu erreichende Ochsenkopf eine viel bessere Aussicht bietet, daß die Rentabilität außerordentlich gering sei, die Pächter nichts zu leisten vermöchten und solchen Kram mehr. Die Neustädter sind bereits mürbe. Denn sie sind wieder mal im Dalles. Nun habe ich vorgestern einen Artikel gebracht, man solle den Weihnachtsberg, wenn sich eine gute Gelegenheit böte, an irgend eine neutrale Person je eher je besser verkaufen, damit er ja nicht mal in Waltersburger Hände fiele, was die Konkurrenz drüben stärken würde."

„Was bezwecken Sie damit?"

„Daß mein Vertrauensmann, der sich als Privater um den Kauf der Weihnachtsbergkuppe bemüht, die Sache billig bekommt. In vierzehn Tagen, denke ich, können wir oben einziehen."

Wir waren inzwischen aufgestanden und stiegen langsam den Berg hinab. Stefenson sprach immerfort von seinen Plänen und brachte es wirklich zuwege, daß meine Bangigkeit nachließ und ich ihm wenigstens mit halber Aufmerksamkeit zuhörte. Er begleitete mich bis in mein Arbeitszimmer. Dort sagte Stefenson:

„Nun gestehen Sie es sich mal selber, lieber Freund: die ganze Zeit, da unser Heim besteht, haben Sie, der die Lehre von den Ferien vom Ich erfunden und gepredigt hat, selbst mit Haut und Haaren mitten im dicksten Ichleben gesteckt. Hauptsächlich wegen Ihrer Familienangelegenheiten. Jetzt erst, wo sich alles in Frieden löst, werden Sie Ihrer Idee ganz und mit Freuden dienen können. Sie lehren selbst: in den Ferien vom Ich los von der Familie! Deshalb habe ich auch von Anfang an gemeint, wenigstens einer von uns beiden müsse ganz ohne Familie sein."

„Und welcher von beiden soll das sein?"

„Sie!"

Fast hätte ich über den alten Egoisten lachen müssen.

„Sie wären aber doch viel geeigneter, Stefenson, denn Sie sind doch schon ohne Familie."

„Sie vergessen, daß ich eine Braut habe."

„Eva Bunkert? Ich meine, dieser Verlobtenstand ist etwas einseitig.“

Er lachte.

„Bah — wegen der Auskneiserei — wegen dieser Marotte? Ich habe an Eva einen vernünftigen Brief geschrieben, habe ihr gesagt, ich würde ihr gern nachreisen, wenn es nicht zu dumm wäre und wenn ich Zeit dazu hätte. Sie solle ja nicht annehmen, daß ich jetzt plötzlich an ihrem Theater als Coiffeur, Portier, Kulissenschieber oder dergleichen auftauchen würde, um sie weiter zu beobachten. Das würde abgeschmackt sein; denn ich mache keinen Witz zweimal. Im übrigen liebte ich sie unverändert weiter und überließe ihr, zu bestimmen, wann unsere Hochzeit sein solle. Diesen Brief habe ich vor acht Tagen geschrieben und noch keine Antwort. Das ist doch ein sehr günstiges Zeichen.“

„Ich würde dieses Zeichen anders auslegen.“

„Nein. Sie grämt sich. Sie kann gar nicht schreiben. Wäre ich ihr egal, hätte sie mir einen schnippischen, und wäre sie ein oberflächliches Weib, sofort einen freundlichen Verzeihungsbrief geschrieben. So ist sie ein braves Mädel, das mich liebt, und schreibt gar nicht.“

„Es kann schon so sein,“ sagte ich müde; „ich hoffe, daß es Eva gut geht!“

„Nun so... so... Vor fünf Tagen hat sie das erste Mal auf der Oper gesungen. Zwei Kritiker haben sie bestehen lassen; einer hat sie ziemlich scharf mitgenommen. Mit dem habe ich mich telephonisch verbinden lassen. Ich habe den Mann aufgeklärt, um was es sich handelt — so in großen Zügen natürlich — und ihm gesagt, daß er mir einen Riesengefallen tun würde, wenn er Fräulein Eva Bunkert nach Strich und Faden verrisse und an der Oper unmöglich mache. Meine eventuelle Erkenntlichkeit für ihn habe ich dem Kritiker wirklich nur ganz diskret und delikat angedeutet. Trotzdem hat mir der Grobian gesagt, es sei schade, daß sich telephonisch keine Ohrfeigen austeilen ließen; im übrigen sei Fräulein Bunkert ein außerordentlich hoffnungsvolles Talent. Das habe ich davon. Nun wird sie der Kerl loben. Ach, du lieber Gott, die deutschen Zeitungsschreiber sind sehr verschiedenen Charakters.“

„Und sie zweifeln gar nicht daran, daß Eva Bunkert Ihnen verlorengehen könnte?“

„Nicht eine Minute. Sie hat gebissen. Ich halte sie fest. Wenn sie noch ein wenig herumzappeln will, kann ich ihr den Spaß ja gönnen.“

So purzelte Stefensons draufgängerische, aber frische Art durch den bangsten Tag meines Lebens. Und als ich am nächsten Morgen nach tiefem Schlaf erwachte, fühlte ich mich gesund und munter, stark genug, dem Leben ins Auge zu schauen und mit Lust und Freude an meinem schönen Werk weiter zu schaffen.

— — — — — — — — — — —

Etwa drei Wochen später besuchte mich Stefenson wieder in meinem Arbeitszimmer. Auf dem Tisch lag die neueste Nummer der „Neustädter Umschau“.

„Ich habe diesmal nichts drin,“ sagte Stefenson und wies auf die Zeitung. Trotzdem schlug er sie auf. Und mit einem Mal riß er die Augen auf, las, trat ans Fenster — —

„Haben Sie schon — haben Sie schon gelesen?“ fragte er stotternd.

„Was denn? Was steht denn wieder in dem Schundblatt? Ich habe noch gar nicht hineingeschaut.“

„Da — da —“

Er wies auf eine kleine Notiz. Ich las:

„Verlobung. Die Opernsängerin Eva Bunkert, Tochter unseres ver-

flossenen Baurats August Bunkert, hat sich mit dem Grafen Hanns von Simmern, Sohn des herzoglichen Kammerherrn Grafen Eugen von Simmern, verlobt. — Eine rasche Künstlerkarriere!"

„Da haben wir's," sagte ich. „Die Sache ist in der Tat sehr rasch gegangen."

„Rasch gegangen! Ist das alles, was Sie zu dieser Schandtat zu sagen wissen?" brüllte Stefenson.

„Ja, was soll ich in meiner Überraschung dazu sagen? Es tut mir natürlich sehr leid um Sie!"

„Leid! Ich brauche Ihnen nicht leid zu tun. Niemand brauche ich leid zu tun. Ich verbiete mir das! Denn ich kann froh sein, daß ich diese Gans los bin. Ich bin auch ganz kolossal froh. Nach kaum vier Wochen ist dieses flattrige Ding mit ihrer Lebenswahl fertig. Von einem zum andern. Immer zu, immer zu! Was verliere ich dabei? Weil er ein Graf ist, weil sie sich bei ihm in Taschentücher mit einer neunzackigen Krone die Nase schneuzen kann, deshalb gibt sie mich auf. Einen Mann wie mich, der diese bankerotte Bauratstochter gegen alle Vernunftsgründe geliebt hat und sie heiraten wollte, gibt sie auf!"

Er sank in einen Stuhl. Sein Schmerz war maßlos. Aber ich blieb kühl.

„Lieber Freund," sagte ich, „es ist sicher für unsere Gründung ganz gut, wenn Sie familienlos bleiben, wenn Sie den ruhigen, klaren Blick —"

„Halten Sie den Mund! Kommen Sie mir nicht mit solchem Blödsinn! Satt hab ich's, satt! Meinetwegen mag die ganze Geschichte hier zum Teufel gehen. Mir liegt an nichts mehr etwas, an gar nichts mehr!"

Er wand sich in dem Lehnstuhl, in dem er saß, wie in heimlichen Krämpfen. Ich stellte mich ans Fenster und zündete mir eine Zigarre an. Da knirschte er:

„Sprechen Sie wenigstens; sagen Sie etwas zu mir. Das kann ich doch wohl verlangen."

„Sie lassen mich ja nicht zu Worte kommen, Stefenson. Und dann, ich weiß selbst nicht, was ich zu der Sache sagen soll."

„Jawohl, Sie machen sich eben nichts aus mir. Sonst könnten sie sich jetzt nicht so pomadig eine Zigarre anzünden. Schöner Freund! Glauben Sie denn, daß sie mit dem Grafen, diesem neunmal gehörnten Kerl, glücklich sein wird?"

„Das kann ich nicht beurteilen."

„Das müssen Sie beurteilen können! Sie müssen wissen, daß solche sogenannte Mesalliancen nie zum Glück führen, daß dieses Weib im Hause ihres gräflichen Gatten als Eindringling entweder gar nicht zugelassen oder sub Luder behandelt werden wird, daß der Mann ihrer überdrüssig sein wird, wenn ihre Schönheit verblüht, daß sie dann im Elend sitzen wird."

„Das kann schon alles so kommen, es kann aber auch ganz anders sein. Es kommt ganz auf den Mann an. Prophezeien kann dann niemand, höchstens unsere alte Wahrsagerin unten in Waltersburg."

„Wollen Sie mich verspotten? Sich über mich lustig machen? Ist das Ihre Freundschaft?" — Er war wütend.

„Lieber Stefenson, Sie sind jetzt sehr aufgeregt. Was immer ich auch jetzt sagen möchte, würde Ihnen nicht gefallen. Warten wir also ab, bis Sie sich etwas beruhigt haben, und daß Sie dann ganz auf mich rechnen können, wissen Sie ja doch!"

„Ich werde mich nie beruhigen," sagte er. „Über das komme ich nicht weg!"

Wohl zehn Minuten vergingen, während deren Stefenson im Zimmer auf- und abschritt. Manchmal blieb er stehen, sprach leise mit sich selbst oder

fuchtelte mit seinen langen Armen durch die Luft. Endlich fragte er:

„Was ist das mit der Wahrsagerin in Waltersburg, die Sie erwähnten?“

„Ah, Stefenson, das war doch nur ein Scherz. Es wohnt da unten im alten Zollhaus, kaum dreihundert Meter unter unserem Grundhof am alten Waltersburger Weg ein Weib, das schon uralt war, als ich noch in kurzen Hosen ging. Sie nennt sich nach ihrem Beruf Sibylle. Wie sie eigentlich heißt, wie alt sie ist, weiß kein Mensch. Für 25 Pfennig prophezeit sie den Bürgern, Bauern und Köchinnen die Zukunft.“

„Und stimmt es, was sie sagt?“

„Ja,“ lachte ich, „das weiß ich nicht. Ich hab' mich um das alte Fernrohr in die Zukunft nicht mehr gekümmert. Als Jungen haben mal Joachim und ich 25 Pfennig zusammengeschossen und uns weissagen lassen. Da hat sie gesagt, wir würden bald eine mächtige Tracht Prügel bekommen. Und das ist auch eingetroffen. Es kam nämlich heraus, daß wir 25 Pfennig zur Sibylle getragen hatten.“

Ich wußte, daß Stefenson abergläubisch war. Viele sonst sehr kluge Menschen sind es. Stefenson fing an einem Freitag kein Geschäft an, es beunruhigte ihn, wenn eine Katze über seinen Weg lief, und er hatte immer ein altes Hufeisen auf seinem Schreibtisch liegen. Er stammte ja auch aus Amerika, wo der Aberglaube zu Hause ist. Jetzt fühlte er das Bedürfnis, sich ein wenig zu rechtfertigen, und sagte:

„Es ist durchaus falsch, alle Hellseherei von vornherein als Unsinn zu erklären. Es können da Naturkräfte wirken, die wir nicht kennen.“

„Gewiß — gewiß!“

Er versank wieder in tiefe Traurigkeit.

„Vor vier Tagen habe ich ihr einen Brief geschrieben, habe sie gebeten, sie möge doch von ihrem Groll ablassen. Wenn sie es schon nicht einsehen wolle, daß ein Mann, der sein ganzes Lebensschicksal an eine Frau ketten wolle, zu deren gründlichster Prüfung berechtigt sei, so solle sie halt denken, daß es mir doch auch Spaß gemacht habe, mal in den Ferien vom Ich eine unerkannte Rolle zu spielen, und daß ich doch eigentlich als Knecht Ignaz um sie gedient habe wie Jakob um die geliebte Rachel. Sehen Sie, von diesem Brief glaubte ich, er sei eigentlich zu deutsch, zu sentimental. Aber es war mir so ums Herz, und so schickte ich ihn ab. Der Brief wird gerade zu ihrer Verlobung zurecht gekommen sein.“

Es schüttelte ihn vor Schmerz und Zorn.

— — — — — — — — — — — —

Es war Abend, als ich am Grundhof vorbeischlich und mich an der Reihe windbrüchiger Weiden, die am alten Waltersburger Weg stehen, hinab zum Hause der Sibylle schlängelte. Das kleine Anwesen sah schäbig und unordentlich aus. Die Tür stieß einen grämlichen Quieker aus, als ich eintrat. Der Hausflur war ganz finster, aber in dem daran stoßenden Zimmer, dessen Fenster mit buntem Kattun verhängt waren, brannte eine kleine Lampe.

Die „Sibylle“ erhob sich und kam mir entgegen. Mit krummem Rücken, auf einen Stock gestützt, hob sie ihr verrunzeltes Gesicht zu mir empor, das in dem trüben Licht der kleinen Lampe ganz gespenstisch aussah.

„Wird er kommen?“ fragte sie.

„Ich weiß es nicht. Aber ich hoffe es; denn ich habe es ihm kräftig suggeriert. Ich gehe einstweilen in die Nebenstube und passe auf. Halten Sie sich genau an unsere Abmachungen.“

„Jawohl!“ nickte das Weib.

Ich mußte eine ganze Stunde lang warten und gab den Plan, den ich gefaßt hatte, beinahe auf. Noch zweimal

hatte Stefenson heute von der Wahrsagerin angefangen, und ich hatte ihm einige sehr merkwürdige Fälle erzählt, in denen die Voraussagungen der Sibylle in verblüffender Weise eingetroffen waren. Nun kam er doch nicht. Schon wollte ich meinen Lauscherposten verlassen, da sah ich ihn um die Wegkrümmung treten und vorsichtig umherspähen.

„Er kommt!“ sagte ich der Sibylle durch die Tür. „Nun machen Sie Ihre Sache gut.“

Fünf Minuten später hörte ich nebenan Stefenson eintreten.

„Guten Abend,“ sagte er etwas verlegen. „Ich komme mal zu Ihnen. Sie brauchen sich deswegen nicht etwa einzubilden, daß ich auf Ihren Quatsch etwas gebe — aber ich habe von Ihnen gehört, und da will ich mal einen Versuch machen — der Wissenschaft halber, verstehen Sie?“

Die Sibylle rührte sich nicht. Sie sah greulich aus. Die Gestalt war in ein geflicktes Umschlagtuch gehüllt, vor Stirn und Augen hatte sie einen mächtigen grünen Lichtschirm, über dem der graue Scheitel struppig herausragte. Das alte Weib betrachtete ihre ausgebreiteten schmutzigen Karten und sagte kein Wort.

„Nun?“ mahnte Stefenson ungeduldig.

Keine Antwort.

„Ja, wollen Sie nun gefälligst mit mir sprechen?“ brauste der Amerikaner auf.

„Scheren Sie sich hinaus!“ krächzte die Alte.

„Wa — as?“

„Hinausscheren sollen Sie sich!“ wiederholte der häßliche Rabe.

„Das ist stark!“ sagte Stefenson verblüfft. „Nun bleibe ich natürlich hier!“

Er schob sich den wackligen Stuhl, der an der Wand lehnte, zurecht und sah mit geradezu stoischer Ruhe zu, wie das alte Weib ihre Karten mischte und legte, ohne ihn auch nur im mindesten zu beachten. Ich amüsierte mich an meinem Guckloch königlich.

Endlich stand Stefenson auf, legte auf die Tischkante eine Münze und sagte mit erzwungener Höflichkeit:

„Madame, ich möchte gern durch Ihre Kunst meine Zukunft erfahren.“

„Warten Sie!“ schnarrte der Rabe.

Und Stefenson wartete. Sibylle betrachtete indes unverwandt ihre Karten. Endlich schien sie fertig zu sein. Sie warf einen Blick auf das Geldstück und sagte:

„Auf zwanzig Mark kann ich nicht herausgeben. Es kostet 25 Pfennige.“

„Behalten Sie nur das Goldstück!“ erwiderte Stefenson.

Da schnipste sie mit dem Finger die Münze vom Tische hinab auf den Fußboden und kreischte wütend:

„25 Pfennig kostet es!“

Stefenson kramte in einer Westentasche und legte 25 Pfennig auf den Tisch.

„Stecken Sie das Goldstück ein!' befahl die Alte.

Stefenson leuchtete mit Streichhölzern gehorsam den Fußboden ab, bis er die Goldmünze fand, und steckte sie ein. Darauf mischte Sibylle die Karten, ließ Stefenson dreimal abheben und sagte nebenher:

„Sie sind 49 Jahre alt!“

Stefenson lachte verächtlich, aber etwas benommen.

„39 bin ich.“

„So sehen Sie nicht aus!“ schnarrte der Rabe.

Darauf wurden die Karten auf den Tisch gebreitet.

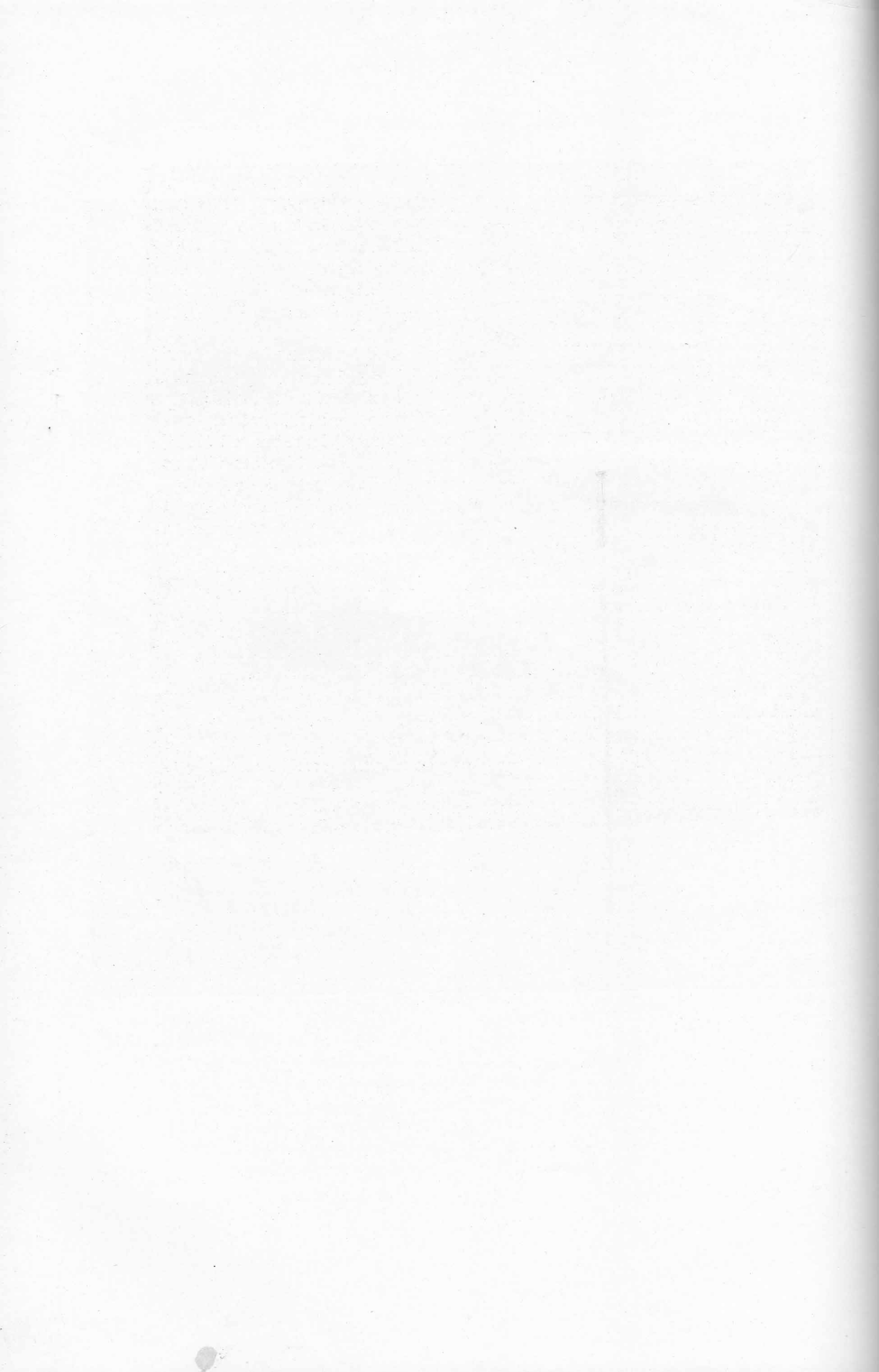
„Richtig — erst 39,“ sagte die Wahrsagerin. „Am 14. April geboren.“

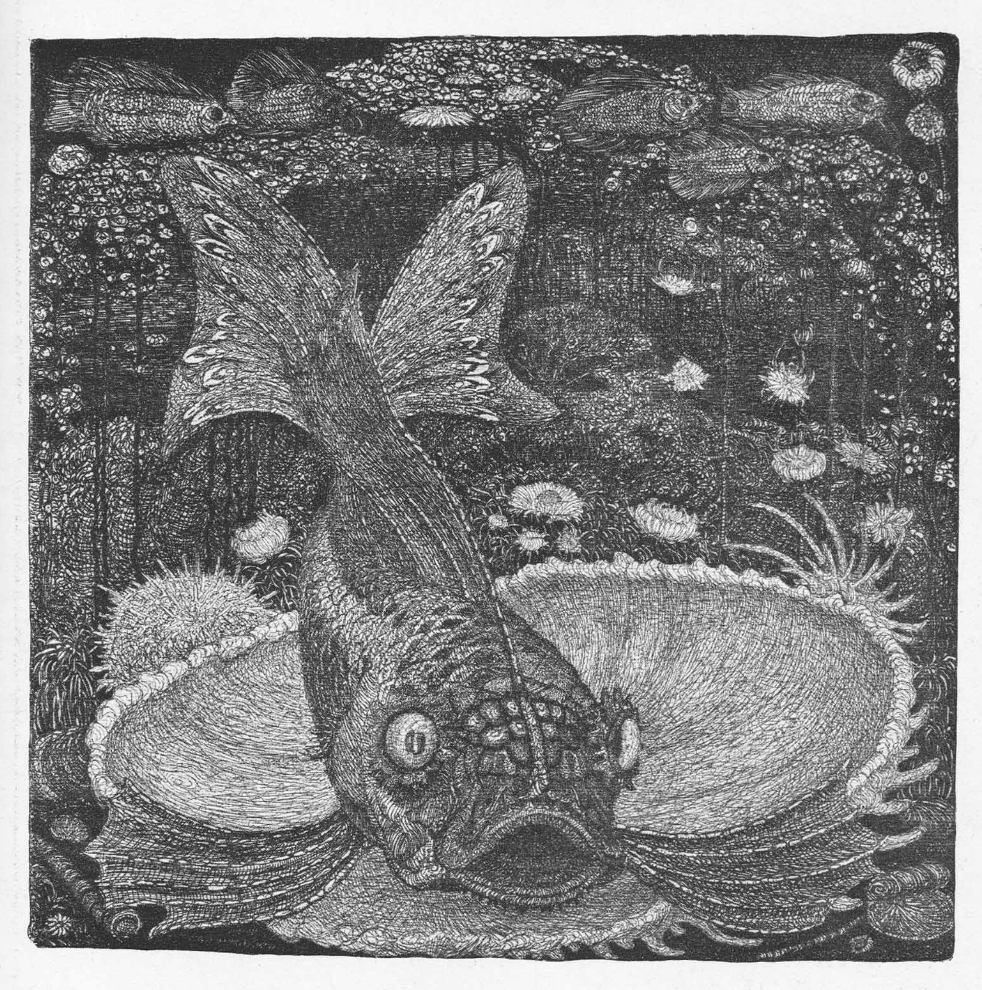
„Das stimmt!“ rief Stefenson verblüfft.

„Es stimmt alles, was ich sage,“ polterte die Alte.

Sigfrid Haertel: Rast







Radierung von H. Bantau.

„Sie haben weder Vater noch Mutter, Bruder noch Schwester. Sie sind nicht aus diesem Lande, Sie sind über das Wasser gekommen.“

Stefenson setzte sich staunend auf den Stuhl.

„Sie sind sehr reich,“ fuhr die Alte fort, „und werden immer reicher werden; aber sie haben Unglück in der Liebe.“

„Ja,“ hauchte Stefenson.

„Ihre Braut heiratet einen anderen.“

„Ist das wahr?“

„Ja. Aber Sie sind selbst schuld. Sie haben Ihre Braut sehr schlecht behandelt und sie betrogen.“

Stefenson stöhnte leise. Die Alte fuhr fort:

„Wenn Sie sich mit dem neuen Bräutigam Ihrer Braut duellieren, werden Sie ihn töten.“

„A—ah!“

„Ja, aber es wird Ihnen schlimm ergehen, weil er ein vornehmer Herr ist, und das Mädchen wird doch einen anderen nehmen.“

„Wird sie glücklich werden?“ fragte Stefenson.

„Sie wird mit jedem Manne glücklich werden, den sie nimmt. Nur mit Ihnen wäre sie unglücklich geworden.“

„Das ist nicht wahr!“ rief Stefenson.

„Das ist ebenso wahr, als daß Sie nach einem Jahre eine reiche Amerikanerin heiraten werden.“

„Das ist Schwindel!“ rief Stefenson erbost. „Ich werde nie eine andere heiraten. Sie reden da einen ungeheuren Blödsinn!“

„Scheren Sie sich hinaus!“ kreischte der Rabe und klappte die Karten zusammen.

„Ich bitte, daß Sie weiter sprechen,“ beruhigte sich Stefenson gewaltsam.

Die Alte aber erhob sich und humpelte der Nachbartür zu.

„Bleiben Sie da,“ rief Stefenson; „ich habe doch 25 Pfennig bezahlt.“

Sie gab keine Antwort, verschwand hinter der Tür und schob den Riegel vor.

In diesem Augenblick sprang ich aus dem Fenster hinaus in den Garten, ging ums Haus herum und trat durch den Flur in die Vorderstube.

Als Stefenson und ich uns sahen prallten wir vor einander zurück.

„Sie — Doktor?“

„Sie — Stefenson?“

Er lachte außerordentlich verlegen. Leise sagte er:

„Ach wissen Sie — nur der Wissenschaft halber —“

„Ja, natürlich — ich natürlich auch nur der Wissenschaft halber. Waren Sie schon dran?“

„Ja. Und es hat merkwürdig gestimmt. Jetzt ist die Alte da hinein und hat sich abgeriegelt. Aber ich warte, bis sie herauskommt; ich will noch mehr erfahren.“

„Wenn es Sie nicht geniert, warte ich mit.“

Ich sah, daß es ihm nicht recht war, aber ich setzte mich auf den Tisch und ließ die Beine herabbaumeln. Eine halbe Stunde verging; es wurde recht langweilig. Ein paarmal hatte Stefenson an die Tür der anderen Stube geklopft, aber keine Antwort erhalten. Endlich hörten wir drin ein Gekrabbele.

„Sind Sie noch da?“ krächzte die Sibylle.

„Jawohl!“ antwortete Stefenson.

Ein Scharren kam von nebenan, dann sagte die Sibylle:

„Ich werde Ihnen für Ihre 25 Pfennige jetzt noch zeigen, wie Ihre künftige Frau aussieht, und dann scheren Sie sich endlich fort.“

„Ich will nichts wissen von einer künftigen Frau, ich bleibe ledig!“ protestierte Stefenson. „Kommen Sie lieber heraus und geben Sie mir noch auf einige Fragen Auskunft.“

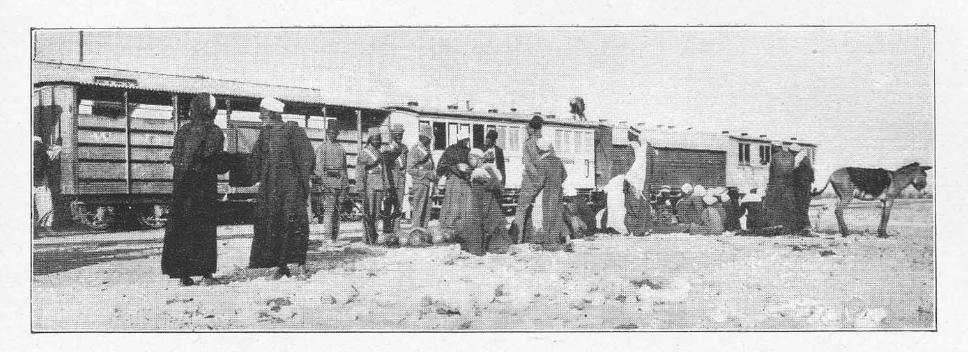
„Nein!“ schnarrte der Rabe. „Sie werden nur noch Ihre künftige Frau sehen!“

Die Tür sprang auf, und in ihrer Öffnung stand Eva Bunkert in ihrer ganzen strahlenden, lachenden Schönheit.

Stefenson faßte sich an den Kopf. „Eva!“

(Fortsetzung folgt.)





Hedschasbahn.

Durchs Land der Edomiter und Ammoniter nach Jericho.

Von Fritz Mielert in Dortmund.

Mit 15 Aufnahmen des Verfassers.

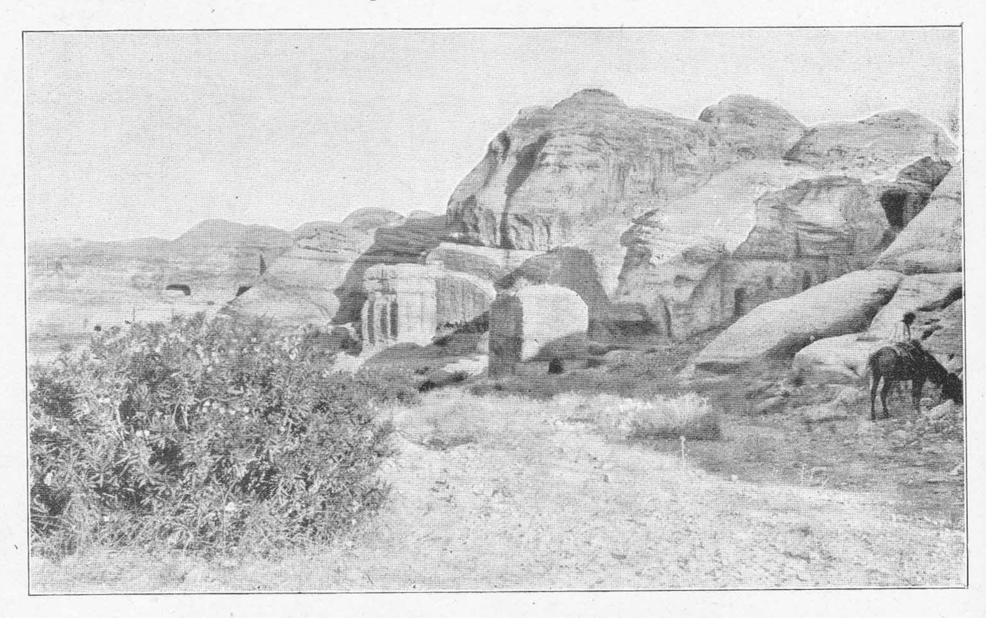


Die letzten Strahlen der Abendsonne verbrannten hellglühend auf den wie aus violettem Glas abenteuerlich geformten Bergzinnen der alten Felsgräberstadt Petra, als wir im heiteren, blumenübersäten Tal des Sejl ed Dara nach dem Fellachendorfe el Dji hinaufstiegen. Zwischen den noch die Wärme und den matten Duft des Tages ausströmenden rosafarbenen Blütenmassen der Oleanderbüsche rann müde die Wasserader des Tales gen Westen, um kurz vor dem geheimnisvollen Hauptschlund der Gräberstadt, dem Bab es Sik, zwischen den Steinen zu versickern, als ob sie beim Anblick der übermächtigen dunklen Felstore und unergründlich schwarzen Schlünde der Totenstadt vor Furcht ersterbe.

Mit der im Orient üblichen Gemessenheit und Feierlichkeit nahmen wir, d. h. außer mir mein arabischer Führer Hassan und die beiden mich begleitenden Soldaten, der Araber Achmed und der Tscherkesse Soliman, Abschied von unserm arabischen Gastgeber. Wir hatten den Tag vorher in seinem Feigenbaumgarten kampiert und ich auch die Nacht dort auf einem schnell aus Decken und Kissen hergerichteten Bett verbracht. Eine herrliche Siesta war es unter den Blätterhimmeln dieser Bäume gewesen und eine wundersame Nacht hier in diesem Garten, 1600 Meter über dem Meere und mitten im peträischen Arabien, dabei in unmittelbarer Nähe der altehrwürdigen Hauptstadt des Edomiterlandes, des Reiches des Patriarchen Esau! Die Nacht war „weiß wie Milch“, die Berge von Edom schienen zu atmen, und der ruhende Geist empfand besser als am Tage, dessen greller Schein die Schatten der Vergangenheit erstickt, das beglückende Gefühl, auf dem Boden urältester Lebensbetätigung und Kultur weilen zu können, in der Heimat der biblischen Urväter!

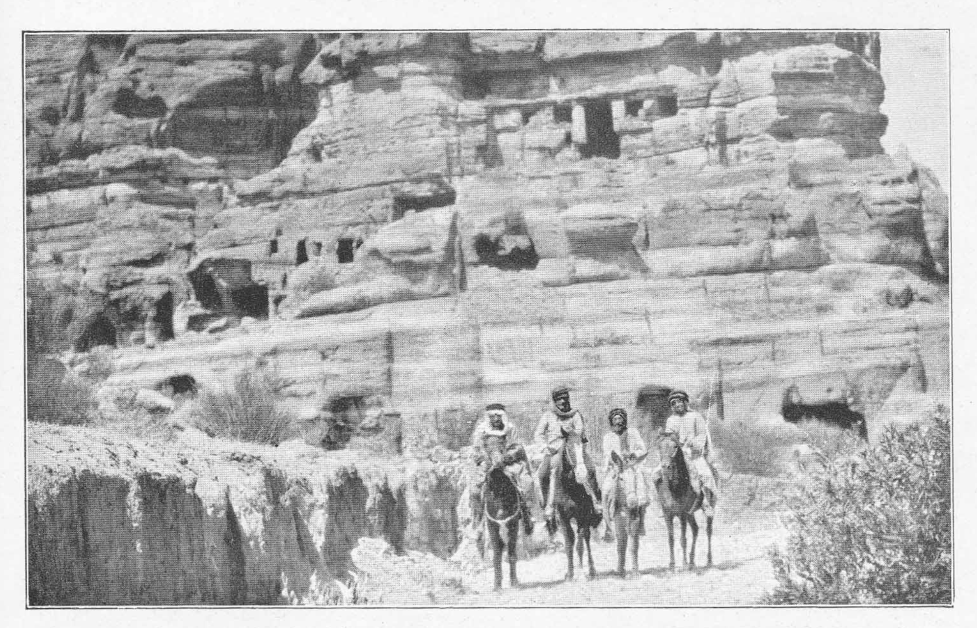
Doch heut nacht wollten wir Ruhe suchen bei den Hagarsöhnen, in einem großen Zeltlager der Alawinbeduinen, das eine Stunde östlich entfernt in der bergigen Steppe weilte. Durch flache, aber felsige Hochtäler, deren Grund von wirklich üppigen Rasenpolstern bedeckt und von kleinen Bächlein durchflossen war, ritten wir in den schweigenden

Abend hinein. Im Gegensatz zur nahen todesstarren Wüste bedeuten diese lieblichen Hochlandwadis wahre Paradiese in Esaus kargem Lande! Die Schatten der Nacht begannen sich schon über Höhen und Tiefen zu senken, als unsere Tiere die breitgewölbten Kuppen der von Steppengebüsch überwucherten Berge erreicht hatten und wir mit einem Blick das eigenartige wilde Bild des Beduinenlagers umfaßten, dessen ungefähr sechzig große Zelte an den Hängen und in der Tiefe einer Bergmulde verstreut aufgeschlagen waren. Hier und da blinkte ein Reiserfeuer durch die Dämmerung, all die Mannigfaltigkeit des Anblicks aber trat zurück hinter dem auf den Kulturmenschen des Nordens unvergeßlich wirkenden „Konzert", dem tausendstimmigen Geschrei der Tiere, das bald stärker, bald schwächer, bald vereinzelt ertönte, dann ganz aufhörte, um plötzlich wieder mit elementarer Gewalt loszubrechen, und in dem alle der hier vorhandenen Tiergattungen ihr Möglichstes in ihrer Weise zu leisten suchten, die Schafe, Ziegen, Rinder, Pferde, Hunde und nicht zum wenigsten die Kamele. Deren merkwürdiges, aus Bullern und Gurgeln sich zusammensetzendes Schreien durchdringt alle anderen Tierlaute.



Das Tal Seyl ed Dara bei Petra im Lande der Edomiter.

Wir hatten ein Weib nach dem Scheich des Zeltdorfes gefragt; es hatte mit ausgestrecktem Arm nach der Tiefe der Mulde gewiesen. Nun hielten wir vor dem Zelt des Scheichs selber, das wohl an die fünfzehn Meter lang und etwa 2 Meter hoch war und in welchem ein etwa acht Quadratmeter großer, durch Zelttücher abgetrennter Raum das Gastzelt bildete. Wir waren kaum abgestiegen, als schon einige der so ungemein typischen Beduinenfrauen erschienen und mit primitiven Harken behend den Boden des Gastzeltes von Geröll reinigten, Decken breiteten und in der innersten Ecke des Zeltes aus Schaffellen, mehreren Teppichen und Kissen nach orientalischen Begriffen ein ganz bequemes Lager für mich herrichteten.



Die Begleiter des Verfassers

Von links nach rechts: der Araber Achmed, der Tscherkesse Soliman, Hassan, der Führer, und ein Alawinbeduine.

Eine der Frauen mit den malerisch von den bronzebraunen Gliedern herabhängenden blauen Gewandtüchern und dem kupfernen und silbernen Ringe- und Münzenschmuck im schwarzen Wulst der Haare und an den nackten tätowierten Armen, die feuerfest zu sein scheinen, warf einen Haufen brennender Steppenkräuter am Eingang des Zeltes nieder. Welch malerischen Effekt das barbarisch mit großen Nasen- und Ohrenringen geschmückte Beduinenweib im warmen Schein der gegen die Zeltdecke lohenden und prasselnden Flammen bot, läßt sich nicht beschreiben! Welch eigenartig-wildes Bild auch schaute ich, als ich auf meinem beduinischen Thron hockte, vor mir, vom urwüchsig rassigen Ausschnitt des Zelteinganges umrahmt! Die Nacht war vollends hereingebrochen. Draußen standen, vom Feuerschein überglüht, unsere Tiere beisammen und taten sich an einem Bündel Steppenkräuter gütlich, während ein Kamel, von der Wärme der Flamme angezogen, sein Medusenhaupt, in dem zwei übergroße Augen glänzten, ins Zelt hinein streckte. An meiner Seite im Zelt kauerten alla turca meine Begleiter und vor mir die zur Begrüßung erschienenen Häupter und Ältesten des Beduinenlagers, der Scheich, der Kadi und einige der ältesten Männer, alle in ärmlichen, braun-weiß gestreiften Haïks und den weiß unterbundenen, mit dicken Kamelhaarstricken umwundenen Keffijen, sowie den riesenhaften, blau betroddelten Halbstiefeln aus rotem Saffianleder. Hinter ihnen standen Männer und Kinder, uns begaffend, und auch Frauen warfen im Vorbeigehen neugierig, aber scheu einen Blick in das so plötzlich gefüllte Zelt der Gäste.

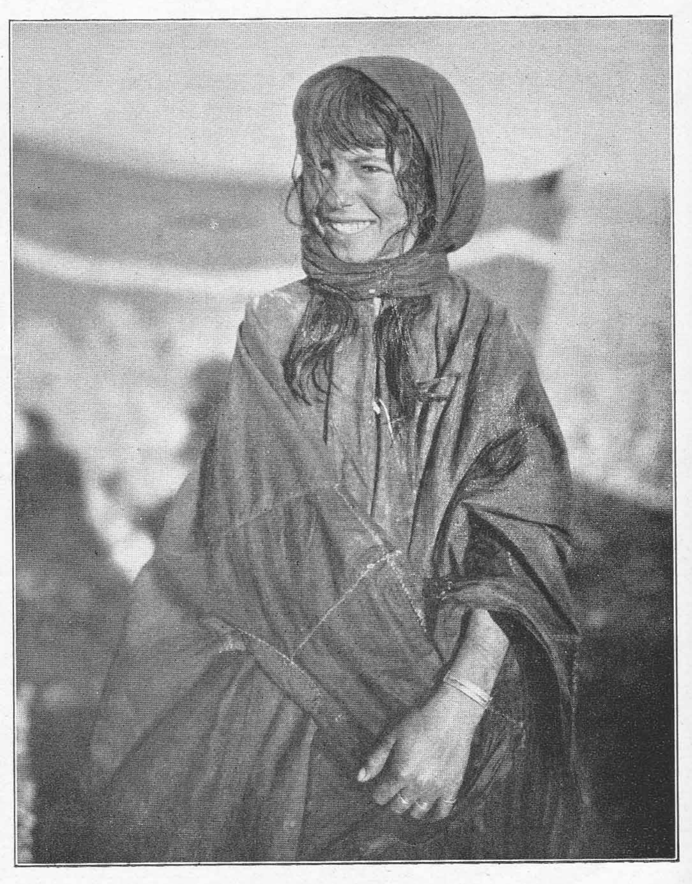
Zur Feier der Gäste wurde, bald nachdem diese sich durch Austeilung von Tabak und einiger Runden des von meinem Tscherkessen meisterhaft bereiteten Tees verdient gemacht hatten, der messingne Kaffeemörser geholt und

in diesem der Kaffee mit vielem Klingklang zerstoßen; denn immer erst der vierte Schlag des spielend an die Mörserwände klingenden Schlägels traf den Kaffee. Wozu auch die Prozedur beschleunigen, man hatte ja Zeit, und je länger die Vorbereitungen dauerten, desto mehr ehrte man die Gäste! In das lohende Feuer, unsere einzige Lichtquelle, warf eine tätowierte Beduinenhexe, gewiß die „Alte" des Zeltes, immer neue Kräuterbündel und dazu auch — Kamelmist, der bald wie Kohlen glühte. In einer arabischen Kaffeekanne wurde alsdann der Kaffee, vermengt mit einem bitteren, aber wohlriechenden Kraut, gekocht, und wir Gäste gaben, um das Fest zu versüßen, aus unserem Vorrat Zucker hinzu.

Mit großer Feierlichkeit und unter peinlicher Beobachtung der Etikette wurde der in die „findschân" (kleine Täßchen) gegossene Kaffee kredenzt. Das erste Täßchen bekam ich, das zweite Achmed, dann erhielten der Tscherkesse, Hassan und darauf der Scheich, der Kadi und dem Alter nach die Dorfältesten der Reihe nach jeder sein findschan. Nachdem der erste Gang Kaffee geschlürft war, wurde ein zweites Täßchen mir und den beiden Scheichs geboten, und ein pausbäckiger Hirtenknabe erschien mit seiner Panflöte und blies zur Unterhaltung der Gäste seine monotonen Weisen.

Währenddessen ging der Mond auf, so schön, als ob es ein Schauspiel sein sollte, das eigens unsertwegen stattfand. Ich sah uns gegenüber auf der Höhe des Berghanges einen roten Feuerschein aufflammen, den ich anfangs für ein Zeltfeuer hielt, bis die schnell um sich greifende dunkelrote Glut sich rundete und als purpurne Scheibe emporstieg, die in der Höhe als der gute, friedliche Gefährte der Sterne ihren intensiv quecksilberartigen Schein zur ruhenden Welt herabsandte.

Ich war doch nach und nach sehr müde geworden, aber so zuvorkommend die Beduinen auch sonst sind, die zarten Andeutungen, daß es Zeit für sie wäre, zu gehen und die Fremden ruhen zu



Mädchen aus dem Stamme der Alawinbeduinen.



Arabervolk.

lassen, verstanden sie nicht, selbst mein bestimmt ausgesprochenes und von Gähnen begleitetes „Ana ta'bân (ich bin müde)" beantworteten sie nur mit dem freundlichen: „Leg' dich hin und schlafe!" Es blieb mir denn auch weiter nichts übrig, als ungeachtet des Mondscheins und der überlauten Unterhaltung der Beduinengesellschaft unter die Decke zu kriechen. Da aber begannen, wie auf ein verabredetes Zeichen, die Flohscharen des Zeltes sich auf mich zu stürzen und Geschwindmärsche auf den Gliedern meines Leibes anzustellen. Im fruchtlosen Kampfe mit diesen Blutgierigen und durch das ruhelose Umherwälzen auf meinem harten Lager schien sich denn doch die Müdigkeit derart vergrößert zu haben, daß ich einschlief. Als ich nachts einmal erwachte (eins unserer Pferde war ins Zelt geraten und tappte zwischen uns Schläfern herum) schien mir der Vollmond prall ins Gesicht. Meine Umgebung hatte sich endlich auch zur Ruhe begeben, meine drei Begleiter schnarchten in rührendem Wetteifer neben mir, während an einer Zeltstange zusammengekauert ein Mann, wie es mir schien der Scheich, eingeschlafen war. Tiefste Stille lag über dem ganzen Zeltlager, kein Laut störte die Ruhe! Wie hätte ich da nicht an die alttestamentlichen Heerlager denken sollen, die während der Nacht überfallen und vernichtet wurden...?

Am nächsten Morgen saß, mich unverwandt, aber wortlos anblickend, der pausbäckige Hirtenjüngling vom vorigen Abend vor mir und wartete auf das Trinkgeld, das ich ihm gestern für sein Spiel versprochen hatte. Bald waren wieder alle Honoratioren von gestern versammelt, und nachdem Kaffee getrunken worden war, trugen zwei Frauen eine große flache Kupferschüssel mit einem unaussprechlich aussehenden Frühmahl herbei, sie auf den Boden des Zeltes niederstellend. Man lud mich ein, mitzuessen, doch so weit habe ich mich noch nicht an die Bräuche der Wüstensöhne gewöhnt, um mit Anstand den schrecklichen gelblichen „Pamps", in

dessen Mitte in einer von den Weibern mit den Händen ausgepatschten Vertiefung goldklares Öl schwamm, zu genießen. Auch bei dieser Mahlzeit wurde streng nach Etikette verfahren. Zuerst hockten sich meine drei Begleiter, die als Gäste den Vorrang hatten, nebst den beiden Scheichs um die Schüssel; mit den drei ersten Fingern der rechten Hand wurde in das teigartige Gemengsel gegriffen, ein Kloß geformt, dieser durch den Ölteich in der Mitte gezogen und der triefende Happen alsdann geschickt auf der vorgestreckten Zunge in den Mund praktiziert. Das ging mit fabelhafter Geschwindigkeit vor sich und unter lautestem Schmatzen, was beides keine Unterhaltung aufkommen ließen. Alle, die nicht mitaßen, schauten ehrfürchtig und verlangend zu. Als die fünf Männer sich gesättigt hatten, ächzten sie wegen der geleisteten Arbeit, lutschten sich ihre Finger einzeln ab und wischten diese dann ein paar Mal über den Burnus. Nun kamen die Dorfältesten an die Reihe, welche den schon ziemlich angegriffenen Inhalt der Schüssel in derselben Weise weiter leerten. Der Rest, ein bereits formloses Durcheinander von Pamps und Öl, wurde dann draußen den ärmeren Männern und den Burschen des Dorfes überlassen, die sich in gieriger Hast so gründlich darüber hermachten, daß die Schüssel zum Schluß derart sauber ausgeputzt war, als wäre sie nie gefüllt gewesen!

Zwei Stunden später litt ich bereits unter den Qualen eines Rittes durch die sommerliche Wüste Arabiens. Ich hatte nach dem Verlassen des Beduinenlagers noch eine Quelle mit fragwürdig gutem Wasser getroffen, es war die letzte auf unserem fünfstündigen Ritt bis Ma'an. Was aber noch schwerer sich ertragen ließ als der Durst, war die unbarmherzige Schattenlosigkeit in der felsigen Wüste. Bodenwellen gab es genug, aber nicht eine, die auch nur eine Handbreit Schatten geworfen hätte! Selbst ein ausgetrocknetes Wadi, das einige Steilränder aufwies, war gänzlich schattenlos.

Wir begegneten einigen Kamel- und Eselkarawanen, die nach Ma'an zogen; die Treiber gingen teils zu Fuß und sangen schläfrig und matt ihre Lieder, die so eintönig sind wie die Wüste, die wir durchzogen. Endlich bot sich in dieser Weißglut eine Kalkwand, die ein klein wenig Schatten warf; wir eilten darauf zu mit einer Freude und Dankbarkeit, als wenn ein schattiger Waldesdom in Sicht gekommen wäre. Wenn uns diese Hilfe und Hoffnung (die Soldaten kannten das Plätzchen) nicht gewinkt hätte, so wäre ich wohl kaum bis Ma'an gekommen, da die Schattenlosigkeit und die ungeheure Hitze (das Thermometer zeigte 66 Grad Celsius in der Sonne) matt und apathisch machten. Nach der halbstündigen Rast folgte eine weitere martervolle Stunde Reitens durch die Wüste.

In solch höllischer Glut und Öde wirkten selbst die scheußlichen Lehmklumpen der Häuser von Ma'an wie eine Erlösung. Ma'an besteht aus zwei eine Viertelstunde auseinander liegenden Städten von je etwa 2000 Einwohnern. Sein Gepräge bilden dürftige, halb verfallene, durch die Witterungseinflüsse wie weichgewordene Pfefferkuchen gebogene Lehmmauern und glühend heiße, leere Gassen zwischen solchen Mauern. Nur hier und da ein schleichendes menschliches Wesen. Die Haustüren, die einzige Belebung der Mauern, bestehen aus roh zusammengehauenen Latten, die zum besseren Schutz und wohl auch als eine Art Schmuck mit den Blechplatten der großen amerikanischen Petroleumbüchsen beschlagen sind. Wenn man die Menschen sieht, die da so müde und gebückt umherschlürfen, so glaubt man in



Auf dem Wege nach Ma'an. Fettschwanzschafe an der Quelle Am el Fara (1360 m).

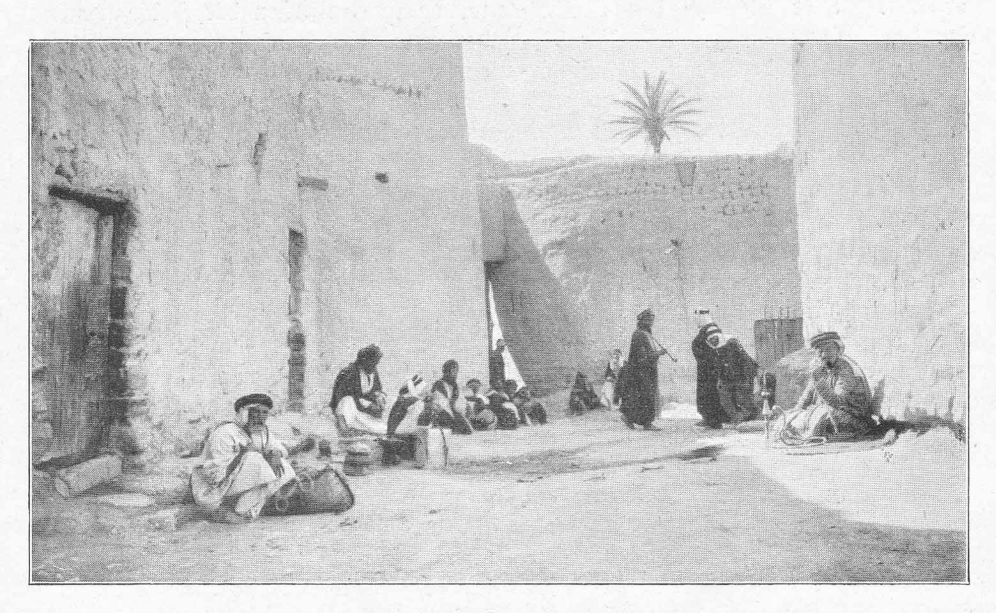
einer dem Verhungern preisgegebenen Stadt zu weilen. Erst an der neuen kleinen Brücke, die über ein wasserloses Wadi führt, gewinnt Ma'an ein etwas versöhnlicheres Aussehen, da hier Gärten und Palmen sichtbar werden, die das eintönige Gelb des Lehms unterbrechen. Hier ist auch der Lebensspender Ma'ans, die gutes Wasser führende Quelle! Aber wenn die jammervoll hageren und lang aufgeschossenen Gestalten mit den verschlissenen Kleidern, den dürren Armen und den Gesichtern, die oft nur aus faltigem Leder zu sein scheinen, wasserholend an die Quelle treten, dann bekommt auch diese einen grauenhaften Zug. In der Nähe sammelt sich das Quellwasser in einer Vertiefung, wo mit Schmuck beladene tätowierte Frauen und Mädchen (die wie die Beduininnen unverschleiert gehen) ihre Lumpen wuschen. Diesen Wesen hatte ihre Jugend noch etwas Schönheit und gesundes Aussehen belassen.

Noch eine kurze Qual, eine halbe Stunde durch sonnverbrannte unkultivierte Wüste, und endlich, endlich tauchten inmitten der graubraunen Wogen der Erde die hellroten Dächer und gelbgrauen Wände der Bahnhofsgebäude von Ma'an und der dort befindlichen Lokanda (Gasthaus) auf, dem erschöpften Wanderer baldige Erquickung verheißend! Die Lokanda, welche ihr Entstehen der Hedschasbahn verdankt, kann selbst jetzt, nachdem der große Schwarm von Bahnarbeitern, Soldaten und Ingenieuren verschwunden ist, ganz gut bestehen; denn mit dem Schanklokal ist auch ein Kolonialwarenladen, natürlich ganz hinterwäldlerischer Art, verbunden, der aber stark von den Arabern und Beduinen der Umgegend in Anspruch genommen wird. Trotzdem klagte das kleine Italienermännlein, Signore Bini, dem das Anwesen gehört, über die „schlechten Zeiten".

Von meinem, im Lichte der hiesigen wüstenhaften Verhältnisse betrachtet, ganz „komfortablen" Zimmer sah ich ringsum die harte Wüste, die tagsüber unerträglich heiß und von bleifarbener Luft überlagert ist, zuweilen auch durch steife Windböen von glühenden Sand-

wolken durchweht wurde, und erst gegen Sonnenuntergang, wenn sie in unbeschreiblich schönen, goldigen und feurigen Tönen leuchtet, für eine kurze Stunde Reiz erhält.

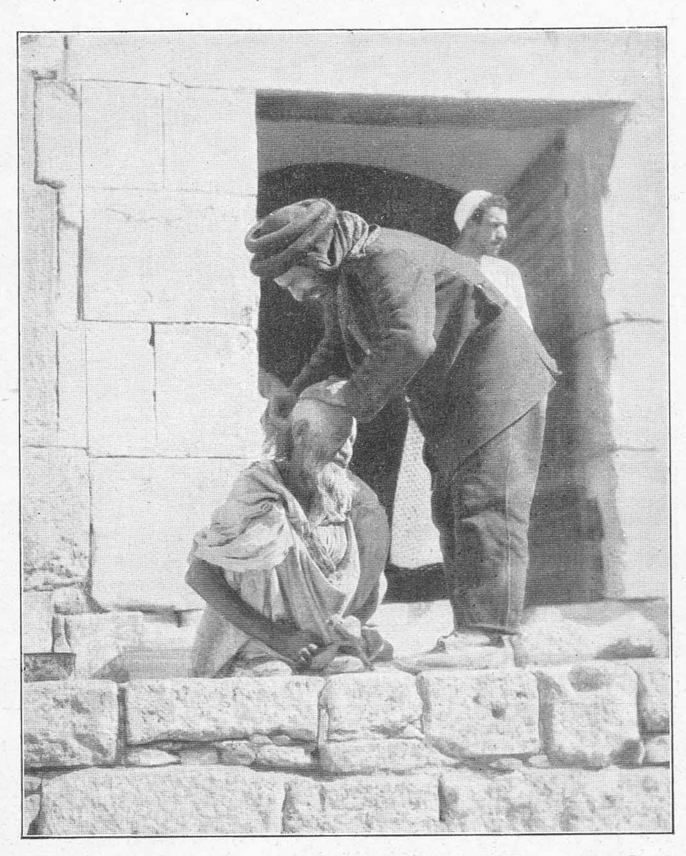
Kein Wunder, daß da der Beschäftigung verlangende Geist, dem das Ganze wenig und nichts bot, sich Einzeldingen zuwandte; und hierin bot selbst die Lokanda, die samt dem Bahnhof wie eine mutterseelenallein vom Ozean der Eintönigkeit umbrandete Klippe in der Wüste liegt, noch Interesse. Wohl wegen der jeden zweiten Tag die Station passierenden Züge, deren Fahrgäste sie anbettelten, hatte sich eine kleine Gruppe Bettler aus Ma'an hier angesiedelt, Menschen, wie ich sie erbarmungswürdiger nicht bald wieder im Orient angetroffen habe. Es waren Neger, deren Körper in erschreckender Weise zu Skeletten abgemagert waren. Der Hals und die Gliedmaßen des einen hatten nur noch die Stärke derer eines dreijährigen Kindes, die Augen waren trübe und blickten mit ergreifender Traurigkeit in die Welt. Gehen habe ich nur einen gesehen, und dieser schlich, indem er matt einen Fuß vor den andern schob, in der Hand stets eine kleine Konservenbüchse als Trinkgefäß, das er an dem im Vergleich zu den ärmlichen Bahnhofsbauten luxuriösen Brunnen der Station füllte. Regelmäßig sah ich diese Ärmsten dort mit sichtlicher Mühe die rituellen Waschungen verrichten. Angebettelt wurde ich von ihnen nicht, nur der eine arme Mensch mit den kinderhaft schwachen Gliedern blieb, fast unmerklich, einen Augenblick stehen, wenn er an mir vorüberkam, und sah mich mit einem seiner todestraurigen Blicke an. Als ich ihm einmal eine Geldgabe reichte, die in seinen Augen vielleicht ungewöhnlich groß erschien, da wandte er sich von mir ab, hob die Hände mit dem auf ihnen liegenden Gelde opfernd in die Höhe und mit emporgerichtetem Blick und Tränen im Auge dankte er stumm Allah für die Gabe. Zweimal am Tage wechselten die Jammervollen je nach dem Stand der Sonne ihre Ruhestätte, die sie auf Tüchern bald im Schatten der Lo-



Die Hauptstraße von Ma'an.

kanda, bald in dem des gegenüberliegenden Bahnhofs aufschlugen. In der grenzenlosen Armseligkeit und Öde ihres Daseins schien ihnen das Absuchen des Ungeziefers von ihren Körpern und Gewändern noch eine Art Freude zu bereiten. Ihr Elend und ihre Gottergebenheit erinnerten mich an die des verarmten Job. Fast hatten es die halbwilden Hunde, die vor der Lokanda lagerten und sich gierig auf jeden aus der Tür des Hauses geworfenen Speiserest stürzten, noch besser; denn es fiel öfter für sie etwas ab als für die Menschen. Vom Hunger getrieben, suchten die stärkeren Hunde den schwächeren jeden Bissen abzujagen, wobei es ganz barbarisch zuging, so daß alle diese bis auf die Knochen abgemagerten Tiere zerbissene und blutrünstige Beine und Ohren aufwiesen.

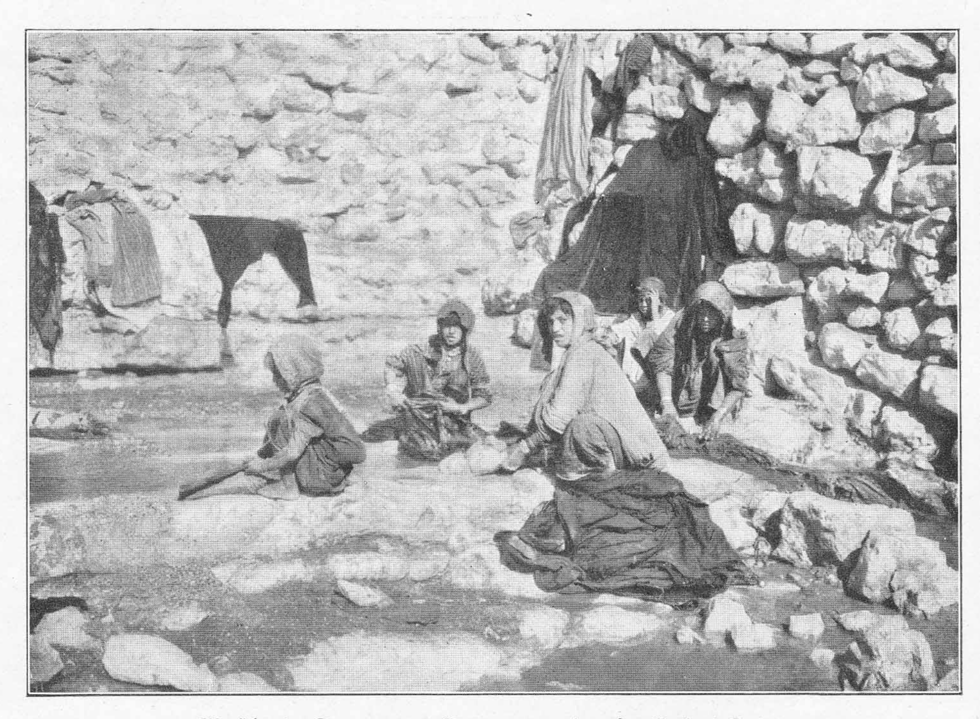
Nachmittags gegen drei Uhr traf der aus dem Süden kommende Zug ein, trotz seiner schneckenhaften Langsamkeit, mit der er herankroch, von mir im Stillen jubelnd begrüßt. War er doch die einzige Möglichkeit, den einsamen Wanderer „schnellstens“ wieder aus diesem Reich des Todes „in die Welt“ zurückzuführen! Da ich die zweifelhaften Annehmlichkeiten der dritten Klasse der Hedschasbahn auf der Herreise zur Genüge durchkostet hatte, und es eine zweite nicht gab, so wollte ich ein Billett erster Klasse nach Amman, meinem nächsten Reiseziel, lösen. Doch stellte es sich heraus, daß der Zug nur dritte Klasse führte. Ein kleiner Trost für mich war, daß der Kaimakam (Landrat) von Ma'an, ein noch junger Mann, der dienstlich nach Konstantinopel reiste, auch mit der dritten Klasse fürlieb nehmen mußte.



Idyll aus Ma'an. Ein Soldat rasiert einem Manne den Kopf.

Nur wer diese Bahn bereits kennt, wird meinen Abscheu vor derselben ganz verstehen. Obwohl die Wagen kaum fünf Jahre in Betrieb sich befinden, so sind sie doch bereits in einem Zustande, als ob sie schon mehr als fünf Dezennien Dienst geleistet hätten. Alles ist lottrig, schlotternd, zerschabt, zerkratzt, beschmutzt und bemalt, die Fensterscheiben sind vielfach zerschlagen, die

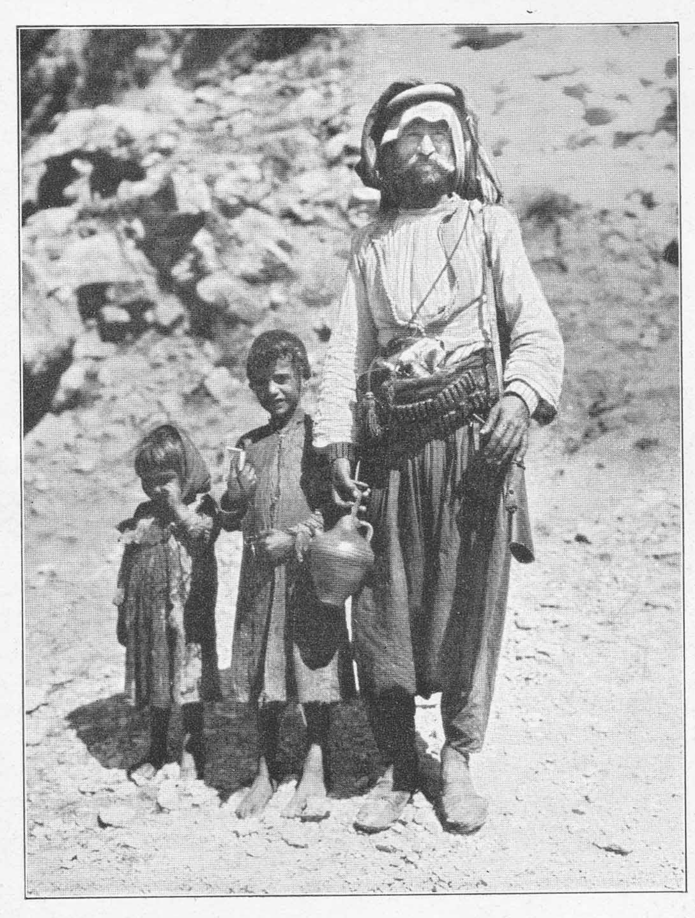
Beleuchtung mitleidheischend-armselig! Die Eingeborenen haben außerdem eine eigene Art, die Bahn zu benutzen. Wer eine längere Fahrt unternimmt, und das sind hier die meisten, der bringt sich ein paar Bretter mit, legt sie quer über die Sitzbänke, die nach Art unserer Bahnwagen angebracht sind, breitet



Waschende Frauen aus Amman, an der Quelle des Ortes.

Betten, Teppiche und Kissen darüber und schaffts sich dergestalt einen Pfühl, auf welchem sich vier bis fünf Leute, die Kinder nicht gerechnet, alla turca bequem machen können. Was oben nicht Platz findet, kriecht unter die Sitzbänke. Leider gibt es hier keine Gepäcknetze; denn sonst würden zweifellos auch diese als Ruhegelegenheit angesehen werden. Aber auch schon ohne diese geht eine derartige Masse von Fahrgästen in die Wagen, daß, wenn manche europäische Bahnbehörde dies sehen könnte, sie sicher ihre helle Freude daran haben würde. Bedenkt man nun, wie unbeschreiblich anekelnd die Lebensart des niederen arabischen Volkes ist, wie es mit genialer Geschicklichkeit binnen fünf Minuten jeden sauberen Fleck des Fußbodens durch fortgesetztes Spucken in ekle Pfützen verwandelt und bei jedem Trunk Wassers die Gewohnheit hat, erst einen Schluck auf die Erde zu speien, wer ferner die tierisch rohen Gesangesausbrüche kennt, mit denen diese „urwüchsigen Naturkinder" ihrer Freude über die Reise auf dem „Reitesel des Sultans", wie sie die Bahn nennen, Ausdruck zu geben sich gedrängt fühlen, der weiß ein Lied von den Freuden einer Fahrt dritter Klasse auf der Hedschasbahn zu singen! Ich wundere mich noch heute, wie ich unter solchen Umständen — mein Nachbar war ein schmutzstarrendes, zwischen den Sitzbänken auf dem Boden kauerndes,

megärenhaftes Fellachenweib — einschlafen konnte. Jedenfalls wird das langsame Dahintorkeln des Zuges und das monotone Stampfen der Räder dazu beigetragen haben. Als ich nachts einmal aus dem Schlafe schreckte, hörte ich ein halbes Schock männlicher und weiblicher Araberkehlen — schnarchen. Ich war zu müde, um das von dem kläglichen Schein der einzigen Petroleumlampe des Wagens ungewiß beleuchtete interessante Bild der Schläfer zu betrachten; kaum daß ich das Haupt des Fellachenweibes, das die Kehrseite meines Körpers als Ruhepolster brauchbar befunden hatte, hinweggeschoben, war ich wieder eingenickt und hätte beinahe mein Ziel, die Station Amman, verschlafen.



Tscherkesse in Amman.

Im Lande der Ammoniter! Gegen Edom ein gänzlich anderes Bild; dort nur Wüsten und von Bergen umhütete Steppen und kleine Oasen, hier aber mit dem westlich angrenzenden, von Israeliten bewohnt gewesenen Gilead durchweg ein herrliches, fruchtbares Land mit großen Getreidefluren, mit wasserführenden Tälern, mit Wiesen, Wäldern und Gärten!

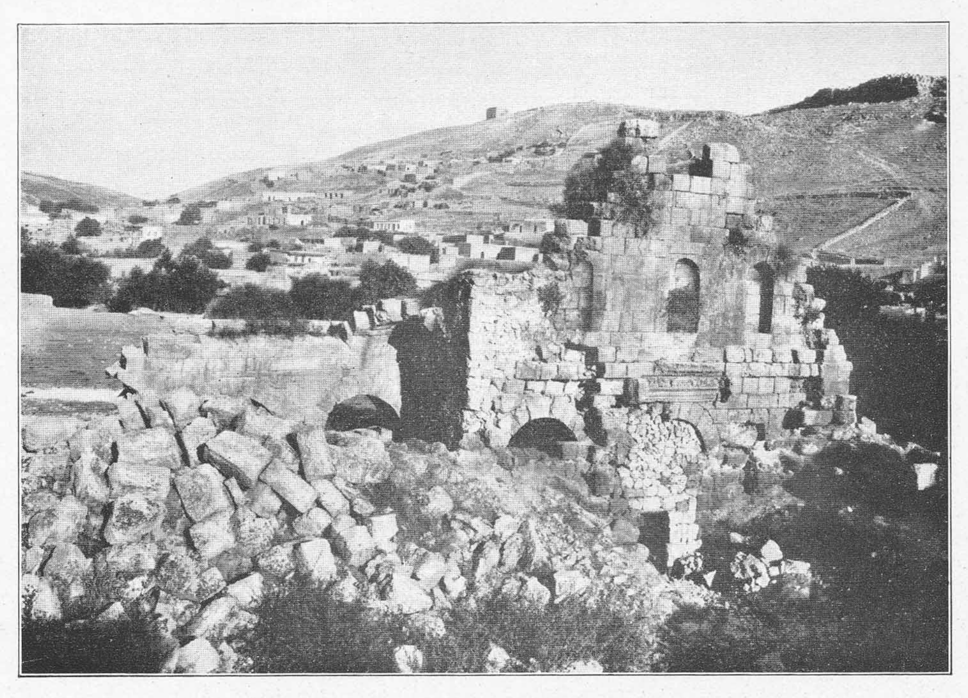
Ich hatte mir von es Salt, einer fünf Stunden entfernten Stadt (12 000 Einwohner), einen Führer mit zwei Pferden nach der Station Amman für den Ritt bis Jericho bestellt, schaute mich aber vergebens nach dem Manne um. Auf den Planken des Güterschuppens schliefen zwei Araber, auf dem Bauche liegend, und zwei Pferde standen dabei. Es schienen Fremde zu sein; meine Frage, ob sie mich nicht wenigstens bis in den Ort Amman bringen wollten, beantwortete der eine mit einem verschlafenen „bukra“ (d. h. morgen). Nun freilich, es war ja noch finstere Nacht, erst vier Uhr in der Frühe! In meiner Ratlosigkeit, was ich auf der einsamen Station mit meinem Gepäck beginnen sollte, hatte ich schon beschlossen, das Land der Ammoniter mit dem noch in der Station weilenden Zuge schnöde

zu verlassen und in die gesegneten Gefilde Galiläas zu fahren. Da riet mir der schmierige Wirt einer hinter dem Bahnhof am Berghang gelegenen Kaffeebude, bis sieben Uhr früh zu warten, dann käme ein Wagen, mit dem ich nach Amman fahren könne. Ich wartete also vor der aus morschen Latten, gedörrten Tierfellen und Konservenbüchsenblech zusammengebastelten elenden Budike, während der Zug mit langem Pfiff zwischen den Bergen, über denen es langsam tagte, verschwand.

Fast tat es mir leid, nicht mit ihm gefahren zu sein, als ich hier fröstelnd und im Ungewissen über den Fortgang meiner Reise dahockte. Noch heute abend wollte ich in Jericho sein, wo bereits Nachtquartier und Abendessen für mich bestellt waren! Und als der Tag anbrach, saß ich immer noch hier oben und zweifelte ernstlich daran, heut die Palmenstadt zu erreichen. In steigender Ungeduld kletterte ich hinab zum Güterschuppen, um noch einmal mit den beiden Arabern zu verhandeln. Da war der eine verschwunden, und der andere machte sich an den beiden Tieren zu schaffen. Ich fragte, ob er mich und mein Gepäck mit nach Amman nehmen wolle, drei Beschlik (etwa 1,50 Mark) würde ich ihm geben. „Ja," meinte er, „gib sie her!" Nun aber durchfuhr mich der Gedanke, ob dies nicht etwa doch „mein Mann" sein könnte, der mich nach Jericho bringen sollte. Und dieser Gedanke schien im selben Augenblick auch ihm zu kommeu, denn er fragte: „Bist du der Almani (Deutsche), der nach Eriha (Jericho) will?" „Ja," sagte ich, „und du bist der Ibrahim aus es Salt." — „Ja," war die Antwort, „aber warte ein bißchen," und dabei kramte er in dem schön gestickten „churdsch" (Satteltasche) des für mich bestimmten Gaules und angelte zwischen Brot, Eiern und Konserven einen Brief hervor, der die Anweisung auf das Nachtmahl und Abendbrot in Jericho und verschiedene andere mir willkommene Angaben enthielt. Na also, nun konnten wir heut doch noch unsern Einzug in das Gelobte Land halten!

Die ersten Sonnenstrahlen blinkten über die Bergkuppen, als wir den Bahnhof verließen. Das junge Licht des Tages überglänzte den wasserreichen Bach des Tales von Amman mit Farben, die dem Lande der Märchen entnommen zu sein schienen. Dort, wo Kiesel im Bache kleine Schnellen verursachten, nahm derselbe einen wunderbaren Veilchenton an. Ein lieblicher Pfad durch gras- und kräuterreiches Land, zwischen steilen Berglehnen führte in einer halben Stunde nach Amman, dessen Häuser an beiden Seiten des Baches und an den Berghängen malerisch lagern. Das war der stolzen Ammoniterveste, die erst Davids kriegsbegeisterte Scharen zu erobern vermochten, nicht an der Wiege gesungen worden, daß einst kaukasisches Volk hier seine Hütten bauen würde. Amman ist heut eine etwa 900 Köpfe zählende Tscherkessenansiedlung. Man kann sich in die Gegend von Tiflis versetzt fühlen, so echt kaukasisch ist das Gepräge des Ortes und seiner Bewohner! Auch nicht ein Tüpfelchen arabischer oder syrischer Kultur ist hier zu finden!

Und ich glaube, daß man den Tscherkessen oft Unrecht tut. Von Amman wenigstens habe ich die besten Eindrücke mit auf den Weg genommen. Wenn man hier auch nicht von germanischer Kultur reden kann, so sind doch Ort und Leute viel kultivierter als Fellachen und Beduinen. Vor allem sind sie fleißiger als die Araber. Es war eine Freude, das Zeugnis ihres Fleißes, die hinter dem Orte auf der gewellten Hochebene gelegenen Getreidefelder und das Treiben auf diesen zu betrachten. Der Ammoniter fruchtbares Land ver-



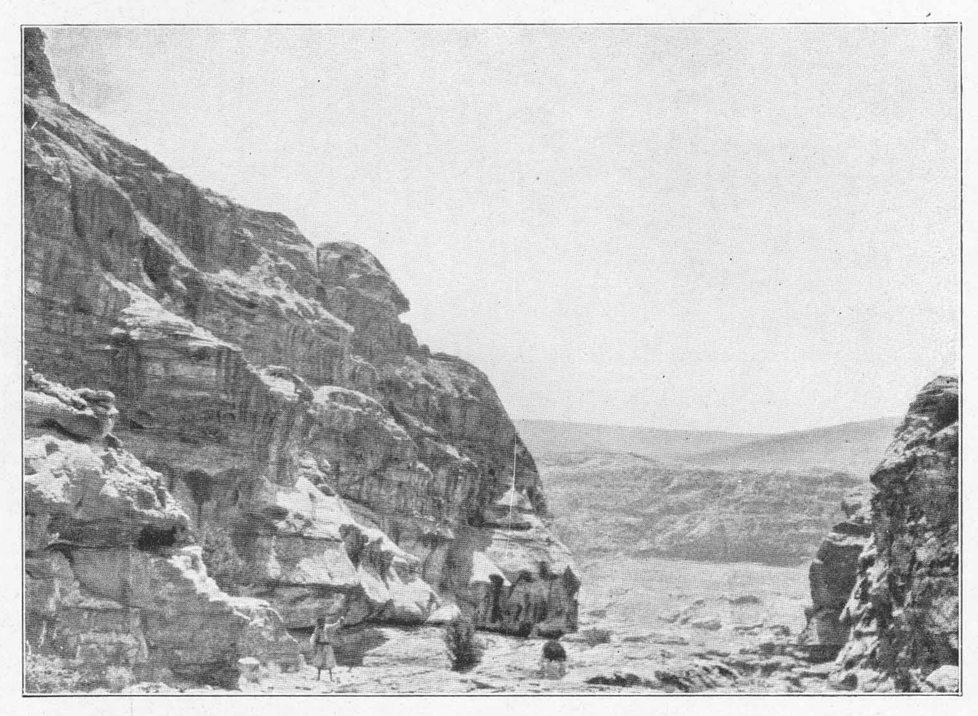
Ruinen des Odeons in Amman. Dahinter Häuser des Ortes.

gilt noch heut den Schweiß der Arbeit: erstaunlich große und eng nebeneinander geschichtete Stapel des abgeernteten Getreides deckten kilometerweit die Fluren. Was tut's, daß die Bewirtschaftungsweise noch die des grauen Altertums ist, daß man das Getreide durch Ochsen austrampeln läßt und daß die Lastkarren noch Scheibenräder haben, die ganz erbärmlich kreischen! Man schafft sich ja hier in erster Linie das eigene Brot; die Gier, Geld und Wohlstand zu erringen, wie im Abendlande, beunruhigt hier nicht die Gemüter! Wozu also Maschinen und andere Errungenschaften neuer Kultur, mit denen die Unrast und all ihre bösen Folgen ins Land ziehen würden?

Daß die Tscherkessen aber trotz ihrer Selbstzufriedenheit gar zu ärmlich leben würden, wie z. B. ihre Nachbarn, die Fellachen, darf man daraus nicht schließen. Die Häuser zu Amman sind viel sorgfältiger gebaut und gepflegt als die der Fellachen, und was sie vor diesen vor allem auszeichnet, ist, daß sie das Gepräge und die Anlage von Gehöften haben und (Ausnahmen gibt es, wie überall, so auch hier) sauberer sind. So nett die Häuschen sich ausnehmen, so sympathisch waren mir die durchweg kräftigen und gesunden Menschen. Freundlich erwiderten sie meinen Gruß, wenn ich in ihre Gehöfte trat, und wiesen die kläffenden Hunde zur Ruhe. An ihren Mienen sah ich, daß sie mir weitestgehende Gastfreundschaft gewährt hätten, wenn ich sie darum gebeten hätte. Mit größter Bereitwilligkeit geleiteten mich junge Männer zu allen möglichen Sehenswürdigkeiten des alten römischen Rabbat Amman und kletterten mit mir um die Wette auf Ruinen und auf die flachen Dächer ihrer Häuser.

Sehr schön wirkt die Fülle der Bäume im Orte, darunter viel Feigen und

italienische Silberpappeln, die besonders an den Ufern des klaren Baches so zahlreich bei einander stehen, daß sie ihn domartig überwölben und seinen glitzernden Wellchen einen grünen Schein verleihen. Rabbat Ammans zahlreiche Ruinen liegen schon stark in Trümmern. Das prächtige Odeon z. B., an dessen Mauern manch schöne Skulptur überrascht, erstickt fast unter den Schuttmassen, die es umlagern. Andere an sich schöne Ruinen sind so umgeben von dem Gassenlabyrinth des Orts, daß man sie erst förmlich „entdecken" gehen muß. Ungemein lieblich ist das römische Brückenidyll am Bach, schön, aber traurig stimmend die in Einsamkeit auf ödem Plan vereinte Gruppe der Säulenstraße. Die originellste Ruine ist das riesengroße, ganz aus einem Berge herausgearbeitete Theater. Schuttmassen decken auch hier vieles zu, daneben aber hocken auf den steilen Terrassen der Sitzreihen, über welche Fußpfade führen, Tscherkessenhäuschen in aller Ruhe, eins so recht mitten drin mit schwarzen Fensterchen, die wie Augen eines Blinden unberührt von der noch in Trümmern stolzen Pracht der alten Ammoniterhauptstadt gleichmütig vor sich schauen . . . . .

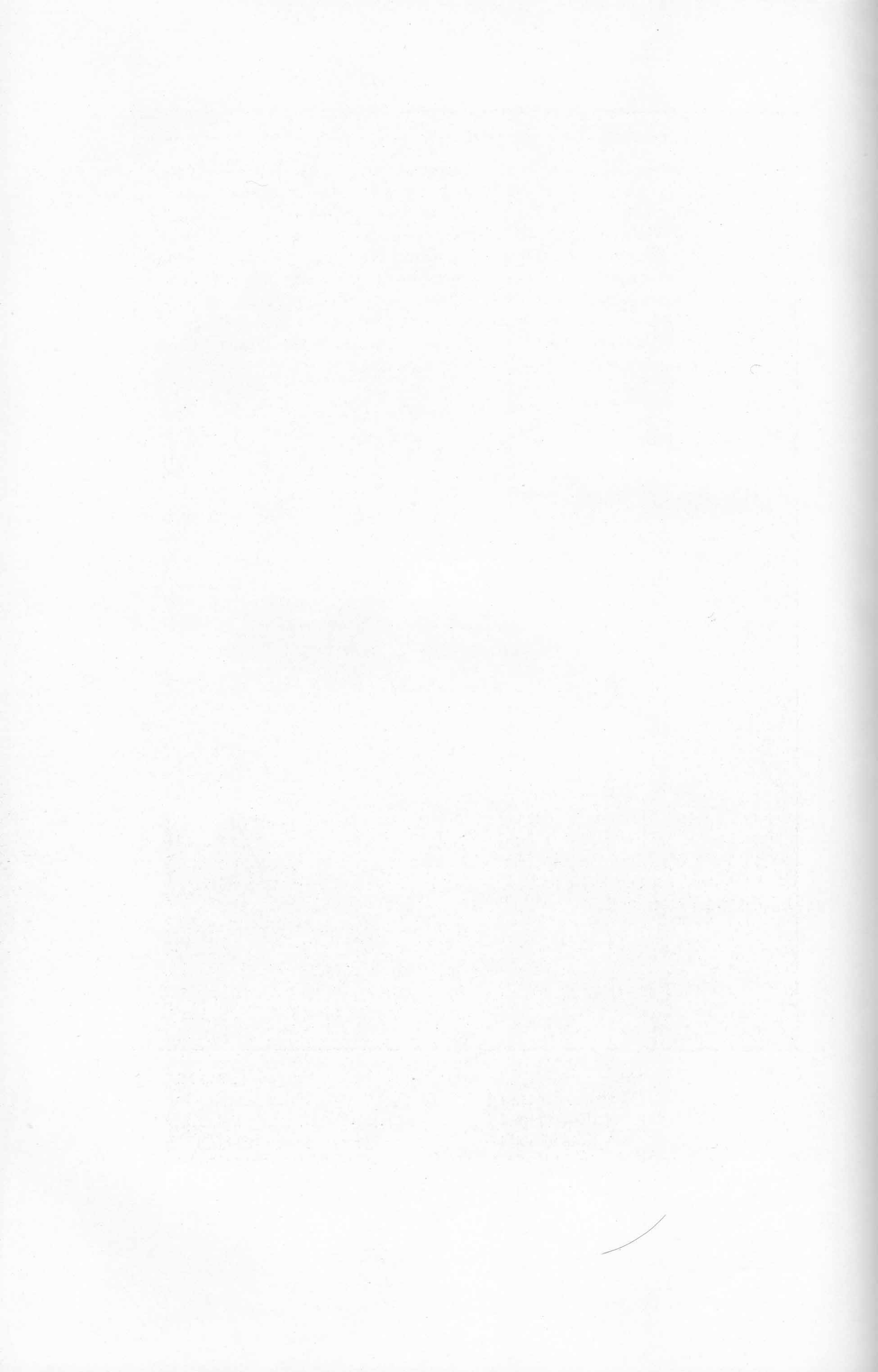


Abstieg ins Ghor (200—400 m unter dem Meere) von den bis 1000 m hochgelegenen Felsbergen des Ammoniterlandes.

Es gibt wenig Touren mit einem so eigenartigen Endziel wie von Amman nach Jericho. Aus dem Ostjordanlande, das in der Gegend von Amman durchschnittlich tausend Meter hoch liegt, geht es hinab bis zu einer Tiefe, die fast vierhundert Meter unter dem Spiegel des nicht allzufernen Mittelländischen Meeres sich befindet. Hinter Amman kamen wir hinauf zu einem Hochlande, dessen Bergrücken weithin wie breitgewölbte Meereswogen anmuten. Dann senkte sich der Weg

Erdtelt: Wissensdurstig

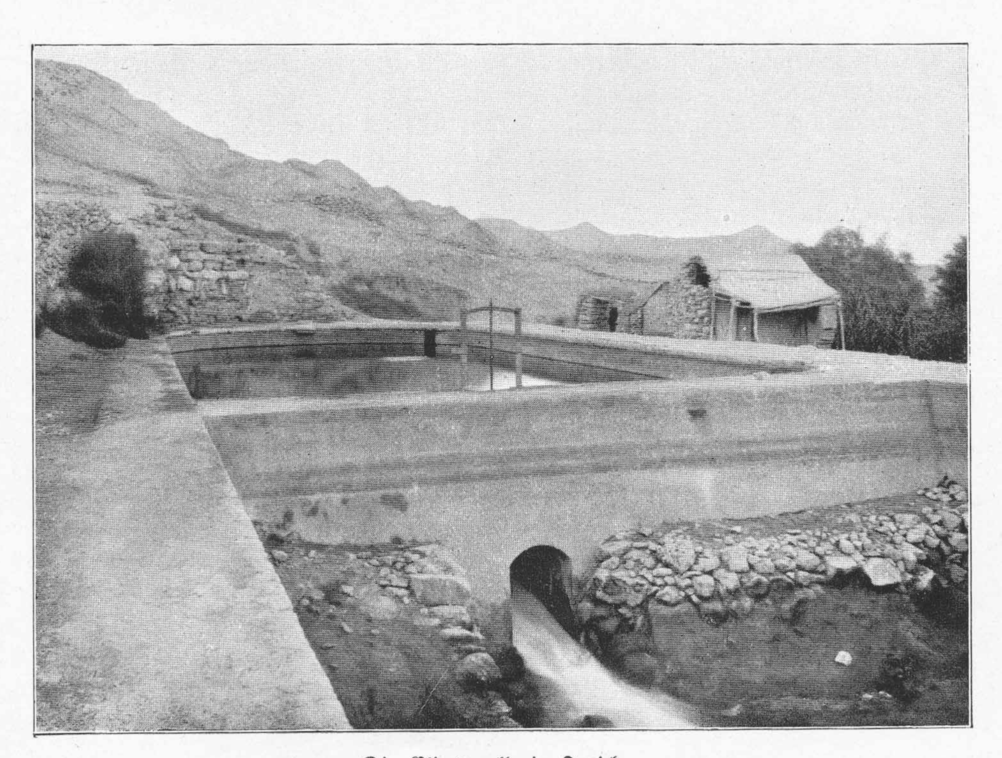




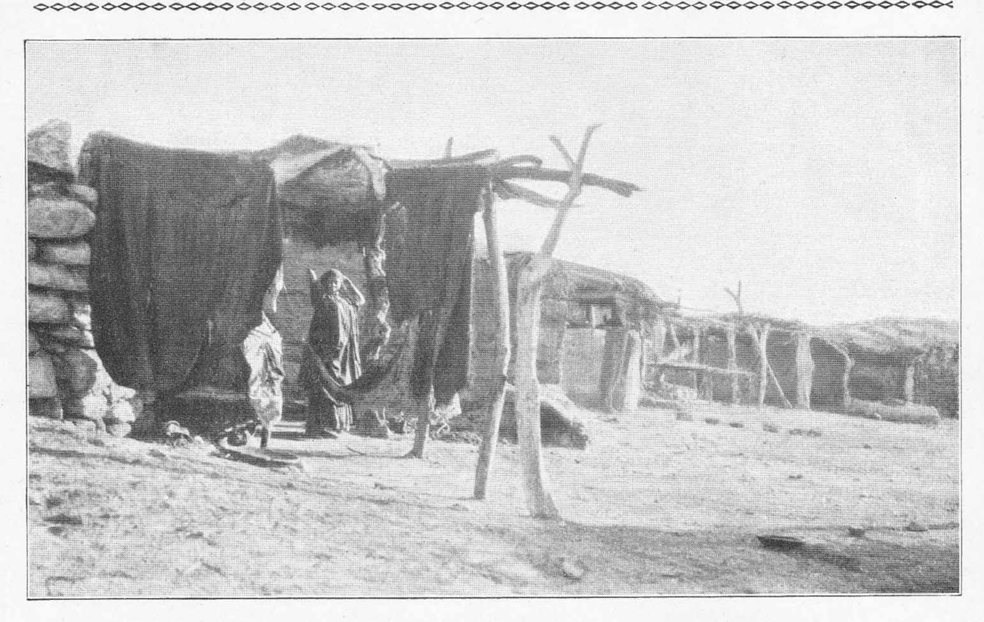
in malerischer Urwüchsigkeit steil hinunter ins prächtig grüne Wadi esch Schita (Regental). An den Hängen lichter Wald von immergrünen Bäumen, im Grunde ein wasserreicher Bach, der eine subtropische Gras- und Buschvegetation hervorgezaubert hat und der von Bäumen umstanden ist, munter plätschernde, starke Quellen, die von den steilen Halden herunterspringen, arabische und tscherkessische Mühlenidyllen verleihen dem Tal ein reizendes Gepräge. Die malerischen Ruinen, welche es schmücken, geben Kunde davon, daß das Wadi esch Schita schon im Altertum und gewiß auch zur Patriarchenzeit viel bebaut und begangen gewesen sein muß. Die umfangreichsten Ruinen dieser Gegend aber, die der Burg eines nicht weiter bekannten Hyrkan aus der Seleukidenzeit, thront auf einem schroffen Hügel des benachbarten Wadi es Sir, das unser Weg ebenfalls durchzieht.

Bald hinter Arâk-el-Emir, wie diese von gewaltigen Bergmassen umgebene Trümmerstätte heute heißt, ward eine Höhe erreicht, von welcher sich mit einem Schlage der Blick auf das Gelobte Land auftat, eine Schau, die jener gleichen muß, welche Moses vom Berge Nebo aus zuteil wurde.

O Gott, welch schöne Welt! So manche herrliche Alpenlandschaft entzückte mich schon, keine aber konnte derart ergreifen wie diese, welche die Hand des Schöpfers so merkwürdig gestaltet hat! Tief eingesenkt blickt das Jordantal herauf, scharf umrandet, smaragdfarben, und in ihm sind der Jordan und seine Nebenflüsse mit ihrer dichten Uferumkleidung wie schwarze Schlangenlinien anzusehen. Scharf setzt sich das grüne Ghor (Jordantal-



Die Eliasquelle in Jericho.



Eingeborenenhütte in Jericho.

land) ab gegen das Tote Meer, dieses lichtbläulich anzuschauen inmitten lichtdurchtränkter Berge, die mauerartig ringsum den sanften, wundersamen Spiegel des Sees und das Ghor umschließen. Auch Jericho, die Palmenstadt, zeichnet sich, als schwarzsamtner Fleck am Rande der schluchtenreichen, amethystfarbenen Berge Judas lehnend, vom hellen Plan des Ghor ab.

Wer könnte und wollte die Gefühle schildern, welche beim ersten Anblick dieser so farbenschönen Welt, dieses von Gott auserwählten Landes, des Landes der Verheißung, der herrlichsten und erschütterndsten Geschichte, welche unser Planet kennt, die Seele durchfluten!...

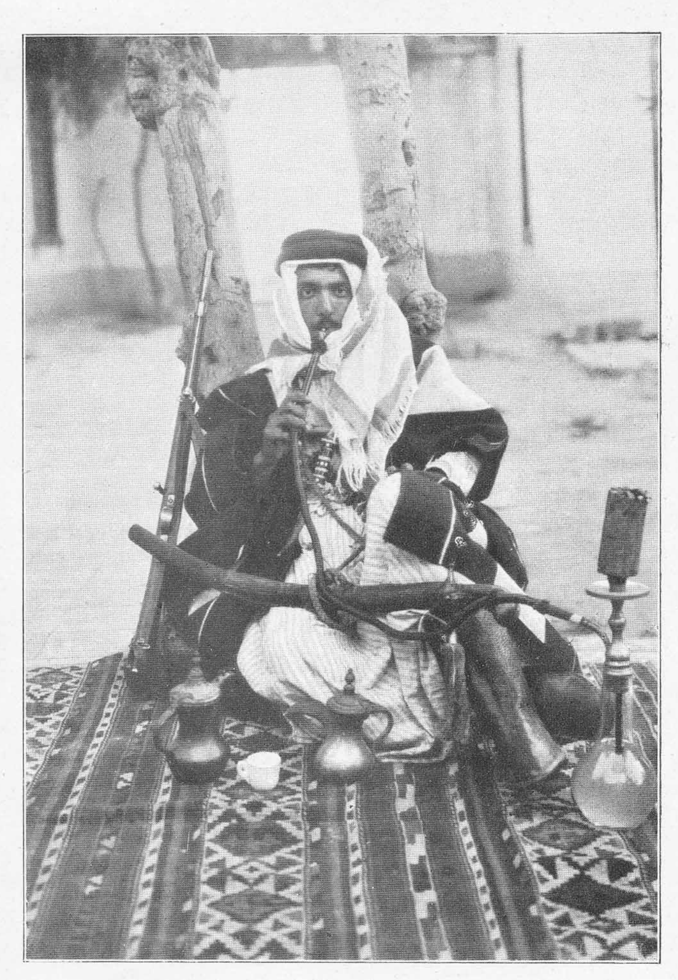
Die Luft ist hier so rein und durchsichtig, daß das Auge doppelt soviel Land umspannen kann als anderwärts, und daß die Orte ihm noch einmal so nahe erscheinen, als sie wirklich entfernt sind. Jericho lag vor uns, als ob wir es in zwei Stunden erreichen könnten, und das Tote Meer glänzte so nahe unter uns, daß wir vermeinten, es bedürfte wohl nur einer Stunde, um an seinem Strand stehen zu können. Und doch, wie dehnte sich das Land unter unseren Füßen, als wir den Abstieg begannen! Allein zum Abstieg ins Ghor brauchten wir zwei volle Stunden und von dort nach Jericho noch drei! Der Spiegel des Toten Meeres zog sich, als wir, im Ghor stehend, ihm ganz nahe gekommen zu sein hofften, wie eine trügerische Gaukelei der Wüstenluft immer weiter in die blaue Ferne zurück. Doch bot die Natur so viel andere Kurzweil, daß sie uns über die Länge des Weges hinwegtröstete. Der Abstieg ging auf die romantischste Weise vor sich; wir ritten abseits vom Weg an unbändig schroffen, von Felsbrocken übersäten Berghalden hinauf und hinab, daß ich über die Sicherheit und Kraft unserer Tiere und — nachträglich — auch über unsere eigene Verwegenheit staunte. Um uns blühte es, je mehr die Siedehitze des Ghors uns entgegenströmte, in noch nie gesehenen wundervollen Formen. Eine höchst mannigfaltige

Flora halb tropischer Bäume, Sträucher und Blumen, wie sie sonst erst wieder im Sudan und in Südarabien heimisch sind, schuf an diesen Bergen ein Pflanzeneden sondergleichen!

Bei Tell Nimrîn öffneten sich die Berge, und das Ghor lag endlos vor uns; seine nun voll auf uns wirkende Tropenhitze preßte mir Ströme von Schweiß aus. Wir standen bereits 200 Meter unter dem Meeresspiegel! Auch trügte wieder das Spiel der Lüfte: wir glaubten den Jordan und seinen Uferwald greifbar nahe vor uns zu sehen, und doch dehnte sich der Ritt noch über eine Stunde, ehe wir ihn erreichten. Zuerst lenkten wir unsere Schritte zu einer Furt des Nimrînbaches. An seinen dicht von subtropischer Waldvegetation umschlossenen Ufern lagerte eine große Karawane — die Tiere ruhten, die Menschen schliefen!

Das Wasser war trotz seines schnellen Laufes brühwarm (30 Grad C); gequält vom Durst tranken wir es aber, ungeachtet auch des faden Geschmacks und des im Wasser aufgelösten Schlammes. Als ich unsere Eßvorräte auspackte, da erwachten einige Beduinen und sahen gierig und verlangend zu. Ich glaube, sie hätten nicht übel Lust gehabt, sich bei mir zum Essen einzuladen, ohne nach der Einwilligung zu fragen. Doch schieden wir ohne Zwischenfall. Von Gruß und Gegengruß wie bei Ma'an und im Wadi Musa war hier keine Rede mehr. Wir begegneten bis Jericho noch vielen Beduinen, alle aber zogen wortlos an uns vorüber.

Die Struktur des Jordantals ist nicht so einfach, wie man für gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. Das Ghor fällt auf beiden Seiten des Jordans in Riesenterrassen, die nach der Mitte hin geneigt sind, zum Jordan und dem Toten Meere ab. Die steilen Ränder der einzelnen Terrassen, die auf der

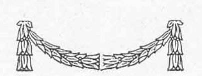


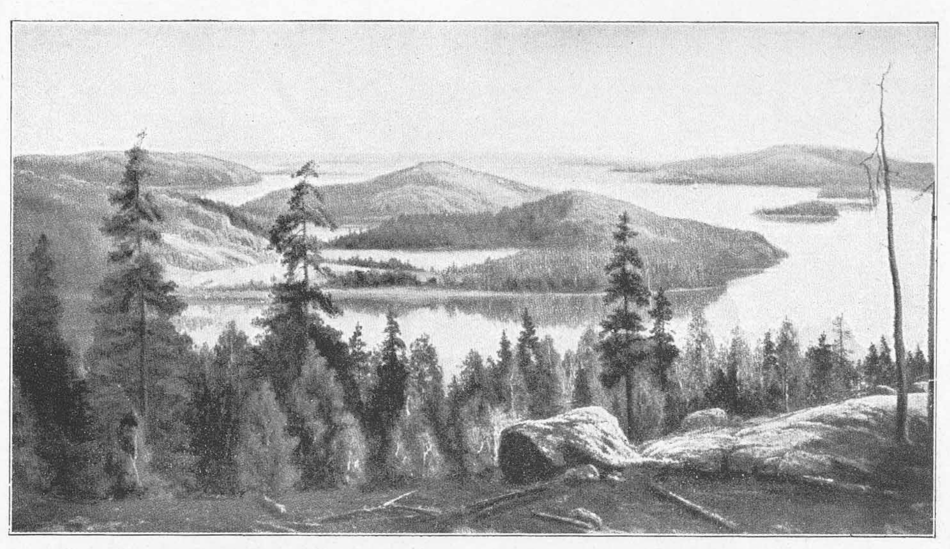
Kalil Nozzal, der Syrer, bei dem der Verfasser in Jericho wohnte.

Ostseite des Jordans besonders scharf ausgeprägt sind, haben oft fünfzig und mehr Meter Höhe. Ungemein abwechslungsreich ist die geologische Schichtung der einzelnen Plateaus, und daher war der Ritt zum Jordan, obwohl sehr lang und wegen der Hitze nicht gerade angenehm, doch unterhaltend in hohem Grade. Der Boden schimmert und leuchtet abwechselnd in allen möglichen Farben; ich beobachtete weißliche, grüne, rötliche, blaue und goldige Gesteins- und Erdflächen, alle mit fremdartigen Vegetationsformen überkleidet, unter denen der mehrere Meter hoch emporschießende krautartige Sodomsapfel, als die eigenartigste, am meisten auffällt. Die Pflanze trug Blüten und Früchte nebeneinander. Letztere hatten die Form und Größe von Apfelsinen, waren noch grün und weich und sonderten beim Drücken einen milchigen Saft ab. Im Zustand der Reife sind die Früchte mit seidenähnlichem Gespinst angefüllt, welches die Eingeborenen zum Füllen ihrer Kissen benutzen. Oft glitzerte der Boden weithin, als wenn ein Regen auf ihn gefallen wäre; es waren Mergelschichten, auf denen der Sonnenbrand einen wasserähnlichen Schein vortäuschte, ein grausames Naturspiel in dieser wasserarmen Gegend!

Auf solchem Ritt versteht man, welch ein Wunder der Jordan diesem Lande ist! Seine waldigen Ufer und sein Wasser, das ohne Strudel und Inseln in gleichmäßiger Schnelligkeit dahinströmt, lassen ihn in Wahrheit als den preisenswerten Herrscher des Landes erscheinen! Im Schatten der hohen, phantastischen Sandsteinhügel seines Westufers ruhten wir und bewunderten hier ein neues Schauspiel. Vor uns prangte eine gedrängte Fülle abenteuerlichster Saharaberge, von der Abendsonne wie von flüssigem Gold überflutet! Keiner der an 50 bis 100 Meter hohen Hügel gleicht dem andern, alle aber besitzen auffallend geometrische Formen. Da gibt es kegel- und schiffsähnliche Hügel, Tafel- und Kastenberge, und fast jeden von ihnen krönte ein bizarrer Aufsatz, diesen ein Pilz, jenen ein Kegel, dieser trug einen sargartigen Block, der andere eine Scheibe, ein hausförmiges Gebilde usw. Die meisten Reisenden bekommen diese Naturmerkwürdigkeiten nicht zu sehen, da die von ihnen besuchte südlicher gelegene Taufstelle Jesu am Jordan keine solche Hügel aufweist.

Als wir die letzte Höhe erklommen hatten, überblickten wir das gegen Westen gleichmäßig sanft ansteigende Land, hatten in diesem aber noch anderthalb Stunden zu reiten, ehe wir die Lagerfeuer der grotesk-malerischen Fellachenhütten von Jericho aufflammen sahen und in dem orientalisch, aber gemütlich eingerichteten Heim unseres syrischen Freundes Kalil Nozzal gastliche Aufnahme fanden.





Im Lande der tausend Seen. Nach einem Gemälde von Waenerberg.

Suomi, das Land der tausend Seen.

Von Anita Haslinger in Wien.

Mit 11 Abbildungen.

Da war, da ist in Suomi-Land
Ein Volk, das an des Leides Hand
Erlernt Geschicke tragen.
Kein Opfer seine Kraft zerreißt,
Sein Mut ist stumm, still-hart sein Geist,
Es kennt kein Todeszagen;
Das ist das Volk, das unser heißt!



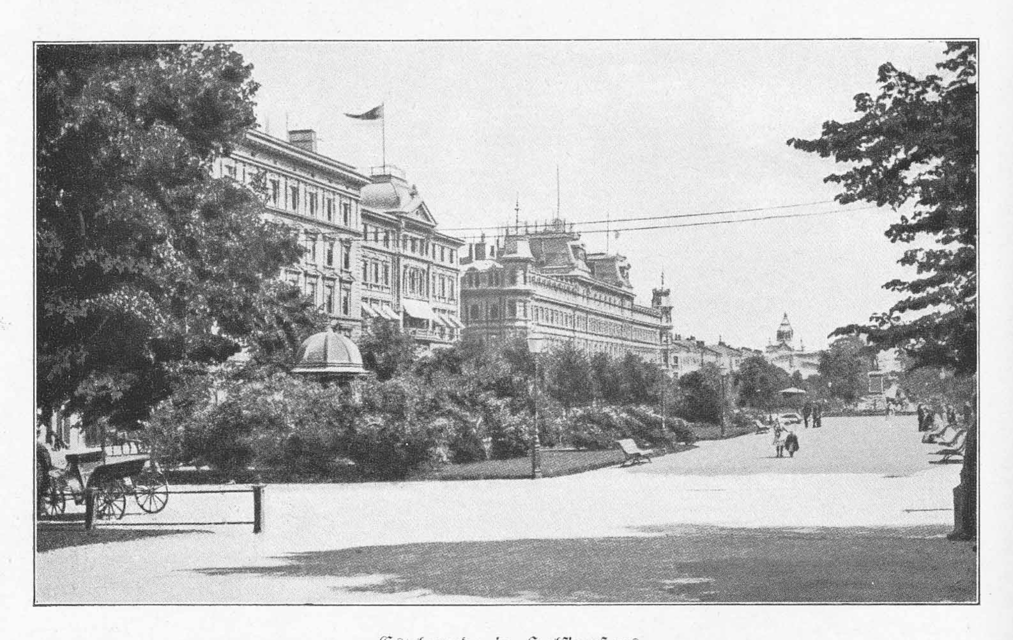
So jubelt dem finnischen Volke sein Abgott zu, sein begeisterter Vaterlandssänger Johan Ludvig Runeberg, dessen Geburtstag, „Runebergtag“, ganz Finnland als Nationalfest feiert.

In seinen Studentenjahren war der Dichter Hauslehrer auf einem Gute im inneren Finnland und dort, in seiner Fischerhütte am dunklen Näsijäwisee, erzählte ihm in stillen Nächten der alte Fähnrich Pelander von den Kämpfen seines Landes während der grausigen Kriegsjahre 1808 und 1809. Auf dem Strohbett liegt der Junge, bläst duftende Ringel aus seiner Meerschaumpfeife und lauscht dem plauderseligen, schönen Alten, der aus seinem Weichselkopfe schmaucht, den er gar mit Moos stopft, wenn es einmal keinen Knaster gibt. Im matten Kienspanflackerlicht an seinen Netzen knüpfend, läßt der Veteran durch die blauen Rauchwolken die Helden und die Taten ziehen, welche der Dichter später in „Fänrik Stals Sägner“ in jene mächtigen Reime bringt, die so prasselnd flammen, aber auch so rührend weinen und so schalkhaft lachen können.

Den „Löwengrimm“, mit dem Schiller die finnischen Regimenter Gustav Adolfs sich auf den Feind werfen läßt, wie oft finden wir ihn wieder während der zahllosen russischen Einfälle, die das hartbedrängte Finnland, welches seit dem zwölften Jahrhundert zu Schweden gehörte, schwerblutend, doch immer heldenhaft zurückwies. Dann kam aber das letzte, verhängnisvolle Ringen. Ende

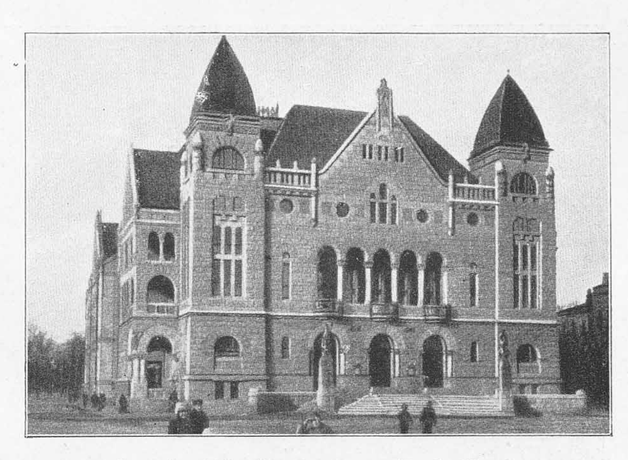
Februar 1808 zogen die Russen wieder mit gewaltigen Scharen über die Grenze, weil König Gustav IV. von Schweden sich aus Haß gegen Napoleon hartnäckig geweigert hatte, der von seinem Schwager Alexander I. mit Napoleon geschlossenen Kontinentalsperre beizustimmen und die finnischen Häfen gegen England zu sperren.

Schnell war das finnländische Heer, dem diesmal keine schwedischen Truppen zur Seite standen, aufgestellt, jeder Mann voll Kampfbegier. Da schickt der König am 1. März aus Stockholm als Oberbefehlshaber den „Mann mit zwei Kinnen, einem Auge, drittel Herz im besten Fall", den Feldmarschall Klingspor. Vor der Übermacht des Feindes erschreckend, gibt der Weichling dem enttäuschten Heere sofort Befehl zu einem schmachvollen Rückzug, der die verzweifelten Soldaten in tagelangem Fliehen weit nach Nordwesten treibt. Die finnischen Massen ziehen schon den vereisten Siikajokifluß hinauf, die russischen Scharen jagen ihnen über die zugefrorene Meeresbucht hohnjubelnd nach, um sie zu überflügeln. Jetzt bäumt sich aber der Heldenkrieger von 1789, General Adlercreutz, gegen dieses feige Weichen; mit ihm schwenken Major von Hertzen und die tausend anderen, Döbeln kommt im Eilmarsch mit seiner tapferen Björneborger Schar, und unter den brausenden Tönen des stolzen Björneborgmarsches: „Vorwärts, vorwärts, Glied an Glied!" wird der Strand von den Finnen genommen. Nach kurzem schrecklichen Anprall auf blankem Eise sind die Russen bei Siikajoki, an der Mündung des Flusses ins Bottnische Meer, geschlagen und werden unter weiteren Siegen der Verfolger tief nach dem Süden getrieben.



Esplanade in Helsingfors.

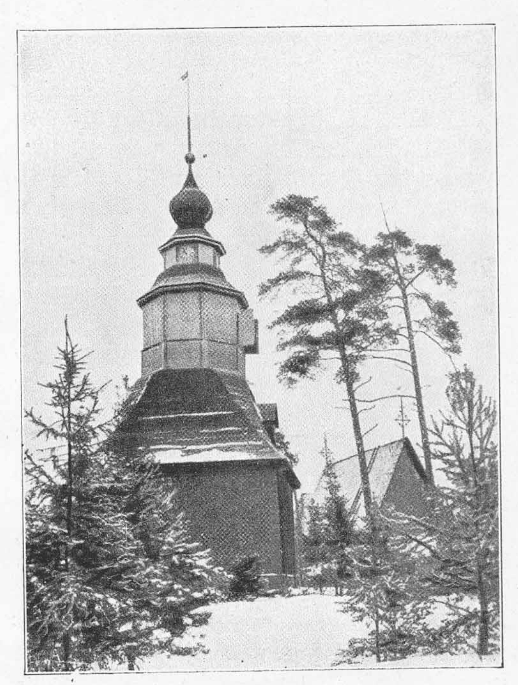
Bald darauf raunte inmitten des Jubels eine unheimliche Kunde durch die finnischen Reihen, die wie ein dumpfer Donnerschlag auch die Mutigsten lähmte und verzagen machte. Sveaborg,



Das finnische Volkstheater in Helsingfors.

das Gibraltar des Nordens, die gewaltige, auf sieben Inseln erbaute Felsenfestung im Meere bei Helsingfors, war am 3. Mai 1808 von ihrem Kommandanten Cronstedt trotz seiner Besatzung von 6000 Mann kampflos übergeben worden. Warum dies geschehen konnte, wird wohl nie ergründet werden; denn Cronstedt, der seinem armen Lande diesen Schimpf antun konnte, war ja der Seeheld von Svenskfund, wo er einst die finnische Flotte gegen die Russen zu Sieg und Ruhm geführt hatte.

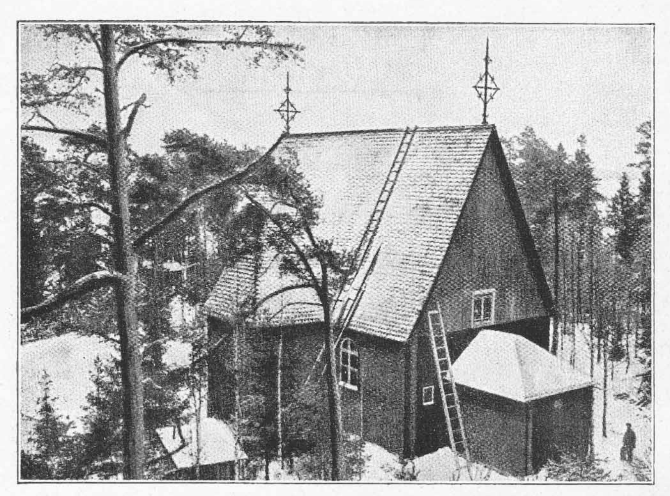
Bis zum Herbste des folgenden Jahres wehrte sich das verblutende, zerstückelte Finnland unter manchem Heldenführer, den Runeberg unsterblich machte, gegen die immer mehr anschwellende Russenwoge. Vergeblich wartete das Land auf Hilfstruppen von Schweden, die der einfältige, abergläubische König, welcher auf das Erscheinen des Racheengels wartete, nicht sandte. Mit dem Friedensschluß zu Fredrikshamm, am 17. September 1809, wurde das nunmehrige Großfürstentum Finnland an Rußland abgetreten.



Alte Kirche im Freiluftmuseum in Helsingfors.

Lange konnte das müdgehetzte Land dank der Zugeständnisse des großmütigen Alexander I. dann ruhig atmen und sich frei entfalten, bis im Jahre 1898 mit dem schrecklichen Gouverneur General Bobrikow die moskowitischen Klauen wieder in Finnlands Herz griffen, in dem sie seither wühlen, böse, tiefe Wunden reißend. Wie schwer gerade diese freiheitsliebende Nation unter der demütigenden Knebelung der letzten Jahre leidet, zeigen die Auswandererlisten mit ihren unheimlichen Zahlen. Ein Zehntel der Bevölkerung ist dem Mutterlande schon durch Auswanderung verloren gegangen, und damals unter Bobrikow zogen 2000 Finnen monatlich nach Amerika, das sich über diese arbeitsamen, gesitteten Ansiedler freut.

* * *



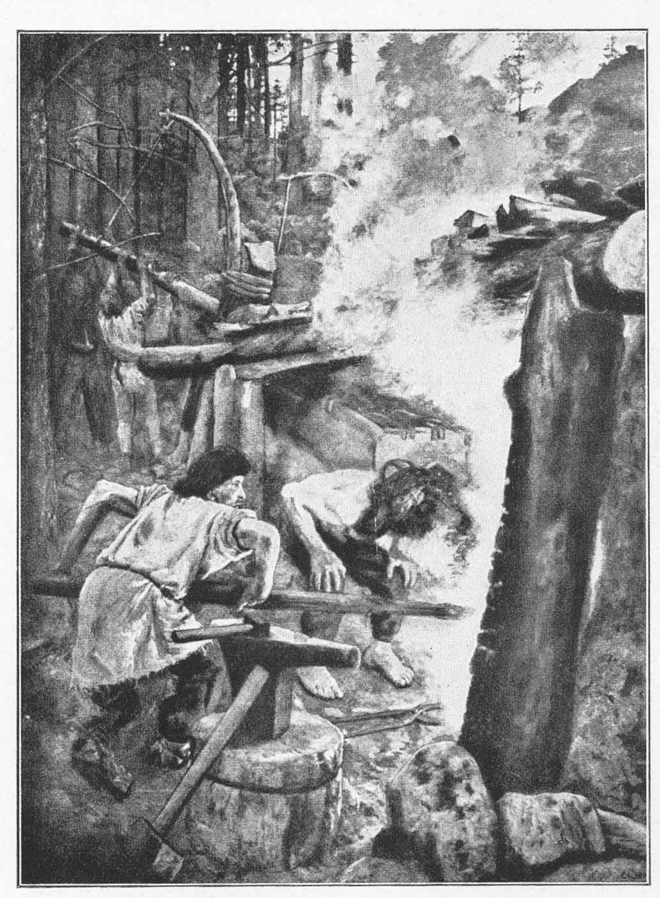
Altes Haus im Freiluftmuseum.

Die Finnen nennen ihr Land „Suomi", und das heißt „Land der Seen". Dieses Suomi ist wohl immer das touristisch verkannteste und vernachlässigste Land Europas gewesen, obwohl es eine unerschöpfliche Fülle von ureigenem Schönen und Seltsamen offenbart. Wir tragen da gewöhnlich seit der Schulzeit ein längst fertiges Bild von einem grimmig kalten, unwirtlichen Lande mit Bären und Sümpfen in uns herum, ein Irrbild, das nichts von den feingetönten Farben malt, die das verträumte Seen- und Wälderfinnland widerstrahlt. Wie weit sind wir von dem wirklichen Sein dieses fernen Volkes, wenn wir es nicht in seinen wundersamen Mythen und seinen Sängern, den Laulajat, suchten, wie weit von diesem stillen Nordlandzauber, wenn wir nicht selbst durch das so gastfreundliche Finnland zogen, um zu schauen und zu lauschen.

„Wellamo" hieß das Schaukelschiff, das mich in fünfzig Stunden von Stettin nach Helsingfors trug. Wellamo ist die Gemahlin des goldnen, grasbärtigen Wasserkönigs Ahto, und so gleiten wir schon vom fremden Gestade hinüber in Suomis Sagenwelt, in das Reich des „Runoia", des finnischen Volkssängers.

Bei gastlichen Zusammenkünften in den langen arktischen Nächten, während des nächtlichen Fischfanges am Reisigfeuer, nach Hochzeitsgelagen zum Ergötzen der Gäste, setzt sich ein Hauptsänger, der „Päämies", zu dem gegenübersitzenden „Säistäjä", dem Fadendreher, und Knie an Knie, die Hände ineinanderlegend und den Körper leise neigend, singen sie ihre „Rune", das heißt ihr Lied, indem der erste den Vers bis gegen das Ende vorträgt, worauf der Säistäjä einfällt, den Faden des Gesanges gleichsam weiterdrehend. Weich schmiegen sie sich an unser Ohr, diese sanft schwingenden Laute der finnischen Sprache, die Jakob Grimm eine der wohllautendsten und gefügigsten des Erdbodens nennt, mit ihren verschmelzenden Vokalen, für den Gesang geboren. Oft werden die Lieder von den schwermütigen Tönen der Kantele begleitet, die auf den Knien des Spielenden ruht und die Wäinämöinen, der alte Zaubersprecher und Weltsänger des finnischen Mythos, einmal aus dem Kiefer eines Hechtes und dem roten Haar des Hiisi-Wallachs, ein andermal aus dem Holz der Maserbirke, aus Eichenzapfen und den Haaren einer Jungfrau schuf.

„Denn der Klang war wunderseltsam, wundersüß das Spiel des Alten," singt das Lied von Schön-Kantele, diesem Werkzeug ewiger Freude, und dem Ursänger Wäinämöinen, der nach dem nimmerhellen Nordland, dem düsteren Sariola oder Pohjola, zieht, um die schöne, langgelockte Regenbogen-



Nach einem Gemälde von Axel Gallèn.

Aus der finnischen Sage:
Ilmarinen, der Schmied der Glücksmühle.

jungfrau zu freien. Er muß dem schimmerzarten Mädchen ein Haar mit einem Messer ohne Spitze spalten, die Rinde eines Steines schälen, eine Gerte aus Eis hauen und ein Boot von den Splittern ihrer Spindel zimmern, aber schließlich wandert der Held wieder einsam den weiten Weg nach dem Lichtland Suomi, denn der Nacht und Dämmerung schöne Tochter will nicht einem Greise angehören. Dann kommt ein zweiter Held, der muntere Lemminkäinen, dieser leichtsinnige Schelm mit roten Wangen und schwarzen Locken von der dunkeln Kesselfarbe, um die Jungfrau heimzuführen. Die Nordlandmutter Ilpotar heißt ihn vorerst auf seinen Schneeschuhen Hiisis flinkes Elentier einholen, er muß ein feuerschnaubendes Roß zügeln und den Schwan aus dem heiligen Strom des Totenlandes mit einem Pfeile schießen. Dort lauert aber der blinde Hirte Naßhut auf Lempis Sohn, läßt ihn von einer Schlange beißen und wirft ihn in die siedenden Wirbel Manalas, der Unterwelt.

Neben Wäinämöinen ist Ilmarinen der bedeutendste Held der finnischen Rune. Dieser ewige Schmiedekünstler weilt auch als Freier im Düsterland und schmiedet in seiner Esse den Sampo, die glückbringende Mühle mit dem bunten Deckel, deren Entstehung und endlicher Raub zu den Hauptepisoden des finnischen Epos gehören. Um die Braut zu gewinnen, muß Ilmarinen das natternreiche Schlangenfeld mit goldener Pflugschar ackern, Tuonis Bären zügeln, Manalas Wolf fesseln und endlich ohne Garn und ohne Netze den furchtbaren Hecht aus dem schwarzen Fluß von Tuonela erhaschen. Er schmiedet einen mächtigen Flammenaar mit Flügeln aus Bootesrändern und mit Eisenkrallen, der das Ungetüm aus dem Wasser rafft, und bringt der Schwiegermutter als Geschenk den Kopf des Fisches, der als Stuhl im Nordland weiterdient.



Gruppe von Volkssängern.

Die Beschreibung des darauffolgenden Hochzeitsfestes in Pohjola, die sieben Runen füllt, gehört zu den lebendigsten des Mythos und läßt uns viele Gebräuche schauen, die sich in diesem gewohnheitstreuen Volke von der Urzeit bis heute erhalten haben.

Die Versuche, die finnische Volkspoesie zu sammeln, blieben lange ohne nennenswerte Ergebnisse, bis es Elias Lönnrot unternahm, während mühseliger Fußwanderungen diesen reichen Volksschatz zu heben und späteren Geschlechtern zu wahren. Im Sommer 1828 zog der junge Magister Lönnrot zum ersten Male aus. Als Bauer verkleidet, den Birkenrindenranzen auf dem Rücken, einen knorrigen Stock in der Hand, im Knopfloch ein Band, an dem eine Flöte hängt, marschiert er durch einsame Provinzen und zieht die Landleute durch sein Gaukelspiel an sich. Er befragt dann die sangeskundigen Bauern, bringt die so leicht Mißtrauischen durch manche List zum Singen und erntet auf seinen oft abenteuerlichen Sammelfahrten in sieben Jahren das lyrische, epische und magische Material, das er später mit seiner tastenden und findenden Laulajaseele zu dem großen Ganzen, dem Epos von beinahe 23 000 Versen in 50 Runen aufbaute, das er nach dem Wohnsitz der Helden „Kalevala“ nannte.

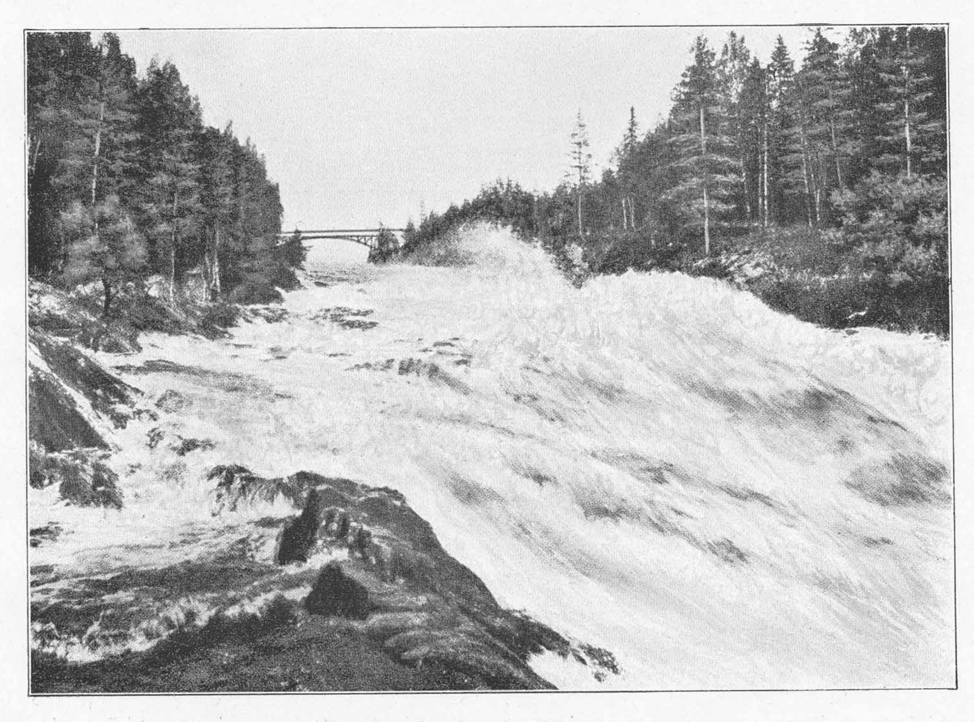
* * *

Als sich mein Dampfer „Wellamo“ im Sommer 1913 der finnischen Hauptstadt näherte, dröhnte uns Schlachtendonner entgegen; denn auf Sveaborg, das drohend von mächtigen Granitfelsen herunterblickt, war Kanonenprobe, ein unwirtlicher Willkommgruß für den Gast aus Österreich. Die alte, so schwedennahe Hauptstadt Abo wurde im Jahre 1812 von den mißtrauischen Russen zugunsten Helsingfors' entthront, das der Faust Petersburgs und den Kanonen Sveaborgs viel leichter erreichbar ist. Duftig reckt sich die helle Stadt in dem weiten Inselgarten und überrascht den Ankömmling durch den

kecken, absonderlichen Stil seiner neuen Bauten, der sich an nichts Gewesenes anlehnen und der nichts anderes als „neufinnisch“ sein will. Welch kühner Sprung von den Ahnen finnischer Baukunst in dem interessanten Freiluftmuseum auf der Insel Fölisön zu der verblüffenden neufinnischen Fassade des Nationaltheaters in Helsingfors!

Immer stoßen wir in Finnland auf Neues neben Verewigtem, auf Überfortschrittliches neben patriarchalisch Altgewohntem, wenn dieses dem guten Zwecke mitdient. So fand ich in Kuopio, der wichtigsten Handelsstadt des Nordens, das ganz modern gedachte Nationalmuseum inmitten üppig blühender Kartoffelfelder, und in derselben Stadt eröffnete die bedeutende Romanschriftstellerin und Dramatikerin Minna Canth ein bald sehr einträgliches Wollwarengeschäft, weil Literatur allein nicht sie und ihre Kinder vor Hunger schützen konnte.

Die Volkshochschule in Kuopio wird von einer Frau geleitet, die als erste ihres Geschlechtes in den finnischen Landtag gewählt wurde. Die Universität von Helsingfors zählte im Vorjahre 700 Studentinnen neben 1100 männlichen Studierenden, und es gibt keinen Beruf, zu dem sich hier nicht die Frau leicht emporgeschwungen hätte, wenn sie wollte. In den entlegensten Teilen des Landes finden alljährliche Volksprüfungen statt, bei denen die ältesten Leute von weit und breit erscheinen müssen, um sich im Lesen und Schreiben nachprüfen zu lassen. Volkshochschulen sind zahlreich über Finnland zerstreut, und um den Monatsbeitrag von 30 finnischen Mark finden dort Frauen und Männer aus dem Volke von mehr als 18 Jahren während der vier Wintermonate Kost und Wohnung, sowie Unterricht in technischen Arbeiten und in allem, was



Die Imatrafälle.

sie zu praktischen, wissenden, frohherzigen, nicht „feingebildeten" Menschen machen kann, mit rechtem Sinn für ein Heim voll Poesie und Sang, ja, Gesang vor allem.

Wer Suomi landschaftlich richtig genießen will, muß der mit Holz geheizten, träg schleichenden Eisenbahn aus dem Wege gehen, und den unbequemen, zweiräderigen „Karryts" habe ich während der in Finnland tropisch heißen Sommermonate auch nicht viel angenehmer gefunden. Unendlich reizvoll war es aber, im übermütigen Segelboote die verborgensten Wunder des Schärenreiches zu entdecken, im Motorboot die buntfältige Inselwelt der Binnenseen zu durchforschen, oder im segelleinenen Ruderkanoe über den brausenden, wirbelnden unteren Vuoksen schnellend, in beschaulich sanften, birkenbestandenen Kanälen gleitend, durch riffige Felsen und urwaldbedeckte Inseln sich zwängend, endlich in dem wildschönen Ladogasee zu landen. Dieser unbändige Vuoksen, den hunderte von Seen und Flüssen durch den Saimasee speisen, bildet in seinem Oberlaufe die wie Millionen Wasserteufel über Granittrümmer heranstürmende, wogend ringende und aus Millionen Silberschlünden schäumend donnernde Stromschnelle des „Imatra", den Niagara Europas.



Im Walde von Punkaharju.

Vom Saimasee führt ein kleiner Dampfer nach dem südlichen Viborg durch den interessanten Saimakanal, diesem Meisterwerk des Schweden Nils Ericson, das elf Jahre zur Vollendung brauchte. Die Länge des Kanals, der die unzähligen Gewässer des Saimagebietes mit dem Meere verbindet, beträgt 60 Kilometer, von denen 32 zum Teile in dem harten finnischen Granit gegraben wurden, und 28 Schleusen mußten geschaffen werden, um den bedeutenden Höhenunterschied von 76 Meter auszugleichen.

Bad Hangö in den Schären, das jetzt so grausam zerstörte, war der verwöhnte Liebling, den jeder Finne gerne dem fremden Gaste vorführte, um ihm die vielfache Pracht seines „Archipelago" zu zeigen, diese eis-

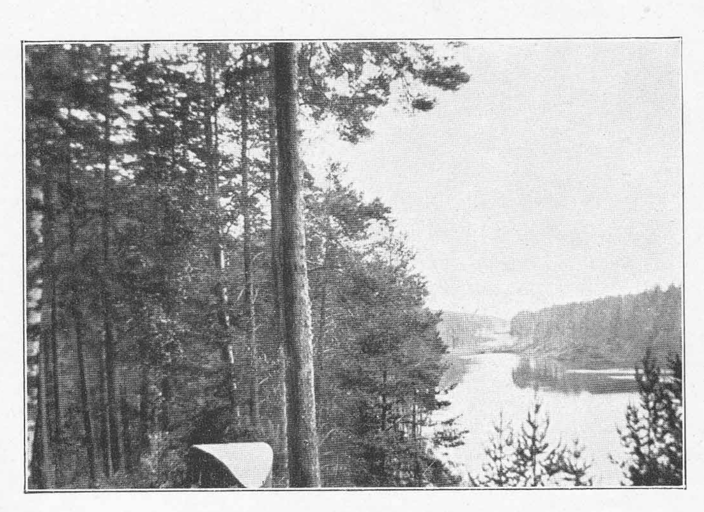


Aufziehendes Gewitter am Saimasee. Künstlerische Photographie von Prof. O. Mente.

entschälten, sich endlos ins Meer ergießenden Steingletscher mit ihren moosigen Tannenwäldern aus Märchenland, in denen ich Elchriesen grasen sah. Der protzende Luxus russischer Badegäste, der in Hangö oft die Freude am Naturschönen verstimmen konnte, ist noch nicht nach Punkaharju gedrungen, diesem berühmten Seeidyll des mittleren Finnland. In einer waldumsponnenen „Tapiola", das heißt einem Heim des Waldgottes Tapio, der einen Hut aus Föhrennadeln und einen Pelz aus Baummoos trägt, verbrachte ich dort stillgenießende Tage mit meinen finnischen Freunden. Punkaharju, dieser sieben Kilometer lange, oft nur wegbreite Höhenrücken quer über den kristallenen Puruvesi-See, mutet wie ein Schelmstück der Natur an, und diese lange Zauberbrücke führt durch einen Reigen von Lagunen und Tälern und Wäldern mit den nur hier erklingenden nordischen Farbenmelodien der „Tannen mit den Kupfergürtel, der Fichten mit dem Silbergurte, der Birken mit den goldenen Blumen" des finnischen Liedes.

Über zwei große Seen, den Haukivesi und den Kallavesi, geht es von Punkaharju in 18 Stunden mit dem Dampfer nordwärts nach Kuopio durch ein wechselvolles Gewinde von Inseln, Kanälen und grünen Ufern, auf denen zinnoberrote Holzhäuser mit weißumrahmten Fenstern und Türen lustig durch helle Birkenstämme leuchten. Selbst die armseligste dieser Bauernhütten hat ihre rauchgeschwärzte „Sauna", ihre rohgezimmerte, fensterlose Badestube, in der zumindest am Sonnabend abend mit überlieferter Selbstverständlichkeit die ganze Familie vereint badet. In einer Ecke steht der Ofen aus übereinandergelegten großen Steinen, die bis zum Glühen erhitzt und dann mit Wasser begossen werden, damit eine dichte Dampfwolke die Badenden umhülle. Diese setzen sich auf eine längs der Wand angebrachte Bank oder auf treppenförmig zur Decke führende, strohbedeckte Sitze und geißeln einander mit ins Wasser getauchten Birkenruten. Im Winter wälzen sie sich nach dem Bade im Schnee, im Sommer im Grase, oder sie kühlen sich in dem nahen See. Den Boden der Badekammer sah ich sie vor dem Bade zuweilen anmutig mit Blumen und Gräsern bestreuen.

Im nördlichsten Finnland, sechs Bahnstunden von Kuopio, liegt malerisch die kleine Holzhäuserstadt Kajana nahe dem wilden Oulunjärvi-See, über den der Dampfer nach vier Stunden Vaala erreicht, den Sammelplatz für zahlreiche Sportfischer. Dort, nicht weit von Lapplands Grenze, wird neben dem Lachsfang und dem Holzflößen das Teerbrennen eifrig betrieben, und die Teer-



Auf dem Höhenrücken Punkaharju.

fässer werden in elastischen, schlanken Booten, deren Bretter mit Holzfasern verbunden sind, den reißenden Uleastrom entlang nach der Küste geführt. Der finnische Touristenverein stellt in Vaala Boote derselben Art zur Verfügung, in denen man zum Reiseschluß die schöngrausigen Schauer der Stromschnellenfahrt auf dem Uleastrom genießen darf, ein Wagestück, das durch die wunderbare Kunst des steuernden „Laskoumies" selten verhängnisvoll wird. In fünfzehn Minuten galoppierte das sich bäumende Boot polternd, springend, stürzend über den neun Kilometer langen Niskakoski und durchraste in zwanzig anderen nervenspannenden Minuten den von hohen, düsteren Felsen eingeengten, achtzehn Kilometer langen „heiligen Wasserfall" des Pyhäkoski mit seinen gefährlichen, gischtsprühenden Strudeln.

Dann kamen wieder Stunden weichen Schwebens längs sonniger Gestade, von denen uns hellblonde Finnenkinder zierliche birkenrindene Körbchen reichten, gefüllt mit gelben „Muunrain", den fichtenduftenden Sumpfbeeren, oder mit glutroten „Mesikka", den nordischen Himbeeren; denn Suomi ist auch das Land der köstlichsten, seltsamsten Beeren.

In später, heller Nordlandnacht, in Uleaborg, war mein langer Wellentraum zu Ende.

— — — — — — — — — — — — —

Unheimlich schwer liegt in diesen bangen Tagen Rußlands neidende Tatze auf dem schmerzzuckenden Finnland, drohend, diese vorbildliche, selbststarke Nation sich selbst ähnlich zu machen oder zu zermalmen. Möge dem wehrlosen Finnenvolke ein Helfer erstehen, möge es auch ihm gelingen, den „bösen Nachbar" abzuschütteln!

Wann?

Mathilde Fritsch.

Weh! unsre nächste Saat schon keimt im Herzblut unsrer Söhne.
Wohlan! Die Saat wird wohl in reichster, niegeschauter Schöne
die Halme tragen.
Wir aber fragen:
„Wann wird der Himmel seinen Friedensbogen spreiten
von Land zu Land, in sieben abgetönten Farben,
auf daß die Millionen Wunden wieder narben,
die unsren deutschen Brüdern nun in diesen Zeiten
vom Feind geschlagen?"

Sturmharfe.

Einst schlief ich gerne in Regen und Stürmen ein,
Wenn mir des Windes Harfe am Fenster klang,
Weisen tönten, die konnte ich wohl verstehn:
Von der Erde Schönheit und grüner Flur,
Von den Äckern, schlafend im Nebelkleid,
Wiesen, Wäldern, gleitender Wellen Licht.
— Bilder, schwankend, silbrig wie Regengrau,
Füllten das Zimmer und, wie zum Greifen nah,
Neigten sich Wipfel, schimmernd und perlenschwer,
Und ich hörte der nächtlichen Vögel Laut
— In jenen Nächten — tief bis in meinen Traum;
So, als hegte mich Waldnacht in ihrem Arm,
Schlief ich mit Erde, Bäumen und Tieren ein,
Wenn nur ein Ton der großen Harfe klang.

Aber nun hör' ich den wilden Sang mit Leid:
Anders klingt er, ach, in so schwerem Ton,
Als pfiffen Kugeln, und dröhnend darüber her
Rufen Kanonen, und gellt nicht fern ein Schrei?
Bebt nicht ein Seufzen und lohen die Wände nicht rot?
Balken neigen sich splitternd und Erde fliegt,
Von den Granaten zerwühlt, in Wirbeln auf.
Ach, eine andere Erde, als ich gekannt.
Leiden trägt sie. — Und nicht mehr in hellem Spiel
Schmückt sie mit Schnee sich und schimmerndem Eiskristall,
Mühsam sammelt sie Tränen und rotes Blut,
Weinend nimmt sie die Kinder, die sie gehegt,
Wieder hinab zur Tiefe, zum langen Schlaf.
Bettet sie alle mit gleicher und milder Hand,
Und ihre Tränen steigen zum Himmel auf,
Steigen in Schleiern, steigen in bebendem Zug,
Wie ein Gewölk des Opfers, und bitten den Herrn,
Doch sein Auge sieht nur die Wage an,
Die noch schwankt und zittert in seiner Hand,
Wie sich Geschick der Völker am Ende neige. —
Und da fallen die Tränen voll Weh herab,
Und der Wind nimmt sie auf und streut sie umher,
Denn Leid trägt er wie sie und will es nicht sagen,
So geht sein Herzschlag ihm wild und der Atemzug schwer —
Aber ob er auch flieht, nichts endet die Pein,
Bote des Höchsten muß er und Jauchzen und Klagen,
Schicksalklingen und eherne Harfe sein.

Hedwig Forstreuter.

Radierung von Fliegerbauer: Wiesental





Kriegs-Kino.

Unsere Presse.

Ich glaube, für den Teufel ist eine neue Strafe erstanden. Er hat sich immer für den Vater und Meister der Lüge angesehen; aber wenn er jetzt mal nach London, Paris oder Mailand kommt und daselbst die Tageszeitungen liest, muß er sich sagen: „Du bist ein Stümper." So gelogen kann auf der ganzen Welt nicht werden, nicht mal in der Hölle. In Deutschland wäre so etwas ganz unmöglich, denn man würde einer Zeitung, die so hahnebüchen lügt, von heut zu übermorgen auf die Spur kommen und ihr die Fenster einwerfen. Trotzdem wäre man ein Tor, wollte man alles glauben, was in unseren Zeitungen steht. Zu dem grotesken Lügengewebe der englischen, französischen und italienischen Blätter fehlt es unseren Redaktionen nicht so sehr an Phantasie als vor allem an Gewissenlosigkeit; aber so ein bißchen Kleinhandel mit Kriegslügen ist auch bei uns allenthalben betrieben worden: Belgrad war gleich am Anfang des Krieges gefallen, Warschau ohne Kampf von den Russen aufgegeben; das Unglück an der Marne war ein „vorübergehendes Ausweichen"; die russischen Granaten waren mit Sand, die Konservenbüchsen mit Sägespänen gefüllt; die Bulgaren waren egal weg zum Kampf mit Serbien bereit; die Ruthenen und Polen hielten mit glühender Leidenschaft zu uns; der Emir von Afghanistan stand im Begriff, Indien zu erobern, und solche erfreuliche Dingelchen mehr, die pro Nummer gern mit 5 Pfennig bezahlt werden.

Klappern gehört zum Handwerk. Unsere Presse hat eine schwere Zeit hinter sich und leidet auch jetzt noch bittere Not. Es ist für den freien deutschen Redakteur eine harte Nuß, so plötzlich unter der strengsten Beaufsichtigung des militärischen Zensors zu stehen. Das sind ja nicht nur militärische Geheimnisse (wie Truppenverschiebungen), sondern hundert andere Dinge, die der Beaufsichtigung unterliegen, bis zu den Todesanzeigen, in denen nicht zu gleicher Zeit der Truppenteil, dem der Gefallene angehört hat, das Datum und der Ort seines Todes genannt werden dürfen. Wenn wir andere Dinge bedenken, wie den ungeheuren Niedergang des Inseratenteils der Zeitungen, der ihr finanzielles Rückgrat ist, die Schwierigkeit der Papierbeschaffung, der Arbeitermangel in den Druckereien infolge der vielen Einziehungen, so wird auch der Laie begreifen, daß das deutsche Zeitungsleben in einer Krise ungeheurer Art steht.

Die Presse ist gewiß die lockerste Schraube in unserer Staatsmaschine; aber mit Kriegsbeginn zog sie an und hielt eisenfest. Sie löste ihre Aufgaben im besten vaterländischen Sinne. Und diese Aufgaben sind schwer. Es werden jetzt auch geistige Brotmarken ausgegeben. Die Behörde bestimmt, in welchem Quantum und in welcher Vermahlung und Mischung die tägliche Nahrung von den Zeitungsbäckern ausgegeben werden darf. Aber das Volk bleibt gesund dabei. Das ist die Hauptsache.

Wirklich, so ein Zeitungsredakteur lebt einen schweren Tag. Die liebe Konkurrenz, die Jagd nach den neuesten Ereignissen, hat es mit sich gebracht, daß die Morgenzeitungen früh um ½5, die „Mittagblätter" um ½10, die „Abendausgaben" um 3 Uhr herauskommen. Danach muß der Redakteur sich einrichten. Hat er in später Nacht die Morgenausgabe abgeschlossen, so geht er schlafen; wenn er mit der Mittagausgabe fertig ist, frühstückt er, und nach Erledigung des Abendblattes geht er zu Mittag essen.

„Keine Parteien mehr."

Vor dem Parteiwesen habe ich niemals großen Respekt gehabt. Unser Parteileben war nichts anderes mehr als fortgesetzter geistiger und wirtschaftlicher Bürgerkrieg, und mit Dumdumgeschossen und Stinkbomben wurde dabei gegen jedes Völker- und Menschenrecht oft arg gewirtschaftet. Für die linksstehenden Parteien waren alle konservativen Elemente Rückwärtsler, Beutelschneider, Genüßlinge, Speichellecker, Finsterlinge und ihr Anhang aus dem Volk schlechthin „dumme Luder"; die Linksstehenden galten dagegen den Leuten von rechts als windige Brüder, Schreihälse, Volksaufwiegler, unsaubere Elemente, als Kerle, denen man in vaterländischen Dingen nicht über den Weg trauen dürfte.

War es so? Oder war es nicht so?

Gewiß, es hat Parlamentarier und Zeitungen gegeben, die sich von diesen Auswüchsen fernhielten — sie brauchen keinen Lobspruch — das Gesamtbild des Kampfes war jedenfalls außerordentlich häßlich.

Als der Kaiser am Anfang des Krieges sagte: „Ich kenne keine Parteien mehr; ich kenne nur noch Deutsche!" klang das Wort wie ein Evangelium der Freude und Erlösung.

Bis jetzt hat des Kaisers Wort seine Kraft bewahrt. Wie durch ein Gnadenwunder des Himmels ist das deutsche Volk einig geworden; in den Zeitungen ist das Geschrei „Bruder wider Bruder!" verhallt; das widerwärtige Gekeif und Gebelfere hat aufgehört; alle Waffen haben sich nach außen gerichtet, im deutschen Burghof ist Friede.

Und der Feind, der auf unsere innere Zerrissenheit hoffte, rennt sich an der Granitmauer der deutschen Einigkeit den Schädel ein.

Sollten einem nicht die Augen übergehen vor Glück, daß das möglich gewesen, daß das Wahrheit geworden ist? Und das köstliche Besitztum sollte uns nach dem Kriege wieder genommen werden? Der Reichskanzler hat gesagt: „Nach dem Kriege wird es natürlich wieder Parteien geben", und nur ein ganz naiver Mensch könnte hoffen, daß das nicht so sein wird. Ja, es wird wieder Parteien geben, weil es Interessengegensätze im Volke gibt, deren sichtbarer Ausdruck eben die Parteien sind.

Aber eins sollten wir doch nie vergessen: die goldene Gewißheit, die uns der Krieg gab: Wir alle, wo wir politisch auch stehen, haben unser Vaterland unsinnig lieb, lieber als Vater und Bruder, lieber als Weib und Kind! Uns allen ist unser Herzblut nicht zu schade, wenn es gilt, dem Vaterland auch nur ein feindliches Gehöft, einen kleinen Schützengraben zu gewinnen; wir alle sind bereit, in Wind und Wetter zu frieren und zu hungern, bereit, zu Tode erschöpft uns in Regenwasser und Lehm zu betten — dem Vaterland zu Liebe.

Daß diese Vaterlandsliebe keine Phrase, kein Traum, daß sie Wahrheit ist, steht nun als eine mit Millionen Leiden bekräftigte, mit Milliarden von Opfern und Entbehrungen erkaufte, mit Strömen von Blut besiegelte hochheilige Wahrheit vor unser aller Augen.

Kann fürderhin ein Deutscher dem andern, von dem er weiß, daß er Gut, Blut und alle Kraft für das Vaterland einsetzte wie er selbst, die Achtung versagen? Kann er ihn verfolgen, verhöhnen, mit Lauge übergießen, mit Kot bewerfen? Den Bruder? Den Mitkämpfer? Den treuen Kameraden in Gefahr und Todesnot? Nun und nimmermehr!

Das Parteileben wird nach dem Kriege rasch genug wieder aufleben; aber es soll kein häßlicher, haßerfüllter Bürgerkrieg, es soll ein von gegenseitiger Achtung verklärtes Wettarbeiten

auf dem Felde sein, das dieses Krieges Blut gedüngt und das Mutter Germania mit eisernem Pflug zubereitet hat, dem Pflug, an dem wir alle im Schweiße unseres Angesichts haben ziehen helfen.

* * *

Das ist's ja, was den Menschen zieret . . .

Wenn einer, der in Botanik wenig versteht, die Pflanzen in Gänseblümchen und Nichtgänseblümchen einteilt, lächelt man über den alten Witz; aber daß die meisten Leute unser Volk in Gebildete und Nichtgebildete unterscheiden, fällt weiter nicht auf. Obgleich diese zweite Einteilung noch dümmer ist als die erste.

Was ein recht bornierter civis academicus ist, der sagt: „Gebildet ist, wer das Abitur gemacht hat; nicht gebildet, wer es nicht gemacht hat. Daher stammt auch von dieser Grenze ab die Satisfaktionsfähigkeit."

Das gilt für die Männer.

Und was ist gemeinhin für die Frauen das Erkennungszeichen, ob sie zur „gebildeten" oder zur „ungebildeten" Klasse gehören?

Ob sie „Französisch können" oder nicht.

Ganz von vornherein gesagt: von zehntausend deutschen Frauen, die „französisch können", können neuntausendneunhundertneunundneunzig n i c h t französisch. Ich habe in meinem Leben nur eine einzige deutsche Frau getroffen, die wirklich französisch konnte, und die stammte aus Straßburg. Eine Zeit lang gehörte ich mal einem sehr feudalen literarischen Zirkel an. Was da vorgetragen wurde, war oft mit französischen Zitaten reichlich durchsetzt, und wenn dann die welschen, irgendwo abgeschriebenen Verse von den Lippen der Vorleserin holperten, nickten alle Zuhörerinnen glücklich und verständnisinnig mit den Köpfen. Das sollte heißen: Wir haben's verstanden! Wollte man sich hinterher in eine Erörterung des Gehörten einlassen, so kriegte man nichts zu hören als: Nicht wahr, es war doch furchtbar nett?

Es wäre ja unseren Frauen wirklich nicht übel zu nehmen, daß sie nicht französisch können, wenn sie nur nicht so darauf bestünden! Denn die Abiturienten, die acht Jahre lang über ihren Grammatiken und Übungsheften gesessen haben, können es ja auch nicht, und viele Oberlehrer — pardon! — können es auch nicht, selbst wenn sie die facultas haben. Ich war mal mit zwei solchen zusammen an der Riviera. Reizende und kluge Menschen. Aber französisch konnten sie nun mal nicht. Es war da in unserer Pension eine junge Pariserin, ein allerliebstes Plappermäulchen, mit der wir bekannt wurden. Ich gab das Rennen bald auf, denn ich kam nicht mit; die beiden Oberlehrer aber standen vor dem Mädel, schauten nicht ein einziges Mal in ihre schönen braunen Augen, sondern starrten unausgesetzt auf ihre Lippen, wie Taube, die nach sichtbaren Wortbildern suchen, die sich Mühe geben, die Sprache vom Munde abzulesen, weil das Ohr versagt. Hinterher aber kamen die beiden zu mir und sagten: „Es plaudert sich allerliebst mit der Kleinen!"

Immerhin: jeder gebildete Mensch in Deutschland kann französisch.

Und weil es unser Ideal sein muß, unser Volk einer immer höheren Stufe der Bildung zuzuführen, muß der Unterricht in der französischen Sprache in den Schulen nicht nur beibehalten, sondern immer mehr verbreitet werden.

So haben ganz fortschrittliche Magistrate mit Genehmigung hochweiser Regierungsräte die Einrichtung getroffen, daß an den Volksschulen — in denen ja bis jetzt das Französische sonderbarerweise noch nicht eingeführt ist — als Rektoren nur solche Kandidaten angestellt werden, die ihre Sonderexamen in Französisch und Englisch

gemacht haben; denn es ist für einen deutschen Gebildeten ohne weiteres klar, daß sich ein Mann, der „französisch und englisch kann", von seinem Kollegen, der die Sonderprüfung nur in Mathematik und Naturwissenschaften oder gar nur in Deutsch und Geschichte bestanden hat, aufs vorteilhafteste abhebt und sich viel besser zum Volksschulleiter für die kleinen Müllers, Schulzes und Lehmanns eignet als jener.

Denn „das ist's ja, was den Menschen zieret..."

Ich will nicht leugnen, daß der französische Sprachunterricht manches Glück in die deutschen Familien bringt. Wenn bei Schlächtermeister Schiebulke die Großmutter zu Besuch ist und die kleine Lotte, die die Höhere Töchterschule besucht (ihr „französisches Fräulein" heißt Lina Tilke) deklamiert:

„Maître corbeau, sur un arbre perché,
Tenait en son bec un fromage" —

dann kriegt Mutter einen roten Kopf vor Stolz, Großmutter schlägt die Hände zusammen über das kluge Kind, und Vater schnäuzt sich vor Ergriffenheit die Nase. Ja, sein Kind soll es mal „weiter bringen", als er es gebracht hat. Und das, obwohl der Mann zehn Gesellen und ein blühendes Geschäft hat, obwohl er ein viel nützlicheres Glied des Gemeinwesens ist als zehn schlechte Sprachlehrer; aber das weiß er nicht, er schaut wie Moses in ein unerreichbares gelobtes Land der Bildung, und zu Weihnachten wird ihn nicht mal „Stille Nacht" so rühren, als wenn Lotte hinterher auftritt und ein französisches Gedicht mit dem Endreim: „Noël! Noël!" deklamiert. Dieses nach der Starmethode eingelernte Gedicht ist das Weihnachtsgeschenk der Höheren Töchterschule an das Elternhaus, und Vater Schibulke versteht alles — alles — denn Lottchen hat ihm vorher gesagt: „Pappi, daß du es weißt, wenn ich „Noël! Noël!" sage, das heißt „Weihnacht! Weihnacht!" —

Rührend! Die Früchte unserer französischen Erziehung machen sich denn auch überall bemerkbar. Der Mann braucht abends nicht in eine Wirtschaft zu gehen, er geht in die „Resterraziohn", wo er einige „Likeehrs" und ein „Friehkasseeh" genehmigt; mein Bartschaber ist „Frühseehr"; die schäbige Bude links um die Ecke im Ostviertel der Stadt mit der Stirnseite nach Norden gelegen, heißt „Hotel du Midi", und wo ich auch gehe und stehe, im Volk oder in den „gebildeten Kreisen" erfreuen mich ähnliche Sprachschönheiten, und es ist wahrhaftig oben nicht viel besser als unten. Wenn das Französische aus deutschen Herzen nie wie aus einem Heimathafen kommt, in den Charybdisklippen des Kehlkopfs wird es arg zerbeutelt und in den widrigen Winden der Nasenhöhle leidet es vollends Schiffbruch.

Immerhin: wir müssen uns Mühe geben. Vielleicht paßt sich im Lauf der Jahrtausende unser Kehlkopf, unsere Nase an!

Denn: die Schönheit und Bedeutung der französischen Sprache ist nicht zu verkennen, ebenso nicht ihr formaler Bildungswert; sie ist die traditionelle Sprache der Gebildeten, sowie auch der Diplomaten, und es ist gar nicht zu vergleichen, ob man zum Beispiel ein klassisches Literaturwerk der Franzosen im Originaltext oder in der Übersetzung liest.

Nein, das ist wirklich nicht zu vergleichen. Gesetzt den Fall, ich setzte für die Lesung eines klassischen Buches der Franzosen dreißig Stunden in meine Zeitrechnung ein. Lese ich das Buch deutsch, so brauche ich für die reine langsame Lesung sechs Stunden und kann mich vierundzwanzig Stunden mit den Ideen des Verfassers beschäftigen; lese ich es französisch, so

brauche ich 28 Stunden (wenn ich alles genau erfassen will) für die Lesung samt Diktionärbefragung (mein Freund, der Oberlehrer, schafft es in 25), und den Rest der Zeit verbringe ich in der Freude, das Buch im Original gelesen zu haben.

Aber, es ist dann auch etwas ganz anderes! —

Vor Ostern traf ich eine mir bekannte Frau, deren Gatte seit Ausbruch des Krieges gegen die Franzosen kämpft. Ich fragte sie nach ihrem Befinden.

„Ach Gott, wie soll mir's gehen? Schlecht natürlich! Die ständige Sorge um den Mann. Immer ist er in Gefahr. Zweimal war er schon leicht verwundet. Ich zittere immer um sein Leben. Und jetzt kommt noch eine neue Sorge hinzu. Fritz (er ist in Quarta) hat seine französische Arbeit ungenügend geschrieben, und auch Käthe steht im Französischen mangelhaft. Wenn die Kinder sitzen bleiben, weiß ich gar nicht, wie ich es meinem armen Manne beibringen soll."

„Ja," sagte ich, „es ist schlimm, wenn der Vater sein Leben einsetzen muß gegen die Franzosen und seine Kinder zu Haus inzwischen nicht vorwärts kommen, weil sie in der französischen Sprache (diesem deutschen H a u p t-f a ch) versagen."

Sie weinte und ging. Und ich biß die Zähne zusammen.

Diesem Stimmungsbild möchte ich noch einige kleine Bemerkungen anfügen.

Es fällt den Franzosen nicht ein, Goethe, Schiller, Kant oder einen unserer neueren Dichter und Denker im Originaltext zu lesen. Es fällt ihnen nicht im Traume ein, ihre Kinder mit deutschem Unterricht zu quälen. Die Franzosen würden in ein schallendes Hohngelächter ausbrechen, wenn man ihnen zumutete, die Sprache der „boches", der Trottel, zu einem Hauptfach ihrer Schulen zu machen, von dessen Bewältigung das Fortkommen ihrer Jugend abhängt. Die Franzosen messen der deutschen Sprache nicht den geringsten Bildungswert für sich bei. Sie gehen jetzt damit vor, den Buchstaben „K" bei sich auszurotten, „weil er deutsch ist". Sie würden einen Ladeninhaber lynchen, der ein deutsches Firmenschild hätte.

Man dürfte den Franzosen nicht mit den albernen Ausreden kommen: Vielsprachigkeit gebe immer Übergewicht, erleichtere Handel und Verkehr, sondern sie würden mit Recht antworten:

Von zehntausend Schülern, die wir mit der deutschen Sprache quälen würden, die uns nicht liegt und die bei uns weder Lehrer noch Zögling je ganz meistern würde, werden kaum drei nach Deutschland reisen. Tun sie es doch, so werden sich die Deutschen alle Mühe geben, ihre Wünsche zu verstehen. Und will einer Handelsbeziehungen zu Deutschland, so haben wir einige Fachschulen mit deutschen Lehrern; die allgemeinen und öffentlichen Schulen aber halten wir von der deutschen Plage frei.

Die Tradition bleibt als alte muffige Tante noch zur Rettung.

Wohl! Der „Pour le mérite" heißt bei uns auch heute, nachdem hunderttausende unserer deutschen Brüder unter französischem Blei bluteten, noch „Pour le mérite". Aus historischen Gründen! Man kratzt nicht gern von alter Emaille ehrwürdige Inschrift. Die Russen tauften Petersburg um trotz aller historischen Gegengründe, obwohl selbst die befreundeten Franzosen mit Einschiebung eines „o" und die Italiener mit Anhängung eines „o" den Namen seit Jahrhunderten übernommen hatten. Wir Deutsche, deren Kampfesmut von den Feinden Hunnentum und Raserei genannt wird, er-

bleichen, wenn wir an einer alten Tradition etwas ändern sollen. Wir Barbaren haben manchmal ein sonderbares, fast altjüngferliches Gemüt, verwechseln alte Mottenkisten mit Tabernakeln unseres Volkstums.

Daß es aber das Französische ist, was bei uns den Menschen zieret in Mode und Sprache, sollte von den Todeswettern der Zeit endlich hinweggefegt werden. Ich bin als deutscher Steuerzahler vollkommen damit einverstanden, daß alle deutschen Sprachlehrer des Französischen mit vollem Gehalt pensioniert werden unter der Bedingung, daß keine neuen mehr ausgebildet und angestellt werden. Vielleicht wird's dann besser.

* * *

Zur Spitteler-Feier in Zürich.

Wer ist Karl Spitteler? Was hat er geschrieben? Worin beruht seine Bedeutung?

Hand aufs Herz, deutscher Gebildeter — ohne irgenwo nachzuschlagen, was weißt du von dem Mann, der Karl Spitteler heißt?

Ehrlich gesagt — nichts. Nur, daß er irgendwann mal eine giftige Rede gegen Deutschland gehalten hat, weißt du aus der Zeitung.

Du solltest dich schämen, deutscher Gebildeter, du, der du im gelobten Land Avenarius' und des Dürerbundes lebst, nichts von Spitteler zu wissen.

Hör' zu! Wärest du in Zürich zur 70. Geburtstagsfeier des Dichters zugelassen worden, hättest du von dem Berliner Literaten Gustav Landauer und anderen Festrednern erfahren, wer Karl Spitteler ist. Spitteler ist nicht nur ein „gefürsteter Dichter", nicht nur ein genialer Künstler, er ist „ein Seher", sein Name ist nur mit denen Homers, Dantes und Goethes in einem Atemzug zu nennen. (Den Herrgott haben die Herrschaften zum Vergleich nicht bemüht, wahrscheinlich nur deshalb, weil sie an ihn nicht glauben.) Und auch Goethe muß sich eigentlich vor Karl Spitteler verkriechen. Denn „während Goethe nur die äußere Gesetzmäßigkeit der Natur erkennt, schaut Spitteler tiefer; er schaut h i n t e r diese Gesetzmäßigkeit".

Da habt Ihr's!

Daß Spitteler diese weltendicken Weihrauchwolken schämig etwas von sich abgewedelt hätte, wird nicht berichtet. „Nur die Lumpe sind bescheiden," sagt sein kleinerer Kollege Wolfgang Goethe.

Gustav Landauer hat auf jener Festversammlung verkündet: „Spittelers Werk bedeutet die Wiedergeburt des für die Seele so notwendigen Mythus, da es die durch Dogma und Reflexion verstopften Quellen der Phantasie wieder spielen läßt."

Landauers Phantasiequelle spielt — wie man sieht — schon recht munter. Die „Neue Zürcher Zeitung" (die für den schweizerischen Dichter durchaus begreiflicherweise eintritt) sagt zu den Landauerschen Ergüssen: „Vielleicht geheimnißt Landauer in Spittelers Mythen Dinge hinein, von denen der Dichter selber nichts weiß."

Scheint uns auch so. Nur knüpft das Blatt an die Tatsache, daß „Landauers Sehnsüchte bei Spitteler ein Obdach finden," die merkwürdige Schlußfolgerung, daß man daraus erkennen könne, „eine wie weltumspannende Größe" Spitteler sei.

Aber das ist sicher: mit eben demselben Recht, mit dem man Spitteler einen Homer, Dante und Goethe nennt, kann man Herrn Gustav Landauer eine Welt nennen; die dann eben von Karl Spitteler umspannt wird.

„Prometheus und Epimetheus", „Extramundana", „Olympischer Frühling" sind sicherlich hochbedeutsame Dichtungen; aber nach der „Comedia divina" möchte

ich sie nicht lesen, auch nicht, wenn ich aus einer Faustvorstellung nach Hause komme. Nun, und „Conrad, der Lieutenant“ und „Die Mädchenfeinde“, die auch der Olympier geschrieben hat, gebe ich für eine einzige Novelle aus Gottfried Kellers „Leuten von Seldwyla“ oder einige Seiten Konrad Ferdinand Meyers — seiner Landsleute — willig her.

Homer, Dante, Goethe — höher ging es leider nicht mehr! Herr Diederichs aus Jena, Spittelers Verleger, der auch zum Feste geeilt war und sehr angefeiert wurde, wird sich gefreut haben. —

Daß die Schweizer ihren Landsmann Spitteler zum 70. Geburtstag feierten, war nett von ihnen, und wenn sich einige Überschwängliche bis zum Delirium übernahmen, könnte es uns ganz gleichgültig bleiben. Die allerbehendsten Lehmkneter werden Karl Spitteler nicht als Säulenheiligen in den Ewigkeitstempel der Menschheit hineinbauen können. Uns könnte also die ganze Festerei höchst wurstig sein!

Aber — wer ist Karl Spitteler?

Nach den Fanfaren seiner Anbeter stellt er uns erst „den rechten Sinn deutschen Geistes dar“.

Dieser Spitteler hat Deutschlands Kampf mit Belgien mit dem Brudermord Kains gegen Abel verglichen, er hat gesagt, daß Deutschland in den Taschen seines zuckenden Opfers Beutezüge mache, er hat die Verwendung von Negern und Menschenfressern gegen uns verteidigt, da es selbstverständlich sei, daß man seinem Hund pfeife, wenn man von Räubern und Mördern überfallen werde. Dieser Spitteler hat vor wenig Wochen in seiner Rede darüber geflennt, „daß der Geifer zur Kriegswaffe geworden sei“, und gar nicht einmal gemerkt, wie dick und ekelhaft ihm selbst der Geifer gegen Deutschland aus beiden Mundwinkeln quoll.

Ich habe die Spittelerbücher, die ich besaß, zerrissen. Mir hat auch nichts von dem, was ich in deutschen Blättern an Abwehrartikeln gegen den rüden Angriff Spittelers las, gefallen (mit Ausnahme des Artikels von Ostini in München). Es war matte, unfruchtbare Schmollerei, was wir der Besudelung unserer Ehre und der Beschimpfung unserer kämpfenden Brüder durch diesen Pseudo-Olympier entgegensetzten.

Spitteler muß nach dem feindseligen Akt, mit dem er uns in den Not- und Todstunden unseres Vaterlandes in den Rücken fiel, für uns nicht nur tot, nein, nie dagewesen sein. Jeder in Rußland verlauste Feldgraue, jeder unserer hunderttausend Krüppel hat das Recht, mir ins Gesicht zu schlagen, wenn ich nicht vorher zehnmal an mein Vaterland denke, ehe ich einmal an die internationale Kunst denke. Der Teufel hole sie, wenn sie meinem Vaterland schadet!

Wir brauchen Spitteler nicht. Wir verarmen ohne ihn nicht im mindesten. Wir leben trotz Englands Blockade und würden lachen, wenn uns Spitteler und Konsorten geistig blockieren und aushungern wollten. Uns sind Gummireifen und Brot notwendiger als Spittelers Epen und Novellenschmöker. Und wir sind stark und stolz genug, selbst einem Olympier, wenn er sich nicht gut aufführt, zu sagen: Da ist die Tür!

Ich für meinen Teil werde dem Buchhändler, der ein Werk Spittelers in die Auslage legt, die Kundschaft und jedem reichsdeutschen Blatt, das ferner noch für Spitteler eintritt, das Abonnement kündigen.

Die Franzosen — darauf wette ich — haben bis dato von Spitteler rein gar nichts gewußt; aber sie haben ihn nun zu seinem Geburtstag mit Huldigungen überschüttet. Nicht als Dichter — als Feind Deutschlands haben sie ihn geehrt.

* * *

Vorschlag für ein Kriegsdenkmal.

Was die „Kunst“ anlangt, so fürchte ich sie nach dem Kriege noch mehr als während des Krieges. Wie lange werden wir uns mit Romanen, Novellen, Epen, Dramen, Lyrik, Kintöppereien herumquälen müssen, die alle den Krieg zum Hintergrund haben. Und dann die Denkmäler, Brunnen, Türme, Gedächtnishallen, Pyramiden, Anlagen. Heiliger Hindenburg!

Ein Denkmal aber möchte ich selbst vorschlagen, und es wäre gut, es so bald wie möglich zu schaffen und an einem Ort aufzustellen, wo der Strom der Menschheit besonders stark vorüberflutet — eine Gruppe, welche die Feinde Deutschlands im Kriege 1914/15 in einzelnen Typen verewigt: Senegalneger, Turkos, Franzosen, Zuaven, Belgier, Montenegriner, Kanadier, Japaner, Kamtschadalen, Tscherkessen, Garibaldianer, Kosaken, Großrussen, Serben, Monte-Carlo-Leute, Inder, Australier, Menschenfresser und Engländer. Ein wirklicher Künstler hätte eine gute Gelegenheit, in Stein oder Bronze der Nachwelt zu überliefern, wer alles sich anno 1914 verband, „um Kultur und Zivilisation gegen Deutschland zu retten“. Am Sockel des Denkmals könnten die Köpfe besonders wohlwollender Neutraler, wie Weniselos, Wilson, Spitteler, Nathan, Dimantini und anderer gewaltiger Männer der Zeit, verewigt werden. Vielleicht bildet sich ein Ausschuß, der für ein solches Denkmal sammelt. Es sollte in Hamburg, Köln oder München aufgestellt werden.

Paul Keller.

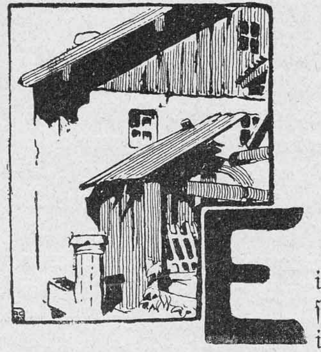
Sprüche.

Willst schmieden du dein Lebensglück,
So wolle fein bedenken,
Daß vor die rechte Schmiede du
Den Wanderschritt magst lenken.

Ferdinand Bruger.

Das Herz voll Sonne,
den Mund voll Lieder:
so grüße das Leben!
Dann grüßt es dich wieder!

Gustav Metscher



Die graue Frau.

Kriegsnovelle

von Fassy Torrund.

Eine tiefverschneite Alm in den Hochvogesen ist's. Die einzige auf dem langgedehnten Kamm, die bisher von den Deutschen erobert wurde. Wie eine Insel liegt diese weltabgeschiedene Almhütte, besetzt von einer kleinen gemischten Abteilung von Pionieren, Schiläufern und Infanteristen, mitten im feindlichen Gebiet. Durchs Glas sieht man französische Alpenjäger an den steilen schneebedeckten Hängen ferner Höhenzüge hinaufklettern oder in Windeseile darüber hinabsausen. Der Ausblick, wenn nicht Schneegestöber oder Nebel ihn neidisch wehren, ist überwältigend. Frühmorgens, bevor die Sonne hinter dem Kleinen Belchen hochgeht, und während der ersten zehn Minuten ihres strahlenlosen Scheinens sind die unzähligen Zacken und Berggipfel, die tiefzerklüfteten, schneebedeckten Abhänge des Hoheneck und der berühmten Schluchtstraße in ein unbeschreiblich zartes lichtes Rosa getaucht. Jeder fernste Höhenzug, jeder bizarre Umriß, jede feinste Linie deutlich erkennbar. Ein hochalpines Panorama, dessen fast überirdische Schönheit die Seele in Wonne erschauern läßt.

Aber es ist Krieg. Tod und Verderben lauert in dieser erhabenen Bergeinsamkeit — nicht, wie auch sonst wohl zur Winterszeit, durch unbarmherzige, den Menschen feindliche Naturgewalten, sondern durch die hundertmal erbarmungslosere, grausamere planmäßige Vernichtung zwischen Feind und Feind.

In der kleinen verräucherten Almstube sitzen beim rotflackernden Herdfeuer hinter dichtverhängten Fenstern eine Handvoll Offiziere und Kriegsfreiwillige beisammen, während die übrige Mannschaft sich in Stall und Heuschober häuslich eingerichtet hat.

Zu den Kriegern, die nun schon fast drei Wochen hier oben hausen und in unzähligen kleinen Scharmützeln, in tollkühnen Ausfällen zäh und tapfer den weit vorgeschobenen Posten verteidigen, hat sich heut ein neuer Ankömmling gesellt. Ein Meister unter den Schiläufern, der schon in Rußland mitgekämpft hat, dort verwundet wurde und nach kurzem Heimaturlaub der kleinen Schiläufertruppe hier in den Hochvogesen eingereiht ward.

Der Gesprächsstoff, der schon dünn und spärlich zu werden begann — fast so knapp wie die Kerzen — hat durch den vom Osten Kommenden frische Zufuhr erhalten. Erlebnisse fliegen hin und wider. Momentbilder aus den gewaltigen Massenkämpfen, dem sieghaften Draufstürmen im fernen Osten; aus dem zähen, heldenhaften Ausharren im Schlamm und Eiswasser flandrischer Schützengräben. Dazwischen Streiflichter auf die Stimmung in der Heimat. Ausschnitte aus dem alltäglich ruhigen Bürgerleben im deutschen Vaterlande, das die Feldgrauen hier wie ein Märchen aus uralten Zeiten anmutet.

Wie's dort zugeht, daheim in der Großstadt, möchten sie wissen. Von Frauen wollen sie hören, die sie seit sieben Monaten kaum mehr sahen noch sprechen hörten.

„Doch eine...“ sagt lächelnd ein junger Münchener Maler, zieht seine

Brieftasche hervor und läßt den Neuen das mit keckem Buntstift hingeworfene Bildnis eines steinalten Weibleins sehen, braun und verschrumpelt wie eine welsche Nuß, mit dünnem schlohweißen Haar unterm grellroten Kopftuch: die Prophetin von Egisheim.

„Sie hat uns süßen Trost auf den Weg mitgegeben: Zur Zeit der Kirschblüte geht der Krieg zu Ende. Am 20. Mai soll Friedensschluß sein."

Von der weit über hundertjährigen Vogesenbäuerin ist's nur ein Sprung zu den Müttern und Frauen der deutschen Heimat.

„Ja, die Frauen," sagt einer warm, und wie Heimatsklang liegt's in seiner Stimme. „Die deutschen Frauen!"

Ist's die weltferne Stille und das weiche, rotdunkle Dämmerlicht im engen Raum, das hier die Seelen sich weiter auftun läßt als in nüchterner Tageshelle, daß nun jeder etwas Besonderes zu sagen weiß: etwas Liebes, Tapferes, Tröstliches, das ihm als kleiner warmer Sonnenstrahl von daheim zugeflogen kam?

Der Neue, der aus Rußland kam, wo er ein paar Monate Adjutantendienste getan, sitzt wie in Schweigen und Nachsinnen versunken. Nur das Aufglimmen seiner Zigarre verrät sein Wachsein.

„Ich weiß auch von einer Frau," sagt er endlich aus tiefen Gedanken heraus, richtet sich straffer auf und streicht die Asche von seiner Zigarre. „Von der „grauen Frau", wie unsere Leute sie nannten."

„In Wirklichkeit hieß sie natürlich anders, war etwa 35 Jahre alt, nicht gerade auffällig schön, aber blühend, kerngesund und von einer herzerquickenden Frische — damals, als wir sie das erste Mal sahen. Saß auf ihrem stattlichen Hofe, den sie, seit ihr Mann vor einigen Jahren starb, mit einem alten Knecht und ein paar Mägden allein und sehr umsichtig und tüchtig bewirtschaftete. Zwei Kinder waren da, ein blondes, süßes Ding von sechzehn Jahren, der Mutter Ebenbild, und ein dreizehnjähriger kecker, gescheidter Bub. Und so tapfer war diese Frau, so ganz ohne Furcht und Zagen.

„Fürchten? Nein, weshalb denn?" fragte sie kopfschüttelnd. „Was soll uns denn geschehen, jetzt wo unsere tapferen Krieger die Grenzwacht halten? Wir liegen ja so weit abseits der großen Heerstraße, hierher verirrt sich keiner. Mein guter Mann hat's immer gesagt: Hier sind wir sicher. Und er hing so an seinem Besitz. Er hatte das Ödland zuerst von der Regierung gepachtet und urbar gemacht und später angekauft. Es war sein eigenstes Werk, das er seinen Kindern und Kindeskindern erhalten wollte. Sollte ich das, was er wie seinen Augapfel gehegt und gepflegt, treulos verlassen?

Nein, ich fürchte mich auch vor den Kosaken nicht," wiederholte sie mit ruhiger Zuversicht, „die tun mir nichts! Ich bin als Oberförsterstochter dicht an der Grenze aufgewachsen, spreche polnisch und russisch und bin von klein auf mit ihnen bekannt und vertraut. Es sind im Grunde gutmütige, stumpfsinnige Burschen, die keinem Kinde etwas zuleide tun. Und ich hab' immer gehört: Wer dableibt, dem geschieht nichts. Wer aber flüchtet und Haus und Hof den Russen preisgibt, der wird schonungslos geplündert und ausgebrannt."

So zogen wir nach herzlichem Abschied von der tapferen Frau, die uns mit allem, was das Haus bot, bewirtet und versorgt hatte, weiter. Ich sehe sie noch unter ihrer Haustür stehen, Sohn und Tochter neben sich; ihr junges, ruhiges, heiteres Gesicht unter schweren blonden Zöpfen von der Farbe des reifen Weizens — in all ihrer Einfachheit eine prachtvolle Frau. Im Garten blühten die Rosen, die sie geplündert hatte, um jedem von uns ein paar mit auf den Weg zu geben."

Er unterbrach sich.

„Meine Herren, Sie alle kennen die Tatsachen. Wir wurden zu einer anderen Division kommandiert, wo unsere Dienste derzeit nötiger waren als an der von den Russen verlassenen ostpreußischen Grenze, wo deutsche Landwehrleute treulich Wacht hielten.

Sie wissen, es kam dann, Ende November, der zweite Russeneinbruch, der schlimmer war als der erste. Wir mußten ihn in dem schon ausgeplünderten, von den Einwohnern verlassenen, unglücklichen Lande geschehen lassen, weil es Wichtigeres für uns zu tun gab. Als endlich Ende Januar wieder größere Truppenmassen nach Ostpreußen geworfen wurden, wurde auch mein Oberst wieder dorthin abkommandiert, und ich begleitete ihn als sein Adjutant.

Mein Gott, wie soll ich diese Rückkehr beschreiben? Was war aus der fruchtbaren, blühenden Gegend geworden! Aus den kleinen sauberen Städtchen, den friedlichen Dörfern, den stattlichen Gutshöfen! Verwüstet jeder Ort und jedes Gehöft, Schutt und Brandstätten, wohin das Auge blickt.

Kennt einer von Ihnen Ostpreußen im Winter? Nichts als weite, endlose Schneefelder, am Horizont von schwarzen Wäldern begrenzt; die starre, ungeheure Einöde Rußlands wirft dort schon ihre Schatten herüber ins deutsche Vaterland. Selbst im Frieden. Wie es jetzt — im Kriege aussieht, das zu schildern fehlen mir die Worte.

Auf unserm Marsch durch das verödete Land war einigen unserer Leute seit einigen Tagen schon eine alte Frau aufgefallen, die zeitweilig die Truppen begleitete. Immer neben uns her in der Wiese oder Brache seitlich der Landstraße wanderte sie. In ihrem grauen Mantel und Kopftuch wie eine Nebelfrau. Als gehöre sie zu uns — und hat doch mit keinem gesprochen, sich um keinen gekümmert.

Eines Abends, als wir in einem Walde Rast machten und grad' Befehl zum Lagern und Abkochen gegeben war, wird von einem Posten diese alte Frau eingebracht, die er irgendwo dort umherlungernd aufgegriffen hat. Die Frau — als sie vor unsern Oberst geführt wird — stutzt, reißt sich los und wirft sich mit einem gellenden Aufschrei ihm zu Füßen: „Helfen Sie mir, Herr Oberst von Blunk, haben Sie Erbarmen mit einer Unglücklichen, nehmen Sie mich mit."

Er kennt sie nicht, keiner von uns. Da nennt sie ihren Namen. Gott im Himmel! Wir alle haben's nicht glauben wollen, und war doch niemand anders, als jene Gutsbesitzerswitwe, die uns damals so gastlich aufgenommen hatte. Die blühende, stattliche, lebensfrische Frau!

Nie in meinem Leben habe ich einen Menschen binnen eines halben Jahres sich so bis zur Unkenntlichkeit wandeln sehen! Eine alte, uralte, gramgebeugte Frau war das geworden. Die Augen wie erloschen, und doch zuweilen wie von einem grellen, irrlichternden Aufflackern erhellt; das Gesicht graublaß, leidzerfurcht, der Mund wie in jähem Entsetzen erstarrt.

Als wir sie etwas beruhigt und durch einen Schluck Kognak gestärkt hatten, hat sie dem Oberst berichtet, was ihr geschehen war — in einer seltsam abgehackten, unzusammenhängenden Art, die mit ihrer früheren Redeweise nichts mehr gemein hatte.

— — — — — — — — — — —

Ihren Buben hatten die Kosaken Anfang November mit fortgeschleppt, Haus und Hof niedergebrannt, geplündert, verwüstet....

„Und Ihr Töchterchen?" fragte der Oberst — und wir fühlten, es lag zugleich eine stumme Frage nach ihrem eigenen Schicksal darin. Kosaken — wir kannten das aus Erfahrung....

Da brach der unglücklichen Mutter die Stimme. Sie bringt's nicht über die Lippen, Wort für Wort muß der Oberst ihr das Entsetzliche abfragen, es halb erraten. Und uns Männern selber, den tod- und grauengewohnten, stockt das Blut in den Adern.

Das junge, unschuldige Mädchen das Opfer dieser Bestien — und dann — noch lebend — von ihnen an das Scheunentor genagelt! Und die Mutter, mit Stricken gefesselt, daneben und mußte dies alles mit ansehen!

„Und ich bin nicht daran gestorben!" schrie die unselige Frau. „Mein Herz ist nicht gebrochen, wie das meines armen Kindes! Ich lebe, lebe, lebe — als eine Schande für deutsche Mütter! Als ein Auswurf, den selbst der Tod verschmäht, weil ich noch leben kann, nachdem ich das mitangesehen! — — —

Und deshalb hab' ich eine Bitte, die letzte: Hier meine Hände, sie sind gesund und stark, sie können ein Gewehr führen oder einen Säbel. Da, da..." sie zeigte die tiefeingeschnittenen blutroten, kaum verheilten Wunden an ihren Handgelenken. „Das sind die Narben von den Stricken, womit sie mich gebunden haben — damals, als ich zuschauen mußte — und die Stricke nicht zerreißen konnte..."

Wir sahen es, die Stricke mußten das Fleisch bis fast auf den Knochen durchschnitten haben — und wir errieten auch das Ungesagte.

Wir waren allein mit ihr, der Oberst und ich, und versuchten sie zu beruhigen. Versuchten — und begriffen, wie armselig und zwecklos das alles war, was wir der Unglücklichen sagen konnten!

Sie hatte wochen-, vielleicht monatelang mit keinem Menschen gesprochen. Nun brach das entsetzliche Erleben — so lange eisern zurückgedrängt — hervor wie ein angestauter Sturzbach, unaufhaltsam, unwiderstehlich, mit elementarer Gewalt. Und zuletzt ihre Bitte:

„Lassen Sie mich mitkämpfen gegen die Bluthunde, die mein armes Kind gemordet haben! Es ist mein letzter, mein einziger Wunsch hier auf Erden! Meine Kinder zu rächen, bevor ich mich hinlege zum Sterben. Ich kann ja sonst nicht sterben — wie sollt' ich meinem Mann drüben vor Augen treten!"

Der Oberst, so gern er ihr geholfen hätte, mußte ihr die Bitte abschlagen. Ein Weib als Mitkämpferin seiner Soldaten, unmöglich! Wir führen keinen Franktireurkrieg. Er riet ihr, nach Alleinstein zurückzukehren, wo sie noch Verwandte hatte. Sich auszuruhen, zu erholen. Sie aber hörte gar nicht darauf, schüttelte nur immer stumm den Kopf, und der trostlose, verzweifelte Ausdruck ihrer Augen schnitt einem ins Herz.

Ihr tränenloser, erschütternder Jammer lag uns wie eigene schwere Last auf der Seele. Und wir wußten, sie ging doch mit uns weiter, immer neben dem Regiment her. Stumm, wie zu grauem Stein erstarrt, das gequälte Mater-Dolorosa-Gesicht. Immer neben dem Regiment, in ihren grauen Mantel gehüllt, das Tuch über den Kopf gezogen. Wo sie schlief, wovon sie sich nährte, wir wußten es nicht. Der Oberst sandte ihr zuweilen durch die Ordonnanz etwas warmes Essen, doch sie nahm nichts an.

Da kam unser Regiment in die Gegend, wo ehemals das stattliche Gehöft gelegen. Das Wohnhaus mit blanken Scheiben und blütenweißen Vorhängen, der kleine, gepflegte Vorgarten, in dem die Rosen zu Hunderten geblüht hatten. Das Scheunentor, an dem das arme Opfer der Kosaken verblutet war: ein schwarzer Schutt- und Trümmerhaufen jetzt.

Der Oberst und ich wechselten einen Blick. Ich hörte ihn schwer atmen. Er

war selbst Vater und ahnte, wie dieser Mutter ums Herz war. Er hatte auch eine junge, blühende Tochter daheim, einen tapferen Sohn im Felde. Er fühlte, was diese Mutter litt, er sann vielleicht, wie ihr zu helfen sei. Denn daß sie nicht sterben und nicht leben könne, begriff auch er, der kriegsharte Mann.

Wir bezogen im Dorf Quartier, wenn man das noch Quartierbeziehen nennen kann, in den Trümmern eines abgebrannten, unbeschreiblich verwüsteten Dorfes zu hausen.

Von einer vorgeschobenen Patrouille kam die Meldung, im nächsten Dorf sei eine feindliche Reiterabteilung bemerkt worden. Der Oberst beschloß, Leute zur Aufklärung hinzuschicken.

Es war stockfinstere Nacht, der Weg führte durch Wald und Sumpf. Er fragte, ob niemand da sei, der die Erkundigungspatrouille führen könne. Aber das verlassene Dorf war völlig menschenleer. Wie er noch Umschau unter den Freiwilligen hält, die sich gemeldet haben, steht plötzlich wie aus der Erde gewachsen die graue Frau vor ihm. Ruhig, mit ihrer klanglos heiseren Stimme, einer Stimme, die im tiefsten Inferno das Weinen und das Zittern verlernt zu haben scheint, sagt sie:

„Herr Oberst, ich kenne hier Weg und Steg genau, lassen Sie mich die Leute führen!“

Er stand ein paar Augenblicke wie in schweren Bedenken, die Lippen aufeinandergepreßt. Dann richtete er sich auf, bestimmte einen Unteroffizier mit fünf Mann, die das Dorf auskundschaften sollten. Und wenn die Frau die Führung übernehmen wolle, so sei's auf eigene Gefahr und Verantwortung. Er befahl, ihr einen Revolver zu geben, wandte sich zu mir und sagte leise, achselzuckend: „Ich weiß, es liegt ihr nichts am Leben, lassen wir sie gewähren.“

Die Frau voran, so gehen, schleichen sie durch die dunkle Winternacht. Der Sturm saust hohl durchs Geäst, die Zweige gießen eisige Regenschauer auf sie nieder. Die graue, zusammengesunkene Frau ist auf einmal wie umgewandelt; rasch, jung, elastisch, führt sie mit staunenswerter Sicherheit.

Sie kommen ans Dorf. Alles dunkel, grabstill, verlassen. Von rückwärts beschleichen sie das erste Gehöft. Leer. Das zweite, das dritte ebenso. Die Frau muß Augen und Ohren haben wie ein Luchs: „Es stehen Posten auf der Straße — dort und dort —“ Der Unteroffizier erkennt's jetzt auch: Hin und wieder ein aufblitzender Lichtfunken wie von einer brennenden Zigarette.

Im fünften Hause fällt von rückwärts ein schmaler Lichtstreifen durch geschlossene Fensterläden. Wie der Blitz ist die graue Frau an der Hauswand, preßt ihre Stirn an den Spalt, ihre Augen bohren sich in den hellen, warmen Raum.

„Siebzehn Mann und ein Offizier,“ flüstert sie, „Kosaken sind's.“ Kosaken — und wie eine Kraft der Wut überkommt es sie. Während der Unteroffizier noch überlegt, ob er mit seinen fünf Mann den Überfall wagen soll, hat sie im Handumdrehen die Situation überschaut.

„Dort in der Scheune stehen die Pferde. Keine Stallwache dabei — und hier, Reisig“... und nun begriff auch der Unteroffizier: Feuer an die Scheune, Scheinfeuer. Sie häufen Bündel und Scheiter.

Die Frau hält Wache am Fensterspalt, wie ein Pfeil bohrt ihr Blick hinein, saugt sich fest. Und plötzlich ein unterdrücktes Stöhnen, wie von einem verwundeten Tier, ein Laut, der fast nichts Menschliches hat. Die graue Frau hebt den Kopf.

„Da drinnen ist mein Sohn!“ flüstert sie heiser. „Liegt auf der Ofenbank und schläft.“

Ihr Sohn? Fast jeder im Regiment kennt die Geschichte dieser Unglücklichen. Es sind Landwehrleute, selbst Väter...

„Wie sollte Ihr Sohn...?“ fragt zweifelnd der Unteroffizier.

„Er ist's! Ich kenne ihn an seinem bunten Rock, den ich selber ihm gestickt. Unter Tausenden würde ich den Rock erkennen!“

Sie verstummt. Vielleicht weil ein Gedanke aufzuckt, der ihr das Mark gefrieren läßt: Wie kommt das Kind hierher? Sind das dieselben — dieselben Kosaken, die damals . . . ? Und hat ihr Sohn — hat er — e r — den Teufeln den Weg durch Sumpf und Moor gezeigt?

„Ich hole mein Kind heraus, und wenn's durch die Hölle ging!“

Ein hastig heiseres Flüstern — keine Sorge, die da drinnen lärmen, saufen, schnarchen. Schon flammt der Holzstoß auf, und jetzt gellt die Frauenstimme ein russisches Wort durch die winternächtliche Stille: „Feuer, Feuer!“

Aufgestört stürzen die Kosaken heraus, vier, fünf Schüsse knallen auf die Ahnungslosen, über die gefallenen Kameraden stürzen in blindem Zutappen die nächsten. Schneller, als man's beschreiben kann, hat die graue Frau die Läden aufgerissen, schwingt sich aufs Fensterbrett, zielt auf den Leutnant, der in trunkener Wut nach seinem Säbel sucht. Ein Knall — in die Stirn getroffen stürzt er zu Boden. Da reißt sie das schlafende Kind von der Ofenbank und hinaus in das schützende Dunkel des Gartens und am Zaun entlang in den Wald.

Neun oder zehn der Kosaken haben unsere Leute niedergemacht; die übrigen werfen die Hände hoch und ergeben sich. Der Führer bestimmt drei Mann als Feuerwache, die mit den Gefangenen bei Tagesgrauen nachkommen sollen. Dann geht's in lautlosem Schweigen durch den finsteren Wald zurück.

Die Mutter läßt sich's nicht nehmen, mit übermenschlichen Kräften schleppt sie den schlafenden Buben. Und kost ihn und spricht zu ihm, — doch das Kind rührt sich nicht. Den Unteroffizier kommt ein Grausen an: Ist das Kind tot?

Da sinkt die Mutter stöhnend zu Boden, erschöpft, angstgequält:

„Um Jesu Barmherzigkeit willen, macht Licht, daß ich meines Kindes Antlitz sehe!“ Und leise, beschwörend, während der Mann seine Lampe hervorholt: „Mein Rolfchen, mein goldenes Jungchen, so sprich doch! Wie kommst du hierher? O, wach' auf, mein Jungchen, mein liebes, sprich zu deiner Mutter!“

Licht blitzt auf...

Ein Schrei, den die derbe Landwehrmannsfaust nicht schnell genug ersticken kann, der den Männern durch Mark und Bein geht. Wie eine Wahnsinnige stiert das Weib.

„Was ist, Frau?“

„Es ist nicht mein Sohn!“ Sie schüttelt das Kind, stößt das taumelnde von sich.

„Wo ist mein Sohn, du? Wer gab dir seinen Rock? Sprich, rede die Wahrheit!“

Das Kind — sie müssen es schier zu Tode gehetzt haben — reißt die Augen auf, blickt schlaftrunken, verstört in die fremden Gesichter — sinkt von neuem in tiefen, todähnlichen Schlaf. Der Unteroffizier nimmt es mitleidig der Frau ab, trägt's in seinen Armen zurück.

„Der Nachbarjunge ist's,“ murmelt die Frau. „Wo ist mein Kind, mein unglückliches Kind?“

Sie bringen die Frau und das festschlafende Kind samt ihrer Meldung zurück. Im Quartier ist sie dem Oberst ohnmächtig zu Füßen gestürzt.

Wir haben sie den Sanitätern übergeben und dem Feldpropst. Der war ein guter, alter Mann, ein Seelen-

kenner und auch ein Stücklein Seelenarzt. Anderen Tages kommt er zum Oberst:

„Mit Ihrer Erlaubnis, Herr Oberst, schaffen wir die Frau nach Allenstein oder Osterode ins Lazarett. Überall fehlt's an Pflegern, da mag sie mithelfen."

Der Oberst erstaunt: „Ja, will sie denn helfen? Jetzt auf einmal?"

„Sie will, Herr Oberst!"

Über Nacht war ein Wunder geschehen. Eins von jenen, wie der große Krieg sie uns erleben ließ: Gegen Morgen war der Bub aus seinem Erschöpfungsschlaf aufgewacht. Da hat die graue Frau mit ihm zu reden versucht. Durch Bitten und Drohen, mit unsäglicher Geduld, bekommt sie's aus dem ganz verwilderten, verstörten Jungen heraus: Der Rolf, ihr eigener Bub, und der Nachbarjunge mit noch drei oder vier anderen wurden von den Russen mit fortgeschleppt. Weit hinter die Grenze. Sie hatten es nicht mal schlecht; mußten Botengänge tun, Proviant und Trinkwasser in die Schützengräben tragen, bekamen manchen Tag satt zu essen, und manchmal, wenn die Soldaten selber nichts hatten, mußten sie hungern.

Und dann eines Tages ging es wieder nach Ostpreußen hinein. Und näher der heimatlichen Gegend kamen sie. Den Jungen klopfte das Herz: Irgendeiner von ihren Leuten wird doch noch zu Hause sein? Da heißt's: „Wo sind die verdammten Prussaki-Bengel?" Sie werden vor den Offizier geführt, ihrer zwei, er und der Rolf. „Kennt Ihr den Weg durch das große Moor?" Sie kannten ihn alle beide. Wie oft waren sie heimlich diesen Weg geschlichen!

„Nun gut, dann zeigt ihn!"

Führen sollten sie — den Todfeind ins Heimatland? Einer sieht den andern an. Der Nachbarsbub, der jüngere, hat's vielleicht nicht so recht begriffen. Doch der Rolf schüttelt den Kopf, steht stolz und keck in seinem bunten Pelzwams und sagt: „Ich tu's nicht! Den Ruß führ' ich nicht durchs Moor!" Hätt' er nichts gesagt, hätt' er geschwiegen! Doch dazu war er zu jung und unerfahren, zu ehrlich.

Ein Kosakenmesser ins Herz — und aus war's. Der andere, der kleinere, eingeschüchtert, verängstigt, ist willfährig. Ja, er will sie führen. Zum Lohn geben sie ihm das buntgestickte Wams, den kurzen, ärmellosen Pelzrock seines toten Kameraden. Man hat die Stelle noch gesehen, wo das Messer hindurchging und das Herzblut des tapferen Buben herausquoll und im Pelzwerk versickerte, das an dieser Stelle steif von einer Blutkruste war. — — —

Noch einmal sahen wir die graue Frau, bevor sie als Pflegerin ins nächste Etappenlazarett ging. Weiter zurück wollte sie um keinen Preis.

Sie schien, weiß Gott, über Nacht eine andere geworden. Eine Ahnung jener tapferen Frau von einst!

„Ich habe mein ermordetes Kind gerächt. Jetzt will ich sühnen, was ich gesündigt! Der Heldentod meines Knaben hat mir den Weg gezeigt."

Wie erlöst war sie, seit sie wußte, daß ihr Bub lieber gestorben war, als daß er sein Vaterland verraten hätte. — —

Es kam der Siegeszug auf Lyk. Die Huldigung unserer blut- und schmutzstarrenden Landwehrleute vor dem Kaiser. Wer's mit erlebt hat, vergißt es nicht bis an sein Lebensende.

Am Nachmittag dieses Tages bringt einer von der Munitionskolonne einen beschmutzten, zerknitterten Zettel. Meldung für den Oberst: Im Lazarett zu Boyen liege sein einziger Sohn, beide Hände abgeschossen.

Die Botschaft kam von der grauen Frau.

In der Nacht sind wir beide hinübergeritten. Und am Bett dieses Un-

glücklichen sahen wir sie wieder. Nie hab' ich den Oberst weich gesehen. In dieser Nacht sah ich ihn weinen.

Da hat die graue Frau ihm ihre Hand auf den Arm gelegt.

„Lassen Sie mich ihn pflegen, Herr Oberst! Ziehen Sie getrost wieder in den Kampf fürs Vaterland! Ich will ihn pflegen und hüten, als wäre er mein eigener Sohn. Meine Hände will ich ihm leihen."

Er drückte ihr stumm die Hand. Seine Frau war schon viele Jahre tot. Wem hätte er den seiner Hände beraubten Sohn besser anvertrauen können als dieser beraubten, bettelarm gewordenen Mutter?

Kurz darauf ist mein Oberst mit dem Pferde gestürzt. Rippenbruch. Sie haben ihn auf seinen Wunsch ins selbe Lazarett gebracht.

Nun pflegt die graue Frau beide, Vater und Sohn.

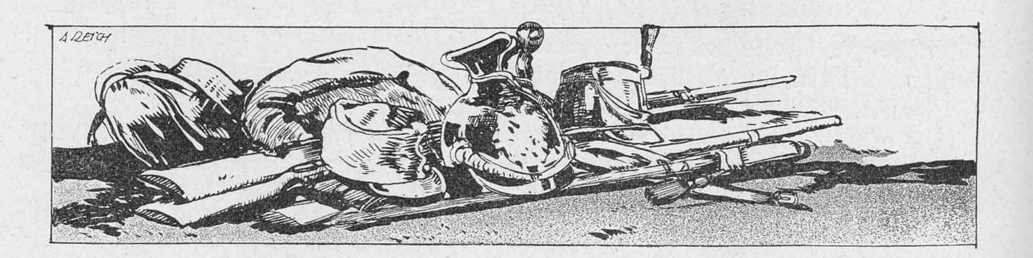
Ich selbst, mit einem leichten Armschuß, habe sie noch auf der Heimreise besucht. Und sah auch die graue Frau.

Ernst und still waltet sie ihres Amtes. Aber auf der gramzerfurchten Stirn lag es doch wie ein Hauch des Friedens. Und nie sah ich etwas Mütterlicheres als ihre Augen, während sie dem verstümmelten jungen Offizier wie einem Kinde die Suppe einlöffelte.

Da ward mir's klar: Diese Frau hat den Weg ins Leben zurückgefunden." —

Die Glut am Herde war in sich zusammengesunken. Keiner sprach. Man hörte nur ein tieferes Atmen — als ob diese deutschen Männer erlöst aufatmeten, weil eine deutsche Heldenmutter an der Tragik ihres Lebens nicht zusammengebrochen war, sondern stark und aufrecht ihren Golgathaweg weiterging.

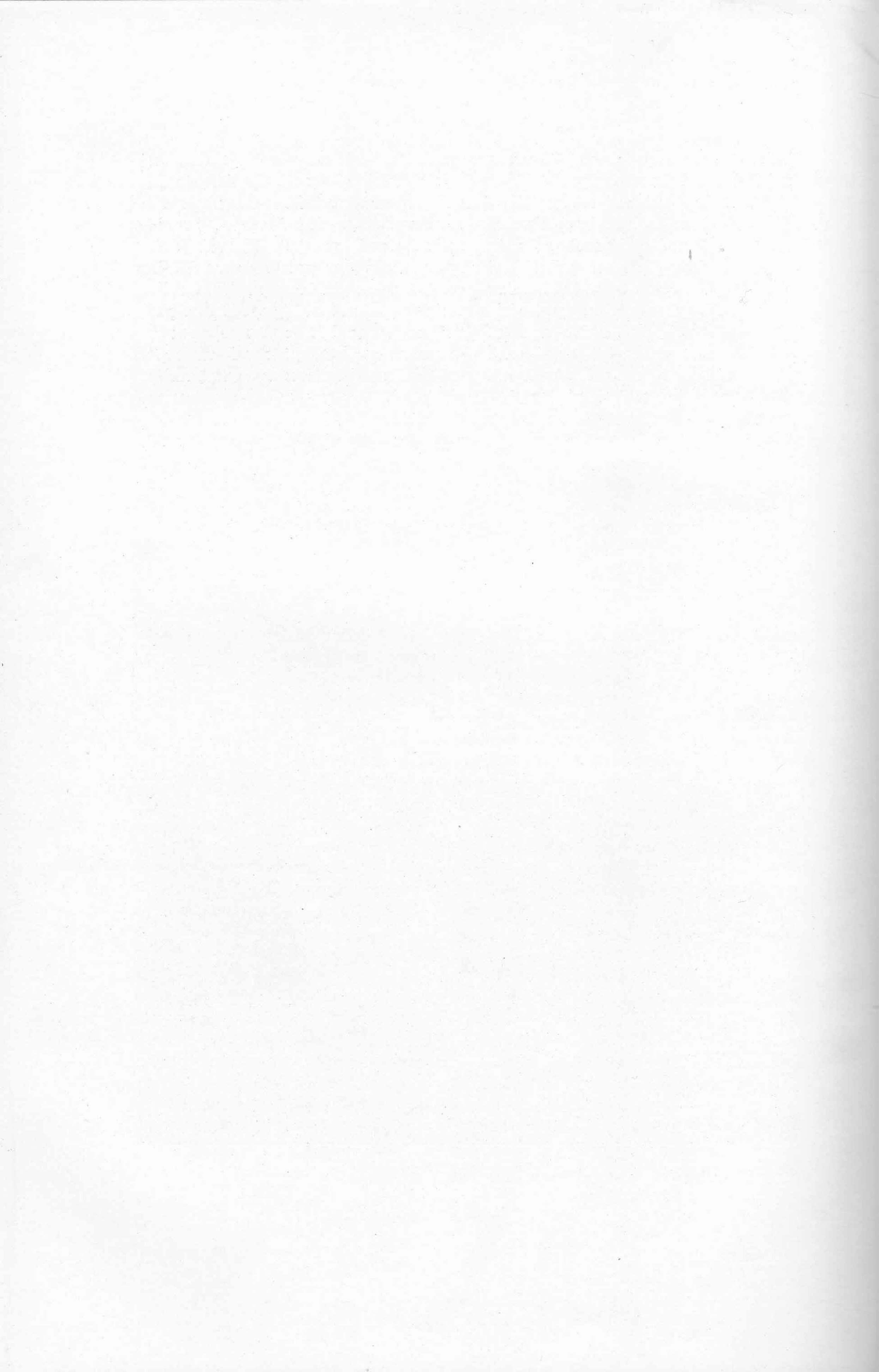
Eine leise Meldung: Zeit zum Ablösen der Posten. Zwei der Kriegsfreiwilligen griffen nach Mantel und Gewehr, traten hinaus in die bitterkalte Winternacht. Aus tiefen Schneehöhlen halten sie Auslug nach dem Feinde. Scharfspähend äugen sie hinaus über die schneebedeckten Hänge, hinauf zum dunklen Firmament, wo die ewigen Sterne stumm ihre seit Jahrtausenden vorgeschriebene Bahn ziehen. Und stolz und froh grüßen ihre Gedanken die Kameraden, die droben im fernsten Nordosten des Reiches gleich ihnen treu die Grenzwacht halten — für Vaterland und Freiheit, für Deutschlands Frauen und Töchter.

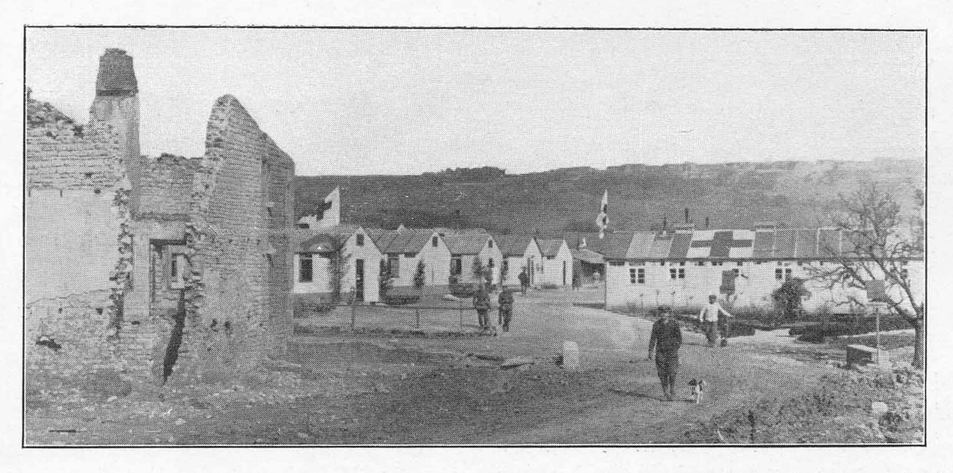


G. Romin


Einsamer Segler







Das Feldlazarett in Vigneulles bei St. Mihiel; trotz der Flaggen mit dem Genfer Neutralitätszeichen und der auf die Dächer gemalten Roten Kreuze wurde es von einem französischen Flieger mit Bomben beworfen.

Bergstädtische Kriegsberichterstattung.

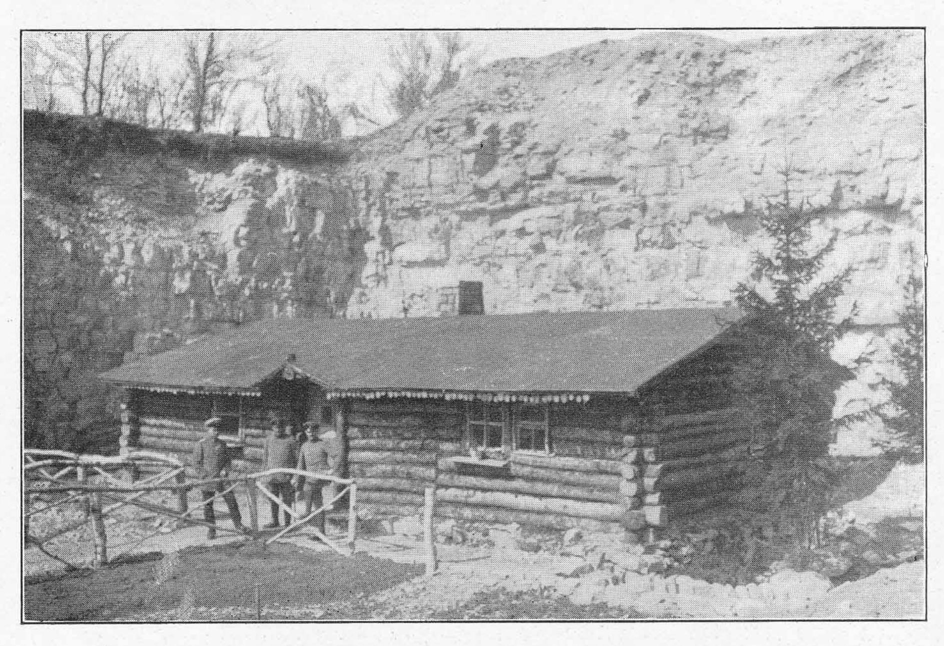
Von Paul Barsch.

Heimat, Heimat, wie bist du schön und wie bist du reich! Wenn mir tausend Jahre beschieden wären und wenn ich mir tagtäglich nach dem ermüdenden Tagewerk nur auf diesem einen Wanderpfade den erfrischenden und heilkräftigen Segen der Mutter Natur holte, so würde doch meine Zeit nicht hinreichen zum Auskosten der Bilder, die sich dem Auge darbieten. Vom Hange hinab schweift der Blick in die Ebene, die sich unendlich weit ausdehnt und dann in traumhaften, silbern flimmernden und von tiefstem Veilchenblau durchwobenen Fernen verliert. Sie ist ein buntfarbiger Teppich, vor dessen Herrlichkeit die wundersamsten Perserteppichfarben kläglich verblassen würden, und als reizvolles Schmuckwerk sind zahllose Dörfer, Wälder, Büsche, Landstraßen, auch ein paar Windmühlen und im Vordergrunde ein Schienenweg aufs anmutigste hineingewebt. Zur Linken meines Pfades feiert der Wald sein Maifest, zur Rechten senkt sich vielteilig gestreiftes, sauberes Ackerland sehnsüchtig zu Tale, wohl weil es meint, daß tief drunten eine größere Fruchtbarkeit als auf den sandigen, oft von rauhen Winden bestrichenen Höhen walte. Von manchen Stellen des Weges aus vermag ich unserer traulichen Bergstadt meinen Gruß emporzusenden. An der Kante des kleinen Vorberges ragen ihre grauen Randmauern empor, und über diese Maueru hinweg schauen die roten Dächer und aus weißen Wänden die Fenster durch grünes Gerank und Blumengewirr hinaus in das schlesische Land. Jetzt ist auch die Kirche sichtbar. Groß und breit und wuchtig steht sie auf ihrem wichtigen Posten, und es sieht aus, als wolle sie noch höher hinaufsteigen in die grüne Bergwelt und als halte sie mit den zwei klugen Augen am Turmgiebel sorglich Umschau, ob sie alle beieinander sind, die Häuser, die sich wie Küchlein an sie herandrängen, und ob sie Lust haben, ihr

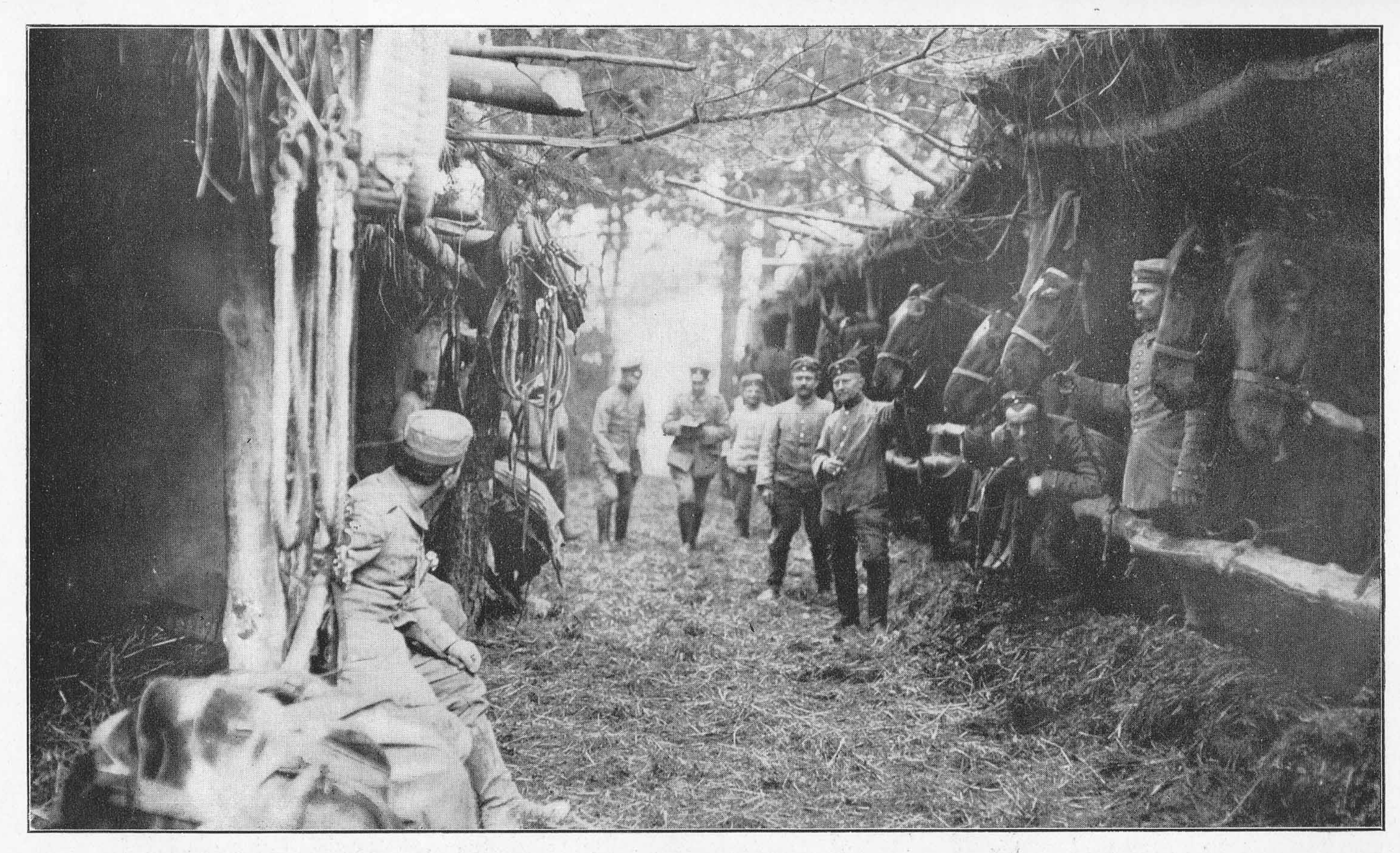
nachzufolgen auf der Wallfahrt, die höhenwärts führt. Ein Sonnenstreif weist ihr die goldene Bahn in den blauen Duft. O Heimat, Heimat! ... Und überall, auch in den fernsten Städten und Orten und Weilern, an allen Wäldern und Wassern und Fluren und Wogen, die den Teppich der Ebene schmücken helfen, ahnt die trunkene Seele die gleichen unermeßlichen und unergründlichen Schönheiten, und sie gewinnt die reichbeglückende Erkenntnis, daß ihr der Anblick des Golfes von Neapel, der Täler des Engadin oder der Bucht von Genua keinen köstlicheren Schwelgergenuß bereiten kann.

Doch ein Schauer des Entsetzens und ein wilder Abscheu erfaßt sie bei dem Gedanken, daß die zarischen Gewalten entschlossen waren, ihre millionenköpfigen raubgierigen und blöden Horden in diese blitzblanke schlesische Heimatwelt zu hetzen, und daß der heimtückische Streich schon vorbereitet und mit den Spießgesellen von der Seine und der Themse sorgsam beraten war, als sie noch zu Gaste herkamen, Judasküsse tauschten, an der deutschen Tafel speisten und dabei die Heuchlerrollen der lieben, biederherzigen Anverwandten spielten.

Ruhig, ruhig, liebe Seele! Sie haben den Verräterlohn schon weg, und alles ist anders gekommen, als sie es wollten. Deine Heimat ist gefeit gegen Leiden und Gräßlichkeiten, wie sie das arme Memel erduldet hat, und die schwellenden Fluren werden nicht verwüstet von Großrussen, Kleinrussen, Weißrussen, Shmuden, Esthen, Letten, Mordwinen, Tscheremissen, Grusiniern, Imeretiern, Mingreliern, Kabardinern, Abchasen, Tschetschenzen, Taten, Tatschiken, Kirgisen, Kumücken, Kalmücken und anderen Mücken, Tataren, Teptjaren, Baschkiren, Osseten, Karagisen, Uz-



Ein idyllisches Quartier deutscher Offiziere in einer nach Schweizerstil erbauten Hütte in einer Sandgrube (Gegend zwischen Toul und St. Mihiel), wo die Bewohner infolge der günstigen Lage vom Feinde nicht gestört werden.



Um die Pferde der Kavallerie vor Kälte und Nässe zu schützen, hat man ihnen strohgedeckte Unterstände gebaut und diese mit Heu ausgelegt (wie unser Bild zeigt), sodaß die Tiere warm und geschützt untergebracht sind. Gegend: St. Mihiel.

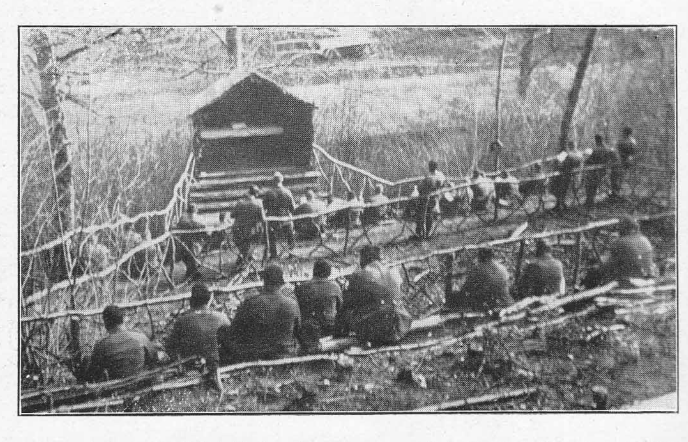


Die Feldpost
wird infolge der Unwegsamkeit auf Eseln in die vordersten Linien gebracht.

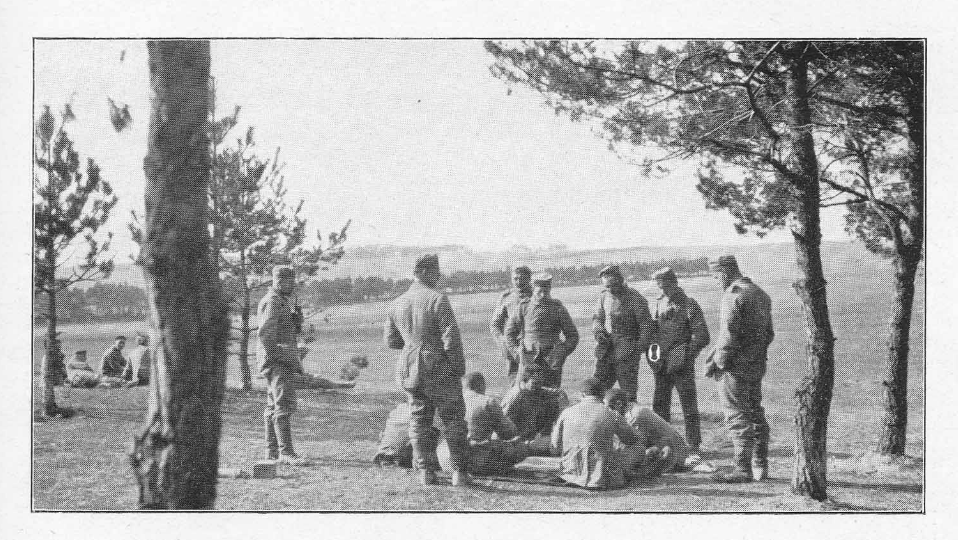
beken, Sarten, Turkmenen, Jakuten, Burtjaken, Tungusen, Kosaken, Wotjaken, Permjaken, Kaissaken und was sonst noch alles für Sorten in den ungeheuerlichen menschlichen Heuschreckenschwärmen vertreten sind. Schlesien—hei, wäre das ein Fest für sie gewesen! Wie hätten sie da gefressen, gefressen, gefressen!...

Sie sind noch ganz so geartet wie ihre Vorfahren, die vor hundertzwei Jahren als Freunde nach der Bergstadt kamen. Vielleicht ein wenig grausamer als jene, sonst aber vom gleichen Zuschnitt. Damals wollten sie uns die Franzosen verjagen helfen. In der Bergstadt geschah es, daß ein Trupp der struppigen Helden durch einen Knaben, der ihm als Führer diente und der den undeutlich geschriebenen Quartierzettel nicht richtig lesen konnte, nach einem kirchlichen Stiftsgebäude geleitet wurden, das von ungefähr vier Dutzend frommen Witwen bewohnt war. Polternd drangen sie ein, und gutmütig und erwartungsfroh grinsten sie, als ihnen eine ganze Schar von Wirtinnen entgegentrat.

Sie achteten nicht darauf, daß alle diese Weiblichkeiten heillos erschrocken waren und den Besuch abzuweisen suchten, und sie verstanden kein Wort von den lebhaften Beteuerungen, daß das Stift frei von



Eine einsame Waldkapelle deutscher Truppen bei einem Feldlager vor Toul. Im Innern steht auf einem Tisch ein Kruzifix.



Soldaten beim Skatspiel am Erdboden an einem Waldrand.

Einquartierungslasten sei. Grunzend vor Behagen und gespaßigem Wohlwollen, haschten sie tölpelhaft nach den Witwen und wollten sie durch Zärtlichkeiten beglücken. Für eine solche Kundgabe liebevoller Bundestreue besaßen die Bewohnerinnen des stillen Heims kein Verständnis, und sie stoben schreiend und in Todesängsten auseinander. Viele gelangten flüchtend auf die Straße hinaus und riefen dort um Hilfe; andere gewannen ihre Stuben und schlossen die Türen hinter sich; noch andere, die nicht raschgenug gewesen waren, suchten sich in verzweiflungsvollem Ringen der ihnen zugedachten Liebkosungen zu ent-



Zeitvertreib der Feldgrauen an einem Ruhetage. Ein Soldat hat sich mit einem Pelz als Bär verkleidet; ein Kamerad führt ihn als Tanzbär vor, während eine Kapelle dazu spielt.

ziehen, und als sie endlich mit dem Aufgebot aller Kräfte die Freiheit errungen hatten, sahen sie schlimm zerzaust und zerrissen aus. Einige rannten aufs Rathaus und forderten weinend und wehklagend Schutz für das Witwenstift, worauf eilig dann ein Aufgebot von Ratsmannen entsandt wurde, damit es zum Rechten sehe. Schwere Mühe kostete es diesen Sendlingen, die Umquartierung einzuleiten und durchzuführen, und sie bedurften zu diesem Werke des Beistandes russischer Offiziere.



Ein von den Türken heruntergeschossenes französisches Flugzeug, das für den eigenen Gebrauch in Stand gesetzt wird.

Spät in der Nacht erst konnten die Witwen wieder einziehen in ihr Friedensparadies. Aber kaum waren sie dort, so entdeckten sie mit Grausen, daß es binnen einer Frist von drei Stunden in einen höllischen Ort verwandelt worden war. Sie fanden zertrümmerte Türen, aufgebrochene und ausgeraubte Truhen und Schränke, zerschlagene Geschirre und überall Schmutz in Massen. Aus den Vorratsräumen waren die Schinken, die Würste, das Rauchfleisch, der Käse, das Brot, die Milch und alle sonstigen nahrhaften Schätze verschwunden; die Gefäße, in denen sich eingemachte Früchte befunden hatten, lagen zerschellt am Boden; alle Flaschen hatten die Eindringlinge ausgesoffen, sogar die mit dem Balsam, dem Haaröl und dem Ameisenspiritus, und in der Küche sah es aus wie in Sodom und Gomorra nach dem Schwefelregen. Und die Betten — o großmächtiger Himmel, wie waren die Betten zugerichtet! Die weichen, schönen, molligen Betten! ... Über und über bedreckt. und voll von krabbelndem Ungeziefer! ... Die unglückseligen Frauen schüttelten sich vor Graus und Ekel, und sie jammerten, rangen in inbrünstigem Gebet die Hände und meinten, das wäre das furchtbarste Strafgericht, das sie jetzt erlebt hätten und das sie wohl ihrer Sünden wegen erdulden müßten..

Sie verbrachten jene schlimme Nacht dicht zusammengedrängt in ein paar Stuben, die von der schaurigen Heimsuchung verschont geblieben waren. Am nächsten Morgen begann die gräuliche Arbeit des Reinmachens. Ach, wochenlang hatten sie zu brühen, zu waschen, zu scheuern, zu klopfen, zu wischen, zu brennen, zu putzen, zu bürsten und zu

fegen, bis der Ekel überwunden und die letzte Spur der russischen Einquartierung vertilgt war.

Damals waren sie als liebe Freunde zu uns gekommen. An dem hier geschilderten kleinen Beispiel können wir ermessen, wie es uns ergangen wäre, wenn wir sie als Eroberer hier gehabt hätten.



Kinderdemonstrationen zur Rekrutenwerbung in London.
Auf den Plakaten ist zu lesen: „Mein Vater ist an der Front. Wo ist deiner?"

Sie haben sich wirklich während eines Jahrhunderts nicht geändert. Im Hinblick auf die entsetzlichen Geschehnisse bei ihrem Besuch in Ostpreußen ist behauptet worden, sie seien roher, unmenschlicher, bestialischer geworden. Das dürfte nicht stimmen. Die Erbtugend ihres Volkes, die Gutmütigkeit, ist ihnen verblieben; zugleich aber auch die dumpfe Blödheit, durch die sie empfänglich sind für die Seuche des Massenwahnsinns. In dieser Blödheit sind sie von ihren uniformierten Vormündern sorgsam erhalten worden, und wer den Versuch machte, sie zur Selbständigkeit zu erziehen, wurde nach Sibirien oder zum Galgen geschickt. Selbstverständlich befinden sich in ihren Kriegsheeren viele wohlerzogene, vortreffliche und ritterliche Menschen; doch sie verschwinden in den Legionen unwissender, weltfremder Schädel, und sie können es nicht verhüten, daß hochgeborene tonangebende Schurken das Wahnsinnsgift ausstreuen und die betörten Tölpelscharen als Werkzeuge bei der Betätigung ihres eigenen teuflischen Rohheitsdranges verwenden.

In der Bergstadt flattern noch immer die Fahnen an den Türmen und den Giebeln, und immer noch sind alle Gesichter verklärt bei dem Gedanken an den wunderbaren Sieg am Flusse Dunajec. Das war eine Feldherrentat, die sich nur erschauernd ahnen läßt. Eine Kette hatten die Feinde gezogen, die von der ungarischen Grenze bis hinab an die Weichsel bei Tarnow ging und dem Flußlauf in einer Länge von achtzig Kilometer folgte. Die russische Schanzengräberkunst war dabei glänzend zu Ehren gekommen, und überall geboten Kanonenschlünde den verbündeten Gegnern ein dräuendes „Zurück!" Nach russischem Ermessen galt dieser Riegel als unzerbrechbar. Er versperrte nach der reichsdeutschen und mithin gefährlichsten Seite hin die Eingangstore zu den eroberten galizischen Provinzen. Aus den Karpathen waren die Eindringlinge nach einem langen und gräßlichen Ringen hinausgeworfen worden, und Schritt für Schritt mußten sie weichen. Aber sie fühlten sich noch stark genug, Przemysl und Lemberg und andere wichtige Gebiete als kostbare Faustpfänder zu behalten. Sorgten doch die Amerikaner fleißig für neue Kanonen und neue Geschosse.

Hindenburg aber war entschlossen, den Riegel zu sprengen, und er ging so zu Werke, wie er es bei seinen früheren

unvergleichlichen Siegen getan hatte: schweigsam, geräuschlos, nach einem bis in den letzten Einzelheiten scharf berechneten und sauber ausgearbeiteten Plane. Wer vermöchte wohl, wenn es ihm an generalstäblerischem Wissen fehlt, zu ermessen, aus wie vielen tausend Teilen und Teilchen eine derartige Vorbereitungsaufgabe besteht! Aus allen Gegenden des Reiches her rollen Züge mit frisch ausgebildeten Truppen zur Verstärkung der schon vorhandenen Armeen. Die Verpflegungsämter haben unheimlich viel zu tun; denn an genau bestimmten Tagen, Stunden und Minuten müssen sie an ebenso genau bestimmten Orten und Punkten imstande sein, so und so viele Regimenter zu beköstigen, so und so viel Hafer und Stroh und sonstige Dinge zu liefern, und da es weite Strecken gibt, durch die keine Bahngleise führen, ist ein ungeheures Aufgebot von bestem Fuhrwerk notwendig. Dieser riesenhafte Betrieb aber muß gewissermaßen vor den Augen der Öffentlichkeit verborgen bleiben; er muß mitunter auf krausen Wegen und Umwegen seinen Endzielen zustreben, damit sein Sinn und Zweck nicht durch Spione ergründet und den Feinden verraten werden kann. Das ist eine ganze Mobilmachung für ein besonderes Kriegsunternehmen, und alles ging so glatt und sicher und kaum bemerklich, daß nicht allein die Russen verblüfft waren durch die Plötzlichkeit, mit der sie überfallen wurden, sondern daß der ungeheure Entscheidungssieg auch für unser Volk überraschend kam.

Heimat, schöne Heimat! Du hast es lange schon gewußt und weißt es jetzt erst recht: solange noch die Riesenkoppe Versteck in den Wolken spielt und dein Zobtenberg nicht auswandert, so lange bist du sicher, daß dich die deutsche Heldenkraft vor dem Einbruch der fremden Hungerhorden bewahrt. Hoch wogen deine Korn- und Weizengefilde, und jetzt und immer wirst du den reifen Segen deines Fleißes für dich in die Scheuern bergen.



Die Engländer tun sich viel darauf zugute, daß sie mit einer Handvoll englischer Soldaten und ganz unverhältnismäßig wenigen Behörden das große indische Reich regieren. Es scheint auch tatsächlich eine ungeheure Leistung, besonders da die Engländer Anspruch darauf machen, stets in humanster Weise vorzugehen. Dieses Bild, das eine Episode aus dem großen indischen Aufstand im Jahre 1857 darstellt, liefert einen schlagenden Beweis dafür, daß die englischen Begriffe von Humanität durchaus nicht den unseren entsprechen. Wir sehen hier einige Anführer einflußreicher Stämme vor Kanonen gebunden, einem grausamen Tode preisgegeben. Die englischen Eroberer wollten damit ein Beispiel statuieren, um bei den Indern ein für allemal den Gedanken an ein Abschütteln des englischen Joches auszurotten.



Ihr Soldat.

Erzählung von Felix Janoske.



Endlich hatte auch Annemarie ihren Soldaten. Es war die höchste Zeit, die ganze achte Klasse des Lyzeums war damit versorgt. Einige der Neunjährigen hatten sogar zwei, drei, und Unteroffiziere und Kreuzritter darunter. Annemarie hatte lange keine Nachricht auf ihre Briefe bekommen und hatte doch so schön geschrieben, Mama konnte es bezeugen. Und die Strümpfe, in die sie die Briefe gesteckt, waren auch tadellos gestrickt und von bester Wolle.

Aber während die Mitschülerinnen mit ihren Feldpostkarten und Dankbriefen protzten, hatte Annemarie immer das Nachsehen. Dabei war sie so fleißig, so artig — die Zweite in der Klasse und bei Fräulein Eckert! Ich bitte Euch! Zuletzt flocht sie in ihr Abendgebet die Bitte um einen Soldaten, und da verfügte denn das himmlische Hauptquartier, daß der Annemarie Gesenius aus Breslau ein Soldat zuzuweisen sei.

Er hatte zwar eine so miserable Schrift, daß sich das kleine Mädel herzlich wunderte, wie ein ausgewachsener Soldat so schreiben könnte. Mama meinte allerdings, die Schrift wäre nicht so schlecht, und aus dem Schützengraben könne man es nicht besser verlangen. Na, bei Fräulein Eckert hätte der Paul Strunk jedenfalls „ungenügend" bekommen und Abschrift machen müssen. Das stand fest.

Immerhin war Annemarie glücklich, einen im Felde zu haben, für den sie sorgen konnte, und strickte und schrieb unter Mamas Leitung, daß die kleinen Fingerchen schmerzten, leerte ihre Sparbüchse, kaufte Zigarren und Tabak, Dauerwurst und Feuerzeug, Marmelade und Pasten und darbte sich selbst manche Leckerei ab, nur um ihren Soldaten zu bedenken.

Nun schickte es sich einmal, als Mama von Kopfschmerzen geplagt und das Mädchen ausgegangen war, daß Annemarie ihren Brief selbständig abfassen mußte. Um alles in der Welt hätte sie die übliche Zeit nicht versäumen und ihren Soldaten warten lassen mögen. Freilich war das keine leichte Sache für ein kleines Mädel, aber es mußte sein, und sie brachte auch einen ganz hübschen Brief zustande, legte ihn auf die Zigarren in dem kleinen Pappkasten und obendrauf noch eine Photographie — Mama würde nichts dagegen haben — band ihn fest zu und schrieb die wohlbekannte Anschrift. Das Mädchen trug am Abend das Paketchen zur Post. Der Brief aber lautete also:

„Lieber Soldat!

Ich schreibe den Brief ganz allein. Ich schicke Dir mein Bild. Aber jetzt habe ich ein anderes Kleid mit einer blauen Schärpe. Mama ist viel schöner als auf dem Bilde. Unser K-Brot schmeckt gut, besonders mit Marmelade. Hast Du auch keinen Papa? Meiner ist lange fort. Das ist schade. Wir wohnen aber nicht mehr bei der Großmama. Wie haben keine L..., hast Du welche? Die Irma Maaren hat einmal eine gehabt. Es war schrecklich. Wir konnten nicht essen. Aber Du hast einen Feler gemacht. Ich grüße Dich herzlich. Mama kann jetzt nicht; aber sie tut es auch.

Deine liebe Annemarie."

Diesen Brief bekam der Landwehrmann und Offiziersbursche Paul Strunk, als er die letzte Hand an die Ausschmückung des Unterstandes für seinen Oberleutnant legte. Eine vornehme Einrichtung übrigens! Links vom hölzernen Säulenportal eine Bettstelle mit einem wirklichen Federkopfkissen, rechts ein schmaler Tisch mit einem Trinkglase und einem Leuchter. Darüber einige Töpfe und Tiegel, weiter vorne ein kleiner eiserner Ofen. So eine gediegene Innenausstattung gab's nicht zum zweiten Male im Bataillon. Überhaupt nirgends. Und einen Burschen wie den Paul Strunk hätte sich der Herr Oberleutnant mit dem Scheinwerfer suchen können. Jawohl.

Die Photographie in der aufgeklappten Zigarrenkiste bildete den Glanzpunkt. Strunk zündete das Licht an, betrachtete sie von vorn, von der Seite. Die Wirkung war dieselbe. Wunderbar, welches Behagen eine hübsche Frau und ein niedliches Mädel verbreiten können. Der Bursche steckte sich eine Zigarre an, setzte sich auf den Bettrand und beschaute andächtig sein Bild. Eine vornehme Dame jedenfalls und gut, wie ihre Zigarren. Was nur der Herr Oberleutnant dazu sagen würde. Ein verflucht schneidiger Herr im Dienst! Aber besorgt um seine Kompagnie wie ein Vater. Die Leute vergötterten ihn.

Da stand er in der Tür. Er mußte sich tief bücken, um einen Blick in seine Wohnung zu tun.

„Gut gemacht, Strunk. Wirklich ausgezeichnet," sagte er anerkennend.

Er nahm die Photographie aus der Zigarrenkiste und betrachtete sie im Licht. Da veränderte sich der Ausdruck in seinem Gesicht. Drohend blitzten die dunklen Augen über der starken Nase, und die festen Hände zitterten. Er warf das Bild auf den Tisch.

„Wie kommen Sie zu der Photographie?" fragte er. Die Stimme klang hart und heiser.

„Das kleine Mädel da hat sie mir geschickt," entgegnete Strunk mehr erstaunt als erschreckt und zog zur Erklärung den Begleitbrief heraus.

Der Oberleutnant sah seinem Burschen scharf ins Gesicht.

„Es ist gut," sagte er, „nehmen Sie das Bild fort."

Nach einer Weile aber fragte er, ob er wohl das Schreiben des Kindes bekommen könnte, las es wieder und wieder, machte dann Miene, es zurückzugeben, und ließ doch die Hand nicht davon.

Es mußte etwas Absonderliches in dem Offizier umgehen. Er trat in den Schützengraben hinaus und wieder in den Unterstand; ein paarmal. Unschlüssigkeit war sonst nicht seine Art.

„Legen Sie Wert auf den Brief?“ fragte er endlich beiläufig, als erwarte er eine verneinende Antwort.

Strunk zögerte. Der Brief war ihm gewiß lieb. Wenn er nur gewußt hätte, was die Frage bezweckte.

„Ich möchte ihn ganz gerne behalten,“ fuhr der Oberleutnant fort. „Er ist so — komisch gehalten.“

Es sah aber gar nicht aus, als hätte er seinen Spaß an ihm.

„Wenn Herr Oberleutnant ihn gern möchten? Ich habe ja schließlich noch andere Briefe von dem kleinen Dinge und kriege alle Wochen einen neuen.“

„So, so! Na, ja. Da stellen Sie nur das Bild wieder auf. Und heut abend könnten Sie mir mal den einen oder anderen Brief borgen. Natürlich nur, wenn Sie wollen,“ versuchte er zu scherzen. „Man möchte schließlich auch mal ein wenig aus der anderen Welt hören.“

Richtig, den ganzen Abend saß der Oberleutnant über den Kinderbriefen, rauchte wie ein Schlot von den Liebesgabenzigarren des Burschen, der dafür reichlich entschädigt wurde, und las und las die große, steile Schrift, bis die Kerze tief heruntergebrannt war.

Andern Tags zierte das Bild ein kleiner Kranz blauer und gelber Frühlingsblumen. Strunk wunderte sich. Wer mochte in das Gemach eingedrungen sein? Seinem Oberleutnant war doch dergleichen nicht zuzutrauen. Oder etwa doch?

„'s ist mir heut so festlich zu Mute, Strunk,“ sagte der Chef gegen Mittag. „Könnten wir den Tag nicht irgendwie auszeichnen?“

Strunk war ein famoser Koch und bezog deshalb die Auszeichnung auf den Magen, womit er auch durchaus das Rechte traf.

„Sechs Eier sind noch da, ein wenig Butter, Mehl, Zucker. Darf ich Herrn Oberleutnant Eierkuchen vorschlagen?“

„Herrlicher Gedanke, Strunk. Sie sind eine Perle.“ Der Chef war aufgeräumter Laune.

Also buk der Paul Strunk seine berühmten Eierkuchen. Allerdings nicht ungestört. Denn wie er den letzten gerade mit schönem Schwung auf die andere Seite klatschte, da fuhr eine Granate in den Unterstand.

Granate und Eierkuchen sind unvereinbare Gegensätze. Wenn sie zusammenkommen, entsteht selten etwas Gutes.

Es war eine ganz gemeine Sache, und die Kameraden, die alsbald darüber her waren, den begrabenen Koch auszubuddeln, schimpften weidlich über Roheit und Unverstand, vor allem auch über den Vandalismus, der solche Kunstbauten wie ihren prachtvollen Unterstand nicht schonte. Dem Paul Strunk war nichts Wesentliches zugestoßen, der Blindgänger hatte nur den Eingang mit den jonischen Säulen zerschmettert und zugeschüttet.

Aber die seelische Erschütterung war doch bedeutend. Man denke, es war der letzte Eierkuchen, den er unter den fühlenden Fingern hatte! Und tadellos geraten! Goldig braun hatte er geschimmert, ein einziges, schwarzes Schönheitspflästerchen hatte ihm die Wange verschönt. Nun lag er unter Schmutz und Bruchholz begraben. Ja, der Krieg!

Wie verstört blickte der Strunk um sich. Dann erhob er drohend die Faust

und brachte einen Fluch heraus, der um so gräßlicher wirkte, da er drei Schimpfworte auf einmal sagen wollte.

Der Oberleutnant forschte indessen unter den Trümmern; endlich fand er das gesuchte Bild. Es war böse zugerichtet und kaum zu erkennen vor Kratzern und Brüchen. Er schien trauriger darüber als über den zerstörten Eierkuchen. Wie doch die Menschen verschieden sind!

Bald nach dieser Geschichte kriegte der Paul Strunk acht Tage Heimatsurlaub. Seit Beginn des Feldzuges war er dauernd in der vordersten Linie gewesen; nun sollte er auch einmal auf andere Gedanken kommen. Der Kompagniechef hatte ihm den Urlaub selber ausgewirkt. Es war, als ob er seinem Burschen beim Abschiede noch manches zu sagen hätte. Er setzte wiederholt zur Rede an, kriegte aber nichts heraus und griff an den Kragen, wie wenn der ihm zu eng wäre.

„Haben Herr Oberleutnant einen Auftrag für mich?"

„Sie kommen wohl zu Ihrer kleinen Freundin nach Breslau?"

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant. Ich habe die Absicht, sie aufzusuchen."

„Da könnten Sie eigentlich — nein, es wird doch nicht gehen," brach er kurz ab, wünschte dem Strunk glückliche Reise und wandte sich um.

So fuhr der Landwehrmann ohne Auftrag der Heimat zu.

Annemarie hatte ihre Schularbeiten beendet und klappte befriedigt das Heft zu. Da klingelte es. Sie lief neugierig zur Tür und öffnete. Ein schwarzbärtiger Soldat in langen Stiefeln stand draußen.

„Wohnt hier Fräulein Annemarie?" fragte er.

Fräulein! sagte er. Fräulein! Sie ging ja jetzt auch in die siebente Klasse.

„Fräulein Annemarie? Gewiß, Herr Soldat. Bitte, treten Sie näher. Gelt, du bist der Landwehrmann Paul Strunk?"

Er nickte glücklich, und sie nahm ihn geschwind bei der Hand und zog ihn in den Vorraum.

„Mama," rief sie, „mein Soldat kommt mich besuchen."

Das gab ein fröhliches Fragen und Erzählen! Zuletzt kam auch die Geschichte mit dem verunglückten Eierkuchen und der Photographie zur Sprache: Wie sich der Herr Oberleutnant über das Bild und die Briefe gefreut, wie er dann traurig gewesen sei; und beim Abschied habe er sicher etwas darüber sagen wollen, es aber aus unbekannten Gründen unterlassen.

„Wie heißt denn der Herr Oberleutnant?" fragte die Dame lächelnd.

Wie er hieß? Er mußte sich besinnen. Er war für ihn und die Kompagnie eben der Herr Oberleutnant. Richtig: Gesenius hieß er, wie Annemarie selber. Daß ihm das erst jetzt beifiel!

„Friedrich Gesenius," sagte die Frau leise.

„Friedrich Gesenius, Direktor einer großen Zinkhütte. Sie kennen ihn vielleicht?"

Die Frau blieb die Antwort schuldig. Sie starrte mit weiten Augen in zeitliche Fernen; ihre Hände falteten sich im Schoß.

„Der Krieg nimmt, und der Krieg gibt," sagte sie.

Er verstand sie nicht, merkte aber wohl, daß Ungewöhnliches in der Dame vorging. Das Geplauder des Kindes nahm ihn jedoch so in Anspruch, daß er nicht weiter darüber nachdenken konnte.

Beim Scheiden bekam er einen dicken Brief und zwei Pakete mit, eins für sich und eins für den Herrn Oberleutnant.

„Ich will doch auch meinen Soldaten haben,“ hatte die gnädige Frau beim Einpacken gesagt.

Die Pakete waren von solchem Umfange, daß sich der Strunk bedenklich am Kopf kratzte. Aber er beförderte sie glücklich weiter, obwohl der Schaffner brummte und der Kutscher an der letzten Haltestelle ihn für teilweise verrückt erklärte, was er indessen später, als den Inhalt kennen gelernt hatte, mit Bedauern zurücknahm.

Auf halbem Wege kam ihm zufällig der Herr Oberleutnant entgegen, der seinem Pferde Bewegung machen mußte. Er stieg zu Paul Strunk in den Wagen und ließ den Gaul nachtraben. Dann mußte der Strunk erzählen, ganz ausführlich erzählen.

Und nun kommt das Wunderbare, Unglaubliche!

Als nämlich der Bursche dem Herrn Oberleutnant den dicken Brief überreichte und der einen Blick hineingetan hatte, stieß er ein tolles Hurra oder so ein ähnliches Jubelgeschrei aus, kriegte seinen Burschen zu packen — der Herr Kompagniechef! und drückte ihm, eins zwei, drei, einen knalligen Kuß auf, daß der verdutzt, betreten, verschämt und doch glücklich aussah, als wenn er ein guter älterer Jahrgang des anderen Geschlechts gewesen wäre, dem ein spätes Glück leuchtete.

In dem neu errichteten Unterstande aber schrieb der Herr Oberleutnant noch denselben Abend einen glücklichen Brief an seine Frau.
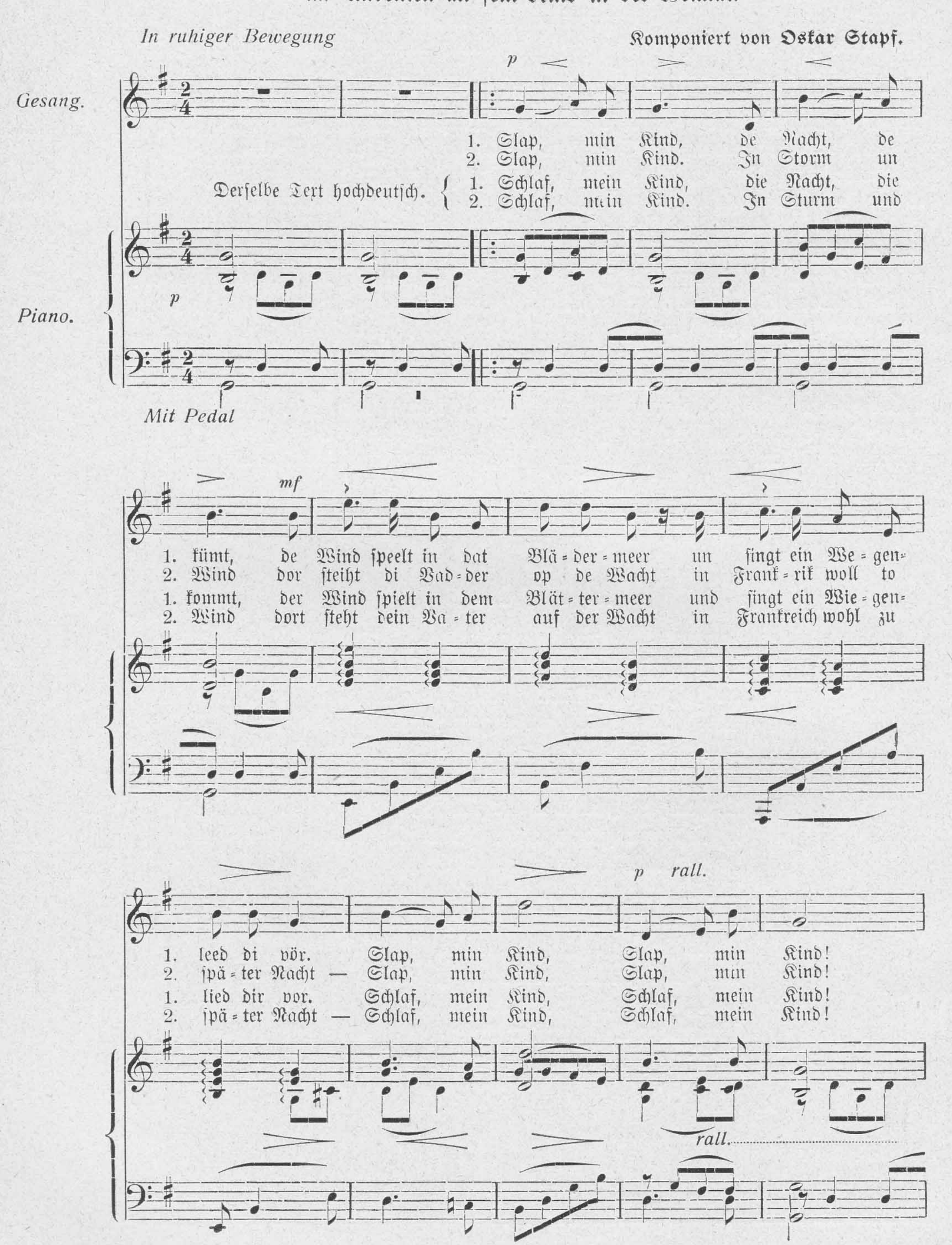
Wahrscheinlich.
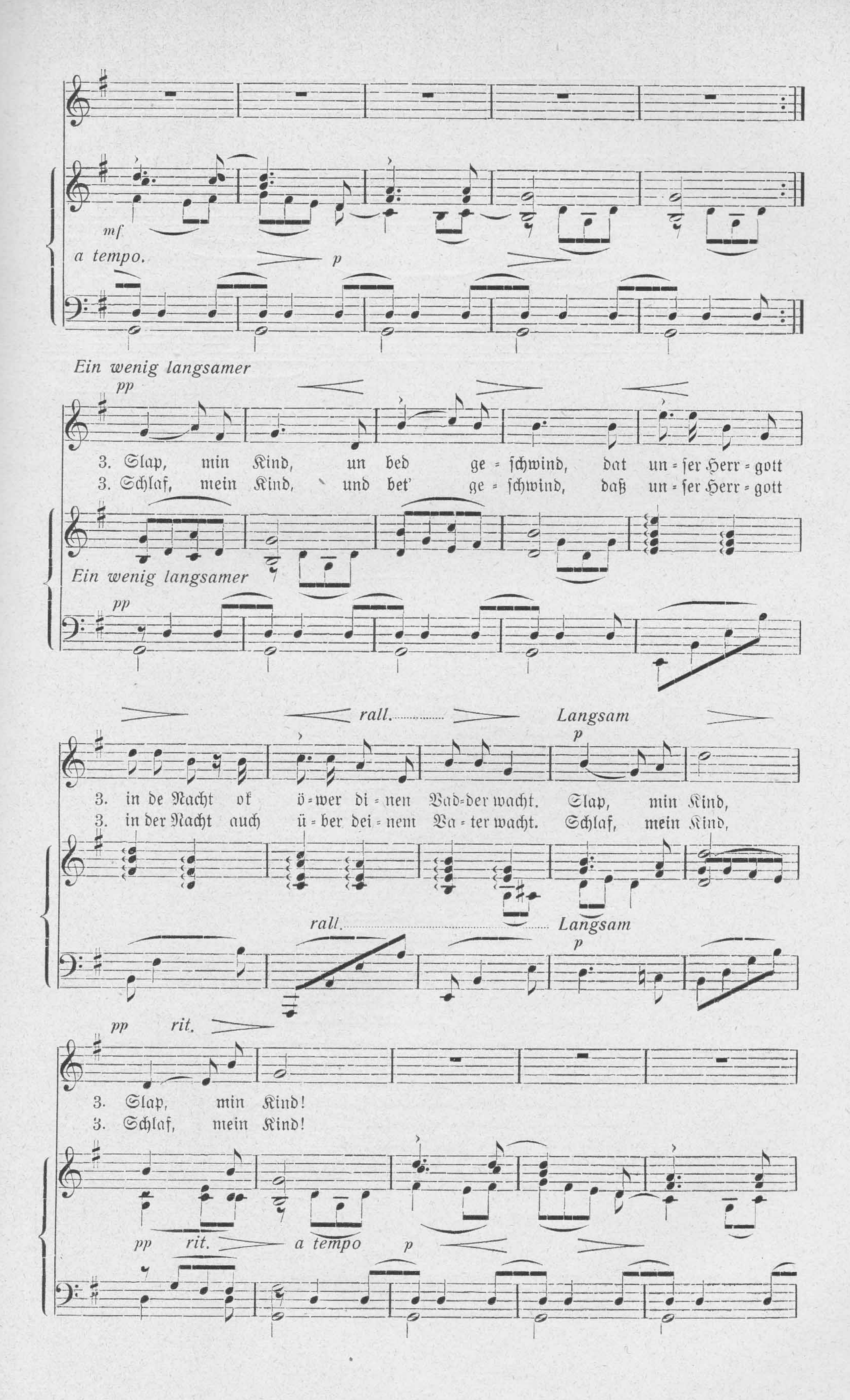
Von Josefa Metz.

„Mutti, bleib'! Da vor dem Fenster
Steht ja schon der schwarze Mann,
Und die andern Spukgespenster
Sehn mich aus den Ecken an!“ .....
„Ruhig, kleiner Bangehase,
Engelchen hält bei dir Wacht,
Spuk, den gibt's nicht. Still, ich blase
Jetzt das Licht aus, gute Nacht!
Bleib' nur brav im Bettchen liegen,
Und nicht strampeln, kleine Maus!“ —
Alles still, die Engel fliegen
Um das stummgewordne Haus.
Da.... ein Stimmchen, schwer von Leide
Und von übergroßer Not:
„Engelchen und ich, wir beide,
Gehn vor Langeweile tot.“
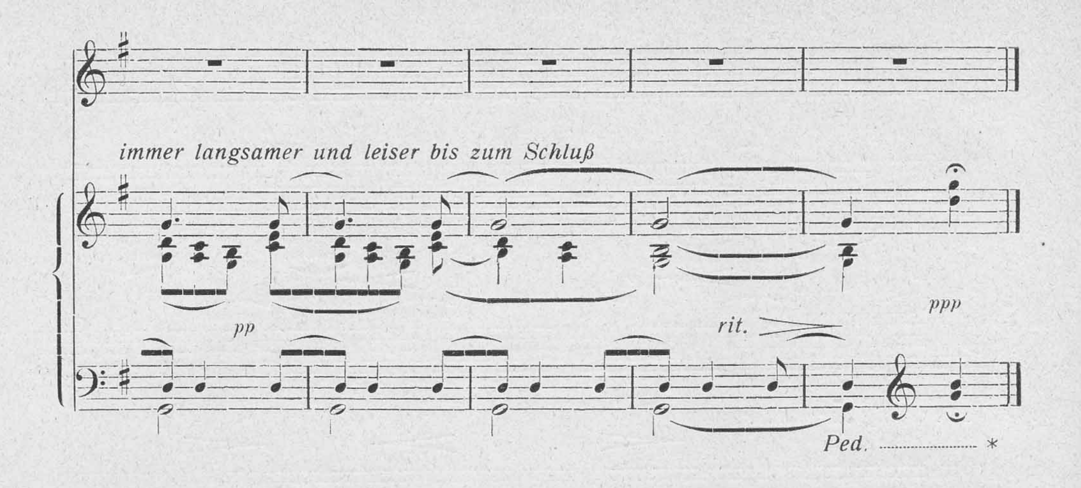
Wiegenlied aus dem Schützengraben.

Gedichtet in den Schützengräben bei Roye von einem deutschen Krieger im Andenken an sein Kind in der Heimat.





a tempo.
Ein wenig langsamer
3. Slap, min Kind, un bed ge = schwind, dat un = ser Herr = gott
3. Schlaf, mein Kind, und bet' ge = schwind, daß un = ser Herr = gott
Ein wenig langsamer
rall.
Langsam
3. in de Nacht ok ö = wer di = nen Vad=der wacht. Slap, min Kind,
3. in der Nacht auch ü = ber dei = nem Va = ter wacht. Schlaf, mein Kind,
rall.
Langsam
rit.
3. Slap, min Kind!
3. Schlaf, mein Kind!
rit.
a tempo



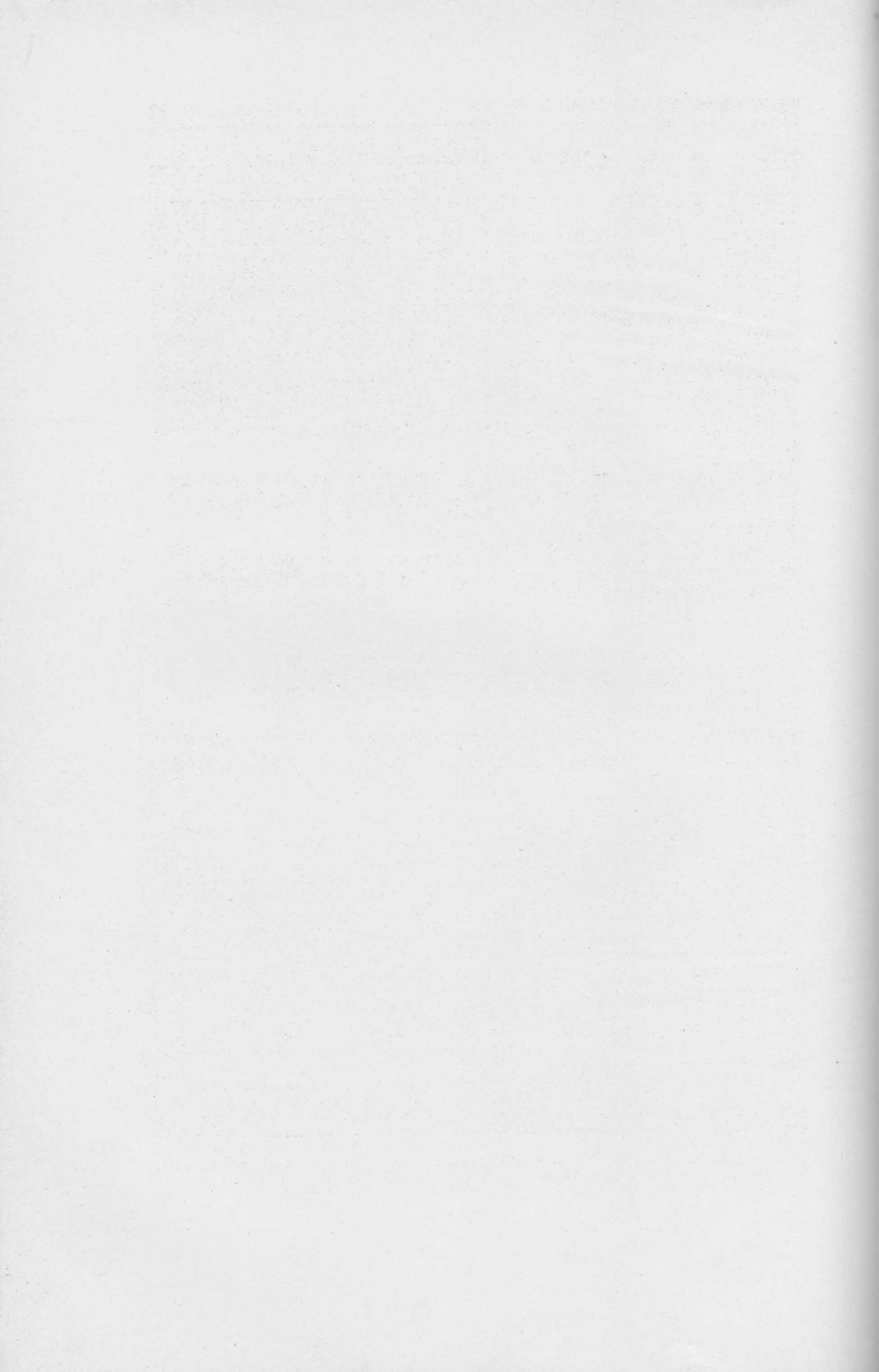
Das Massengrab.

Sie haben Tote auf Tote gebracht
Und gruben und fuhren die ganze Nacht,
Bis früh am Morgen der fahle Schein
Des jungen Tages lugte herein.
Nun waren sie fertig. . . . Sie standen am Rand,
Den Kopf gesenkt, den Helm in der Hand. . . .
Freunde und Feinde senkten sie ein,
Im Tode soll keine Feindschaft sein.
Musketier, Oberst und Leutenant,
Vom Isarufer, vom Nordseestrand,
Franzosen . . . Bretonen und aus Toulous . . .
Ruhn Schulter an Schulter und Fuß bei Fuß.
Die gestern noch Feinde in grimmiger Schlacht,
Haben da unten jetzt Frieden gemacht.
Laut stöhnt der Nordost in den kahlen Eichen,
Er kost die Gesichter der Toten, die bleichen,
Und rast über Länder und Meere so weit,
Und rast zur Heimat, zum Hüttchen und schreit. . . .
Er rüttelt am Fenster, er rüttelt am Dach.
Keiner kann schlafen, alle sind wach. . . .
Stillgestanden! Drei Salven rollen. . .
Vom Walde ein Echo, ein tiefes Grollen. . .
Helm ab! Nun noch ein stilles Gebet,
Die Fahne senkt sich zum Grabe und weht.
Dann rücken sie ab. . . . Am stillen Hügel
Breitet die Sehnsucht nun die Flügel. . . .
Und in den Eichen stöhnt der Wind,
Als klage ein Weib und weine ein Kind. . . .

Wilh. Kleffner=Oestinghausen



Radierung von O. F. Probst: Schrotholzkirche in Beuthen OS.





Aus Großvaters Bücherschrank.

Aus Briefen eines Einjährig-Freiwilligen vom 3. Garde-Grenadier-Regiment Königin Elisabeth während der Belagerung von Paris 1870/71.

(Schluß).

Goussainville nahe Gonesse, 24. 5. 1871.

Seit etwa acht Tagen haben wir unserem lieben Nanteuil den Rücken gewandt, um abermals eine Vorwärtsbewegung gegen Paris hin zu machen. Der Tausch ist ein erbärmlicher, da das elende Goussainville mit dem schmucken Nanteuil nicht zu vergleichen ist. Mein Quartier ist sehr schlecht: nur vier Wände und ein elendes Strohlager — genau wie einst auf Feldwache.

Trotzdessen ist der Aufenthalt hierselbst wegen der nicht zu großen Entfernung von Paris im höchsten Grade interessant. — Gestern erreichte das Geschützfeuer, welches die Regierungstruppen auf Paris und die Communarden auf jene unterhielten, seinen Höhepunkt. Besonders der Mont Valérien, der sich in den Händen der Regierungsarmee befindet, spie Tod und Verderben in die unglückliche Stadt, welche nun die zweite, aber viel furchtbarere Beschießung durchmachen muß.

Die Versailler Truppen sind übrigens im Laufe des gestrigen Tages zu drei verschiedenen Thoren in Paris eingedrungen, und so tobte der Verzweiflungskampf in den Straßen aufs Grimmigste. Wir hatten den Kirchthurm bestiegen und beobachteten durchs Fernrohr das großartige Schauspiel. Den ganzen Tag war das Knattern der Gewehrsalven, das Rasseln der Mitrailleusen und der Donner der Geschütze auch nicht für Sekunden verstummt. Die Stadt hüllte sich allmählich in dicke Rauchwolken und entzog sich mehr und mehr unserer Beobachtung. Nur die Batterien auf dem Montmartre, in den Händen der Aufständischen, konnte man mit dem Glase erkennen, bis auch sie im weißen Pulverdampf verschwanden. Es muß wild in der Stadt zugehen, und noch während ich dies schreibe, ist der Kampf nicht beendet und dröhnt noch dumpfer Donner zu uns herüber.

Unser Dienst ist jetzt wenig anstrengend und besteht hauptsächlich in der Ausbildung der zuletzt eingetroffenen jungen Mannschaften. Die Mußestunden verbringe ich am Tage in dem hübschen Garten, der zu meinem Quartier gehört, in patriarchalischer Weise inmitten meiner Leute mit Zeitungslectüre usw., während sie um mich herum im Grase liegen und ihre halb zerfallenen Sachen in Stand zu setzen versuchen. Unsere Wirthin, die ständig betrunken ist und dann zuweilen zärtlich zu werden versucht, ist zwar ebenso unappetitlich wie geschwätzig, kocht aber trotz dieser Fehler ziemlich gut. Ein Bett habe ich noch immer nicht benutzt, und es sind nun volle neun Monate, daß ich diesen Luxus entbehre.

Doch, ich eile zum Schluß, da ich noch die angenehme Aufgabe habe, um 10 Uhr nachts die Kneipen des Ortes zu revidiren, um allzueifrige Zecher in Uniform und Civil auf den Pfad der Tugend zu geleiten.

Goussainville, den 30. 5. 1871.

Ich kann Euch heut die frohe Nachricht senden, daß wir am 1. Juni, also übermorgen, von hier nach Lagny marschiren werden, um von da die Heimreise mit der Bahn anzutreten.

Die Fahrt geht voraussichtlich bis Jüterbogk in der Mark in vier Tagen und vier Nächten. Von da marschiren wir bis Berlin, wo am 16. Juni der Einzug der Garden stattfinden soll. Also endlich, endlich die sichere Hoffnung, die theuere Heimath wiederzusehen!

Gadsdorf i. d. Mark, den 8. 6. 1871.

Endlich auf deutschem Boden! — Die Reise von Lagny bis Jüterbogk war ziemlich angreifend und wurde in der schon früher angegebenen Zeit von vier Tagen und vier Nächten in einem Waggon dritter Klasse zurückgelegt.

Die Tage, im Gegensatz zur Nacht, vergingen recht angenehm, indem man auf den Haltestationen viel mit den Freunden zusammenkam und die Gegenden, die wir durcheilten, beständig unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Doppelt fatal waren aber die Nächte. Da auf jeder Bank vier Mann sitzen mußten, war an ein Ausstrecken nicht zu denken, und die sitzende Stellung wurde schließlich fast unerträglich. Da nun außerdem die Luft in dem Coupé sehr schlecht war, so saß ich die vier kühlen Nächte hindurch beständig am offenen Fenster, was mir einen sehr hübschen Halskatarrh einbrachte. In Jüterbogk hielten wir uns einen Tag auf und marschirten alsdann zunächst nach Luckenwalde. Hier setzten uns die guten Leute die leckersten Speisen vor, von denen ich, wahrhaft zum Hohn, wegen heftiger Halsschmerzen nichts genießen konnte. Heut Morgen um 7½ Uhr brachen wir von dem freundlichen Städtchen auf und machten bis nach Gadsdorf, in Folge eines Irrtums, einen kleinen Umweg von etwa zwei und einer halben Stunde. Der Weg wurde mir in Folge meiner Erkältung recht sauer, aber das konnte alles nichts helfen. Morgen werden uns wenigstens die Tornister gefahren werden.

Bei dem bevorstehenden Einzuge in Berlin wird man wohl die Engel im Himmel pfeifen hören, besonders wenn es an dem betreffenden Tage sehr heiß sein sollte.

Unser Regiment kommt leider nicht in seine Garnison Breslau zurück, sondern ist nach Brandenburg a. d. Havel verlegt. Ich werde daher, um Euch endlich wieder zu sehen, von dort aus Urlaub nehmen, da meine Dienstzeit erst Ende Juli abläuft und die Entlassung nicht eher stattfindet.

Dorf bei Spandau, den 20. 6. 1871.

Am Tage vor dem Einzug in Berlin ist mir nun doch das Glück und die Ehre zu Theil geworden, vor der Front des Bataillons neben anderen mit dem Eisernen Kreuz 2. Klasse dekorirt zu werden, und so habe ich denn während des langwierigen Krieges erreicht, was billig zu erreichen war, und kann wohl sagen, daß mir das Glück in aller Noth und Gefahr immer ziemlich hold geblieben ist. — Am meisten erfreuten mich nach der Decorirung die Glückwünsche meiner braven Korporalschaft, von der mir die Trennung gewiß recht schwer werden wird.

Was nun den Einzug in Berlin anbetrifft, so war derselbe zwar sehr erhebend, die Ausschmückung der Straßen und Plätze wundervoll, aber die damit verbundene Anstrengung doch so enorm, daß man zu einem rechten Genuß nicht befähigt war. Die Hitze war so außerordentlich, daß viele kräftige Leute aus den Reihen stürzten und vom Publikum in die Häuser geschafft werden mußten. Ich selbst war zur Fahnen-Section commandiert und konnte so mit meinem Ordens-Schmuck paradieren.

Nachdem alles, auch der Parademarsch vor dem Kaiser am Schloß, glücklich überstanden war, wurden die Regimenter in die Quartiere entlassen. Das meine lag in der Alexanderstraße, und ich mußte meine Leute, die durchaus nicht mehr vorwärts wollten, halb mit Güte, halb mit Gewalt dorthin bugsiren. Wir waren bei einem braven Schuhmacher vier Stock hoch unter den Bleidächern Venedigs einquartirt. Die Luft in den Stuben war so furchtbar, daß ich trotz meiner Ermüdung nach kaum einstündiger Ruhe davonlief und erst am anderen Morgen gegen 6 Uhr nach einer recht heiteren Nacht wieder zum Rechten sah.

Dann verlebten wir noch zwei angenehme Tage in der Residenz und heut früh bei Tagesgrauen verließen wir dieselbe, um nach der neuen Garnison Brandenburg abzurücken. Dort werden wir in zwei Tagen eintreffen, und von da eile ich auf Flügeln der Sehnsucht zu Euch!

R. Schüller.

Schlachtgebet der alten Eidgenossen.

(Vergl. „Bergstadt“ 2. Jahrgang, 2. Band, Seite 590.)

O Herr, wych nit mit Dyner Gnad!
Behüet die Eydtgenohsschaft vor Schad,
Stryt für sy kunftig wie bishar,
Trüw Eydtgenossen wohl bewar.
Verlich inen rechte Eynigkeit,
Laß inen beschehen ganz kein leid,
Und tue sy derg'stalt gewennen,
Daß, so man sy begert ze trennen,
Sy all vest zesammen halten,
Wie vor Zyten ir biderben Alten;
Ein Herz und Sinn wellist Du daneben
Alt guot Eydtgenossen iemer geben!

Aus einer Chronik mitgeteilt von Rudolf Eggstein in Luzern.

Aus alten Büchern und Zeitschriften.

Friedrich der Große über die Entstehung des Krieges.

In einem zum Teil gereimten Briefe an den Grafen Algarotti schreibt Friedrich II. am 8. November 1740:

„Du willst der Zukunft unermeßnes Feld
Durchdringen, willst darin die Taten sehn,
Die das Geschick mit vieler Festigkeit
Der Neugier, kocht sie auch vor Ungeduld,
Mit großer Sorgfalt stets verborgen hat?
... Sieh erst, wie hier der Ruhm bei Flammen kocht,
Die in der Höll' ein Dämon angeschürt;
Und wie, von Ehrfurcht trunken, sich die Schar
Der Toren in dem Schreckensgift berauscht.
Sieh dort das schwarze weibliche Gespenst,
Das furchtbar in der Hand die Fackel schwingt,
Das stets des Zauberbuches Spruch entlehnt
Und das sich auf den düsteren Verdacht,
Auf das Geheimnis stützt und immer nur
Im Finstern tappt! Die Politik,
Die ewig unversöhnte Furie,
Und er, der sie erzeugt, der Eigennutz —
Sie führen heimlich ihrer Frevler Schwarm
Zu Fürsten, überströmen ihren Hof,
Verwunden Herzen mit des Neides Pfeil,
Erzeugen Haß, entzweien ewig dann
Die Nachbarn alle, die der Ehe Gott
Durch Bande tausendfach vereinigt hat.

Schon hör' ich, wie der Trommel Wirbel hallt;
Ich seh in Wildheit hundert Helden schon,
Bei deren Namen Mut und Kühnheit glänzt,
Ich sehe hundert Staaten schon verheert
Und tausend Krieger in der Blütezeit
Erwürgt und in des Todes Nacht gestürzt.
Von allen Seiten schwillt der Sturmwind an.
Zerschmettert seh' ich manches große Schiff,
Von Kriegern eine ganze Welt bedeckt.
Ich sehe — “

Hier bricht der König mit einem Scherze ab.

*

Ein geschichtliches Urteil über England.

Als im Jahre 1791 bei dem Kriege zwischen der Türkei und Rußland England die Vermittlerrolle übernehmen wollte, schrieb der türkische Großwesir an den englischen Gesandten in Konstantinopel:

„Der Großherr führt für sich Krieg und schließt für sich Frieden. Er kann seinen Sklaven, seinen Dienern und seinen Untertanen trauen; er kennt ihre Gesinnung, hat ihre Tugenden erprobt und kann sicher auf ihre Treue rechnen, eine Tugend, die schon lange von eurem Winkel in Europa verbannt ist. Wenn alle Christen die Wahrheit sagen, so kann man sich doch nicht auf die Engländer verlassen; sie verkaufen das ganze Menschengeschlecht. Wie kommt Ihr nun zu dem Anerbieten, unsere Vermittler bei Rußland zu werden? Wir brauchen weder eure Freundschaft noch eure Hilfe noch eure Vermittlung. Geld ist eure Gottheit, und daher ist der Handel alles bei euern Ministern und bei eurer Nation. Kommt Ihr denn, uns an Rußland zu verkaufen? Nein, lasset uns selbst mit unsern Händeln fertig werden! Weg mit eurer Vermittlung zwischen der Pforte und Rußland! Es ist immer eure Sache gewesen, das ganze Menschengeschlecht in Streit zu verwickeln und hernach vermöge eurer Treulosigkeit Nutzen davon zu ziehen. Wir wollen von euch nichts mehr hören, und deshalb befehlen wir euch, auf diese Schrift nicht wieder zu antworten.“ R. E.

*

Zwistigkeiten zwischen Engländern und Franzosen.

Bei den Nachrichten über Zwistigkeiten zwischen Engländern und Franzosen während ihres gemeinsamen Kampfes gegen uns, die uns immer wieder berichtet werden, ist es von Wert, sich daran zu erinnern, daß schon in einem früheren Kriege, als beide Völker an der Seite der Türkei gegen ihren jetzigen Verbündeten Rußland kämpften, unter den Generälen der verschiedenen Nationen eine heftige Eifersucht herrschte. Ein Engländer selbst, der Berichterstatter und Zeichner des „Globe“ Josef Crowe, berichtete darüber folgendes: Während bei der Eroberung von Sebastopol die Angriffe der Franzosen glückten, wurden die Engländer zurückgeschlagen. „Es war,“ berichtet Crowe, „recht leicht für die Franzosen, auf uns zu weisen und zu sagen: „No bon Johnny“.

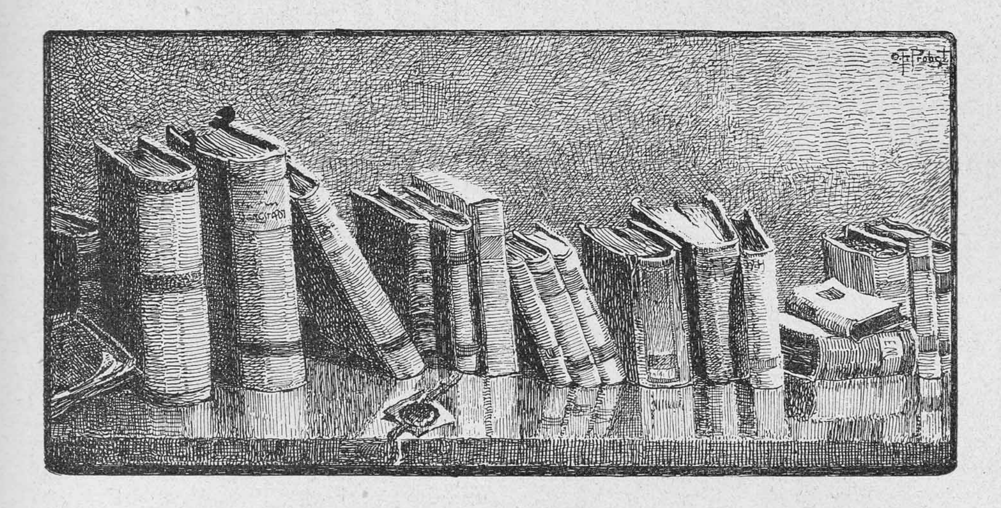
Sie verdienen alles Lob für ihre Überrumpelung des Malakow, aber sie hätten ihre eigenen Mißerfolge nicht vergessen sollen an den Orten, wo keine Überraschung geglückt war. Nach unserer mißglückten Attacke schickte (der französische) General Pelissier eine geheime Botschaft zu (dem englischen) General Simpson und ließ ihm sagen, daß das Tageslicht noch zwei Stunden andauern und irgend etwas Neues unternommen werden könne. General Simpson antwortete in seinem breiten, schottischen Akzent: „Sagen Sie dem General Pelissier meine Empfehlung, und ich glaubte, irgend eine Teufelei hielte meine Leute vom Redan zurück.“ Dann gab er Befehl, zurückzugehen, und traf Vorbereitungen, um am nächsten Tage den Sturm zu erneuern... Doch blieb den Engländern diese Mühe erspart, da die Russen die Nacht dazu benutzten, das Fort heimlich zu räumen.“ Bald darauf ereignete sich bei der Eroberung von Kimburn folgender Zwischenfall. Am Lande wollten die englischen Berichterstatter das steinerne Fort besichtigen, sie wurden jedoch von französischen Posten zurückgewiesen, die ausdrücklich aufgestellt waren, um den Engländern den Eintritt zu verwehren. „Ich konnte,“ schreibt Crowe, „den Grund dieser Ausschließung nicht erraten, bis ich einige Minuten später eine in ihrer Art einzige Szene beobachtete, die deutlich die kleinlichen Gefühle, die unsere Verbündeten beseelten, zeigte. Ich sah auf der Landzunge von der einen Seite den englischen General Spencer, begleitet von einem Adjutanten, heranreiten, auf der anderen Seite General Bazaine, gefolgt von seinem Standartenträger und mehreren Ordonnanzen, die mehrere russische Fahnen trugen. Bazaine hatte augenscheinlich das Fort verlassen, um sich nach dem englischen Hauptquartier zu begeben. Als er nun General Spencer erblickte, ritt er auf ihn zu und grüßte. Ich hörte die folgenden Worte, die Bazaine französisch sprach und die von General Spencer durch englische Bemerkungen unterbrochen wurden... Bazaine: „Mein General, wir haben zwei russische Fahnen erobert, ich bringe sie hier, damit Sie sich eine davon als Ihren Anteil des gestrigen Tages aussuchen können.“ — Spencer, sich verbeugend und zu seinem Adjutanten gewendet: „Was sagt General Bazaine? Ich habe kein Wort verstanden.“ Bazaine zu seinem Adjutanten: „Sie wollen sie nicht? Also behalten wir sie.“ Worauf er sein Pferd wendete und mit seinem Gefolge und den beiden Fahnen im Fort verschwand. Während ich meines Weges ging, kam mir der Gedanke, daß es doch sehr viel besser gewesen wäre, wenn General Smith einen Kommandeur ausgesucht hätte, der französisch verstand... Die Herren im Hauptquartier hatten aber meine Bitte, mich der englischen Streitmacht anzuschließen, zu unfreundlich abgelehnt, als daß ich Veranlassung gehabt hätte, mich einzumischen oder dem General Spencer zu erklären, was Bazaine gesagt.“ Bald darauf wurde Crowe selbst in einem Pariser Lokal von zwei Franzosen öffentlich beschimpft, als er sich englisch unterhielt.

*

Dornröschenschlösser der Wirklichkeit.

Nicht weit von den Ruinen der einst so stolzen und mächtigen Stadt Karthago, auf denen ein kleines Tempelchen daran erinnert, daß an dieser Stätte auch König Ludwig der Heilige von Frankreich bei seinem sechsten Kreuzzuge den Tod fand, liegen an der wundervollen tunesischen Küste herrliche Paläste zerstreut, die von niemand bewohnt werden. Sie dienen gewissermaßen als Grabmonumente, da es bei den Großen in Tunis ein eigentümlicher Gebrauch ist, daß, wenn der vornehme Erbauer eines Palastes in diesem stirbt, das Gebäude verlassen und öde bleiben muß. Das Innere solch eines verwunschenen Schlosses beschrieb der elsässische Graf Dürkheim, der im Jahre 1866 im Auftrag Kaiser Napoleons durch Tunis reiste, folgendermaßen:

„Wir besuchten eines dieser verwunschenen Schlösser. Am Ufer des Meeres, mitten unter Palmen, Oleandern und Rosen steht das prachtvolle Marmorhaus in seiner ganzen Jugendfrische verlassen da. Durch die weitgeöffneten hohen Fenster ziehen Wind und Wetter aus und ein, Seeschwalben nisten in den zierlichen Karniessen, und Eidechsen und kleine Schlangen kriechen in den Skulpturen der Friese umher. In die prunkvollen Marmorhallen und in die eleganten, mit Goldlambris und wertvollen Spiegeln geschmückten Salons reichen weit die Zweige wilder Palmen hinein. Spinnende Rosen und breitblättrige Pflanzen wuchern an den Wänden hinauf und bedecken die Marmorplatten der Fußböden. Diese Räume, in welchen die freie Natur ihre Rechte wieder eingenommen hat, sahen nicht düster und schauerlich aus, aber die oberen Stockwerke und ihre Zimmer, meistens noch mit Möbeln versehen, waren geisterhaft unheimlich. Man fühlte sich darin unwillkürlich von einer tiefen Wehmut beschlichen und suchte die Glücklichen, die noch vor kurzem fröhlich hier gehaust hatten.... Mir war, als müßte ich Dornröschen schlafend in einem der Gemächer auffinden.“



Bergstädters Bücherstube.

Vom Eisernen, von Eisernem — und von Jugend.

Buchbesprechungen von E. M. Hamann in Scheinfeld (Mittelfranken).

Im Schatten des Riesen — nicht doch, im Lichte des Riesen: so durchlebten und durchleben wir dessen Geburtsmonat (April, in dem ich dieses schreibe) unter währendem Gedenken des Unvergleichlichen. Was ist einem da nicht alles zum Thema „Bismarck" auf den Lesetisch geströmt, was hat man nicht alles aus den Tiefen der Bücherei dazu herangeschleppt! In erster Linie, versteht sich, die „Gedanken und Erinnerungen des Fürsten Otto von Bismarck", die zum 1. April in erneuter „Volks-Ausgabe" von zwei schmucken Bänden zu billigem Preise vorlagen (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, 8° 406 S. und 398 S., zusammen 5 ℳ) mit dem erst später aufgefundenen Geleitspruch von des Gewaltigen Hand: „Den Söhnen und Enkeln zum Verständnis der Vergangenheit und zur Lehre für die Zukunft". Er war freilich ein Schnitter und ein Seher seines Volkes, wie dieses noch keinen gehabt hatte. Denn auch wo er irrte und zwar, seiner gigantischen Wesensart entsprechend, gewaltig irrte, fiel aus dem Vorgang noch ein weithin markierendes Licht auf den Entwicklungsgang unserer Geschichte, weil er sich bereit zeigte zur Größe offenen Eingeständnisses und sühnender Umkehr. So konnte es kommen, daß auch dort, wo einst unter seinem Gewaltdruck unverschuldetes Leiden und schweres Entbehren aufgesprungen war, jetzt Dank und Ehrfurcht sich erhoben, um laut Zeugnis abzulegen für ihn, zu dessen Gedächtnis mitten im Weltenbrande die nationale Liebe daherbrauste. — Eine Lust und eine tiefbewegende Freude war's auch, sich in das als Rede- und Briefliteratur hinterlassene Vermächtnis seines Geistes zu versenken, nicht zuletzt den Spuren seines Edelmenschentumes nachzufolgen. Ich nenne da die von Horst Kohl herausgegebenen „Bismarckreden 1847—1895, sechste Auflage" (geb. 6,75 ℳ), und zumal den Briefband „Otto Fürst von Bismarck: Briefe an seine Braut und Gattin. Herausgegeben vom Fürsten Herbert Bismarck. Mit einem Titelbild der Fürstin nach Franz von Lenbach und zehn weiteren Porträt-Beilagen" (vierte Auflage, geb. 8 ℳ). Mit Ergänzungsband: Erläuterungen und Register von Horst Kohl (geb. 3 ℳ). Parallel laufen Bismarcks „Briefe an seine Braut und Gattin. Auswahl mit einem erläuternden Anhange herausgegeben von Eduard von der Hellen. Mit drei Bildnissen" (geb. 2 und 3 ℳ), sowie „Briefe an seine Gattin aus dem Kriege 1870/71. Mit einem Titelbild und einem Brief-Faksimile" (geb. 2,80 ℳ und 4,50 ℳ), sämtliche Werke verlegt in Stuttgart durch die J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

In der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschien jetzt auch ein neuer Markstein für die gesamte Bismarckliteratur, ein monumentales Werk, als Ergebnis hervorragender Mitarbeiterschaft: „Erinnerungen an Bismarck. Aufzeichnungen von Mitarbeitern und Freunden des Fürsten, mit einem Anhange von Dokumenten und Briefen."

In Verbindung mit A. v. Brauer gesammelt von Erich Marcks, Verfasser der berühmten großen Bismarck-Biographie sowie der soeben erschienenen kleineren: „Otto von Bismarck. Ein Lebensbild“ (geb. 5 M, Cotta Nachf.) und Karl Alexander v. Müller (gr. 8⁰ XIII und 421 S., geh. 8 M, geb. 10,50 M). Das Buch umschließt zwei Hauptkapitel: I. „Erinnerungen“ mit den Unterabteilungen „Aus dem Kreis der äußeren Politik“, „Aus dem Kreis der inneren Politik und Verwaltung“, „Aus dem persönlichen Kreis“ und „Abhandlungen“, II. „Dokumente und Briefe“. Zu dem ersten Hauptteil stellten ehemalige wie aktive hohe Staatsbeamte, Gesandte, Gelehrte usw. fesselnde und wichtige Beiträge: Dr. R. Krauel, L. Raschdau, Dr. A. v. Brauer, Dr. G. Michahelles, Frhr. F. v. Stumm, Fürst G. v. Donnersmarck, Frhr. G. v. Maltzahn-Gültz, R. v. Thadden-Trieglaff, Christa Gräfin v. Eickstedt-Peterswaldt, Dr. E. Dryander, Dr. E. Schweninger, Dr. K. A. v. Müller. Der zweite Hauptteil enthält zwei Berichte Bismarcks aus seiner Pariser Gesandtenzeit, Worte Bismarcks nach Aufzeichnungen von Dr. med. Cohen während der Jahre 1880—1884, zwei Zeitungsartikel Bismarcks zur bulgarischen Frage 1886, ferner Bismarckworte aufgezeichnet von Christa Gräfin v. Eickstedt-Peterswaldt, endlich Briefe des Fürsten und der Fürstin Bismarck. Das Werk selbst ist, wie dessen Herausgeber betonen, kein Erzeugnis des großen Krieges. Der Plan trat jenen bereits im Frühjahr 1914 nahe, im ersten Vorblick auf den hundertsten Geburtstag, dessen Feier ja schon damals vollends selbstverständlich erschien. Und zwar wurzelte dieser Plan im „Bewußtsein der Notwendigkeit, persönliche Quellen zu Bismarcks persönlicher Geschichte zu erschließen, so lange sie noch fließen könnten,“ vor allem in dem „Bewußtsein der Einzigartigkeit dieses Anlasses und dieser Möglichkeit, Mitarbeiter und Freunde des Fürsten zum Sprechen zu bringen.“ Nicht alle, auf die man rechnete, konnten folgen — einige „riß die Politik an sich“ und entführte sie dem in Betracht kommenden Kreise. „Den anderen aber erschien es wie eine Entlastung in der gewaltigen Spannung dieses Winters, sich selber wirkend mitzubetätigen, und sei es, in diesem Falle, auch nur mit Erinnerungen: denn auch diese bedeuten eine innere Erwärmung, eine Mehrung des großen Wärmevorrats, von dem unser Volk in diesem riesenhaftesten seiner Daseinskämpfe seelisch lebt.“ So Erich Marcks in seinem schönen Vorwort, das gleich zu Anfang die große Wahrheit feststellt, die uns alle die Zeit her tief im Herzen brannte: daß Bismarck seinen Deutschen niemals gegenwärtiger war als während des jetzigen großen Krieges; daß bei diesem Aufschwunge unserer Nation in ihrem Innersten keine Kraft unserer Vergangenheit so ungebrochen und so schöpferisch lebt wie er; daß er heute, wie je zu seinen Erdentagen, der Inbegriff des Staates, der Einheit, der Stärke ist; daß er der Führer und Meister bleibt, obwohl die Aufgaben sich gewandelt haben und jede der Einzellehren, die er dereinst gab, übersetzt sein will in die veränderten Verhältnisse einer neuen Zeit. Die große Lehre seines Wesens aber, von der Marcks spricht und die des Gewaltigen Name „ganz von selber ausstrahlt“ — die Lehre der Kraft und der Hingabe, des Ernstes und des Willens, gegenwärtigen wie zukünftigen Heldentums: sie tritt uns wie verkörpert entgegen in dem Lenbachschen Bildnis, das dem Bande vorgegeben wurde und in dem die ganze beispiellose Erfolgserrungenschaft und -tragik dieses einzigartigen Lebens ihr Licht — denn nur an solches möchten wir denken — geworfen zu haben scheint. Was die textliche Darstellung bietet, ist alles Illustration dazu, und zwar ausschließlich solche, die für die eigene Wahrhaftigkeit selber zeugt. Es ist schwer und wohl auch nicht gerecht, Heraushebungen aufzuführen. Doch möchte ich sagen, daß F. v. Stumms Beitrag: „Ein Besuch in Friedrichsruh“ (S. 73—86), am unmittelbarsten auf mich eingewirkt hat. Mit großartigem Freimut legt er die Wunde unserer nationalen Unterlassungssünde gegen den unsterblichen Helfer und Befreier bloß: „daß unser Volk.... seinem größten Manne nicht Treue bewahrt hat“. Und er tut es voll- und zielbewußt, damit dieses unser Volk „gewarnt“ werde; damit es die, „die heute seine Geschicke führen und schirmen, anders gegen Neider und Hasser verteidige, als Bismarck verteidigt wurde“. Aber — so heißt es in der Schlußapostrophe an den großen Toten — wir sollen nicht bangen. „Und folgt dir kein Führer, so wird doch die Saat deines Wirkens einst aus dem Volke uns aufgehen. Und vielleicht erleben wir noch, oder nur unsere Söhne, wie sich das Deutschland, das du gegründet, deiner Grüße würdig bewährt.“ Das geschah bereits und wird immer mehr geschehen, je tiefer, je einheitlicher wir die Gesamtpersönlichkeit Bismarcks verstehen. Dazu müssen wir ihm möglichst sorgsam nachgehen, müssen ihm überall hinzufolgen suchen, wo eine unmittelbare Bekundung seines Wesens zutage trat. Er aber erschloß sich nur einem Menschen ganz: seiner Gattin, von der er selbst sagte, kein Mensch ahne, was diese Frau aus ihm gemacht habe (siehe hierzu das früher von mir in der „Bergstadt“ angezeigte Buch: „Fürst Bismarcks Frau, Lebensbild“ von Sophie Charlotte von Sell. Berlin, Trowitzsch und Sohn). Diese „unendlich glückliche“ Ehe gab und bewahrte ihm „immer von neuem die Kraft und ein Stück Jugend“; sie war es auch, die in ihm jene fortan stets lebendige Hilfsquelle löste, von der er einst — wiederum vorbildlich und prophetisch für sein Volk — sagte: „Nehmen Sie mir meinen Glauben, so nehmen Sie mir mein

Vaterland" (siehe zu diesem allem in erster Linie die Beiträge der Gräfin v. Eickstedt-Peterswaldt, Dryanders und Schweningers). Wer daher Bismarck, den Mann mit den — nach Frhr. F. v. Stumm — „eisernen und doch zarten" Steuerhänden, in seinem besten Menschlichen schauen will, der muß auch seine Johanna kennen lernen.

Hierzu sei nach der v. Sellschen Biographie im engsten Anschluß eine soeben erschienene Sammlung bisher unveröffentlichter Briefe der Fürstin empfohlen: „Johanna von Bismarck. Ein Lebensbild in Briefen (1844—1894). Mit acht Bildnissen und einem Faksimile." Herausgegeben von Professor Dr. Eduard Heyck. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 8⁰ VI und 367 S., 4 M, geb. 6 M. Unwillkürlich bedauert man, in dem Bande nicht die sämtlichen Briefe der Verfasserin vor sich zu haben, die nichts anderes sein wollte als „Bismarcks Frau" und die doch stets ihre Eigenpersönlichkeit zu wahren wußte. Ein Bild hierfür ist Johannas Namensunterzeichnung, in der das „J" der eigenen Initiale in dem „B" des Gattennamens aufgeht und es zugleich umschlingt. — Was das vorliegende Buch uns gibt, ist nichts Geringeres als eine hervorragend kostbare Ergänzung früherer verstreuter Veröffentlichungen, in der diese seltene, herzensgeniale Frau mit dem — nach Gräfin v. Eickstedt-Peterswaldts durchaus zutreffender Kennzeichnung — „sprudelnden Geist, dem wundervollen Humor und der selbstlosesten Lebensfülle" unbewußt für sich selbst und damit zugleich für den geliebten Mann, hier jedoch vollbewußt, ein in unabsehbare Zukunft leuchtendes Zeugnis ablegt. Wie sie ihn verstand, zeigt ihre (S. 329) mitgeteilte Äußerung, von der ganzen Bismarck-Literatur sei ihr nichts so sympathisch und wohltuend wie Wildenbruchs bekannte Verse: „Du gehst von deinem Werke, dein Werk geht nicht von dir, denn wo du bist, ist Deutschland. Du warst — drum wurden wir. Was wir durch dich geworden, wir wissen's und die Welt. Was ohne dich wir werden, Gott sei's anheimgestellt." Die Briefe erschließen uns der Fürstin drei Lebensfreundschaften: die Familienkreise v. Thadden-Blankenburg mit der früh verstorbenen Frau Marie v. Blankenburg geb. v. Thadden als bleibendem Mittelpunkt; des oldenburgischen Bundesgesandten v. Eisendecher mit Frau v. Eisendecher, nach deren Tode mit der Tochter Gräfin Christa v. Eickstedt-Peterswaldt als Mittelpunkt; des Frankfurter Malers Prof. Beck, zunächst mit dem elterlichen Künstlerpaare, dann mit der Tochter Marie, späteren Frau v. Meister, als Mittelpunkt. Sämtliche Briefe sind mehr als interessant durch den Inhalt an sich, vor allem jedoch als Widerspiegelung einer ungemein reichen, empfänglichen, naturwahren und, wie es im bedeutsamen „Nachwort" heißt, „von außen her unwandelbaren Persönlichkeit", deren gewonnene rückhaltlose Liebe der Gewaltigsten Einem zum entscheidenden Moment wurde für seine geschichtliche Entwicklung, für seine Geschichtlichkeit überhaupt. Ich denke, für die Leser des Buches dürfte das Urteil des Herausgebers hinfort bestehen bleiben: „Kein besseres Beispiel kennen wir, wie die naive, warme, unverblümte Menschlichkeit des Geschlechtes der Frau neben dem in die Außenwelt gewendeten Manne steht, das unverwirrt mitgehende Weib des größer und größer in seine Umrisse sich hebenden Helden und Riesen, — kein inhaltsvolleres Beispiel für die ideale Einfügung des feineren weiblichen Dualismus von Allhingabe und Selbstbehauptung in die Zweieinheit der schönsten, vollkommensten Ehe."

Was der große Eiserne in seiner „prophetischen" Reichstagsrede vom 6. Februar 1888 vor seinem Volke aufrief: das Bild dieses Volkes selbst im opferfreudigen, siegeszuversichtlichen eisernen Kampfe mit Feinden ringsum, das hat sich nun aufs wunderbarste verwirklicht im Weltbrandkriege, dessen Anfang uns ein mächtig spannender und lebensprühender Roman schildert mit der vorzüglich kennzeichnenden Überschrift: „Die eiserne Freude" von Nanny Lambrecht (Berlin, Egon Fleischel u. Co. 8⁰ 276 S., 3,50 M). Ich habe das Buch wiederholt und zwar sofort nacheinander gelesen. Das zweite Mal zunächst aus der Befürchtung heraus, nicht gut genug, dann — zu gut von ihm zu denken. Der Auftakt mit seinem Zirkuspeitsche-Hetzstil abgehackter, zerfetzter Sätze stieß mich ab und ermüdete. Das mählich erfolgende reiche Aufblühen künstlerischen Genusses aber zog um so unwiderstehlicher an, trotz einzelner Wenn und Aber. Nirgends epische Ruhe; ein wogendes Auf und Ab, wenn nicht des Geschehens, so doch der Stimmung, selbst im Atemholen der zunehmend mitreißenden Handlung, die eine zielsichere Lenkhand durch alle Wirrnis der Begebenheiten zu klarer und glücklicher Entwicklung führt. Nur leise, immer aber echt und oft sehr zart, ein Hereinwehen der Gefühls ins Brausen und Stürmen, ins Farben- und Tönewabern der Darstellung. Aachen und Belgien stellen die Bühne, deutsche Mobilmachung, grauenhafter Franktireurkampf, Verwundetenfürsorge, Waldgefecht, Erstürmung Lüttichs, die äußeren, seelische Not und deren Überschwang wie Überwindung die inneren Motive, Deutsche und Belgier, Volk und Heer die Akteure. Inmitten der schier zahllosen, sämtlich von rotem Herzblut durchpulsten und mit erstaunlichem Kennerblick gesehenen Personen und Persönlichkeiten ein junges Liebespaar, in etwa nach Bloemschem Muster, d. h. nur insofern die Nationalitätenfrage in Betracht kommt: er die Verkörperung jugendlich-deutscher, tatendurstiger Vaterlandsliebe, sie das Erzeugnis romanisch-blinder und verblendender Erziehung, beide nach plötzlicher,

gegenseitig gewollter Trennung auf Läuterungswegen sich zueinander zurücktastend. Ich las nie ein Buch heißeren Gestaltungsdranges, plastischerer Anschaulichkeit, fragloserer organischer Zielgebung und ideal-patriotischer, zugleich objektiver Auffassung. Wahrscheinlich wird die genial begabte Dichterin den Roman in fortsetzenden Bänden ausbauen; wir haben Grund, uns dieser Aussicht zu freuen.

Freude und zwar auch eiserne, d. i. zu Heldenmut und Tapferkeit aufstachelnde, kann man ebenfalls haben an Carl Busses zweiter kriegerischer Sammlung: „Klar Schiff! Seekriegsnovellen 1914/15" (Heilbronn, verlegt bei Eugen Salzer, 12⁰ 112 S., geb. 1 M). Diesmal versagt der Herausgeber als Beiträger, was nach seinem köstlichen „Trittchen" der von mir angezeigten ersten Sammlung „Feuerschein" (ebenda) lebhaft zu bedauern erscheint. Aber auch so bietet das Büchlein bleibend Wertvolles: vier erschütternde, zum Teil groß geschaute, -durchlebte und -wiedergegebene Erzählungen: Kurt Küchlers „Wie Jean der Heizer starb", Ida Boy Eds „Was die Schweigenden sagen", Hermann Horns „Des Kreuzers letzte Not", Hans Hülsens „Die deutsche Pflicht", Wilhelm Scharrelmanns „Kluten", von denen ich die erst- und drittgenannte hinsichtlich der Wirkungswucht an die Spitze stellen möchte. Als einen „Abfall" gegenüber dem Ganzen empfinde ich des Engländers Conan Doyles bereits weitbekannte und zum Teil schon verwirklichte Zukunftsnovelle „Die Unterseeboote des Kapitäns Sirius". In der außerordentlich preiswürdigen „Taschenbücherei deutscher Dichter" desselben Verlags erschien ferner: „Das Land ohne Rücken. Erlebnisse und Geschichten aus dem Weltkrieg" von Fritz Müller (12⁰ 102 S., geb. 1 M). Der sonst zumal als Humorist bekannte Verfasser zeigt sich hier vorwiegend von tiefer, ernster Seite. Die in unmittelbarer Darstellung der gegebenen Erzählungen und zum Teil symbolisierenden Skizzen sind die eindringlichsten, künstlerisch besten. Unter Ausnahme der dritten: „Das unsichtbare Heer", mit ihrem originellen, tiefgreifenden Leitgedanken: Wir siegen durch „unsichtbare Dinge", die schon vor dem Kriege waren: durch den Fleiß im Frieden, durch die Unermüdlichkeit im Frieden, vor allem durch „deine Seele, Mensch, die du dir gebaut hast in den langen Friedenszeiten", durch jenes große Gesamte des Vergangenen, das hinter jedem Einzelnen steht. „Kameraden, revidiert es in den schweren Wochen, die noch kommen werden. Haltet seine Schilde blank. Haltet Fühlung mit dem unsichtbaren Heer. Laßt's euch nimmer von der Seite weichen. Mit ihm zusammen müßt ihr siegen!" Die Einleitung gibt dem Bändchen den Titel. Deutschland ist das Land ohne Rücken, da es nach allen Richtungen seinen Feinden immerdar ins Gesicht sehen muß, auf daß sie schauernd erkennen: „Hier ist ein Volk, das uns sein erzbereites Antlitz zukehrt, auch wenn sie es von allen Seiten zu derselben Stunde stürmen. Und auf daß wir selbst wissen, wissen: „Unseres Volkes Stirn läuft rundum." Wuchtende Tragik tritt hervor im vierten, siebenten, achten und vierzehnten, ethische Tiefe in den ersten drei, dem sechsten und zehnten, lachender und ironischer Humor im fünften, zwölften und dreizehnten der fünfzehn Stücke. Das letzte: „Der Landsturm singt", löst nochmals den Widerhall unmittelbarer Ergriffenheit in uns aus. — Hier sei bemerkt, daß die im Märzheft von mir vorausgesagte Neuauflage (2. u. 3.) der dort angezeigten Seb. Wieserschen Sammlung: „Schildgesang. Lieder und Skizzen vom Weltkrieg" (Lucas-Verlag, München, geb. 2 M) inzwischen erfolgt ist, mit dankenswerten Verbesserungen und ein paar Ausscheidungen, auch mit Vermehrungen: Gedichten von Kiesgen, Müller-Rüdersdorf, Seb. Wieser und einer Erzählung des Erstgenannten. Unter den acht Illustrationen des vornehmen Bandes wirkt die diesem vorangestellte am packendsten: wie eine Verkörperung des im Sturm sich rüstenden und dem gewissen Siege zuschreitenden Jungdeutschlands unserer alle gesunden Kräfte wachrufenden Zeit.

Die dem Wurzelboden der gegenwärtigen Weltereignisse entsprossene Literatur für und nicht zuletzt über unsere Jugend soll erst kommen. Was mir eben vorliegt, hat mit dem Kriege nichts zu tun, ist aber auch jetzt der Beachtung, zumal der des Erziehers, wert. Es handelt alles von der Jugend, von der aus der Kindheit mählich über die Schwelle der Reifung tretenden Seele. Als nächstes greife ich ein Novellenbändchen aus dem Dänischen auf: „Junge Augen" von Karen Ewald (Frankfurt a. M., Literarische Anstalt von Rütten und Loening. 8⁰ 146 S., 1,50 M). Es ist ein durchaus „modernes" Buch über die Jugendmädchenseele, ein Buch vor allem für gutgebildete Mütter von Großstadtkindern, denen die Mannigfaltigkeit des Lebens auch in seinen sonst verborgenen und verborgensten Dingen als Leibhaftigkeit und zum Teil schon als Erkenntnis tagtäglich, wohl stündlich gar, über den Weg läuft und die daher erschrecklich viel „wissen". Die ohne Scheu an „intime" Fragen und Vorgänge rührende Darstellung gibt sich fein und feinsinnig, alles andere als rohstofflich, und die Überzeugung sittlicher Verantwortlichkeit springt vor. Unter den vier Skizzen ist die das Ganze benennende am hervorragendsten, aber auch die anderen, zumal die letzte, zeugen von seelisch-künstlerischer Schärfe und Tiefe der Beobachtung und Aneignung. Der Inschrift des Streifbandes fehlt ein wichtiges (im folgenden unterstrichenes) Wort. Ein köstliches Buch für lebensreife Mädchen und Frauen

mit klaren Augen und tapferen Herzen." Eine zum Teil kräftigere, nicht klarere, Linienführung in Schilderung, Charakteristik und Begebnisdarstellung zeigt „Rolf Tanner, Erzählung" von Rudolf Blümel (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 8⁰ 141 S.), die Geschichte eines Knaben und Jünglings, der mutterlos unter der allzu ängstlichen Hut eines pedantischen, amtsüberbürdeten Vaters und dessen unfreundlicher Haushälterin aufwächst, in die Kreise eines adeligen Hauses gerät, mit dessen zwei Söhnen eine Lebensfreundschaft schließt, den Vater früh verliert, aus der eigenen negativen Erfahrung heraus durch gewissenhafte Arbeit sich selbst zum tüchtigen Erzieher macht und endlich, auf diesem Boden, ein Lebensglück ihm winken sieht. Aus den Tiefquellen erlebter innerer jugendlicher Not und echter Liebe zur Jugend entsprang dieses ergreifende, reine Buch. Es ist aber noch nicht so recht durchgebildet, noch zu rhapsodisch, läßt als Entwicklungsroman noch zu viele Stufen der Entwicklung unaufgedeckt und die äußere Plastik wiederholt im Halbdämmer. Aber es verspricht für den Autor viel, das sich erfüllen möge.

Deutsche Gründlichkeit, Gemütstiefe und -weichheit sowie Zartheit und Feinsinnigkeit der Beobachtung, der Einfühlungskraft feiert Feste neben romanischem Gefühlsüberschwang und Schilderungsungestüm in Peter Dörflers bereits neulich von mir erwähntem Werk: „La Perniziosa. Roman aus der römischen Campagna" (Kempten, Verlag der Jos. Köselschen Buchhandlung. 8⁰ 279 S., 3 ℳ). Offen gesagt: Das Buch hat mich, just als Peter Dörflers, zunächst enttäuscht, schon dadurch, daß ich's nicht so recht anzupacken wußte. Bis ich alles Wenn und Aber, Warum und Wohin bei Seite schob und mir vornahm, den Roman nochmals und zwar einzig auf den möglichen ungetrübten Genuß hin zu lesen. Da hatte er mich denn bald, und ich lernte, im festen Anschluß, oft bewundernd, zu folgen — immer freilich unter dem Gefühl, das seltsame Buch selbst irgendwie als Frucht eines dichterischen Fiebertraums betrachten zu müssen. Aber dessen schöpferische Ausgestaltung! Mein Erstaunen wuchs und wuchs. Als ich den Band endgültig schloß, setzte sich das innere Fragen zunächst fort: Selbsterlebnis? Vielleicht. Jedenfalls Miterlebnis. Künstlerisch ausgelöste Hauptidee? 1. Ideale: Unzerstörbarer Zusammenhang des Menschen mit dem Heimatboden der Scholle und des Blutes. 2. Praktische: Sanierende Fruchtbarmachung der Campagna, dieses mit Schönheit und ungehobenem Bodenreichtum, kulturgeschichtlichem und materiellem, unerhört gesegneten Paradieses, das aber die furchtbare Sumpfschlange Malaria, genannt La Perniziosa, mit ihrem Gifte durchhaucht. 3. Idealpraktische: Vermeidung (vom erziehlichen Standpunkte aus) einer aufdringlichen Verquickung antiker und neuzeitlicher Kultur. Dörfler zeigt sich hier als beschlagener Campagna-Forscher von dichterischer Kühnheit, logischer Weiterentwicklung, als echter Poet, der trotz übersteigender Hochflüge seiner Phantasie immer wieder festen Boden zu gewinnen weiß. Der Held des Romans ist Schüler eines klösterlichen römischen Erziehungsinstituts, ein feuriger südländischer Jüngling dunkler Herkunft, der keinen glühenderen Wunsch hegt als den, ein echter Römer zu sein: romano de Roma, Sohn des christlichen Roms, während er doch den eigenen, wahrscheinlich schuftigen Vater nicht kennt und fürchten muß, eine überragend leidenschaftliche Jüdin — vielleicht große Tragödin — zur Mutter zu haben. Mit seinen Mitschülern vom Geschichtsprofessor zur Abfassung eines kurzen „vitae curriculum" befehligt, beginnt er zunächst in bewußtem Redeschwung, alsbald aber in völlig selbstvergessener, wie Lava dahinströmender Sprache seinen Lebenslauf zu schreiben. Später setzt er die Erzählung mündlich, zuletzt schriftlich — in knappen Tagebuchblättern — für seinen geliebten väterlichen Freund fort, einen greisen Pater, der einst den Knaben aus der Fieberwildnis der Campagna ins geschützte Dasein einer verfeinerten, antikem Boden entsprossenen Kultur herübergerettet hat. Nicht für lange. Denn der Wildling kann der „Heimat" und des Gewesenen nicht vergessen, kann die Sehnsucht nicht lassen nach dem Campagna-Eden, wo er eine weltfremde Kindheit verträumte und nach schaurigem Erleben sein Teuerstes begrub: das angebetete sylphenhafte Schwesterlein und die „außerordentliche", so gefürchtete wie geliebte Mutter. An ihr hatte ein Frevler schwer gesündigt; seitdem verbarg sie, eine tragische Verkörperung finsteren Menschenhasses, sich und die Kinder in einem der vielen stolzen Campagna-Gräber, bis die durch einen hochromantischen „Zufall" eröffnete und von ihr klammernd erfaßte Aussicht auf Kühlung des Rachedurstes sie und die Ihren dem Verhängnisse zuführt. Denn auch der Sohn verfällt diesem nach seiner Flucht aus dem Kloster, auf der Suche nach dem Grab der Verlorenen. Diese hier in kargen Umrissen wiedergegebene Geschichte eines furchtbaren Schicksals, in das schließlich jedoch ein befreiender Strahl überleuchtet, wird von dem jungen Helden in ungezählten feinen und feinsten Einzelheiten bei überraschend tiefschürfender Stoffdurchdringung dargestellt, der Hauptsache nach so lebendig überzeugend, daß man ungewollt immer wieder der Tatsache vergißt: Ein noch nicht Lebensreifer schildert sein Vergangenes und dessen wild-großartige, auch lieblich-idyllische Umgebung auf Grund der eigenen früheren kindlichen Beobachtung, tut es durchaus mit den Mitteln eines berufenen Künstlers. Diese Unwahrscheinlichkeit drängt sich uns doch, bei allem unserseits entgegenkommenden Hereinbeziehen südländischer Veranlagungs-, Be-

einflussungs- und Charaktermöglichkeiten, bisweilen derartig auf, daß ein lebhaftes Bedauern aufsteht über das klaffende Fehlen zureichender, im Grunde doch unschwer erzielbarer, technischer und psychologischer Motivierung. Doppelt lebhaft angesichts der vielen großen Schönheiten des Buches, das manche als die Dichtung der Campagna preisen dürften, in so unentrinnbarem Zauber der Wirklichkeit und Phantasie erblüht jene vor dem geistigen Auge des empfänglichen Lesers, sobald er sich einmal der überwältigenden und zugleich süß lockenden Kraft der Schilderung, des lebenweckenden und -schaffenden seelischen und dichterischen Einfühlens in zum Teil doch fremde Regionen innerer und äußerer Anschauung überlassen hat.

* * *

Neue Bücher.

Heimat. Novellen von C. Viebig. Berlin 1914, Egon Fleischel u. Co. 8° 243 S. geb. 3 M.

Es war doch Clara Viebig, die „Die Wacht am Rhein“, „Das schlafende Heer“, „Die vor den Toren“ und „Das Eisen im Feuer“ schrieb? Romane von — wie immer man sich zu ihnen stellen mag — patriotischer Wärme und mehr als bloß äußerlichem Vaterlandsgefühl. Und nun, in dieser Zeit heiliger Begeisterung und blutiger Tränen, ein solches Buch: sieben Novellen mit Viebigscher „Routine“, auch Kunst, erzählt — mit Viebigscher Gelassenheit. Alle vom Volke handelnd, aber vom Dunklen in ihm: von Fehl und Not, von Aberglauben, Stumpfsinn und Versumpfung — wo jedes Große unter uns aufgestanden ist, wo jeder Einzelne wie die Gesamtheit in erschütternder Weise über sich selbst hinaus wuchs und wächst... man weiß nicht, soll man diesem mächtigen Talent gegenüber trauern oder zürnen. Wohl beides. Empörung aber faßte mich, als ich nachträglich die dem Buche beigegebene Anzeige las, die Schlagworte und Wendungen: „Volkstümliche Poesie aus dem Leben der geistig Armen; tiefes Verstehen deutschen Empfindens und deutschen Denkens; Dichtungen aus der großen Masse des bäuerlichen Volkes, das an Leib und Leben, an Hab und Gut die schwersten Opfer in diesem Kriege bringt...“ Aus der Masse des Volkes, dessen irdische Güter so klein und dessen wirklicher einziger Besitz die schützende Macht des Vaterlandes und der Glaube an die erlösende Kraft der Religion ist. Aber was für ein „Schutz“, was für ein „Glaube“! Beide nach der niederdrückenden Auffassung einer Clara Viebig, die hier Schwarz in Schwarz, besten Falles Grau in Grau malt. Die Zeit muß kommen, da eine Gesamtheit Begabten wie dieser gebietend zuruft: Bis hierher und nicht weiter! Möge es rechtzeitig geschehen, damit das für echte, erhebende Kunst Bestimmte nicht zuvor völlig untergehe.

E. M. Hamann.

Musik. Die Geschichte einer jungen Komponistin von E. Stieler-Marschall. Leipzig, Grethlein u. Co. 8° 258 S. Preis 3,50 M

Der Roman zeigt Veranlagung zur Entwicklung im Können, aber um eigentliche, ausgereifte Kunst handelt es sich noch nicht bei ihm. Die Darstellung wird immer fesselnder, trotz der unrichtig, jedenfalls unzureichend angebahnten Lösung des gestellten „Problems“. Wie dieses lautet? Wohl dahin, daß ein „Genie“, trotz und entgegen heiligen, wenn auch verfehlt geschlossenen Banden, sich durchsetzen „muß“. Es steckt viel Wirklichkeitssinn, allerlei gesundes, blühendes Leben, auch inneres, in dem Buche, zugleich ankränkelnde Übersteigerung der Sentimentalität im Schillerschen Sinne. Wenn die Dichterin — denn das ist sie — rechtzeitig lernt, im Realen festen Fuß, einen völlig klaren Standpunkt ohne Verlust echter Idealität zu fassen, wird sie aufsteigend Tüchtiges leisten können.

E. M. Hamann.

Geelgösch. Novellen von Gustav Falke, Leipzig, Verlag von Grethlein u. Co. 8° 241 S. Preis geb. 4 M.

Gustav Falke der Lyriker hat uns immer nicht nur etwas, sondern viel zu sagen. Gustav Falke der Erzähler steht im ganzen mit jenem nicht auf gleicher Höhe, und im einzelnen erst recht nicht. Dennoch gehört er auch da in die erste Reihe unserer zeitgenössischen Besten, und mit Recht hat das deutsche Volk gelernt, seine sämtlichen Werke als eisernen Bestand in die Hausbücherei einzustellen, wiewohl sie ganz gewiß nicht alle in die Hände der Jugend, auch der vorgeschritteneren, passen. — Die vorliegende Sammlung bekundet wiederum des Dichters warm-zutrauliche, behagliche, volksfreundliche und volkskennerische Art in der reichlich breit angelegten ersten Erzählung, die dem Buche den Namen gab. An ihren Wert reichen die beiden anderen nicht hinan: die zweite ist zu rhapsodisch, die dritte zu leer; auch der unerwartet tragische Ausgang bereichert und versöhnt da nicht.

E. M. Hamann.

Der Heimatstein und andere Erzählungen. Von Hugo Salus. Hesse u. Becker, Leipzig 1915. Geh. 0,40 M, geb. 0,80 M.

Eine seltsam schöne Kraft wohnt den Werken des österreichischen Dichters inne:

sie besitzen die Gabe, zwischen den Lesern die Grundlage herzlichen Einvernehmens herzustellen und sie untereinander zu Freunden zu machen. Salus schreibt nie aus bloßem Fleiß; in seinen Büchern gibt er nur, was er geschaut und im Tiefsten seiner Seele erlebt hat. Daß er ein wahrer Poet ist, beweist von neuem das vorliegende Bändchen. Es bringt acht kleinere Erzählungen, „Novellen des Lyrikers", wenn man sie kurz charakterisieren will. Den Künstler erfüllt die Sehnsucht, die „das beste Teil hinieden" ist, jene Sehnsucht, die uns über den Alltag mit seinen Sorgen hinaushebt und schon auf Erden an dem Jenseits teilnehmen läßt. Seinen Schöpfungen weiß Salus den Stempel seiner Persönlichkeit aufzudrücken; sie zeigen den schlichten, gütigen Menschen, der sich trotz aller Enttäuschungen den Glauben an die Welt bewahrt hat. Und es ist ja das Zeichen eines bedeutenden Werkes, daß es uns das Wesen seines Verfassers immer wieder vergegenwärtigt. Ein Buch, das nichts Eigenartiges und Besonderes bietet, verdient nicht, gedruckt zu werden. Dr. Helmut Wocke.

Emanuel Geibels Werke. Vier Teile in einem Bande. Ausgewählt und herausgegeben von Dr. R. Schacht. Mit drei Bildnissen, zwei Abbildungen und vier Handschriften. Leipzig, Hesse u. Becker Verlag. XL. u. 800 Seiten. Geb. 2,50 M.

Emanuel Geibel, nach Kaiser Friedrichs Ausspruch der „Herold des Deutschen Reiches", gehört nach dem übereinstimmenden Urteil der Literarhistoriker zu unseren besten vaterländischen Sängern und zu jenen Dichtern, die deutsches Wesen und deutsche Art am reinsten verkörpern. Dieses Urteil nachzuprüfen und sich einen Überblick über das reiche Gesamtwerk des Dichters zu verschaffen, war bis jetzt des hohen Preises der Original-Ausgabe wegen nur wenigen möglich. Es ist daher mit Dank zu begrüßen, daß im Rahmen der wohlbekannten Hesseschen Deutschen Klassiker-Bibliothek eine Geibel-Ausgabe erscheint, deren Anschaffungskosten auch der Minderbemittelte erschwingen kann. Der starke Band enthält alles, was von Geibel lebendig geblieben ist. In erster Linie steht uns heute der Vaterlandsfreund, dessen „Heroldsrufe" noch nie so zeitgemäß waren wie gerade jetzt. Hohe Beachtung verdienen aber auch der feine Verskünstler, der eine Fülle zarter lyrischer Gedichte, kräftiger Balladen und volkstümlicher Lieder geschaffen hat, der Dramatiker und der formgewandte Übersetzer. Eine Biographie Geibels aus der Feder des Herausgebers und gute Einleitungen erhöhen den Wert der Ausgabe. Der Text ist sorgfältig durchgesehen und die Ausstattung gediegen.

Hermann Allmers. Sein Leben und Dichten mit Benutzung seines Nachlasses dargestellt von Theodor Siebs. E. S. Mittler u. Sohn, Berlin 1915. 6 M, geb. 7,50 M.

Leben und Schaffen des „Marschendichters" Allmers behandelt eingehend der bekannte Literaturhistoriker und Germanist an der Breslauer Universität Theodor Siebs. Tagebücher und Briefe, mancherlei Aufzeichnungen und ungedruckte poetische Werke hat er benutzt und das Ganze fast zu einer Selbstbiographie gestaltet. Zu dieser freieren Art der Darstellung war er um so mehr berechtigt, als er sich dank seiner langjährigen Freundschaft mit dem Künstler in dessen Denkweise und Erzählungsart hat einleben können. Durch die „Römischen Schlendertage" und das „Marschenbuch" ist der Dichter den meisten bekannt, aber nicht zum wenigsten hat er durch seine Persönlichkeit auf weitere Kreise gewirkt. Dem schlichten, feingebildeten Manne, dem glühenden Patrioten wird niemand seine Liebe und Bewunderung versagen. In der jetzigen Zeit, da unser Volk um Sein und Nichtsein kämpft, mag Allmers Wirken mahnend Zeugnis ablegen von dem Glauben an Deutschlands Kraft und Zukunft. Dr. Helmut Wocke.

Vom Wanderstab zum Automobil. Eines deutschen Handwerkers Streben und Erfolg. Von R. Trutz, Kommerzienrat. Mit Bildern. Verlag der Bonifacius-Druckerei, Paderborn. 8° 186 S. Preis geb. 2,60 M.

Ein charaktertüchtiger Sohn des Volkes, ein Mann des Erfolges durch eisernen Arbeits- und Pflichtwillen schildert hier in treuherzig schlichter Weise seinen Lebensgang. Überall ein Einschlag der Biederkeit, die den wahren Wohlstand des Bürgertums begründet und festigt, überall aber auch Stoff für das Interesse des volksliebenden Psychologen. Ich empfehle das fesselnde Büchlein für Familien-, Knabenschul-, Gesellenhausbüchereien, Volksbibliotheken u. dergl.

E. M. Hamann.

Heilige Not. Bilder aus Deutschlands Kampf gegen die Russen. Von Wilhelm Lobsien. Gustav Kiepenheuer, Verlag, Weimar, 178 S. Preis 3 M.

Das Eingangskapitel weckt die Vermutung, daß der Verfasser vorhatte, einen Roman zu schreiben. Daraus ist nun nichts geworden. Aber es ist ihm gelungen, aus einer Menge Einzelerzählungen von Augenzeugen ein ziemlich einheitliches Bild des Russeneinfalls in Ostpreußen und dessen Abwehr bis zur Schlacht bei Tannenberg zusammenzustellen. F. Janoske.

Der Eiserne Kanzler. Ein Lebensbild für das deutsche Volk. Von Arnold Stiebritz. Hesse u. Becker, Leipzig. 219 S.

Ein erster schriftstellerischer Versuch, wie der Verfasser das Buch bescheiden nennt; aber einer, zu dem man ihn beglückwünschen

kann. Die ersten beiden Teile Lehr- und Wanderjahre sind besonders hübsch behandelt. Ohne nachprophetisch dem jungen Bismarck Züge zu verleihen, die er nie gehabt, wird sein Werden wahrheitsgetreu und anschaulich geschildert. Die Zeit nach 1871 kommt etwas kurz weg. Ein gutes Volksbuch. F. Janoske.

Bunte Bilder aus dem größten aller Kriege. Ernstes und Heiteres für das deutsche Volk. Zusammengestellt von Fritz Mielert. Friedrich Pustet. Regensburg. 333 Seiten, Preis in Leinen gebunden 1 M.

Dem Verfasser kam es darauf an, Beweise des Heldentums, Belege der Begeisterung und des Opfersinns, wie sie in Zeitungen gestanden haben oder von Mund zu Mund gehen, dem Schicksal des Vergessenwerdens zu entreißen. Hunderte von Erzählungen, heitere und ernste, sind mit Fleiß und Geschick in neun größeren Abschnitten zusammengetragen worden. Alle tragen das Gepräge der Wahrheit; da ist nichts Gekünsteltes, Gemachtes. Darum bieten sie in ihrer Fülle ein rechtes und schönes Gesamtbild echt deutschen Geistes.

F. Janoske.

Der Leutnant erzählt... Geschichten aus dem Weltkriege 1914/15. Leipzig, Hesse u. Becker Verlag. 192 S. 1 M.

Der hübsch ausgestattete Band enthält ernste und heitere Kriegserzählungen aus der Feder bekannter Schriftsteller. Vertreten sind u. a. Wilhelm Arminius, Waldemar Bonsels, Carl Busse, Elisabeth Dauthendey, Lisbet Dill, Rudolf Greinz, Georg Hirschfeld, Fritz von Ostini, Richard Rieß. Auswahl und Anordnung des Stoffes sind geschickt, und wir vernehmen bei aller Verschiedenheit der Persönlichkeiten doch nur eine Stimme: die des Lobes unserer braven Truppen und des ganzen opferfreudigen Volkes. Das Buch ist als Gabe für die Feldgrauen ganz besonders geeignet.

Mit den Feldgrauen nach Belgien hinein. Kriegserlebnisse und Schilderungen. Herausgegeben von Wilhelm v. Throtha, Oberleutnant a. D. Mit zahlreichen Bildern. Leipzig, Hesse u. Becker Verlag. 240 Seiten. 1,50 M, geb. 2 M.

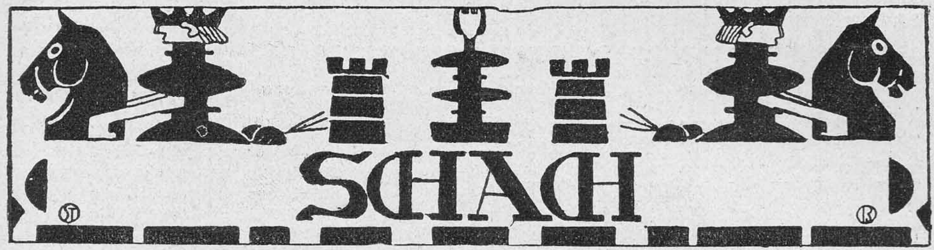
Oberleutnant Wilhelm v. Throtha, bekannt durch mehrere Volkserzählungen und Romane, gibt in dem mit zahlreichen Bildern geschmückten Buche eine zusammenhängende Darstellung der Eroberung Belgiens. Der Verfasser, der selbst als Feldgrauer Belgien durchzogen hat, stützt sich vornehmlich auf Feldpostbriefe und andere Berichte von Augenzeugen, steuert aber auch manches aus eigener Anschauung bei und vermittelt dem Leser auf diese Weise ein packendes Bild der kriegerischen Ereignisse und der scheußlichen Franktireurkämpfe. Das Buch darf ohne Bedenken auch als Lesestoff für die heranwachsende Jugend empfohlen werden.

Vom Kriegsschauplatz. Feldpostbriefe und andere Berichte von Mitkämpfern und Augenzeugen. Mit Beiträgen von Richard Dehmel und Karl Bleibtreu herausgegeben von Karl Quenzel. Mit Bildern nach Original-Aufnahmen. Leipzig, Hesse u. Becker Verlag. 304 Seiten. In steifem Umschlag 1,50 M, in Leinenband 2 M.

Das trefflich ausgestattete Werk, dem auch Bilder beigegeben sind, enthält Feldpostbriefe, Tagebücher und andere Berichte von Mitkämpfern und Augenzeugen und verrät überall die Hand eines gewissenhaften, sorgsam wählenden Herausgebers. Eingeleitet wird es durch einen offenen Brief des Dichters Richard Dehmel an seine Kinder, in dem das herrliche und heilige Hauptziel des Kampfes geschildert wird. Es folgt ein Artikel des bekannten Kriegsschriftstellers Karl Bleibtreu, der eine Übersicht über die große Weltverschwörung" gibt. Dann erleben wir im Geiste die gewaltigen kriegerischen Ereignisse im Westen wie im Osten, und zum Schlusse ziehen allerlei bunte Bilder aus dem Felde an uns vorüber.

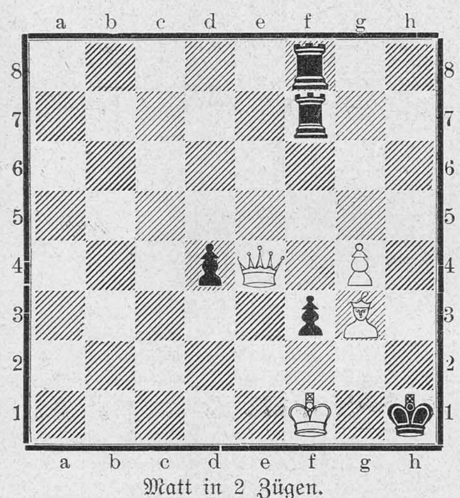
Unsere Feinde — wie sie die Deutschen hassen. Lob Deutschlands aus dem Munde berühmter Franzosen, Engländer, Russen usw. Herausgegeben von Dr. Fr. Stieve. Mit 80 Karikaturen. München, Delphinverlag. 217 S. 3 M, geb. 4 M.

Die englischen Staatsmänner haben erklärt, man müsse Deutschland vernichten, weil es eine Gefahr für die Welt bedeute; Poincaré hat den Krieg gegen uns als einen Kampf der Zivilisation gegen die Barbarei bezeichnet. Solchen Äußerungen der gegnerischen Politiker haben sich die verdammenden Aussprüche von Dichtern und Philosophen an die Seite gestellt. Diesen geharnischten Urteilen gegenüber ist es von hohem Reiz, zu fragen: was dachten unsere Feinde von uns, bevor wir die — allerdings unverzeihliche — Anmaßung besaßen, uns gegen ihren allseitigen Angriff zu wehren? Dr. F. Stieve hat nun die Antwort aus den Werken der feindlichen Gelehrten, Schriftsteller und Staatsmänner zusammengestellt. Und da finden wir ein vielstimmiges Lob, einen wahren Hymnus auf unsere Verdienste in den verschiedensten Zweigen menschlicher Entwicklung! Freude und Stolz erfüllt uns, wenn wir in jetziger Zeit diese „feindliche" Anerkennung lesen; wir lernen aber auch Wertvolles über die innerste Beschaffenheit der neidischen und gehässigen Gegner. 80 Karikaturen erhöhen noch den Wert des Buches, von dem im gleichen Maße wie von dem ersten Bande: „Unsere Feinde — wie sie einander lieben", das Urteil des Schiller-Enkels A. von Gleichen-Rußwurm gilt: „ein kulturhistorisches Dokument von bleibender Bedeutung".



(Originalbeiträge.)

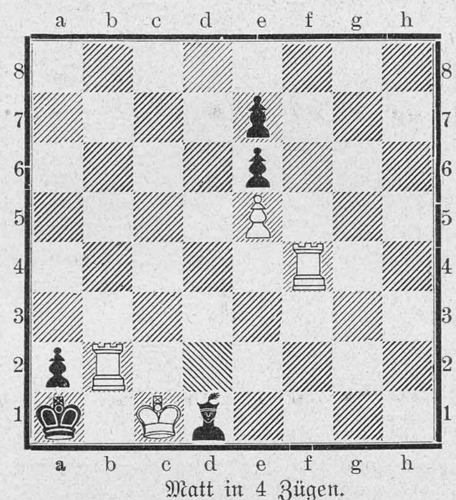
Aufgabe Nr. 63
Von Dr. Herm. von Gottschall, Görlitz.



Matt in 2 Zügen.

Weiß: Kf1, De4, Lg3, Bg4; Schwarz: Kh1, Tf7 u. f8, Bd4 u. f3. [4+5 = 9 Stück.]

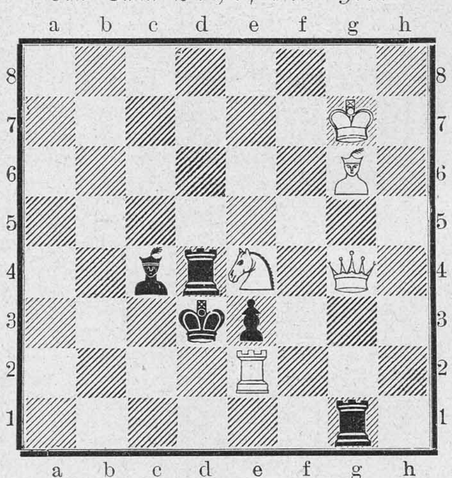
Aufgabe Nr. 64
Von Pastor Bernh. Hülsen, Pechüle.



Matt in 4 Zügen.

Weiß: Kc1, Tb2 u. f4, Be5; Schwarz: Ka1, Ld1, Ba2, e6 u. e7. [4+5 = 9 Stück.]

Aufgabe Nr. 65.
Von Sam. Loyd, New-York.



Matt in 3 Zügen.

Weiß: Kg7, Dg4, Te2, Se4, Lg6; Schwarz: Kd3, Td4 u. g1, Lc4, Be3. [5+5 = 10 Stück.]

Lösung der Aufgabe Nr. 60

von Scheiter. Matt in 2 Zügen.

Weiß: Kg2, Db8, Tc7 u. g7, Lb3 u. d8, Bb4, e2, f5 u. g3; Schwarz: Ke5, Dd6, Bb5, b6, e3 u. e4. [10+6 = 16 Stück.]

1. Tc7—d7, Dd6×b8; 2. Td7—d5#. 1 ..... Ke5—d4; 2. Ld8—f6#. 1. ..... Ke5×f5; 2. Tg7—g5#.

Lösung der Aufgabe Nr. 61

von Seyfert. Matt in 3 Zügen.

Weiß: Ka1, Dd4, Tc7 u. g3, Lb1, Sf6, Ba2; Schwarz: Kh8, Tb3 u. c2, Lg7, Bd6 u. e4. [7+6 = 13 Stück.]

1. Dd4—b2! Tb3 oder Tc2×b2; 2. Tg3—h3+, oder Tc7—c8+, Lg7—h6, oder Lg7—f8; 3. Th3×h6, oder Tc8×f8#. Auf 1..... d6—d5 folgt 2. Tc7 oder g3×g7, beliebig, und 3. Tg7—g8 oder h7# usw.

Lösung der Aufgabe Nr. 62

von von Holzhausen. Matt in 3 Zügen.

Weiß: Kf5, Lf4, Bg2 u. g3; Schwarz: Kh5, Le1. [4+2 = 6 Stück.]

1. Lf4—e3, Le1—f2; 2. g3—g4+, Kh5—h4; 3. Le3× f2#. 1. .... Le1× g3; 2. Le3—g5! Lg3 beliebig; 3. g2—g4#. Auf 1. ..... Le1—d2 oder sonst beliebig in der Richtung e1—a5; 2. g3—g4+, Kh5—h4; 3. Le3—f2#.

Partie Nr. 32.

Gespielt im Meisterturnier des Breslauer Schachkongresses am 23. Juli 1912.

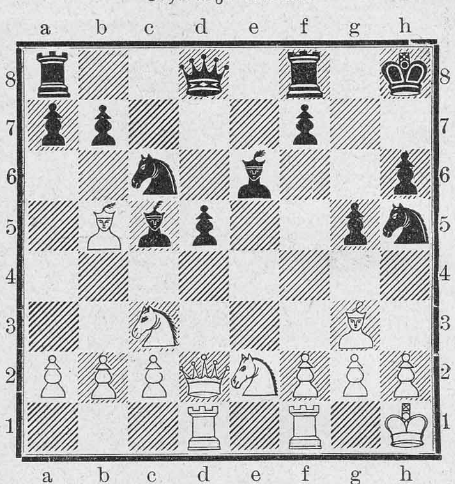
Weiß: Dr. Tarrasch. Schwarz: O. Duras.

Französische Partie.

1. e2—e4 e7—e6
2. d2—d4 d7—d5
3. Sb1—c3 Lf8—b4. [Gilt für minderwertig. Aber Duras, der mit der Theorie auf gespanntem Fuße lebt, liebt solche Züge.]
4. e4× d5 e6× d5
5. Lf1—d3 Sg8—f6. [In dieser Variante wird der Königsspringer am besten nach e7 entwickelt, um den fesselnden Läufer mit f7—f6 zurücktreiben zu können.]
6. Lc1—g5 h7—h6
7. Lg5—h4 c7—c5. [Durch diesen gewagten Vorstoß wird die schwarze Stellung bedenklich kompromittiert. Besser war ein Entwicklungszug.]
8. d4× c5! 0—0. [Konsequent ist d5—d4. Weiß zieht dann am besten: 9. a2—a3 (9. Dd1—e2+, Dd8—e7+), Lb4—a5; 10. b2—b4, d4× c3; 11. b4× a5, und hat dann zwar eine schlechte Bauernstellung, jedoch ein vorzügliches Figurenspiel.]
9. Sg1—e2 Lb4× c5. [d5—d4 würde jetzt an 10. Se2× d4! scheitern, da auf 10. .... Dd8× d4 durch 11. Ld3—h7+ die Dame verloren ginge.]
10. 0—0 Lc8—e6
11. Dd1—d2, Sb8—c6
12. Ta1—d1 Kg8—h8. [Auf 12. .... d5—d4 folgt am besten: 13. Lh4× f6, Dd8× f6; 14. Sc3—e4, Df6—e7 nebst 15. Se4 × c5 mit überlegenem Spiel für Weiß. Der Bauer d4 wird schließlich daran glauben müssen.]
13. Kg1—h1 g7—g5. [Weiß drohte mit f2—f4 unangenehm zu werden. Der gewagte Textzug soll diesen Vorstoß verhindern, aber nun kommt Weiß auf andere Weise in Vorteil.]
14. Lh4—g3 Sf6—h5. [Das verlockende Läuferopfer g5 hätte nur Remis durch ewiges Schach ergeben; z. B. 14. Lh4× g5, h6× g5; 15. Dd2× g5, Sf6—g4!; 16. Dg5—h5+, Kh8—g7; 17. Dh5—h7+, Kg7—f6; 18. Dh7—h4+, Kf6—e5; 19. Dh4—g3+, K 5—f6; Dg3—h4+ usw.]
15. Ld3—b5! [Überraschend. Schwarz kann entscheidenden Nachteil nicht vermeiden. Deckt er den angegriffenen Bd5 durch Sc6—e7, so 16. Lg3—e5+, f7—f6; 17. Le5—d4 mit Vorteil für Weiß; schlägt er jedoch zunächst den Lg3, so erlangt Weiß in der f-Linie entscheidenden Angriff. Siehe Diagramm.]

Stellung nach dem 15. Zuge von Weiß:

Schwarz: Duras.



Weiß: Dr. Tarrasch.

15. ...... a7—a6
16. Lb5× c6 b7× c6
17. Sc3× d5! c6× d5
18. Dd2—c3+ Kh8—g8
19. Dc3× c5 Ta8—c8
20. Dc5—a3 Tc8× c2
21. Se2—d4 Tc2—c8
22. Da3× a6 Dd8—f6
23. Da6—e2 Df6—g6
24. Tf1—e1 Tf8—e8
25. De2—f3 Sh5—f6
26. Df3—d3 Dg6× d3

[Schwarz muß die Dame abtauschen, denn nach 26. ..... Dg6—h5 (auf Dg6—g7 folgte Lg3—e5); 27. f2—f3 stände er noch schlechter.]

27. Td1× d3 Le6—d7
28. Te1× e8 Tc8× e8
29. f2—f3 h6—h5
30. Kh1—g1 Te8—c8
31. Td3—d1 h5—h4
32. Lg3—f2. [Falls Lg3—e5, so Sf6—e8 mit der Drohung f7—f6.]
32. ..... Tc8—a8
33. Td1—a1 Sf6—h5
34. Lf2—e3 f7—f6
35. b2—b3. [Der Gewinn ist nur eine Frage der Zeit, die Freibauern rücken langsam, aber unaufhaltsam vor.]
35. ...... Sh5—g7
36. a2—a4 Sg7—f5
37. Kg1—f2 Sf5× d4. [Trotz der ungleichen Läufer sind die Remischancen nur gering.]
38. Le3× d4 Kg8—f7
39. a4—a5 Ld7—b5
40. b3—b4 Lb5—c4
41. Ld4—c5. [Der König soll nach d4; wenn Schwarz dies durch 41. ..... Ta8—e8 verhindert, dann rückt der a-Bauer vor.]

41. ...... f6—f5
42. Kf2—e3 Kf7—e6
43. Ke3—d4 Ke6—d7
44. Ta1—e1 Ta8—g8. [Falls 44 .... Ta8—e8, so 45. Te1×e8, Kd7×e8, 46. Kd4—c5 und Weiß gewinnt leicht.]
45. Te1—e7+ Kd7—c6
46. Te7—e6+ Kc6—c7. [Falls 46. .... Kc6—b7, so 47. a5—a6+, Lc4×a6, 48. Te6—b6+ und Weiß gewinnt.]
47. a5—a6 g5—g4
48. Te6—e7+ Kc7—b8. [Falls 48. .... Kc7—c6, so 49. Te7—b7 mit der Drohung: 50. b4—b5+, Lc4×b5; 51. Tb7—b6+ und gewinnt.]
49. b4—b5! h4—h3. [Weiß kündigte hier Matt in 3 Zügen an: 50. Le5—d6+, Kb8—a8; 51. b5—b6 nebst 52. Te7—a7# oder 50. ..... Kb8—c8; 51. a6—a7, nebst 52. a7—a8D#.]

Anmerkungen von Carl Schlechter, Wien, im Kongreßbuch.

Bearbeitet von Julius Steinitz.

Handschriftdeutungen.

Zur Ermöglichung eines Urteils sind mindestens 20 Zeilen der unverfälschten Handschrift, am besten Teile von unbeeinflußt geschriebenen Briefen erwünscht. Das Honorar beträgt 1 Mark nebst Porto und ist mit der Schriftprobe einzusenden an die Redaktion der „Bergstadt", Breslau 16. Nichtabonnenten haben 3 Mk. Honorar zu zahlen.

„Verwandte." Die außergewöhnlich nervöse Schrift mit den flüchtigen, ungleich hohen Buchstaben im Wortinnern deutet auf einen furchtsamen, zaghaften, unbeständigen und wankelmütigen Charakter mit hochgradiger Sensibilität und Nervenüberreizung. Die zusammengekrümmten Buchstaben, z. B. das kleine „d" in „und", und das Fehlen mancher Haar- und Grundstriche in einzelnen Worten verraten, daß sich der Herr zur Zeit der Niederschrift des Geschäftsbriefes nicht nur in einem Zustande der Hypochondrie und seelisch-nervösen Gemütsveränderung befand, sondern auch von einer krankhaften Furcht — einer Art Verfolgungswahn — gepeinigt wurde. Da bekanntlich schwungvolle, ausgedehnte Buchstaben mehr eine freudige Stimmung und starke Einbildungskraft oder Eigendünkel offenbaren, namentlich große D-Köpfe usw., so werden Sie leicht verstehen, daß die Buchstaben, die sonst durch lebhafte Federbewegung nach der Höhe und Breite den Grad der Einbildungskraft und Phantasie bekunden, in mangelhafter oder verkümmerter Ausführung wie in dieser Schriftprobe gerade die entgegengesetzten oder negativen Eigenschaften zu Ausdruck bringen, nämlich: Mangel an Selbstvertrauen, tiefe Niedergeschlagenheit und Verzweiflung, ein bedrücktes Wesen, Zerknirschung, Unsicherheit und Schwäche. Der Betreffende fühlt sich unter irgendeinem Zwange todunglücklich. Er glaubt sich fortwährend beobachtet, ist mißtrauisch, möchte sich vor aller Welt verbergen und sehnt sich doch so sehr nach inniger Liebe und Verständnis. In vorliegender Schriftprobe treten außer den besonderen Zeichen für Furcht- und Angstgedanken auch einige pathologische Symptome hervor, welche Vorboten von Agraphie und Gehirnerweichung sind. Wird ein Mann mit einer so nervösen, zersplitterten Schrift nicht seinem Zustand entsprechend behandelt, dann artet die Gemütskrankheit leicht in Geistesgestörtheit aus. In diesem Falle ist größte Schonung der Nerven und Erholung unbedingt nötig, um einer Verschlimmerung der Erkrankung vorzubeugen. E. E.

Rätsel und Aufgaben.

Königszug.

nicht	noch	es	wenn	Herz	gen	bren-	Weh
ist	Wachs	Docht	im	Kla-	ein	nend	er-
	rein	Bren-	zischt	lern'	ne	tra-	
	sie	lischt	nen	oh-	gen	der	
	bis	sie	gen	kla-	ze	Ker-	
die	schung	soll	brennt	brennt	nicht	doch	du
Mi-	rein	sein	still	der	Kopf	sie	hörst



Rätsel.

Es ist ein Wörtchen sonderbar!
Die Vielheit nennt's im Singular,
Von vielen Stücken ein Gemisch,
So etwa, wie das Wort Gebüsch.
Doch sprichst Du es im Plural aus,
So werden gewappnete Männer daraus.

Charade.

(Dreisilbig.)

Vom 2 1 war sehr geplagt, so wie uns die [Geschichte sagt,
Der größte von den 2 3. Geschlagen mit dem 1 3
War dennoch er von Unmuth frei,
Wie seine Worte 1 2 3.

Rätsel.

Nimm flugs einem heiligen Berge den Fuß
Und stelle ihn dann auf die Spitze:
Es ist mit dem duftenden Brote Genuß
Für Peter und Michel und Fritze.

Hans Berthold.

Scherzcharade.

(Viersilbig).

Lenore ging nach Frauenart
Dem Michel linde um den Bart:
„Auf, auf, mein Lieber, träume nicht!
Hör' nur, wovon die eins jetzt spricht.
Weit überm Meer winkt jedem hier
1, 2, 3, 4.

Der Nachbar und die Nachbarin
Sie schicken nimmermüde
Vom Guten nur das Beste hin,
Vom Zweige nur die Blüte.

Drum auf, mein Herz, und säume nicht,
Hör' darauf, was die eins noch spricht:
Zwei in der eins, ist's mit drei, vier
Gewiß bei dir.
Drum auf, entfalte deine Schwingen,
Noch gilt's, das Schönste hinzubringen!"

E. Krossa.

Lösungen der Rätsel und Aufgaben in Heft 8.

Rösselsprung:

Das ist das alte Lied und Leid,
Daß die Erkenntnis erst gedeiht,
Wenn Mut und Kraft verrauchen.
Die Jugend kann, das Alter weiß;
Du kaufst nur um des Lebens Preis
Die Kunst, das Leben recht zu brauchen.

K. Siebel.

Homonym:

Die Feder.

Arithmogryph:

Azoren — Iglau
Nicolai — Neckar
Tuberose — Sudeten
Ohnet — Tampico
Naxos — Erfurt
Rosmarin — Italien
Uri — Naphta
Bischofsstab

Anton Rubinstein.

Silbenrätsel:

Fanni, Rumänien, Osning, Hubertus, Erfurt, Palme, Friesen.

Frohe Pfingsten.

Arithmogryph:

Flamme, **E**lle, **L**eopold, **D**attel, **P**appel, **O**pal, **S**aale, **T**opf, **A**pfel, **M**osel, **T**oledo.
„Feldpostamt."

Rätsel:

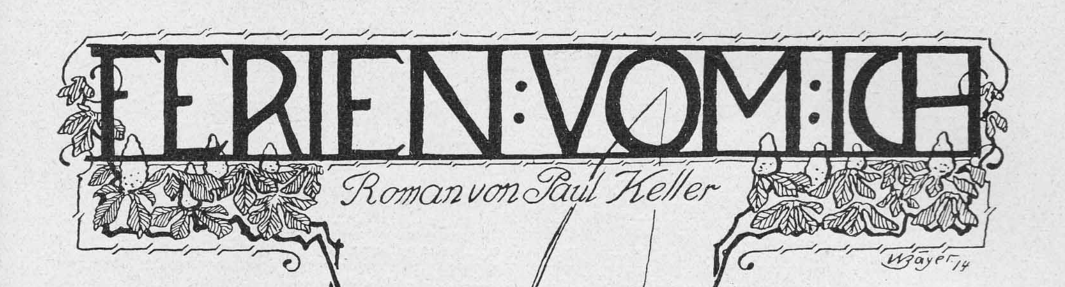
1. Eichendorff, 2. Reiter, 3. Nelke, 4. Salli, 5. Theoderich, 6. Magie, 7. Okuli, 8. Rekrut, 9. Ibykus, 10. Trinidad, 11. Zimmerei, 12. Armagnac, 13. Rettich, 14. Neudorf, 15. Dohle, 16. Taler.
Name des Dichters: „Ernst Moritz Arndt".
Klasse: „Freiheitsdichter".



Helene Nitsch-Willim: Anemonen







(Fortsetzung und Schluß.)



Ja, ich bin's!" sagte das Mädchen, blieb stehen und lachte.

„Wie ist das möglich? Wie ist das denn möglich?"

Stefenson machte den Eindruck verdaddertster Hilflosigkeit. Da sprang ich vom Tisch herunter, brach in ein Gelächter aus und schrie jubelnd:

„Wir haben einen alten, sehr alten Fuchs gefangen. Horridoh!"

Eva hatte glührote Wangen. Sie trat auf den wie angewurzelt dastehenden und mit den Augen staunenden Stefenson zu, reichte ihm die Hand und sagte mit zärtlichem Ton in der Stimme:

„Mein Lieber, Sie werden mir wegen dieser Komödie nicht zürnen. Eine kleine Strafe wenigstens hatten Sie für Ihre Ignazmaskerade doch wohl verdient."

„Ich verstehe nichts — nichts von allem," stotterte Stefenson. Da griff ich ein.

„Also, lieber alter Fuchs, ich will Ihnen alles kurz erklären, was jetzt Ihr in eine Wolfsgrube gefallener Verstand doch nicht von selber findet! Die Sibylle, die Sie befragt haben, war niemand anders als Fräulein Eva selbst."

„Oh — oh — und die wirkliche Sibylle?"

„Sitzt in der Dachkammer und hat uns gegen Geld und gute Worte ihr Amtslokal mal vorübergehend überlassen. Ist das nicht gut?"

Er sagte nicht, daß das „gut" sei. Ganz förmlich wandte er sich an Eva:

„Mein gnädiges Fräulein, es ist ja recht — recht liebenswürdig, daß Sie mit mir zu scherzen belieben; aber ich darf wohl einigermaßen erstaunt sein, da ich erst heute morgen in der Zeitung —"

Ich griff wieder ein.

„Die „Neustädter Umschau" war die zweite Wolfsgrube, in die Sie glitten, verehrter Fuchs, oder vielmehr die erste. Denn die Notiz habe ich geschrieben, habe sie in die „Umschau" lanciert, aber nicht etwa in die ganze Auflage, sondern nur in die beiden Exemplare, die bei Ihnen und bei mir abgegeben werden. Da ist eben für die zwei Nummern im Satzspiegel eine kleine Änderung gemacht worden."

„So ist wohl alles nicht wahr?"

„Nein, es ist nicht wahr," sagte Eva und wurde in dem Maße röter, als Stefenson bleicher wurde. Ich fürchtete mit einem Male, der Scherz könne noch schief gehen, und sagte deshalb:

„Na nu, Stefenson, spielen Sie, bitte, nicht etwa die gekränkte Unschuld. Da wären Sie gerade der Rechte dazu. Was haben Sie uns genarrt. Mit der Ignazgeschichte und mit Ihren „Umschau"-Artikeln, auch als Journa'ist Brown. Ihr Sündenregister ist in dieser Hinsicht so groß, daß unsere kleine List eine äußerst gelinde Revanche ist."

„Und — und der Graf Simmern — und der herzogliche Kammerherr?"

„Himmel, Stefenson, sind Sie heut schwer von Begriffen, diese Simmerns existieren doch gar nicht."

„Ah — so ist das gewesen? Die Anzeige war gefälscht, und die Wahrsagerin waren Sie selbst. Es — es ist ja sehr witzig! Gnädiges Fräulein, Sie haben die alte Sibylle ausgezeichnet gemimt. Ich glaube, Sie sind eine große Schauspielerin."

Es war mir, als ob in Evas Augen eine geheime Angst träte. Ich sagte:

„Na, sehen Sie, ob nun ein Mister Stefenson in den Ferien vom Ich in die Tracht eines Bauernknechts kriecht oder ob eine Opernsängerin in den Ferien vom Ich mal in das Habit einer Wahrsagerin schlüpft, bleibt sich ganz gleich. Das ist doch selbstverständlich."

Seine Augen irrten umher.

„Ich fürchte, die wirkliche Sibylle wird sich in der Bodenkammer erkälten. Man sollte sie jetzt herunterrufen."

Die Stimmung wurde frostig. Ich sah, daß Evas rote Wangen verblichen. In diesem Augenblick humpelte die wirkliche Sibylle ins Zimmer. Sie lachte albern und blinzelte verlangend mit den Augen.

„Na, Sibylle," sagte Stefenson, „Sie werden ja von den Herrschaften schon bezahlt sein; da haben Sie auch von mir noch ein Trinkgeld."

Er legte ein Fünfzigpfennigstück auf den Tisch. Die Alte fauchte unzufrieden; mir ging die Laune aus.

„Gehen wir hinaus!" sagte ich. Ich half Eva den Mantel umlegen und fühlte, wie das Mädchen leise bebte. Schweigend stiegen wir den Weg hinauf. Ich hatte einen mächtigen Groll auf Stefenson. Er selber hänselte alle Welt, aber einen Scherz gegen seine eigene hohe Person vertrug er nicht. Da hatte mir nun in all den Wochen die schöne Eva brieflich ihren Liebeskummer geklagt, ich hatte ihr langsam den Zorn gegen Stefenson, den sie der Ignazmaskerade wegen hegte, ausgeredet, sie hatte endlich den Brief mit der Stelle von Jakob, der um Rahel dient, erhalten, war dadurch gerührt heimlich in Waltersburg angekommen und hatte sich in der Wohnung ihres Vaters, unseres jetzigen Baurats, versteckt. Liebesselig und voller Sehnsucht. Ich, der das Mädchen selbst geliebt hatte, war mit mir fertig geworden, guter Laune zu sein und ihr zu einem unschuldigen Racheplan gegen den Geliebten zu helfen. Und nun scheiterte alles am Hochmut dieses Narren.

— — — — — — — — — — — —

Wir waren kurz vor dem Grundhof, da blieb Stefenson plötzlich stehen und fing unbändig an zu lachen. Es war schon gar kein Lachen mehr, es war ein Kollern.

„Also," sagte er, „nun habenSie den Fuchs gefangen, und da Sie ihn in der Falle haben, machen Sie beleidigte Gesichter, weil der Gefangene knurrt, was doch selbstverständlich ist. Lieber Doktor, Freund und Menschenkenner, bitte, gehen Sie mal freundlichst voran bis zur Lindenherberge und

erwarten Sie uns im Poetenwinkel. Wir kommen langsam nach."

Ich ging voran, und als die beiden anderen im Poetenwinkel eintrafen, sah ich in ihnen ein glückliches Paar.

— — — — — — — — — — — — — —

Es war noch nicht spät, wir waren im Poetenwinkel allein, die Feriengäste noch alle beim Abendbrot. Als wir mit dem allerbesten Wein, den der Herbergsvater besaß, angestoßen hatten, sagte Stefenson so ganz nebenher zu mir:

„Daß der Kerl von der „Umschau" zwei Mark für die Zeile der gefälschten Verlobungsnotiz von Ihnen genommen hat, war unverschämt. Eine Mark wäre auch genug gewesen."

„Woher wissen Sie —?"

„Na, ich war doch drüben in der Redaktion."

„In der Zeitung? Wann? Heute nachmittag?"

„Ja, natürlich! Ich wollte wissen, woher die „Umschau" die große Neuigkeit habe, und da kriegte ich mit Hilfe einiger Überredungskunst und einigen Papiergeldes den ganzen Schwindel heraus."

„Das ist infam," schimpfte ich. „Das soll Diskretion sein."

„Er hat alles gewußt," sagte fassungslos die schöne Eva.

„Jawohl, alles!" schmunzelte Stefenson. „Denn als ich von Neustadt zurückkam, ging ich gleich wieder zu unserem Herrn Doktor, und als mir der so ganz geschickt und ganz und gar unauffällig suggerierte, ich solle doch durchaus mal zu der alten Sibylle gehen, da sagte ich mir: Hm, da ist was dahinter! — und ging zu der alten Sibylle."

„Er hat mich sofort erkannt," klagte Eva. „So schlecht habe ich gespielt."

„Du hast herrlich gespielt!" rief Stefenson; „du bist eine große Künstlerin. „Die Sprache — zum Fürchten; das Äußere zum Schlechtwerden. Zum Beispiel diese borstigen Warzen an Kinn und Hals. Ich habe nie eine schrecklichere Theaterhexe gesehen."

„Es ist aus mit meiner Bühnenlaufbahn," seufzte Eva. „Das ist die furchtbarste Kritik, die ich bekommen konnte. Ich kann ihm nie, nie etwas vormachen!"

„Nein," sagte Stefenson mit großer Befriedigung, „und weil ich jetzt weiß, daß du mir nie etwas vormachen kannst, heirate ich dich. Ich heirate dich mit großer innerer Ruhe und mit sehr großem Vergnügen!"

Daß uns aber auch diesmal der alte Fuchs übertölpelt hatte, ärgerte mich so, daß mir der gute Wein nicht mehr recht schmeckte.

Advent.

Es ist nun still geworden bei uns. Stefenson ist nach Amerika hinüber, um in Eile seiner künftigen Frau ein Heim zu bereiten. Diesmal ist er wirklich abgereist; ein Vertrauensmann von mir hat ihn in Hamburg an Bord gehen sehen. Eva wohnt zwar bei ihrem Vater, hält sich aber allermeist im Forellenhof auf, der ihre zweite Heimat geworden ist. Der Bauer Barthel hat seit dem Abenteuer seiner Verhaftung an Reputation und Vertrauen etwas eingebüßt und steht jetzt ganz unter dem Regiment der dicken Susanne; aber der alte Friede ist wiedergekehrt.

Nur ein wenig still ist es. Methusalem und Emmerich haben auch längst schweren Herzens von uns Abschied nehmen müssen, um in ihr bürgerliches Leben zurückzukehren, und Piesecke ist vom Forellenhof fortgezogen. Er wohnt jetzt in der Waldschölzerei. Er habe an Barthel und Susanne mit der Zeit ein Haar gefunden, sagte er mir, und wolle Eva aus dem Wege gehen. In Wirklichkeit hegt sein leichtbewegliches Herz bereits eine neue Sehnsucht, und diese Sehnsucht wohnt in der Waldschölzerei. Sie heißt Agathe.

„Lieber Herr Doktor,“ sagte er dieser Tage zu mir, „wenn mich die kleine Agathe will, dann möchte ich sie heiraten und mit ihr immer hier bei Ihnen im Heim bleiben. Vielleicht kann ich mich mit etwas Kapital beteiligen und eine kleine Stellung, so als Subdirektor oder ähnlich, bekommen. Ich möchte nicht wieder fort von hier; die große Welt hat allen Reiz für mich verloren.“

„Wir wollen abwarten und überlegen, lieber Piesecke.“

„Ich soll immer abwarten, nie handeln,“ sagte er betrübt.

„Sie haben eben in Ihrem früheren Lebens etwas zu viel gehandelt, lieber Freund. Deshalb sind Sie ja jetzt in den Ferien.“

Da fügte er sich. —

Mit dem schweizerischen Namen „Heimwehfluh“ ist eines unserer kleinen Anwesen benannt, das in einer Waldecke so abseits vom Wege liegt wie die Genovevenklause. Da wohnt Käthe mit ihrem Kinde. Die Frau ist blaß und von zartester Gesundheit; aber ich habe nur mit Mühe durchsetzen können, daß sie eine alte Bedienerin annahm. Sie wollte mit Luise ganz allein sein.

Das Mädchen ist viel ruhiger geworden. Wohl hindert sie die Mutter nicht, zu anderen Kindern zum Spielen zu laufen; ja, sie drängt sie oft dazu, aber das Kind bleibt am liebsten daheim. Dort ist es in einem ewig sonnigen Paradies der Mutterliebe. Die Mutter dichtet Geschichten um Geschichten, die Mutter spielt so schön, wie niemand spielen kann, die Mutter macht selbst das Lernen zur Lust.

Käthe und das Kind sind noch die einzigen Kameraden, die ich hier habe. Sie stören mich nicht. Ich weiß, daß sie im Frieden sind und daß sie mir, wenn ich frage, wie es ihnen geht, immer nur die eine Antwort geben werden: „Es geht uns gut!“ Es ist so schön, Menschen zu begegnen, die sagen, daß es ihnen gut gehe, es ist wie ein herzstärkender Blick auf ein heiteres Gelände, der sich bei einer so lieben Antwort auftut.

Im Forellenhof wird jetzt viel geschneidert, gestrickt, gebastelt. Eva schafft an ihrer Ausstattung, und alles Weibsvolk ist ganz närrisch, ihr dabei zu helfen. Es ist auch sehr heimlich in der großen Bauernstube. Der Wind zieht um die Giebel oder pfeift auf dem Schornstein wie auf einer großen Flöte, der Regen knistert am Fenster, das Feuer flackert im Herd, die alte Uhr geht freundlich ihren Weg hin und her mit ihrem Schlenkerbein. Manchmal erzählt eine der Frauen eine Geschichte, manchmal rattert eine Nähmaschine, manchmal spielt Vater Barthel auf der Ziehharmonika, oft kommt einer von den „Mannsvölkern“ in die Stube, schüttelt sich wie ein Pudel, wärmt sich am Ofen und sagt etwas Nettes oder etwas Dummes, über das gelacht werden kann. Was bei der Hausarbeit herauskommt, kann ich nicht beurteilen. Eva wird eine sehr, sehr reiche Frau sein, aber vielleicht sind ihr einmal diese mit recht verschiedenartigem Talent im Ferienheim gestickten Monogramme und Schneidereien lieb und wert. — — —

Ich bekam eben einen Eilbrief von Methusalem aus München:

„Lieber Herr Doktor!

Unser Freund Stefenson (wo hätte ich in dem Heimtücker den langen Ignaz, vermutet!)hat mich von Amerika aus mit der ehrenvollen Aufgabe betraut, die äußeren Feierlichkeiten seines Hochzeitsfestes in Regie zu nehmen. Trotz meines hohen Alters will ich die Aufgabe übernehmen. (Nota bene: Was sage Sie als Mediziner dazu, daß ich mit 998¾ Jahren noch einen Weisheitszahn kriege?) Also übernehmen! Die bewilligten Mittel sind generös.

Man könnte damit alle Einwohner eines deutschen Herzogtums drei Tage lang freihalten. Ich werde mit einem Bruchteil des Geldes auskommen, und das Fest wird dennoch glänzend sein. Mein Freund Emmerich, bekanntlich Gesanglehrer an einer Taubstummenanstalt und auch sonst ein berühmter Musiker, übernimmt den musikalischen Teil. Das Fest soll am ersten Weihnachtsfeiertag im Rahmen eines großen deutschen Weihnachts- und Weihespieles stattfinden. Es ist allerhöchste Zeit, mit den Vorbereitungen zu beginnen. Erwarten Sie mich also schon morgen, sagen Sie Frau Susanne, daß ich vor Sehnsucht nach ihr brenne, durch welch schöne Redewendung sie erinnert sein soll, mein Zimmer gut zu heizen, und bewegen Sie Freund Piesecke, in den intimeren Festausschuß einzutreten.

Ihr
getreuer
Methusalem.

Nachschrift. Ich habe heute aus Freude, so bald nach dem geliebten Waltersburg zurückkehren zu können, bereits einige hundert Purzelbäume in meinem Bette geschlagen. Ich finde das zwar unpatriarchalisch, aber es mußte sein! Methusalem."

Frau Susanne strahlte, als ich ihr Methusalems baldige Ankunft verkündigte, und rannte spornstreichs nach dem Kohlenkasten. Sie kann ihren ältesten Sohn nicht lieber haben als diesen Maler, der sie doch ständig ärgert und über den sie ständig schimpft.

Mit Piesecke dagegen hatte ich Schwierigkeiten.

„Ich lehne ab," sagte er kalt, als ich ihm Methusalems Brief vorgelesen hatte. „Denn erstens, dieser Stefenson, der mich als Knecht Ignaz gemißhandelt hat, verdient von mir keine Gefälligkeit, und diese Eva auch nicht. Was aber Methusalem und Emmerich anbelangt, so habe ich mich einmal mit ihnen eingelassen und die traurigsten Erfahrungen mit ihnen gemacht."

„Lieber Piesecke," sagte ich, „Sie werden sich das noch überlegen. Was Stefenson anlangt, so sind Sie eine viel zu große Natur, um nachträgerisch zu sein. Und mit Methusalem und Emmerich dürfen Sie sich ruhig verbinden. Ich gebe zu, daß sich die beiden in der Waltersburger Schlacht feig und schäbig benommen haben. Sie sind eben keine Helden. Ein Fest aber ist keine Schlacht; da werden Sie ihren Mann stellen. Im übrigen gebe ich Ihnen zu bedenken, daß, falls Sie sich fernhielten, Fräulein Agathe aus der Waldschölzerei den Verdacht schöpfen könnte, Sie hätten Ihren Gram um die verlorene Eva immer noch nicht verwunden."

„Oh," rief da Piesecke, „den hab' ich gründlich verwunden. Aber Sie haben recht, der Verdacht läge nahe. Also mache ich mit!"

Schon am nächsten Morgen kehrten unter ungeheurem Hallo Methusalem und Emmerich nach dem Ferienheim zurück. Eine Stunde später fand die erste „Geheime Sitzung des intimeren Festausschusses", bestehend aus Methusalem, Emmerich und Piesecke, statt. Ich hatte bescheiden angefragt, ob ich eine beratende Stimme im Ausschuß haben dürfte, war aber abgelehnt worden.

Hochzeit und Ende.

Was hatten wir für einen schönen heiligen Abend! Auch über die Festtage war unsere Anstalt mit Gästen gut besetzt, aber die Leute waren alle kurz vor dem Christabend etwas stiller geworden. Ich merkte, wie viele an Heimweh litten. Durch einen besonderen

Anschlag war rechtzeitig bekannt gegeben worden, daß jeder Feriengast ein Paket nach Hause senden und ein solches von Hause erbitten solle. In den letzten Tagen trafen viele solche Liebesgaben bei uns ein. Sie wurden in der Direktion aufgestapelt.

Wie nun der Abend kam am 24. Dezember, dieser heilig-süße Abend, an dem alle Herzen anders gehen als sonst, ritt auf schneeweißem Roß Knecht Rupprecht von Haus zu Haus. Hinter ihm fuhren in mit Silber, Gold und Tannengrün geschmückten Schlitten vier Engelein, von denen eines die kleine Luise war, dann kam ein Bläserchor, zuletzt stampften Zwerge und Waldgeister durch den Schnee, die schleppten alle Pakete auf den Schultern und taten, als ob sie schwer daran zu tragen hätten.

Vor jedem Bauernhof wurde Halt gemacht. In der großen Stube brannte der Christbaum; Knecht Rupprecht trat ins Zimmer und sagte seinen Weihnachtsgruß, die Engelchen sangen ein Lied, der Bläserchor blies vor dem Hause einen Choral und die Zwerge und Waldgeister schleppten Pakete herbei — Grüße aus der Heimat.

Da hat keinem von unseren Feriengästen die Weihnachtsstimmung gefehlt.

Auch ich hatte meine Weihnachtsfreude. Am Nachmittag erhielt ich ein Kabeltelegramm von der Mutter aus Rio:

„Sehne mich nach dir. Grüße von Joachim und mir an dich, Luise, Käthe und die Heimat. Eure Mutter."

Friede auf Erden! Ich ging nach der Heimwehfluh. Käthe saß am Fenster, spähte nach dem Lichtschein der Fackeln, die den Schlitten begleiteten, darin ihr Kind saß, und hörte auf die alten Weihnachtslieder, die aus dem Tale drangen.

Ich gab ihr das Telegramm. Sie las es und wurde zum ersten Male wieder ein wenig rot im Gesicht.

„Schenke es mir zu Weihnachten," bat sie.

„Ich habe es dir ja gebracht."

Ich blieb bei ihr, wollte Luises Rückkehr abwarten. Da sagte sie im Laufe des Abends:

„Ich weiß wohl, daß es nicht mehr allzu lange mit mir dauern kann. Aber sage mir, ob ich übers Jahr noch leben werde."

„Bestimmt, Käthe."

Da trat ein Lächeln auf ihre Züge.

„Das ist noch eine lange Zeit zum Glücklichsein!"

— — — — — — — — — — — —

Stefensons Hochzeit fand am späten Nachmittag des ersten Christfeiertags in aller Stille in der Waltersburger Kirche statt. Nur Evas Vater und ich waren als Trauzeugen gegenwärtig. Wir waren nicht über den Marktplatz, sondern auf einem Umweg nach der Kirche gefahren. So war das von Methusalem angeordnet worden. Auf demselben Wege, den wir gekommen, mußten wir auch wieder nach Hause fahren. Ich merkte, daß Stefenson verwundert war. Die heilige Handlung in der Kirche hatte ihn ergriffen, und er hatte wohl erwartet, daß es von der Kirche direkt nach dem Marktplatz zu einer stimmungsvollen großen Weihnachts- und Hochzeitsapotheose gehen würde.

Wir fuhren aber nach dem Heim zurück und zwar nach dem „Rathaus" und wurden dort im großen Saal von zahlreichen Feriengästen erwartet. Das Brautpaar wurde mit vielen Heilrufen empfangen und zu seinen Ehrensitzen geleitet. Ein schönes Mädchen mit roten Rosen im Haar überreichte den zwei Glücklichen einen goldenen, mit Wein gefüllten Pokal, das Hoch-

zeitsgeschenk des Heimes, und sprach dazu Verse, die ein im Heim anwesender Dichter geschaffen hatte. Und also endete das Hochzeitslied:

„Alles Wünschen geht zur Ruh:
Du bist ich, und ich bin du!
All dein Schmerz und Leid ist mein,
All mein Gut und Glück sind dein!
Wo dein Fuß geht, ist mein Ziel,
Was zum Dienst dir, ist mein Spiel;
Deine Blumen pflanze ich,
Deine Tänze tanze ich;
Ich will deinen Kummer klagen,
Du sollst meine Kränze tragen;
Ich kann nimmer müde sein,
Ehe du nicht schlummerst ein;
Ja, mein Gott grüßt mich von fern,
Strahlt auf dich ein goldner Stern."

So sprach der Dichter in den Ferien vom Ich zu dem Brautpaar.

Schöne Lieder wurden gesungen, die Musikmeister Emmerich eingeübt hatte. Ansprachen wurden gehalten von unserem Direktor, von je einem Vertreter der Kurgäste wie der Angestellten, schließlich sprach auch ich ein paar Freundesworte.

Stefenson hatte Tränen in den Augen, als er für alle Liebe, die er erfahren, dankte, als er sagte, er habe in diesem schönen deutschen Tal den Frieden gefunden, den er drüben im Lande der rücksichtslosen Dollarjagd niemals gekannt. Hier habe er nach einem Leben voll Aufregung, Überarbeit und gelegentlichen wilden Genüssen nicht nur Ferien, sondern Feierabend gemacht für immer. Er wisse jetzt, da er die Frau seines Herzens gefunden habe, daß ein höheres Glück nicht mehr zu erjagen sei, und so wolle er drüben in Amerika seine Beziehungen klug und vorsichtig zu lösen suchen und dann ganz nach Deutschland ziehen, das ja doch seine wahre Heimat sei.

Gerade drückte die strahlende Braut ihrem Mann glücklich die Hand, da saßen wir plötzlich alle im Stockdunklen. Alle elektrischen Lampen waren ausgeschaltet.

Rufen, Fragen, Gelächter erschallte. „Was ist los? Was ist los?'

Da wurde die Tür aufgerissen, eine Rotte unheimlicher Gesellen erschien, vom Lichte der Fackeln und Laternen, die sie trugen, schauerlich beleuchtet.

„Hände hoch!"

Alte Donnerbüchsen und neumodische Revolver richteten sich gegen das Publikum, das halb erschreckt, halb amüsiert die Hände hochhob. Unter der eindringenden Rotte waren auch einige wüst anzuschauende Weiber.

„Was ist das?" fragte mich Stefenson. „Gehört das zum Festprogramm?"

„Wahrscheinlich handelt es sich um den alten Hochzeitsbrauch, die Braut zu rauben," sagte ich.

„Braut zu rauben? Oho!"

Blitzschnell hatte Stefenson seinen prachtvollen Frack ausgezogen und auf den Fußboden geschleudert, die Hemdärmel aufgestreift, sich vor die Braut gestellt und in Boxerauslage dem ersten die Bühne erklimmenden Unhold entgegengestellt. Und kaum hatte der mit heiserer Stimme gebrüllt: „Die Braut heraus!" da überkugelte er sich auch schon, der zweite und dritte fielen über den ersten. Nun hörte ich Piesekes krähende Kommandostimme: „Umzingeln! Von hinten fassen!" Die ganze Bühne füllte sich mit Brauträubern, es gab einen wüsten Kampf. Als ich endlich Raum gewann, um die elektrische Beleuchtung wieder einzuschalten, sah ich, daß Stefenson, von ungeheurer Übermacht bewältigt, abgeführt wurde, hinter ihm von Frauen umgeben seine Braut.

Ich bekam so etwas wie Kratzen in die Kehle. Eben war die Stimmung noch so gehoben, und nun vollzog sich solch wüste Maskerade. Das alles hatte Methusalem, der vom Bräutigam bestallte Regisseur des Hochzeitsfestes, auf

dem Gewissen. Ich folgte der nach außen drängenden Menge. Draußen war alles stockdunkel; die Straßenbeleuchtung war ausgeschaltet; nur die Fackeln und Laternen leuchteten gespenstig, und der Schnee schimmerte matt. Der Rotte voran leuchtete eine riesige, ballonartige Laterne, die an hohen Stangen getragen wurde. Auf der einen Seite zeigte die transparente Ballonhülle das liebliche Bild der „Hanne vom Forellenhof", auf der anderen eine scheußlich anzusehende, aber genial gezeichnete Karikatur Stefensons.

Es ging bergauf und bald wußte ich: wir gingen nach dem Weihnachtsberg. Das Kuppengelände, die alte „Weihnachtsburg" und alle Wirtschaftsräume waren vor etwa drei Wochen in den Besitz unserer Kuranstalt Waltersburg übergegangen.

Vom Berg herab kam uns viel Volk entgegen; die Leute trugen Laternen mit transparenten Bildern: Methusalem hatte sich selbst verewigt, als tausendjährigen Greis voller Güte und Abgeklärtheit, Emmerich war von einem Mückenschwarm fliegender Noten, Violinschlüssel, Kreuze, Auflösungszeichen und Fermaten umgeben, die dicke Susanne strahlte in zinnoberrotem Licht, Barthel als gefesselter Verbrecher war zu sehen, Lewisohn mit einer riesigen Reklametrompete, Piesecke als Gott Mars in furchtbarer Rüstung, schließlich auch mein etwas ins Sentimentale karikierter Kopf, den ein Kranz von heulenden, bellenden, hochnäsigen, sich Flöhe schabenden Dackeln lieblich umrahmte.

Als wir der Weihnachtsburg näher kamen, erstrahlte sie in tausend farbigen Lichtern, Böllerschüsse hallten über Berg und Tal, und bald blies ein Chor vom grauen Turm herab:

„O, du fröhliche, o du selige,
Gnadenbringende Weihnachtszeit."

Gleich hinterher aber:

„Wenn Weihnachten ist,
Wenn Weihnachten ist,
Dann kommt zu uns der heil'ge
Christ;
Bringt jedem eine Muh,
Bringt jedem eine Mäh,
Bringt jedem eine wunderschöne
Schnätterättättä!"

Unter den Klängen dieser großen Hymne der Fröhlichkeit zogen wir in die Weihnachtsburg ein, und ich war so vergnügt, daß ich einer erst kürzlich bei uns eingetretenen Feriengastin, einer überalterten, erfolglosen Männerjägerin, die heute schlechter Laune war, widersprach, als sie meinte, dieses Lied passe für einen Mann, der eine Braut erworben habe, sehr seltsam, denn von der „Muh" oder der „Mäh" könnte man leicht schließen, daß er zum heiligen Christ ein Kalb oder ein Schaf beschert erhalten habe.

„Besser als eine Schnätterättättä!" sagte ich grob.

„Ah, Sie meinen wohl — ich hätte ein loses Mundwerk?" fragte sie spitz.

„Ja," nickte ich ihr ehrlich und gemütlich zu.

„Ich reise ab!" rief sie entrüstet. Leider führte sie diesen Entschluß erst acht Wochen später aus.

Ich aber ließ mir damals die Laune nicht trüben; denn ich fing an zu begreifen, daß der Regisseur Methusalem seine Sache gut machte. Der große mit Tannenreis ausgeschmückte Saal der Weihnachtsburg füllte sich mit Menschen; Bräutigam und Braut allein waren nicht mehr zu sehen. Eva war von den Frauen, Stefenson von den „Räubern" beiseite geschafft worden. Nach etwa einer halben Stunde aber erschienen beide auf einer kleinen Empore. Sie hatten ihre hochzeitlichen Kleider abgetan und waren beide in phantastischen Kostümen, er als Winterkönig, sie als Königin.

Mit donnerstimmigem Heilruf wurde das Brautpaar begrüßt. Holdselig lächelnd grüßte die Braut in den Saal; steif und ungelenk verneigte sich Stefenson. Ich stand dicht an der Eingangstür. Da hörte ich plötzlich dicht neben mir ein grimmiges Schnaufen und fühlte mich von einer nervigen Hand schmerzhaft fest am Oberarm gepackt.

„Das ist eine Gemeinheit! O, das ist eine grenzenlose Frechheit!" ächzte jemand. Und neben mir stand — der lange Ignaz, der Knecht vom Forellenhof, wie ich ihn den ganzen Sommer hatte herumlaufen sehen.

„Ignaz — ja, wie ist denn das möglich? Wo kommen Sie denn her? Wer sind Sie denn überhaupt?"

„Tun Sie mir den Gefallen, lieber Doktor und Freund, helfen Sie mir, es wird ein Verbrechen an mir begangen."

„Ja, wer sind Sie denn nun in Wirklichkeit?"

„Ja, sehen Sie denn nicht, daß ich der echte lange Ignaz, der echte Stefenson bin?"

Er stöhnte. Ich nahm ihn beiseite in den Flur hinaus, stellte ihn dicht unter eine Lampe und sah ihn erstaunt an.

„Stefenson, sind Sie es wirklich? Wer ist denn dann der Mann, der drinnen auf der Empore steht?"

„Das ist Methusalem, der Schuft! Der hat erst mich und meine Braut gefangen genommen; dann hat er mir hier oben auf der Burg gut zugeredet, ich möchte doch nur einmal, ein einziges Mal im Leben noch die Maske des langen Ignaz anlegen, lediglich zur Erheiterung meiner Hochzeitsgäste. Ich bin so ein Esel, darauf einzugehen, und wie ich jetzt in den Saal komme, hat unterdeß der Halunke meine Maske angelegt, steht neben der Braut und mimt den Bräutigam. Das ist himmelschreiend!"

Ich war für den Augenblick ganz verwirrt.

„Es war doch hoffentlich der echte Stefenson, der Eva geheiratet hat?"

„Ja, Gott sei Dank, der geheiratet hat, der war ich! Und ich war es auch noch unten im Rathaus. Aber nun bin ich es nicht mehr, nun bin ich der lange Ignaz, und an meiner Stelle steht ein Popanz, ein Wechselbalg, dieser scheusälige Methusalem, den ich zu meinem Hochzeitsregisseur gemacht habe."

„Aber Eva — Ihre Frau?"

„O, ich schwöre Ihnen, sie erkennt den Kerl nicht. Denn sehen Sie, erstens kannte sie mich doch überhaupt nicht sehr genau, zweitens ist die Maske des Schurken vortrefflich, drittens sieht sie ihn kaum von der Seite an, weil sie sich als junge Frau schämt, vor allem Volke mit ihrem Bräutigam zu liebäugeln, und endlich verstellt der Kerl seine Stimme, weil er doch den Winterkönig spielt. Er nimmt alle Ehren, die mir gebühren, für sich in Anspruch. Es ist zum Weinen!"

„Platz für die Majestäten!"

Das Tor der großen Halle wurde aufgetan, in Schneeschimmer und Mondenschein stand draußen das Gefolge des Winterkönigs. Ein prächtig geputzter Schlitten mit vier weißen Pferden hielt vor der Halle, Eisjungfrauen bildeten Spalier, hinter ihnen standen Rupprechte, Waldteufel, Nußknacker, Pfefferkuchenmänner, Schornsteinfeger und Zwerge. Auch eine seltsame Reiterkavalkade war da. Eine eben in Neustadt gastierende „Künstlertruppe" war von Methusalem ausgenützt worden. So ritt in dem Reiterzug einer auf einem Kamel, dann kam einer auf einem Pferd, einer auf einem Esel, einer auf einem Ziegenbock, einer auf einem Steckenpferd, einer auf einem dressierten Schwein, zuletzt einer auf

einem Schusterschemel. Die Bauernfrauen kriegten Lachkrämpfe, als sie diesen Zug in stolzer Parade vorbeireiten sahen. Methusalem kannte die Art Humor, durch die das Volk bis zu Tränen belustigt und wahrhaft begeistert wird.

„Platz für die Majestäten!"

Stefenson stöhnte auf.

„Das lasse ich mir nicht bieten! Ich entlarve ihn!"

„Still, still, lieber Freund! Sie werden doch nicht aus der Rolle fallen. Methusalem ist der Regisseur; er hat Ihnen die Rolle des langen Ignaz zugewiesen, die müssen Sie spielen!"

„Aber das ist bodenlos frech!"

Ich sah ihn mit einem einzigen Blicke an, und er schwieg.

„Nun gut," knurrte er, „meinetwegen!"

Der König und die Königin schritten stolz an uns vorüber. Ich hielt derweil Stefenson mit festem Griff am Arm. Böllerschüsse krachten; auf den umliegenden Höhen flammten Freudenfeuer auf; vom Turme tönte der Mendelssohnsche Hochzeitsmarsch; der Kamelreiter kommandierte zu großer Parade, die Eisjungfrauen knixten, die Rupprechte schüttelten Säcke, in denen Wallnüsse waren, die Waldteufel schnurrten, die Schornsteinfeger schwenkten ihre Glücksbesen, die Zwerge warfen mit Schneeballen, und alles Volk schrie „Hurra hoch!" Es war eine ganz ungeheure Fröhlichkeit.

Stefenson sah mit verglasten Augen auf alles, was um ihn geschah, hauptsächlich auf die Braut, die glückstrahlend in den Prachtschlitten stieg, und auf den falschen Bräutigam, der selbstsicher und großspurig neben ihr Platz nahm, und sagte:

„Es ist infam!"

„Still, lieber Freund, still. Es ist originell. Sie werden das im Leben nie wieder vergessen. Reden, Ansprachen, Lieder werden Sie vergessen — das nicht!"

„Nein, das nicht!" knurrte er. „Und das kann ich Ihnen sagen: ich heirate niemals mehr im Leben. Zum mindesten aber lasse ich mir nie mehr einen verrückten Münchener Maler dabei Regie führen!"

„Menschenkinder, Menschenkinder! Da steht der lange Ignaz!"

Auf uns zu steuerte mit kirschrotem Kopf und fuchtelnden Armen die dicke Susanne, hinter ihr ihr Ehegespons Barthel.

„Ist es möglich? Ist es möglich?"

Die beiden waren außer sich, und der lange Ignaz geriet in tödliche Verlegenheit.

„Ja, das ist er doch! Das ist er doch wirklich! Aber, das kann er doch gar nicht sein! Er ist doch Stefenson! Er ist doch der Bräutigam! Er sitzt doch im Schlitten!"

So riefen sie durcheinander, bis Susanne sich an ihren Mann wandte und erbost sagte:

„Das sage ich dir, Barthel, führst du mich auch diesmal wieder an, dann hast du nichts zu lachen, du, du Schwindler, du!"

Und an Stefenson gerichtet, forsch und bestimmt:

„Mensch, sind Sie's oder sind Sie's nicht?"

„Ich bin's, das heißt, nein, ich bin's nicht!"

„Er ist's! Er ist's nicht! Habt Ihr's gehört, er ist's, er ist's nicht! Es ist wieder ein Riesenschwindel bei der Sache! Ignaz ist Stefenson gewesen! Aber jetzt ist der Stefenson nicht Ignaz. O, Barthel, du schlechter Kerl —"

„Ich bin unschuldig," beteuerte Barthel.

„Du bist nie unschuldig! Du bist ein Filou —"

„Hurra — der lange Ignaz!"

Eine ganze Rotte stürmte auf uns ein — Piesecke, die dicke Cenzi, der alte Dessauer, Friedrich Schiller, Opernsänger Hagen, Fuhrmann Henschel, Gottlieb, der Amtsrichter, Emanuel Geibel — die ganze Sommergesellschaft vom Forellenhof, die alle zur Hochzeitsfeier eingeladen worden und auch alle erschienen waren.

„Der lange Ignaz! Der lange Ignaz!"

So dröhnte es aus der Halle, so rief es auf dem Platze. Die Winterkönigin wandte sich um, sah Ignaz neben mir stehen und rief:

„Welch entzückende Maske! Grüß Gott, Ignaz!"

Ignaz streckte sehnsüchtig die Arme nach ihr aus, aber schon begannen die Zwerge mit silbernen Schellen zu läuten, die Musik setzte schmetternd ein, der Kamelreiter gab das Zeichen zum Aufbruch, die Menge ordnete sich, vier Pagen führten die geschmückten Rosse, die den Brautschlitten zogen, der ganze Festzug setzte sich in Bewegung. Bunte Feuerwerkssignale stiegen von Waltersburg aus grüßend empor, und auf einmal flammte der ganze Weg nach der Stadt hinab in tausend bunten Lichtern. In ganz kurzen Abständen standen als Christbäume geschmückte junge Tannen am Waldweg, alle von elektrischen bunten Lämpchen beleuchtet und behängt mit Zuckerzeug und roten Äpfeln. Und zu jedem Christbaum gehörte eine kleine „Ehrenwache" von Kindern, die die Erlaubnis hatten, nach dem Festzug die Bäume zu plündern. Aber auch das große Volk erhielt mancherlei Gaben aus den Feenschlitten der Eisjungfrauen oder den großen Säcken der Rupprechte und Nikolause.

Das ganze schlichte Volk der Berge und ihre Kinder waren in einem einzigen Erstaunen, in einem einzigen Glückseligsein.

„Ihr Hochzeitstag wird von Geschlecht zu Geschlecht besprochen werden," sagte ich zum langen Ignaz. Der knurrte bloß. Und ich konnte ihm seine Wortkargkeit nicht verdenken, denn im eigenen Hochzeitszug als Nebenfigur in achter oder neunter Reihe durch den Schnee zu stampfen, ist ein arges Stück. Dennoch war ich nicht ganz frei von Schadenfreude und geneigt, Methusalems Streich zu billigen, ja zu loben.

„Woran denken Sie, Stefenson?" fragte ich in guter Laune.

„Wie ich ihn am besten umbringen kann!"

„Nicht doch! Sehen Sie, er spielt den Bräutigam mit Würde!"

Wie ein wirklicher König saß Methusalem im großen Paradeschlitten neben der lieblichen Braut. Manchmal erhob er sich und blickte stolz, aber doch gütig und leutselig um sich. Alle Huldigungen von jung und alt nahm er mit schlichter und doch königlicher Würde an, und wenn sich armes Volk an den Schlitten drängte, um für die empfangenen überreichen Gaben zu danken, winkte er großmütig ab, wie einer, dem das Schenken eine Freude und dem nichts zu teuer ist.

„Sehen Sie doch, Stefenson, wie schön alles ist, wie ungemein poetisch und so ganz danach angetan, alle Teilnehmer mit Freude zu erfüllen. Die ganze weiße Bergwelt schimmert, und alle Menschen sind fröhlich; ist das nicht schön?"

„Ich bin nicht fröhlich," brummte er; „es ist doch nicht schön, seinen Mitmenschen so zu narren!"

„Denken Sie halt, Stefenson, Sie machten mal Ferien vom Ich — als Bräutigam."

„Ich hätte da erst etwas länger im Dienst sein sollen, ehe ich Ferien machte."

„Das ist richtig; aber das Fest ist zu schön, um es zu stören."

Das schien er halb einzusehen, und mit fast weinerlicher Stimme sagte er:

„Da schafft er mit meinem Geld ein solches Fest und dann fährt er durch

meine via triumphalis mit meiner Braut."

„Und Sie, Stefenson, gehen als Knecht Ignaz hinterdrein und sind ein großer Philosoph, der über das alles lächelt."

„Wenn ich lächeln wollte, würde ich losheulen!" sagte er dumpf.

„So lächeln Sie nicht, so warten Sie ab."

Hinter uns quiekte immer eine erregte Stimme: „Ignaz, Ignaz! So warten Sie doch! Ich will Sie etwas fragen!"

Das war Susanne. Sie brannte vor Neugierde; aber der Weg ging bergab, war etwas glatt, und sie war wie immer schlecht zu Fuß. So kam sie immer mehr ins Hintertreffen.

Am Eingang zur Stadt wurde der Zug vom Magistrat und allen anderen Honoratioren empfangen. Wir hörten, wie der Winterkönig-Bräutigam auf die Ansprache des Bürgermeisters kurz, aber sehr huldvoll antwortete, und dann ging der Zug zum Marktplatz. Dort war amphitheatralisch eine Bühne gegen eine Rathauswand gebaut. Auf der höchsten Stufe war ein von bunten Lampen wie von strahlenden Edelsteinen umflimmerter Thron errichtet, auf dem der König mit seiner Gattin Platz nahm. All das märchenhafte Gefolge nahm auf den niederen Stufen Aufstellung; ganz unten stand die Kavallerie vom Kamelreiter bis zum Mann auf dem Schusterschemel. Scheinwerfer von gegenüberliegenden Dächern warfen auf das Bild wechselnde Lichter. Atemlos stand das schlichte Bergvolk. Alle Märchen- und Himmelsträume schienen vor ihm erfüllt. Feierliche Weisen erklangen, und dann sprach der Bräutigam:

„Geliebtes Volk unserer Berge! Ich spreche zu Euch in meinem eigenen uralten Königsnamen und im Namen meiner Königin. Ich sage: meiner Königin, nicht meiner Frau. Darauf achtet wohl."

Stefenson neben mir atmete auf.

„Er kriegt eine anständige Anwandlung."

„Geliebte, hochgeehrte Bürger von Waltersburg und Umgegend! Nicht Stefenson steht vor Euch; der Winterkönig grüßt Euch, der Stefensons und der edlen Jungfrau Eva Hochzeitsfest würdig begehen will. Hört, was ich Euch mit Bräutigams Stimme sage:

Ich bin glücklich bei Euch geworden, und deshalb will ich Euch glücklich machen. Gutes um Gutes! Liebes um Liebes! Vielleicht war kein anderes Tal der Welt würdig wie dieses einer großen Gesundungsidee, von den Plagen und Leiden unserer Zeit zu erlösen, Heimat zu sein, wie diese schönen Wälder um Eure Stadt. Dank Euch, daß Eure Großmut, Eure Einsicht, Euer Weitblick uns diese Heimat gegeben hat.

Deshalb wurdet Ihr mir alle Freunde, und als Freunde waret Ihr zum Hochzeitsfest geladen. Das Fest ist schön und herrlich geworden, weil Ihr alle da seid, weil Ihr alle glückliche Gesichter macht. Habt Dank!

Wer spricht hier? Der Winterkönig! Aber so spricht Stefenson durch seinen Mund: Ich und meine Gemahlin wollen, daß dieser glückliche Tag ein Andenken hinterlasse. Darum machen wir für Waltersburg eine Stiftung von hunderttausend Mark mit der Bestimmung, daß alljährlich ein Viertel der Stiftungszinsen alten bedürftigen Eheleuten, ein zweites Viertel den Waltersburger Schulkindern zugute komme; das dritte und das letzte Viertel aber sind zu Hochzeitsgeschenken für die im nächsten Jahre Heiratenden bestimmt, von welcher Stiftung sich keines, auch nicht das wohlhabendste Brautpaar, ausschließen soll, auch wenn es nur einen Blumenstrauß annimmt, den ärmeren aber soll ein

guter Happen für den Nestbau gegeben werden."

Eine brausende Welle des Beifalls donnerte über den Waltersburger Marktplatz.

Ich sah verwundert auf Stefenson.

„Wissen Sie etwas von dieser Stiftung?"

„Kein Wort! Der Kerl verschenkt mein Vermögen."

Mir wurde warm trotz der winterlichen Luft. Der Jubel auf dem Marktplatz legte sich nicht. Der König winkte mit der Hand. Die Königin neben ihm strahlte in Seligkeit. Der König winkte wieder und wieder. Endlich wurde Ruhe. Und abermals klang die tiefe Stimme des Winterkönigs:

„Stefenson fragt nicht nach Ehre und Ruhm, nicht nach Beifall und Dank. Nur Liebe und Vertrauen will er. Auf diesem goldenen Untergrund will er mit Euch leben und schaffen für das Gedeihen seiner Gründung, für den Ruhm Waltersburgs, für das Heil der Menschheit. Nun wißt Ihr vielleicht alle, daß unter den vielen Geplagten, die in der harten Schule des Lebens müde und krank geworden, hier in dieses schöne Tal kamen, um Ferien zu machen, einer daherhumpelte von langer, langer Reise, einer Reise, auf der er Arbeit und Mühe in erträglichem Maß, Verkennung und Not in Überfülle, echtes Glück und wahre Freude aber wenig fand. Dieses Mannes Leben war lang, er war Methusalem. Hier in Waltersburg aber fand Methusalem Freude und Friede. Methusalem ist der Leiter dieses Festes, Methusalem ist aller Weltweisheit und Welterfahrung voll, darum soll auch die Stiftung, die Stefenson heute macht, nicht Stefenson-Stiftung, sondern Methusalem-Stiftung heißen."

Beifall. Das Volk staunte.

„Auch das noch!" sagte Stefenson neben mir.

„Ja, es ist stark," sagte ich; „außer den fünftausend Mark, die Methusalem neulich für Susannnes Bild erhielt, hat er sicher nicht einen roten Heller."

„Und macht eine Methusalem-Stiftung von hunderttausend Mark!"

Der Winterkönig sprach weiter:

„Geliebte Bürger von Waltersburg! Habt Ihr mich gern, wollt Ihr mit mir, wie ich hier vor Euch stehe, durch dick und dünn gehen, wollt Ihr zu allem, was ich heute gesagt und getan habe, Ja und Amen sagen?"

Tosender Beifall. Jubelnde Zustimmung.

„Er versteht den Schwindel," sagte Stefenson.

„Ja, er macht seine Sache fast so gut, wie Sie die Geschichte selbst machen würden."

„Besser, lieber Freund, besser!"

Der Tumult ließ nach.

„Nun, seht, liebe Bürger und Freunde, als größte Hochzeitsüberraschung enthülle ich Euch jetzt ein großes Geheimnis. Stefenson ist ein königlicher Geist, er ist ein großer Kaufmann. Als er aber nach dem Ferienheim kam, wollte er nicht herrschen, sondern in der demütigen Gestalt eines Bauernknechtes, des Knechtes Ignaz, hat er hier gelebt. Auch heute wollte sich Stefenson bescheiden zurückziehen. Deshalb ging er zu seinem weisen und gütigen Freunde Methusalem und sagte: Lieber Freund, es wird heute Ehrungen über die Maßen abgeben; ich bitte dich, nimm du sie für mich an. Setze dich in den Triumphschlitten, damit du armer Kerl auch mal eine gloriose Stunde hast, und laß mich hinter dir zu Fuß nachpilgern als dein getreuer Knecht Ignaz."

Alles Volk starrte; am meisten starrte die Braut. Der Winterkönig aber nahm die Krone ab, warf schnell den Mantel und den langen Bart ab und stand plötzlich in völlig veränderter Gestalt vor allem Volk.

„Methusalem!“ schrie eine gellende Stimme.

Irgendwo im Hintergrund fiel jedenfalls die dicke Susanne in Ohnmacht.

Auch die Braut schrie erschrocken auf und barg das Gesicht in den Händen. Ihr Vater eilte zu ihr. Einer aber brach sich mit Riesenschritten Bahn – Stefenson.

Bald stand er am Throne des Winterkönigs.

„Silentium!“ brüllte er mit seiner Löwenstimme, riß die Perücke ab und den Bart, die Knechtskleidung von einem eleganten Reiseanzug herunter, stand so als Mister Stefenson vor aller Augen.

„Geliebtes Weib! Rege dich nicht auf! An dieser Maskerade bin ich unschuldig. Ich wurde oben auf der Weihnachtsburg dazu gezwungen.“

„Aber — aber —“ stammelte sie voller Furcht, „du bist doch mein Mann?“

„Für jetzt und immerdar!“ sagte er und küßte sie auf den Mund.

„Bürger von Waltersburg! Methusalem, der hier neben mir steht, den ich zum Regisseur meines Hochzeitsfestes gemacht habe, hielt es für richtig, mir im Rathaus oben bei uns die Braut zu rauben, mich in die Maske des Knechtes Ignaz, sich selbst aber in die Maske des Bräutigams zu stecken, wahrscheinlich, damit in diesen Ferien vom Ich auch beim Hochzeitsfest das große Inkognito gewahrt werde. Das ist ein Banditenstreich, aber ein genialer. Und darum erwürge ich auch diesen Methusalem nicht, sondern gebe ihm — wie Ihr hier alle seht — einen Kuß als aufrichtige Anerkennung, als Dank dafür, daß Methusalem für mein Hochzeitsfest eine Idee ausgearbeitet hat, die von der Schablone der Hochzeitsfeierlichkeiten wesentlich abweicht.“

Stefenson wollte Methusalem küssen, dieser aber rief:

„Ich bin ein uralter Mann und habe an meinem 990. Geburtstag gelobt, nie mehr zu küssen.“

„Läßt er es bleiben,“ sagte Stefenson. „Ich billige trotzdem alles, was Methusalem getan hat, selbst daß er als Brautführer neben meiner geliebten Frau meine Hochzeitsstraße im Triumphe einherfuhr und mich zu Fuß hinterherstapfen ließ; ich nehme das, was mir heute passiert ist, als kleine Buße dafür auf mich, falls ich etwa selbst schon irgend einmal jemand im Leben einen kleinen Schabernack gespielt haben sollte. Es lebe der deutsche Humor!“

Wir riefen alle „Hoch“ und „Heil“. Stefenson fuhr fort:

„Nur einem, liebe Waltersburger, muß ich von allem, was Methusalem an meiner Statt hier gesagt hat, widersprechen, das betrifft die Stiftung.“

Bestürzung auf dem Markte. Tiefes Schweigen.

„Methusalem hat sich da in einem Irrtum befunden, und ich muß ihn berichtigen. Die Stiftungssumme beträgt nämlich nicht einhunderttausend Mark, sondern dreihunderttausend Mark!“

Erst Stille. Dann knallartig losbrechender, rasender Tumult. Die Braut stand auf, der Bräutigam sprach lange auf sie ein, während die Leute lärmten; ihre Augen glänzten, sie schmiegte sich fest an den Arm des Mannes. Methusalem stand mit eigentümlichem, fast weinerlichem Lächeln daneben. Stefenson verschaffte sich endlich wieder Gehör.

„Bürger von Waltersburg! Nur die Stiftungssumme hatte ich zu berichtigen, alles andere bleibt, wie es der weise Methusalem angeordnet hat, die Verteilung der Zinsen, wie auch der Name: Methusalem-Stiftung.“

Da fing Methusalem, der durchtriebene Methusalem, der aussah, als sei er 35 Jahre und der doch 999 war, an richtig zu heulen. Und zwar nicht so wie ein tausendjähriger Mummelgreis, sondern wie ein Mann der Dreißiger gelegentlich mal heult.

„Methusalem!“ quiekte es wieder schrill weit hinten. Wahrscheinlich war Susanne aus ihrer Ohnmacht aufgewacht.

Der Jubel des Volkes brach aufs neue los; ich stand wie betäubt von lauter Weihnachtsduft.

— — — — — — — — — — — — —

Nach meiner Mutter Haus hatte Methusalem, der Leiter des Festes, die Koffer des Brautpaares schaffen lassen. Dort kleidete sich das Paar, als sich der Trubel verlaufen hatte, zur Reise an. Denn sie fuhren noch heute mit dem Nachtzug davon.

Wir waren in der Wohnstube der Mutter. Ein paar nahestehende Freunde waren mitgekommen.

Zum Abschied sagte Stefenson zu mir:

„Es gibt kein besseres Band, das Freundschaft bindet, als das gemeinsame Schaffen an einem verdienstlichen und erfolgreichen Werk. So werden wir zwei immer gute Freunde sein. Wir wollen „Du“ zu einander sagen, wie Brüder!“

Ich schlug in die dargereichte Hand.

„Wann kommst du wieder?“

„Ich weiß es noch nicht; ich weiß nicht, wie und wann ich drüben loskomme. Aber loskommen werde ich. Was ich dann tue, kann ich noch nicht sagen. Vielleicht tauchen eines Tages zwei Feriengäste bei Euch auf, irgend ein Herr Schulze mit Frau, und vielleicht kommen dir diese Gäste bekannt vor. Ich werde nie anders denn als Gast im Ferienheim einkehren; ich will diese meine Lieblingsschöpfung mir nicht zum Verwaltungsbezirk, nicht zum Arbeitsgebiet werden lassen, sondern hier soll mir eine Ferienzuflucht, eine glückliche Heimat für immer bewahrt bleiben.“

Eva hörte ihm zu und sah ihn dankbar an.

„Du freilich, lieber Freund, du hast hier keine Ferien; du hast hier deine Arbeitsstätte. Und wenn du mal ausspannen willst, dann kommst du zu uns, dann fahren wir mit dir, der dann der Stille entronnen ist, dorthin, wo die Welt laut und bunt ist. Dort machst du Ferien vom Ich, und wenn du nach Hause zurückkehrst, wird dir das alltägliche Leben wieder schmackhaft sein.“

„Ja, so wollen wir es halten!“

„Nun denn, so wären wir wohl für diesmal hier fertig.“

Stefenson zog ein Notizbuch heraus und blätterte darin.

„Halt, da ist noch etwas zu erledigen. Ich habe mir mal als Knecht Ignaz von dem Schuhmacher Röhricht die Stiefel besohlen lassen. Er hat auf die Rechnung geschrieben: Sohlen und zwei Absätze 2 ℳ 85 Pf., hat aber nur einen Absatz zu machen gehabt. Ich habe ihm daher 25 Pfennig abziehen wollen, und wir haben so lange gestritten, bis ich inzwischen verhaftet wurde und dann alles das andere kam. So steht der Posten noch offen. Ich bitte, erledige das, lieber Freund! Aber nicht 2 ℳ 85 Pf., sondern nur 2,60, hörst du wohl? Ein Knecht kann nicht 25 Pfennig umsonst hergeben. Vergiß nicht! Röhricht heißt der Mann, Hintermarkt 15, drei Stiegen.“

Ein vergnügtes Lachen tönte aus der Ecke von meiner Mutter Sofa.

„Was lachen Sie denn, Piesecke?“

„Ja, pardon, Herr Stefenson, aber erst dreihunderttausend Mark verschenken und dann wegen 25 Pfennig — so in der Abschiedsstunde — das — das ist — pardon — merkwürdig!“

„Gar nicht merkwürdig, lieber Piesecke. Weil ich immer die Rechnungen auf die 25-Pfennig-Bilanz geprüft habe, kann ich mal gelegentlich dreihunderttausend Mark verschenken.“

„Sehr — sehr kaufmännisch! Sehr lehrreich!“

„Jawohl! Aber nicht für Sie! Für Sie wäre das zu unfürstlich.“

Wenig fehlte, so wären auch in letzter Stunde die alten Gegner, der selbstsichere, berechnende Kaufmann und der leichtfertige Fürstensohn, noch aneinander geraten. Die dicke Susanne wälzte sich zwischen beide und löschte mit einer Flut von Abschiedstränen den entstehenden Brand.

— — — — — — — — — — — —

Sie sind alle fort. In tiefer Stille liegt der Marktplatz. Drüben ragt die verlassene Festtribüne auf. Ich öffne das Fenster. Die Luft ist milder geworden. Am hocherhobenen Arm des heiligen Baptista hängt ein glitzernder schwerer Eiszapfen wie ein Schwert. Am Himmel stehen zwischen dem Gewölk ein paar freundliche Sterne.

Im Schneemantel schaut der Heilige herüber zu mir. Suchen seine Augen die kleine, feine Frau, die sonst so oft zu ihm hinüberträumte?

Sie ist in weiter Ferne, bei dem, den ihre Sehnsucht suchte in all den alten Tagen. Das Haus ist leer. Ich sehe mich in der großen Stube um, und es ist mir auf einmal zumute wie einem Kinde, das nach Hause gekommen ist, wenn Vater und Mutter ausgegangen sind.

So schließe ich das Fenster. Unschlüssig bleibe ich noch ein Weilchen stehen, dann ziehe ich noch die Uhr auf, fühle noch einmal an den Ofen. Endlich lösche ich die Lampe aus und tappe die Treppe hinab. —

Ich habe jetzt große Ferien vom Ich. Mutter und Bruder sind fort, der Freund mit der Frau fort, die ich geliebt habe, auch Methusalem und die anderen lustigen Käuze verschwinden bald wieder. Ich stehe ganz frei und ganz allein auf dem Marktplatz. Schließlich ist der alte Baptista jetzt noch mein einziger Freund hierzulande.

Ob die anderen wiederkehren werden? Wer kann es wissen? Wie lange die stille Frau auf der Heimwehfluh sich noch ihres Kindes freuen wird, ein, zwei, drei Jahre —? Ob dann, wenn sie Ferien macht für immer, die kleine Anneliese, die jetzt als Schullehrerin in einem verlassenen Gebirgsdorf lebt, doch noch Joachims Frau werden und übers Meer zu ihm ziehen wird? Und ob dann die Mutter heimkehren wird in ihre schöne Stube? Lauter Fragen ohne Antwort. Das Leben bringt nichts so leichthin zum Abschluß wie ein Theaterstück oder ein Buch; es ist nie am Ende, es beginnt immer von neuem.

So gehe ich von diesem alten Marktplatz hinweg, steige den Berg hinauf zu meinem Werk.

Eine köstliche Siedelung ist da entstanden auf leeren Halden, im öden Wald. Hundert Fenster blitzen in goldigem Lampenlicht, Singen und Lachen kommt aus den Bauernhöfen. Alle Leute, die mir begegnen, grüßen mich oder rufen mir freundlich zu.

Hier bin ich nicht allein. Bei meiner Arbeit bin ich zu Hause.

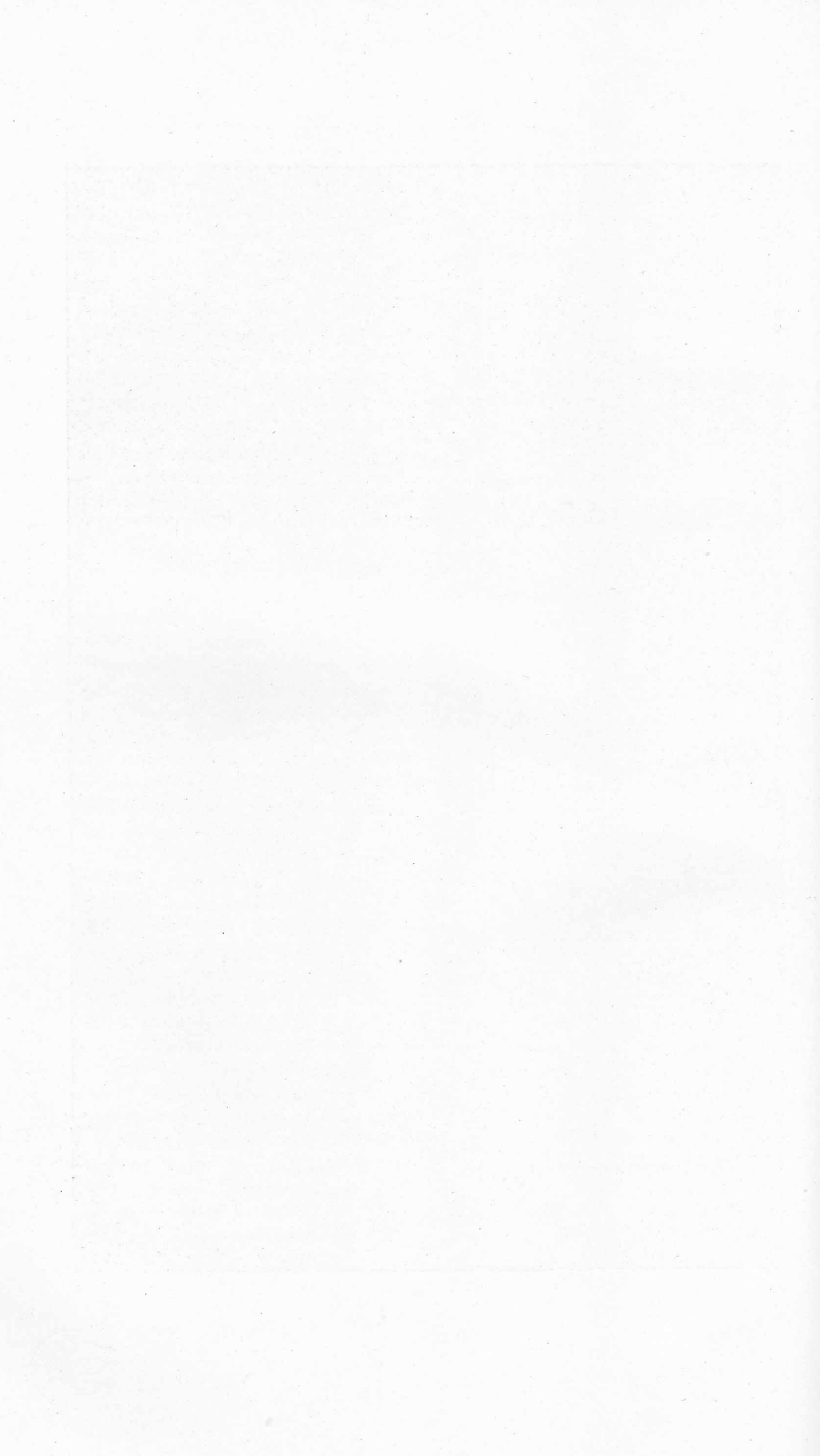
In der Wüste sah ich einmal einen Mann mit gefüllten Wasserschläuchen am Brunnen der Oase stehen, als sich unsere halbverschmachtete Karawane fieberglühend auf ihn zuschleppte. Da dachte ich, es müsse schön sein, mit gefüllten Wasserschläuchen Verdurstenden entgegenzusehen. Ich will so sein wie jener Mann. Alle, die zu mir kommen von der heißen Straße des Alltags, will ich laben aus dem kühlen Brunnen, den ich grub.

Dann ergeht es mir so gut, daß ich nichts anderes vom Leben mehr verlangen will; denn es ist die größte Lust des Lebens, anderen die Last des Lebens zu erleichtern.





G. G. Miassoiédoff: Weg durchs Roggenfeld in der Dämmerung





Burg Malcesine am Gardasee, bekannt durch Goethes Italienreise.

Zwischen Zwinin und Trentino.

Von Carl Marilaun.

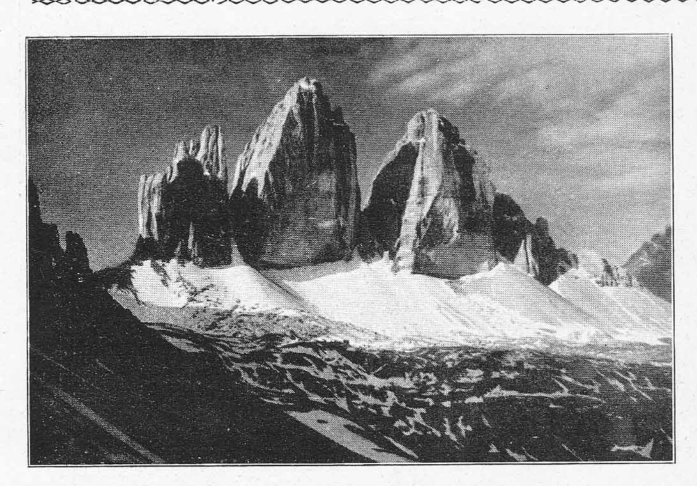
Der Berg Zwinin.



Zwinin in den Karpathen. Niemand kannte ihn, und nun ist seine Erde gesegnet, seine Bäume sind heiliger Wald, auf seiner trotzvollen Kuppe entschied sich die Wende des Winterkrieges. Monate lagen in Eiseswildnissen Deutsche um den Zwinin. Der Russe hatte sich in seine Schluchten eingewühlt, heimtückisch und böse lauernd starrte er von der befestigten Höhe, und wäre es auf ihn angekommen: den Kampf um den Zwinin hätte Gottvater selbst am jüngsten Tag durch einen Machtspruch entscheiden müssen. „Lieber Fraind," sagte der ungarische Landsturmalte, der den köllschen Jung von der deutschen Südarmee das Kommißbrot des steirischen Feldbäckers kosten ließ, „mit daine grode Haxel staigst du nit auf diiesen Berg."

Er stieg. Der Zwinin wurde bezwungen, denn das hatten die hellen Jungen der deutschen Südarmee in den ersten Tagen heraus: hier oder nirgends wuchsen ihre Eisernen Kreuze! Mit dem Kopf an den Berg ging's allerdings nicht. In ihren wundervollen Rattenlöchern saßen die Russen; rein eingefressen hatten sie sich in den Zwinin, scharrten sich in seine warmen Eingeweide, schossen unsichtbar aus unsichtbaren Schneelöchern und ließen sich nicht im Traum einfallen, ihre angenehme Seßhaftigkeit durch ein frisches, freies und fröhliches Fechten aufs Spiel zu setzen.

Nicht zu denken, sagten die kleinen, listigen Bauern vom Train, die hier jede Fußbreit Weges kennen, nicht zu denken, daß dieser Stuhl von Satans Urgroßmutter je wieder in unsere Hände kommt. Sie machten einfach das Kreuz über den Zwinin, droschen in ihre



Die „drei Zinnen", der berühmteste Dolomiten-Gipfel in Südtirol.

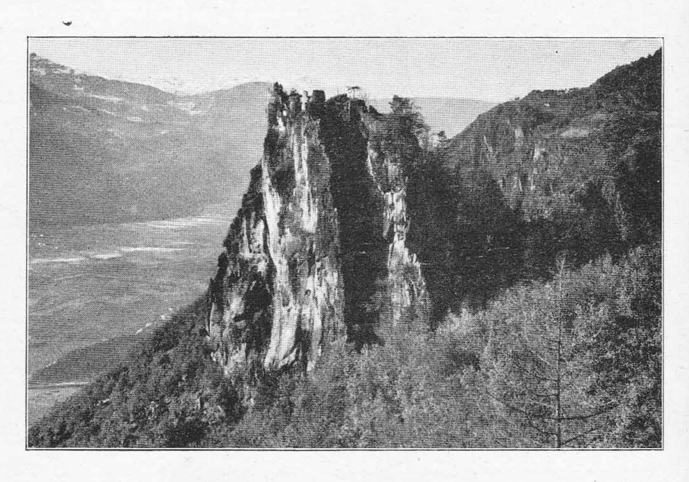
jeder Mann, der dort stürmte, trägt seit dem neunzehnten April das Kreuz aus Eisen. Der Zwinin steht heute im Hinterland, friedlich kriecht der kilometerlange, graue Riesenwurm der Trainwagen über seine blutig erstrittene Kuppe, und jener ungläubige ungarische Landsturmalte, der vier Tage nach der Erstürmung durch die Deutschen den befreiten Berg sah, fiel dem nächsten Mann mit der Pickelhaube um den Hals: „Ollerhond Hochochtung," sagte er bezwungen, „also dos host du gut gemocht, Brudärrherz, daiitsches!"

Mähre, die nach dem überstandenen Karpathenwinter mehr einem Harmonikabalg als einem braven österreichisch-ungarischen Gaul gleich sah. Und als man den Leuten in der zweiten Woche des April sagte: der Zwinin ist gefallen, gehört uns, wie Dachse und Ratten haben wir die Russen aus ihren Löchern da oben geräuchert — lachten sie bloß. Förmlich vergnügt kniffen sie die durchtriebenen Äuglein in dem verwitterten Gesicht zusammen. Die Nase bekam krause Falten, fleckig grinsten die Zähne. Denn das war doch ein guter Witz: der Zwinin genommen! Dort saßen — verdamm' sie doch Gott in die siedende Hölle hinunter — dort saßen die Russen warm wie in Abrahams liebreichem Schoß und zielten aus tausend unsichtbaren Schutzlöchern auf jeden Maulwurf, der in Gewehrweite um ihren feuerspeienden Berg spazierte.

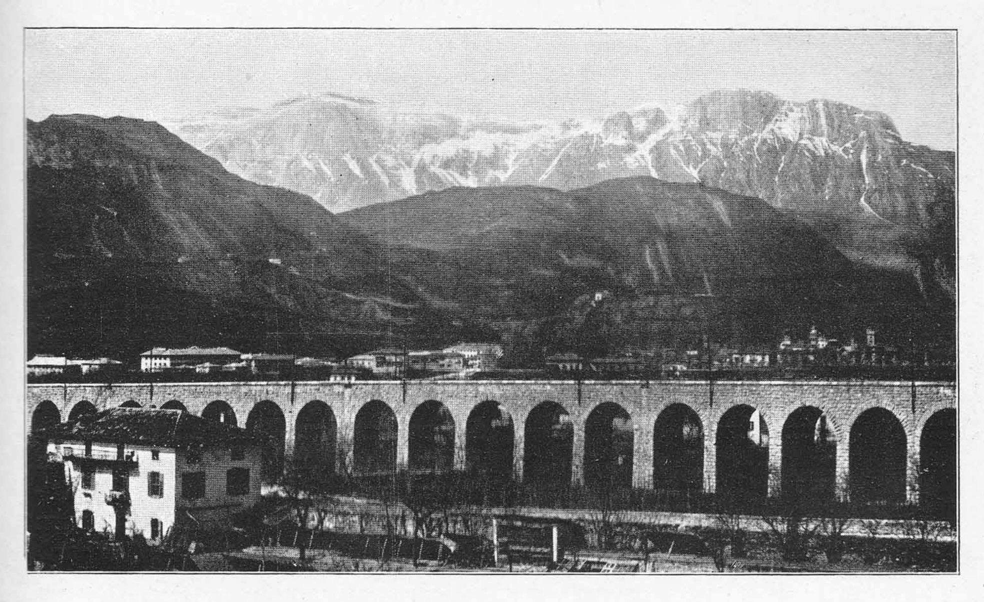
Aber es war doch so, die Deutschen zähmten auch diese Hölle, und

Der Traum des Legionärs.

Nach den siegreichen Schlachten zu Anfang des Mai war es, daß ich auf einer von Primeln überblühten Frühlingswiese einen jungen Kämpfer sterben sah. Er trug die feldgraue Tracht der Legionäre, die unter den Fahnen mit dem Habsburger Aar für Polens Größe und Befreiung kämpfen. Kindhaft



Ruine Greifenstein in Südtirol



Trient und der Valsugana-Viadukt.

lockte sich ihm unterm blutverklebten Verband das braune Haar, das vor vier Wochen noch eine Mutter gestreichelt haben mochte. Schmal und edelgeschwungen war seine Nase, und noch nicht ein Fläumchen sproßte diesem Knaben auf den bleichen Wangen. Ohne zu sehen, starrten seine dunkel umschatteten Augen, und vom Gram eines ungeheuren, bitteren Alleinseins zuckte der junge Mund. Vor meinen Augen alterte das fahle Gesichtchen des kaum Siebzehnjährigen, wurde welk und losch aus, und ich fragte den Toten, der nicht mehr antworten konnte: „Wofür bist du gestorben?"

Sein Kamerad, ein hochgewachsener, kaum zwei Jahre älterer Legionär mit der Tapferkeitsmedaille an der grauen Bluse, hatte dem Toten und Freund die Kinderaugen zugedrückt. Er mochte meine Frage gehört haben, dieser junge Mann, und im Gehen, seine polnische Konfederatka aus der heißen Stirn rückend, antwortete er mir: „Für unser Königreich, Herr!"

Er schnallte sich den Säbel fester und ging, nein, lief hochaufgerichtet in Gefahr, Leiden, Tod, und die österreichischen Sanitätssoldaten schleppten den kleinen, grauen, in seinen Mantel gewickelten Leichnam seines Kameraden zum nahen Massengrab. Mit zwanzig andern wurde er verscharrt.

Für ... „unser Königreich Polen".

Ihrer tausend und abertausend kämpfen sie um das unglückliche Königreich, das es nur in ihren brennenden Herzen, in träumenden Knabenhirnen, nur in der Hoffnung und nur in ihrer Liebe gibt. Gesehen hat keiner von ihnen je dies Reich, und ich selbst fand es — im Laden eines Buchhändlers in dem von den Deutschen besetzten Lodz. Dort hing eine Landkarte, und ich konnte mir zunächst nicht klug werden: umgrenzt von Deutschland, Österreich und Rußland war da ein grüner Länderflecken, dessen Gestalt mir vollständig fremd war und den ich nie auf europäischen Karten gesehen hatte. Aber bekannte Namen standen da, Krakau und Warschau, Lodz

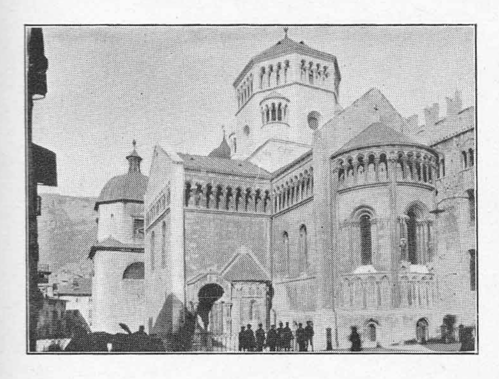
und Petrikau und Lemberg waren da, ich fand die Krümmungen von Dnjestr und Weichsel, sah die dunklen Schroffen der Waldkarpathen, Sümpfe, Seen und Wald. Dieser Länderfleck in der grünen Farbe der Hoffnung war Polen, das Königreich Polen.

Das unglückliche Königreich, und das unwirklichste dazu. Ein Traum, eine Vergangenheit. Und — an jenen sterbenden Knaben mußt' ich denken — ein nebelhaft fernes, unwahrscheinliches Zukunftsbild, für das gleichwohl hunderttausend Herzen brennen....

Durch Ungarn.

Durch eine ungeheure grüne Saatebene rollt der Zug. Der Himmel ist wie eine umgestürzte, durchsonnte Schale von blauestem Glas. Weiße Wölkchen schweben, sanftgeschwellt wie Rosenblätter, um den Feuerball der sinkenden Sonne. Weiber in bunten, starren Röcken gehen durchs junge Kornfeld, ihre Kopftücher brennen wie rötester Mohn. Rosenkranz und das Gebetbuch halten sie ans geblümte Sonntagsmiederleibchen gepreßt, die Bänder ihres ungarischen Bauernstaates fliegen rotweißgrün, und aus dem Schindeltürmchen der grellgelben Kirche läutet der Abendsegen ins ruhende, stillbesonnte, vögelsingende Land, das sich vom Fenster unseres kollernden und wackelnden Zügleins sacht auseinanderfaltet wie bunte Seiten aus unseres Herrgotts Bilderbuch.

Ungarn. Seit Stunden versank der blau und weiße Karpathenzug. Einen Tag ist's her, daß dort oben die Bergwälder rauschten, lichte Farnwedel den springenden Bachlauf umkränzten, ein Reh auf der überblühten Bergwiese äste und der weißrote Blust der Obstgärten die Ruinen eines zusammengeschossenen galizischen Dorfes mit einem süßen Heiligenschein umflocht. Aus dem Bergfrühling, dessen Anemonen und Himmelsschlüssel um tausend frischaufgeworfene, mit armen Kreuzlein besteckte Soldatengräber blühten, trug uns die Fahrt weniger Stunden ins friedlich bestellte Ungarn, dessen Saaten grünen, dessen Glocken den Abendsegen läuten. Wo ist der Krieg? Eine Lerche jubelt im blauen Abend, junge braune Burschen, mit bunten Gartenblumen auf den Hüten, werfen jubelnd diese Hüte in die Luft. Die Mädchen in den grünen und mohnroten, bänderreichen Röcken stehen mit nassen Augen daneben. Morgen werden sie allein sein, der König braucht ihre Buben, und sie springen auf die Trittbretter unseres in die kleine Station eingefahrenen Zuges, winken Gruß und winken Abschied und fahren aus dem Städtchen mit dem unaussprechlichen Namen (niemand vermöchte ihn auszusprechen, den nicht eine ungarische Mutter gebar!), fahren hüteschwingend und singend nach Budapest. In die Kaserne. Und dann in den Krieg. Ich sehe in ihre glutschwarzen Augen, sehe ihre rank und schlank gestrafften ungarischen Leiber, bin wie eingehüllt in den prachtvollen Sturm ihrer heißen, rauhen, so ganz und gar unverständlichen Sprache und kann dem Blitzen ihrer schneeweißen Zähne nur mein Lächeln zurückgeben. Aber wir verstehen uns natürlich ausgezeichnet, ohne Sprachführer und siebenhundert Vokabeln, sie ballen einfach ihre bronzefarbenen wundervollen Fäuste, fröhlich prahlend befühlen sie sich gegenseitig die Muskeln, die von springlebendem, siebenfach gehärtetem Gußstahl sind, und einer von ihnen holt das vermutlich einzige Wort seines deutschen Sprachschatzes aus der ungarischen Kehle, pflanzt sich breitbeinig, hüftenschlank vor mir auf, stemmt die beiden Arme, die ungarischen Dreschflegeln nicht eben viel nachgeben, in die Seite und brüllt mir lachend in die Ohren: „Ausgezaiichnet!“



Der Dom von Trient.

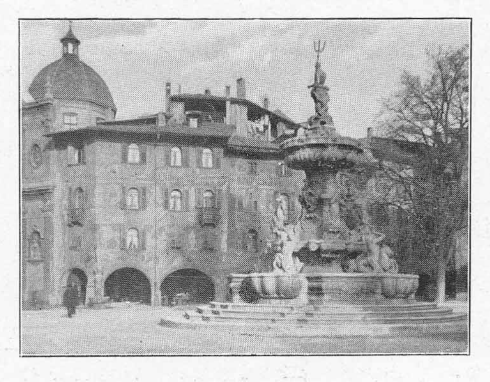
Ausgezeichnet! Natürlich verstehen wir uns und nicken uns zu, zerquetschen uns freundschaftlich die Hände und stellen fest, daß es im Krieg wie mit der Liebe ist: das Alphabet der Herzen drischt kein Schullehrer mit dem Bakel ein.

Die Buben von Wien.

Im Garten der Rudolfiner in Wien brennen nun alle rotweißen Blütenkerzen der wilden Kastanien. Und die milde Sonne von Döbling scheint mütterlich auf ein paar noch etwas mitgenommen aussehende Jungen, die es auch im gestreiften Spitalkittel nicht verleugnen mögen, daß auch die wildeste überstandene Karpathenschlacht einem richtigen Wiener Buben „den Hamur nicht verschlagt".

Deutschmeister sind sie, vom Wiener Hausregiment. „Unsere Edelknaben" sagen wir zu diesen blauen Infanteristen vom k. und k. Infanterieregiment Nummer 4. Sie reden in den harben Tönen von Ottakring und Lichtenthal, also jenen „enteren Gründen", wo unsere Fiaker und Volkssänger daheim sind. Da ist ein Korporal, dem ein vermaledeiter Russe ausgerechnet das Nasenspitzel weggeschossen hat, was ihn aber nicht weiter hindert, zwei anderen Blessierten beim Königrufen in die Karten zu kibitzen. „Ausrucken möcht' ich, gnä' Herr," lacht er mich an, aber das „gnä' Herr" bezieht sich selbstverständlich nur auf die Zigaretten, die ich ihm zur Einleitung unserer Bekanntschaft verehrt habe. Und wie ich anfange, ihn ein bißchen um seine wahrscheinlichen oder vermutlichen Heldentaten auszufragen, wird ihm das schnell zu fad. „Wissen's," sagt er und läßt sich die Egyptische anzünden, „Raubersg'schichten mag i Ihnen kane derzähl'n." Nehmen wir an, er ist ein Held gewesen, bestimmt sogar ist er es gewesen, mindestens nach unseren zivilistischen Begriffen. Aber vor allem ist er ein Wiener, und der Dialekt von Ottakring oder Mariahilf verträgt nun einmal kein Pathos. Höchstens sagt er, und seine vergnügten braunen Augen blinzeln verschmitzt: „Also g'stiert ham mir's denen Lackeln da obmat aber schon urndlich, dös steht." Kein Wort, wo und wie ihn die Kugel erwischte. Bloß dieses „G'stiert haben wir es denen dort oben aber schon ordentlich" — das ist in sechs Worten der ganze Schlachtenbericht derer vom k. und k. Infanterieregiment Hoch- und Deutschmeister Nummer 4.

Und wie dieser Mann, in Friedenszeiten Goldarbeitergeselle aus dem siebzehnten Bezirk, sind sie ungefähr alle: unsere Buben von Wien. Unsere deutschen Freunde haben ihre Ulanen, ihre baumlangen, märchenriesenstarken Musketiere, und ihren Hindenburg haben

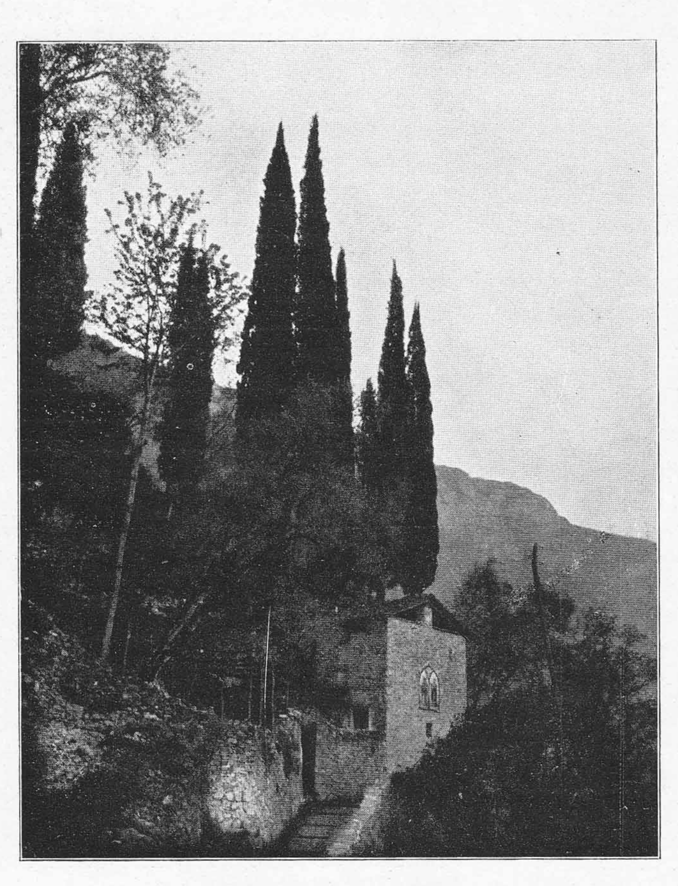


Trient: Marktplatz mit Neptunsbrunnen.

sie und nicht zu vergessen ihre wundervollen Zweiundvierziger. Wir .... haben unsere Deutschmeister, und sind eingebildet genug, zu behaupten, daß das am Ende auch nicht ganz wenig ist. In der blauen Montur marschiert unsere österreichische Jugend. Die Augen von Wien, hier lachen sie. Hier stemmt sich unsere von keinem Miesmacher totzusagende Daseinslust gegen den Ernst der Zeiten auf, und hier sind wir so „g'sund", mit Tod und Teufel anzubandeln, weil es einmal so sein soll. Deutschmeister! Schon das Wort pascht und dudelt vor inständiger Freude am Leben, aber es ist eine Freude, die sich ihrer zwei Fäuste sicher fühlt. Es ist eine anbandlerische Lebenslust, ein schieberisches Frohsein, es sind — um es mit einem Wort zu sagen — unsere glücklichen zwanzig Jahre, in denen wir das Raunzen noch nicht gelernt haben und nichts als Wiener sind, junge dazu, aus denen sich der Herrgott selber sein Hausregiment aussuchen muß, wenn es bei ihm oben einmal schief gehen sollte.

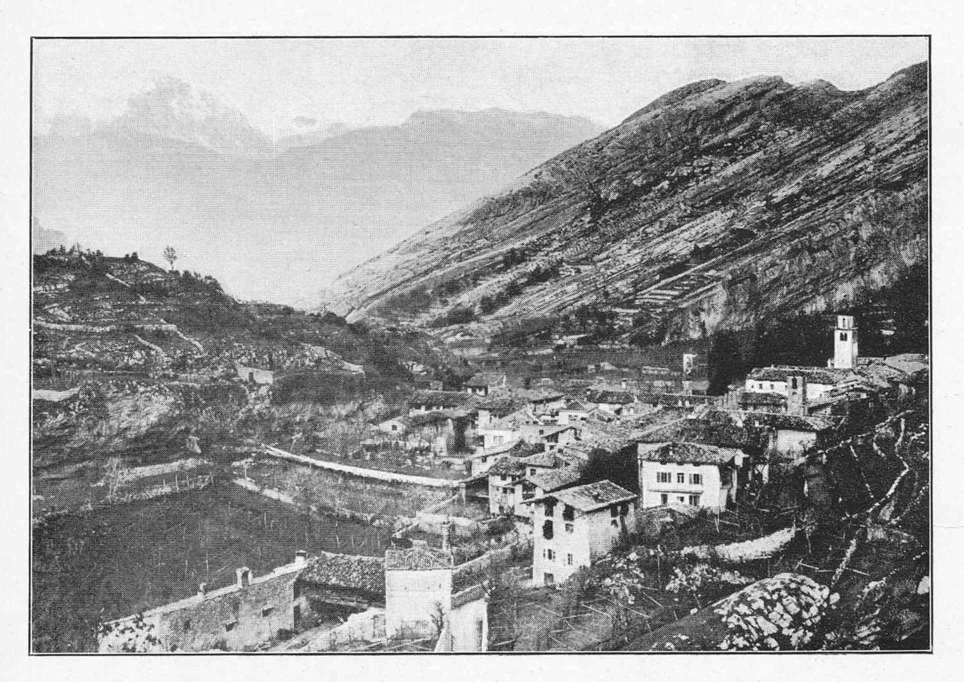
Der Bauer vom Kahlenberg.

Draußen in den Wiesen und Weingärten von Wien, die der ruhelose Beethoven gekannt hat und in denen der Frühlingswind heute noch schubertische Ländler singt. Ein Bekannter kommt mir entgegen. Redet mich an in der breitgedehnten Art alter Wiener, sein von schneeweißem Haar umlodertes Greisengesichtchen ist völlig rosig von der süßen Sonne, und mir fällt ein, daß hier herum in den Weinrieden das Wirtshäuschen des Mannes steht. Bin in besseren Zeiten öfters dort gewesen, und mir fällt ein, daß der Alte ja drei Buben hat, die jetzt sicherlich oben in Galizien stehen werden. Die vier trieben in ihrem Häusel eine kuriose Männerwirtschaft und bewirteten die Gäste, deren es übrigens nie zu viel gab, mit einem richtigen Protektionstropfen unseres Herrgotts. Geredet wurde bei diesem Geschäft kein überflüssiges Wort, man trank und hielt das Maul. Den Alten freute es, wenn man seinen Wein nicht unvernünftig und wie das liebe Tier in sich hineinsoff,



Wegekapellchen in Südtirol.

und die Söhne machten sich, wenn der Gast versorgt war, im Haus zu schaffen. Gewachsen waren sie wie die Orgelpfeifen. „Enzlange Lackeln," sagte der Vater. Sie hatten sein hellbraunes, glatt in die Stirn gestrichenes Haar, das bei ihm selber freilich schon stark angestaubt war. Und seine blauen Augen lachten aus ihren frischen, roten Landbubengesichtern. Mit ihren sechs Händen aber halfen sie redlich zusammen, dem schon ein bissel müde werdenden „Vattern" die Arbeit abzunehmen. Im Weingarten, bei den Hühnern, im Stall bei der Kuh und dem Pferd schafften sie. Der Jüngste mit dem ersten Flaumbart überm lachenden Mund wusch mit seinen Bärentatzen Teller ab und spahndelte das Holz zum Einheizen, und an ihn und die zwei anderen erinnerte ich mich also, als ich mit dem Vater über den Feldweg zum Haus hinüberging. Ich sah mir den Siebzigjährigen von der Seite an. Er ging nicht mehr so gerade wie vor dreiviertel Jahren, sein eingefallener und zahnloser Mund sah recht greisenhaft aus, nur die Augen waren immer noch blau wie die des Jüngsten. Dafür hatte dieser letzte Winter Schnee auf sein Haupt geschüttet, ganz weiß war er geworden, und die mühseligen Füße wollten nicht mehr recht mit.



Blick auf die unweit des Gardasees gelegene Stadt Nago.

Wir gingen also ein wenig langsamer, und ich nahm mir das Herz, um die drei Buben zu fragen.

Also der Anton, der Älteste, hat in Schabatz und in Valjevo mitgefochten. Und der Josef ist schon dazumal bei Krasnik ins Feuer gekommen. Aber der Engelbert, der Jüngste, das Berterl, der Tellerabwascher — wie wir immer lachten! — hat vier Wochen nach seinem Einrücken schon die silberne Tapferkeitsmedaille gehabt.

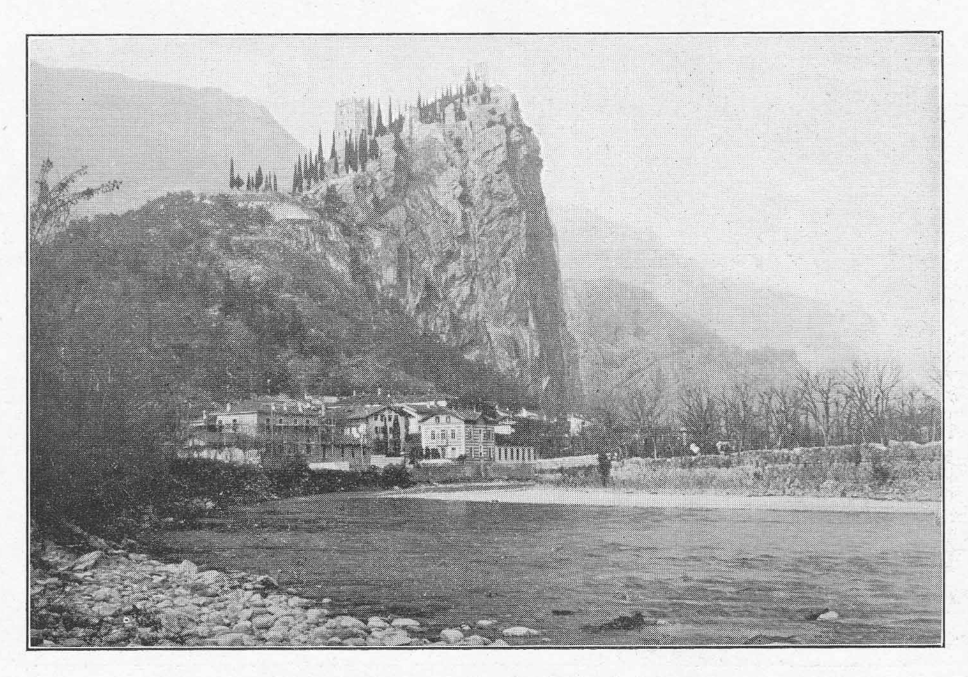
„So ein Haupthalodri!" sagte der Alte, und seine Vogelstimme war ganz hinfällig von einer Zärtlichkeit, die

man dem Weinbauer vom Kahlenberg nicht gleich zugetraut hätte.

Und was es jetzt sei mit ihnen, fragte ich. Ob sie wohl fleißig schreiben täten? Und wann sie zuletzt geschrieben hätten ...

„Zuletzt?“ fragte der Alte unsicher und gab nicht gleich Antwort. Dann faltete er sie zusammen, fuhr sich mit der faltigen Hand durch das schneeweiß lodernde Haar, und seine beinharten Finger umspannten seltsam fest meinen Arm.

„No schaun Sie's halt an, mein Taferl,“ sagte er, und wie ich ihn ansah, verwundert über soviel Feierlichkeit, sah ich mit stockendem Herzschlag seine



Arco, der berühmte österreichische Luftkurort.

fing er von anderem an zu reden und erzählte, daß er den Winter wieder „halt recht was Schönes“ geschnitzt hätte. Er war nämlich so etwas wie ein Künstler, schnitzelte in Mußestunden Stockgriffe und Haferldeckel und Namenstafeln, und „a Taferl“ — verriet er mir — hatte er also auch in diesem Winter, in dem er allein in seinem Häusel saß, zurechtgebastelt.

Wir kamen zu dem kleinen Wirtshaus im roten Weingarten, und der Hauer lehnte seine Hacke an die Wand, putzte sich ordentlich die Erde von den Stiefeln und tat, fast feierlich, die blaue Arbeitsschürze von den Schultern. Sauber alten Bauernaugen voll Wasser.

An der Tür hing die neugeschnitzte, mit Reisig umkränzte Tafel. Ein Büschelchen blauer Traubenhyazinthen hing zu beiden Seiten, und ich las:

„Hab' dem Kaiser geben
Drei Bub'n auf d' Hand —
Tut keiner mehr leben,
Herrgott, hüat's Land!“

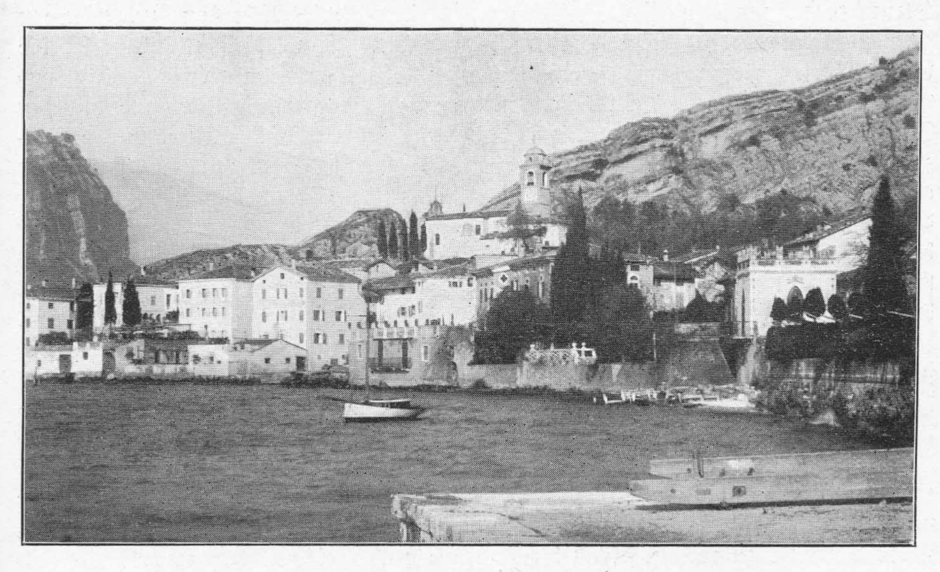
Der Einjährige und sein Bart.

In Salzburg, der Bischofsstadt, habe ich ihn getroffen, den Einjährigen, aber natürlich nicht den Bart. Den hatte der Salzburger Friseur sauber weggeputzt, und überhaupt, mein Ein-

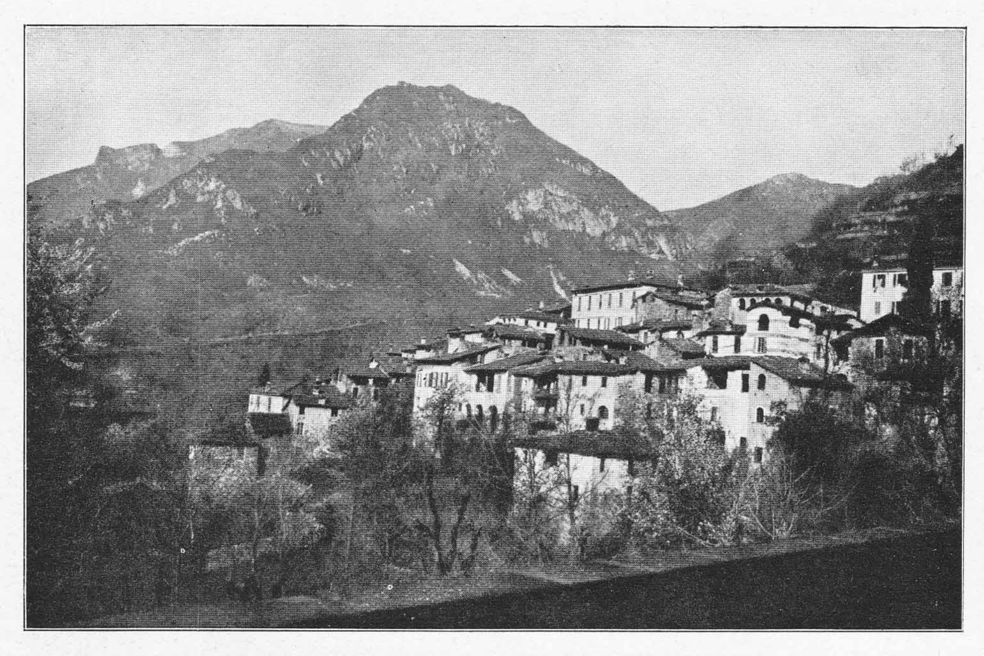
jährig-Freiwilliger titl. Korporal sah so blank und frisch und proper aus, als ob es garnicht wahr wäre, daß er hier auf der Bank im Salzburger Mirabellengarten mit einem noch nicht vernarbten Lungenschuß saß.

Er aber erzählte ... und über den Kastanien sangen die alten Uhren der Bischofstadt, weiße Tauben schnäbelten in den Beeten, und das Moos auf den Armen der steinernen Parkgöttinnen war wieder einmal hell und grün geworden.

Erzählte, wie er eines schönen Tages mit seinen Kameraden durch irgend ein russisches Nest ritt. Keiner weiß, wie es heißt, alle halten sich die Nase zu, wie sie über den unsäglichen Schmutz des sogenannten Hauptplatzes reiten. Da — der Einjährige reißt sein Pferd herum, wie ein Blitz fährt's ihm durch und durch: ihm vor der Nase läuten im Wind die gelben Messingschüsseln eines Barbiers! Des ersten seit vierzehn Tagen, wie man wissen muß. Der Mann fällt mehr vom Gaul, als er springt, reißt strahlend die Tür auf, ein blattersteppiger, ekelhafter und dazu schielender Jüngling empfängt ihn kriechend, mit der Art von Höflichkeit, der man lieber nicht über den Weg traut. Aber was macht das jetzt, der Einjährige hat andere Schmerzen. Sein vierzehn Tage alter Räuberbart muß weg. Er hält das Gestrüpp am Halse einfach nicht mehr aus und schmeißt sich in den Barbierstuhl, daß seine letzten Federn zerspringen. Endlich, denkt er, reibt sich schaudernd das ahasverische Kinn, und der Russe schlägt dienernd Schaum, streift sein Messer am Riemen ab und kommt mit seinen zwei linken Füßen, den österreichischen Einjährigen von seinem Bart zu befreien. Da schauen mir nichts, dir nichts zwei deutsche Landwehrmänner bei der Tür herein. Ihre Blicke wandern vom Raseur zu seinem Patienten, der schon eingeseift ist, und der Russe bekommt einen pommerschen Ellbogenstoß in die Seite, daß ihm das gezückte Messerchen im Bogen aus der Hand fährt. Die Landstürmler aber beschwören gehorsamst den Herrn Einjährigen, dieses Subjekt von einem russischen Barbiergesellen doch nicht über seine ehrliche österreichische Gurgel zu lassen.



Torbole am Gardasee, die südlichste Stadt Österreichs in Tirol.



Aus dem österreichisch-italienischen Kampfgebiet: Bergdorf oberhalb des Gardasees.

Der Eingeseifte schwankt, schaut sich sich den Mann genauer an. Übermäßig vertrauenerweckend sieht er ja nicht gerade aus. Aber da ist der Bart, der weg muß. Auf jeden Fall muß der Strunk weg, schaudernd sieht er sich im grünen Glas des Spiegels, nimmt seinen Browning zur Hand, macht ihn vor den Augen des Russen schußbereit. Nicht genug daran, stellen sich die zwei Landsturmleute in Positur mit dem aufgesteckten Bajonett, fuchteln damit dem Bartscherer höchst instruktiv unter der Nase herum, und der begreift: wenn er jetzt nur muckst, ist er ein Kind des Todes.

Zähneklappernd beginnt er also, diesen sympathischen jungen Herrn zu rasieren. Finger am gespannten Hahn sitzt der da, und rechts und links passen die braven Landstürmer auf wie zwei Haftelmacher, um dem Russen auf die erste verdächtige Bewegung hin das Bajonett unter die Nase zu reiben. Das dienstliche Lächeln des Balbierers versteint sich zur Grimasse, seine Knie schlottern, aber seine Hand zittert nicht. Zärtlich streift er mit dem Messerrücken den Seifenschaum aus dem Gesicht seines Kunden, der sich nun langsam wieder in den Spiegelscherben zu erkennen beginnt. Nach fünf Minuten ist die peinliche Operation gelungen, der Einjährige springt auf, fährt sich mit der Hand übers milchig glatte Kinn, und — mit einem Aufatmen muß er sich sagen: Nie im Leben bist du so gut rasiert worden! Der Russe bekommt ein Trinkgeld, das ihm seine etwas gesunkenen Lebensgeister zurückbringt, die zwei Landsturmleute schultern mit einem fürchterlichen Gesicht ihre Gewehre, und der Einjährige schwingt sich verjüngt, strahlend und wie neugeboren aufs Pferd, um die vorausgerittenen Kameraden einzuholen.

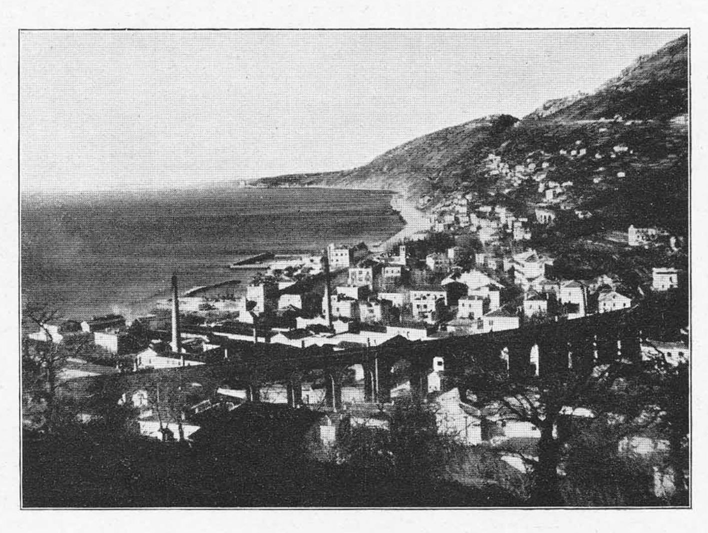
Mit dem Messer eines Russen an der Gurgel ruhig dazusitzen — der Mann hätte sich eigentlich seine „kleine Silberne" redlich verdient. Gekriegt hat

er natürlich nur ein Mordsdonnerwetter seines Rittmeisters, aber das geniert den jungen Dragoner nicht viel. Und über das ganze runde, rosige, säuglingsglatte Milchgesicht lachend, reitet er rasiert neuen Heldentaten entgegen ...

Schönes, bitteres Trentino.

Salzburg ist Österreichs erster Gruß an den Süden. Italienisch ist es, wenn der volle Klang der Hochamtglocken über seinen Dächern schwingt. Und seine Steinlauben und Barockpaläste und Kirchenkuppeln vermögen in der Sonne eines Maimittags zu schlafen und zu träumen, wie nur Florenz schläft und die Märchenstädte Umbriens träumen. Die Bahn fährt ab, steigt das Gebirge hinan, und da ist der Traum vom Süden schnell vergessen. Spärlicher wird das Grün der Alpenmatten, bald liegt Schnee, den man seit den Karpathen nicht mehr sah, auf den Höhen. In Steiermark ist's nicht viel anders. Die Mur, angeschwollen und reißend, führt halbe Brücken und ganze Baumstämme mit sich, ein eiskalter Wind graupelt an die Scheiben. Nebel rauchen bös und traurig um eine alte Mauerscharte von Burg, Sturm biegt die Häupter der Lärchen. Und erst tief unten im Kärntnischen, am blauen Wörthersee, herrscht die Sonne, und am Seegestade ist der lichtgrüne Wiesenteppich mit gelben und weißen Blüten bestickt.

Man fährt, sieht zum Fenster hinaus, sieht ferne Almweiden, wunderhübsch in Talfalten gekuschelte Dörfer, grüne Ströme, tiefe Wälder ... und denkt ein- über das anderemal: wer kennt das? Niemand kennt es, niemand reist hier; ein paar Grazer oder Wiener suchen sich da ihre billige Sommerfrische, wir anderen aber sind all' die Jahre her gedankenlos ins Ausland, an eine fremde See, auf fremde Berge gefahren. Steckten die Beine mit Revanchefriseuren und leberfleckigen Missies unter den schweizerischen Hoteltisch, wurden von Mister Bädeker oder Cook and Company an irgendein „mondänes" Gestade getrieben, lernten die halbe oder ganze Welt kennen und kannten uns zuletzt in Ägypten besser als in der eigenen Heimat aus.



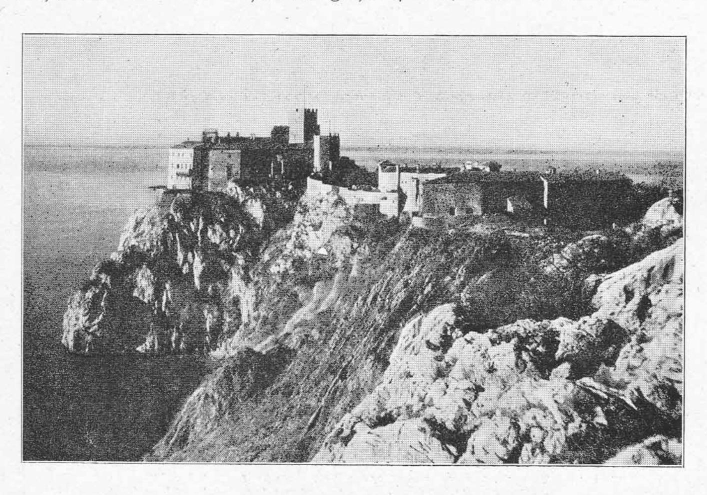
Die Bucht von Triest mit dem Vorort Barcola.

Im Krieg, vielmehr nach diesem Krieg werden wir unsere Heimat entdecken. Statt auf den Rigi können wie ganz gut einmal ins grüne oberösterreichische Salzkammergut fahren, dessen Stammgast seit zwei Menschenaltern der alte Kaiser Franz Josef ist. Und der Wörthersee da vor meinem Waggonfenster — er nimmt es an Bläue mit jedem italienischen See auf, ist pittoresk und lieblich, sanft und düster, was ihr

wollt. Die Wälder, die stundenweit unsere Fahrt begleiten, sind von keinem einzigen vierstöckigen Hotel, in dem man miserabel ißt, entweiht. Die Dirndl hier sind nicht ausschließlich zu dem Zweck auf die österreichische Welt gekommen, um sommerreisenden Herrschaften Ansichtskarten zu verkaufen. Gletschergipfel winken über Wiese, Wald und See, Gottes Bilderbuch hat jenseits der schwarzgelben, ungarischen und deutschen Grenzpfähle auch keine schöneren Seiten ..., aber natürlich, es galt für vornehm, wenn Schultzes nach Trouville und Lehmanns auf den Lido fuhren, wo sie nichts zu suchen hatten und für teures Geld höchst mangelhaft auf ihre Rechnung gekommen sind. Über diese lächerliche oder doch eigentlich traurige Fexerei dürfte nun der Krieg einen dicken Strich gezogen haben. Denn nach diesem Krieg wird die Welt ja wahrscheinlich für eine ordentliche Weile kleiner geworden sein, und wir werden uns damit am besten abfinden, wenn wir statt nach Ägypten und der Normandie — zu uns selbst zu Besuch kommen und Deutschland, Ungarn und Österreich — entdecken!

Im deutschen Tirol haben wir die Wagenvorhänge zugezogen. Es ist Nacht, der Sturm wirft Regenschauer an die Scheiben, tosend arbeitet sich der Zug durch unendliche Tunnellöcher.

Wir schlafen, erwachen, sehen träumend und gelangweilt in das zuckende Licht des Wagenabteils, und nach einem halben Tag des Vergessens fällt es plötzlich wieder schwer aufs Herz ... der Krieg.



Castell Duino, die der italienischen Grenze bei Grado zunächst gelegene österreichische Küstenbefestigung.

Wir halten, steigen aus. Und sind im Süden, in einer sommerhaften Frühlingsnacht, im Märchen eines melancholisch schönen, schimmernd weißen, nächtigen Stadtplatzes — in Bozen. Walter von der Vogelweide leuchtet im Mondschein. Von grünen Bergstürzen tropft der Silberglast in die verschlafene Stadt. Lichter hinter roten Vorhängen, Lautenklänge, eine weiche Stimme singt ein italienisches Lied. Schwere Schritte hallen darüber hin, ein grauer Wachtsoldat macht seine Runde, und in dieser von hundert stummen, heißen Fragen durchzitterten Bozener Nacht gehen wir über die klingenden Steine, und das italienische Lied des unbekannten Sängers will uns nicht verlassen.

Später, auf einer Bank unter den Lauben, erzählt ein braver tirolischer Herbergswirt mit gutem italienischen Namen und noch besserem österreichischen Herzen — erzählt also dieser trentinische Andreas Hofer von dem seltsamen Wahrzeichen, das sich einige Dörfer und Städte des tirolischen Südens zum Andenken an die harte, schwere Kriegszeit machen ließen. Sie hatten gehört, daß die Leute in Wien

Nägel in einen lindenhölzernen Wehrmann schlagen. Jeder Nagel kostet eine Krone, dafür will man die Witwen und vaterlosen Kindchen von 1915 über die erste, größte Not und Sorge hinüberbringen.

Ein Wehrmann, dachten sich die braven Tiroler des Trentino, tut uns nicht not. „Der sein mir sölba“, wenn's dazu kommt. Aber ein Kreuz wollen wir mit eisernen Nägeln vollschlagen, schwer voll, und an der Kirchenmauer aufstellen: das Kreuz von Eisen, das vielen, vielen guten Österreichern anno Vierzehn und Fünfzehn schier das Herz abgedrückt hat. Und so sägte und hobelte der Schreiner aus Lärchenstämmen das Kreuz, und die Schmiede brachten ihre schwersten Nägel. Einen um den andern trieben die Hämmer der Tiroler ein, bis es sein starrendes, schweres Eisenkleid trug, geharnischt und ehern stand das Kreuz in Eisen.

Es werden andere Sommer kommen und fröhlichere Lenze, in denen die Überlebenden sich wieder an blühenden Mandeln und Rosen und Syringen, am Flieder und Nachtigallenschlagen und den italienischen Liebesliedern freuen dürfen, die nachts um das geheimnisvoll ragende und schweigende Standbild Herrn Walters, des Vogelweiders, flüstern.

Die in diesen kommenden, künftigen Sommermondnächten unter den Steinlauben gehen, werden sie das Kreuz von Eisen verstehen können, das ihre Väter mit bebenden Händen zimmerten und nagelten, damals, als auch Mandelblüten dufteten und Silberwolken flogen und Rosen ihre roten Kelche auftaten... und Krieg gegen die treubrüchigen Welschen im Land war, Sturm im Land und die Sorge in jedem Haus aus leeren, schwarzen Augenhöhlen starrte?

In piam memoriam.

Das kann nicht sein, das alles aus im Tod,
Geburt und Leben nur ein Gehn und Wandern,
Daß, die uns lieb, Platz machen nur den andern,
Ohn' ew'gen Sinn des Daseins Lust und Not.

Das kann nicht sein! Dein Tod ruft's klar mir zu.
Kein Haar vom Haupte fällt ohn' Gottes Willen,
Und der so sorgsam weiß das Herz zu stillen,
Vergißt es nicht in seiner Todesruh.

Das kann nicht sein! So tiefe Gotteskraft
Will nicht umsonst mit ihrem Hauch beleben,
Von uns zu ihm die heil'ge Sehnsucht geben
Und läuternd reinigen, was Sünde schafft.

Das kann nicht sein, — o nein! was Tod zerbricht,
Des Geistes Fülle, wird sich dort entfalten,
Von keiner Schwachheit Banden mehr gehalten,
Von Sünde frei, — vor Gottes Angesicht.

Das kann nicht sein! — mir ist's, als säh ich weit
In deiner Seele schrankenloses Leben,
Und säh dich rein und reif in Höhen schweben —
Du bist nicht tot — du lebst in Ewigkeit!

Ad. Elisabeth Rohn.

Die sieben Worte am Kreuz.

Eine Legende vom Schlachtfelde. Von Kurt Arnold Findeisen.



Die sieben Worte, die Jesus Christus gesprochen hat, als er am Kreuze litt, irren und schweifen, verstrickt in Millionen Menschennöte, immer noch umher auf der Erde. Und so lange sie umher irren, sagt die Sage, kann die Welt nicht erlöst werden. Nun ist aber der Menschheit eine Antwort gegeben, daß der Heiland, der alle hundert Jahre einmal wiederkommt, auch diesen Fluch noch von ihr nehmen werde. Wenn er nämlich zum siebenzigmalsiebenten Male zu einem armen Sünder das demantene Wort gesprochen haben wird, das er dereinst zu dem Schächer redete, der neben ihm am Pfahle hing, dann sollen die übrigen sechs Seufzer bei den Menschenkindern zur Ruhe kommen und aller Jammer und aller Schmerz vorüber sein. — — —

In der dritten Stunde der Nacht sahen sie ihn über das Schlachtfeld wandeln.

Die verspäteten Kugeln, die noch schwirrten, strich er beiseite wie dreiste Bienen.

Die Posten heischten Losung und Feldgeschrei. Er antwortete: „Bethlehem und Golgatha" und schritt an ihnen vorüber.

Als er in die Nähe der Schützengräben kam, um die noch vor Stunden erbarmungsloses Morden getobt, lagen Freund und Feind zu Hügeln getürmt beieinander, die meisten stumm wie ausgebranntes Feuer, manche im Verlöschen begriffen, verröchelnden Lebens.

„Durst, Durst!" keuchte ein armer Provençale und krümmte sich in Qual und Zorn.

„Warum hast du mich verlassen, mein Gott!" stöhnte ein bärtiger Sohn des Urals, und seine zuckenden Finger umkrampften ein durchlöchertes Heiligenbild.

Ein dritter, blond und blaß, fast noch ein Knabe, lag mit der aufgerissenen Körperhöhle und griff und griff in die Grasbüschel vor Abschiedsangst; dann grollte er, bitter wie einer, der mitten aus unvollendetem Sichelwerk vom Acker gerufen wird, mit knirschenden Zähnen: „Voll — bracht — —"

Jesus Christus verhüllte sein Angesicht und weinte. Seine Seele entsetzte sich, daß immer noch die Völker einander ans Kreuz schlugen und daß immer noch kein guter Wille war zu seinem Vermächtnis: Heilig sei dir der Nächste! Liebe deinen Widersacher!

Da geschah dies: Ein Schatten enteilte den deutschen Schützengräben und erhob die Waffe gegen einen der Heimtückischen von jenseits des Kanals, der mit verzweifelten Gebärden um einen blanken Schimmer Lebenshoffnung rang. Er erhob die Waffe und ließ sie nicht niederschmettern. Er spähte, schleuderte sie beiseite, kniete zu dem Zerbrochenen und bettete ihn weich. Er hob ihn auf und trug ihn auf seinen Armen, wie einer ein Kind trägt, um ihn im Schutz der mitleidwimpelnden Fahne zu bergen.

Jesus trat zu ihm und sprach besorgt: „Du wolltest ihn töten?" Er antwortete: „Das hielt er mir entgegen, — da konnt' — ich's — nicht!" Es war das Bild einer alten Frau mit mütterlichen Augen.

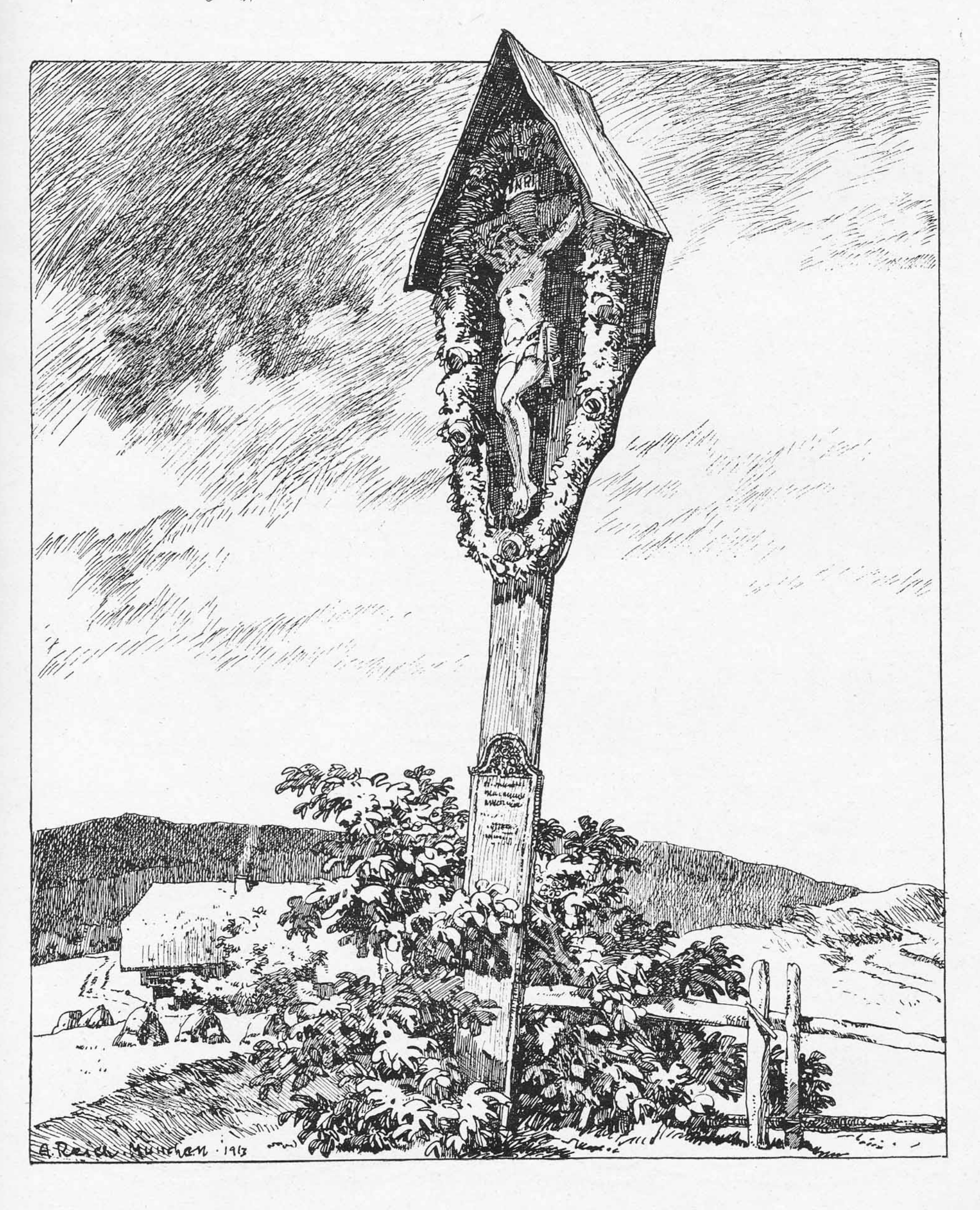
Wie er das sagte, fiel ein letzter Schuß auf feindlicher Seite. Er taumelte getroffen und stürzte vornüber mit seiner Last. Mit schmerzlichem Kopfschütteln faßte er nach dem Herzen. Dann warf er sich jäh über den Hilflosen, der seinen Armen entglitten war, und forschte,

ob den die Kugel auch versehrt. Er fand nur die schon klaffenden Wunden, die nicht ohne Hoffnung waren. Da lächelte er noch immer und sank zurück, und über seiner Stirn war der Schein des guten Feierabends: „In deine Hände — —“

Christus aber legte ihm die Hand aufs verströmende Herz, tat das seine auf, weit wie eines Königs Türe, und sprach: „Wahrlich, ich sage dir, heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein.“

— — — — — — — — — — — — — — —

Zum wievielten Male er dies Wort sprach, das wissen wir freilich nicht. Nur daß er's nicht schon zum siebenzigmalsiebenten Male sprach, das ahnen wir. —





Der goldene Garten.

Ein Garten liegt im Land,
Mit freundlichen Gesichtern
Drin Blumen allerhand.
Er strahlt von goldenen Lichtern.
Es geht sein stilles Glühen
Weit manchem Leben nach,
Es duftet wohl sein Blühen
Lang über manchem Dach.
Ach, einmal noch zu springen
In ungezähmter Lust
Durch seines Morgens Blust
Und seiner Vögel Singen! — —
Doch ist das Tor geschlossen,
Liegt doch der Garten weit,
Kein Schlüssel ist bereit,
So viel der Tränen flossen. —
O Ihr, die Ihr noch drinnen
In seiner Fluren Glanz,
Bei seiner Falter Tanz
Und aller Quellen Rinnen . . . .
Wie gerne würd' ich wandern
Mit euch entlang den Rain!
Längst ging ich zu den andern
Und bin dort sehr allein. —
Doch ist auch euer Garten
Verschlossen meinem Schritt,
Am Tore will ich warten
Und leise spielen mit.

Josefa Metz.



Gustav Vermehren: Sehnsucht

Alex. Vincents Kunstverlag, Kopenhagen.



Die Diathermie und ihre Anwendung in Kriegslazaretten und Sanatorien.

Von G. Quaink. Mit 5 Abbildungen.



Mit dem Ausbau des Gebietes der Elektrizität wuchs auch in den ärztlichen Wissenschaften ein neuer Zweig heran, die junge und doch schon so vielseitige und erfolgreiche Elektromedizin. Von allen Arten elektrischen Stromes wurde die Heilwirkung erprobt und ausgenutzt. Abgesehen von den unmittelbaren Einwirkungen elektrischen Stromes auf den menschlichen Körper wurde die Elektrizität auch dadurch außerordentlich wertvoll, daß sie sich leicht in andere Energieformen überführen ließ, die durch andere Mittel nicht in dem Maße wirksam zu erhalten waren: in der Röntgentechnik wird sie in strahlende Energie verwandelt, und in der elektrischen Diathermie in Wärme.

So ist die Diathermie streng genommen kein elektrisches Heilverfahren, sondern nur eine neue Form, die seit urvordenklichen Zeiten zu Heilzwecken benutzte Wärme anzuwenden. Allerdings überragt sie alle anderen Verfahren derart, daß sie geeignet ist, die ganze Wärmetherapie vollkommen umzugestalten. Wärme wurde bisher hauptsächlich in Form von heißen Umschlägen und ähnlichem verordnet. Da aber die Haut ein außerordentlich schlechter Wärmeleiter ist, konnte nur eine ganz oberflächliche Wirkung erzielt werden. In ganz geringer Tiefe war schon keine Einwirkung mehr festzustellen. Dampf- und Lichtbäder bewirken wohl einige Erhöhung der Körpertemperatur durch Wärmestauung, d. h. dadurch, daß der Körper an der Abgabe von Wärme gehindert wird, aber sie sind mit manchen Unbequemlichkeiten verknüpft und keineswegs immer gefahrlos. Noch schädlicher ist die Erhitzung bei Fieber, dem krankhaft gesteigerten organischen Verbrennungsvorgang, das trotzdem freiwillig oder unfreiwillig mit zur Heilung benutzt wird.

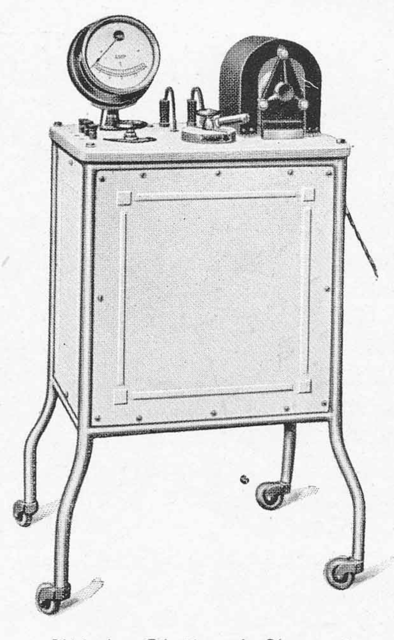


Abb. 1. Diathermie-Apparat.

Die elektrische Durchwärmung besitzt keinen dieser Nachteile der alten Wärmeheilverfahren, wohl aber noch eine ganze Reihe von Vorzügen. Da ist zunächst einmal ihre Anpassungsfähigkeit an jeden einzelnen Fall, sei es allgemeine Durchwärmung zur Erhöhung der Körpertemperatur, sei es lokale

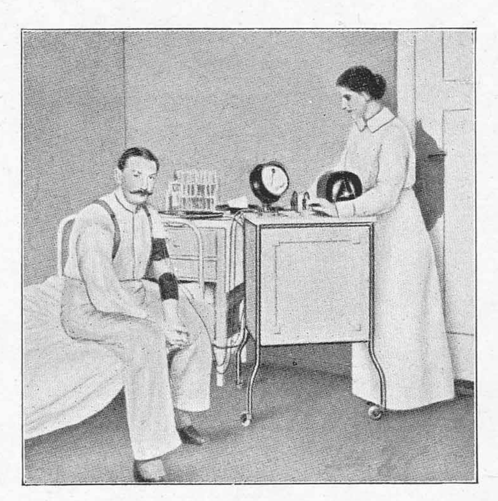


Abb. 2.
Diathermiebehandlung des Ellbogengelenks.

Durchwärmung einer kleinen Körperpartie. Der Grad der Erwärmung ist bei ihr genau zu regeln von mäßiger Temperatursteigerung bis zu einer Temperatur, in der Eiweiß sofort gerinnt und die behandelten Gewebeabschnitte absterben; es wird diese chirurgische Diathermie viel benutzt zu unblutigen Operationen, da bei ihnen das zerstörte Gewebe zugleich sterilisiert wird und eine Keimverschleppung nicht stattfinden kann. Und schließlich der Hauptvorzug: Die Diathermie ermöglicht (und zwar als einziges Verfahren), Wärme aus einer fremden Energiequelle ins Innere des Körpers hineinzubringen, an jede gewünschte Stelle, so daß z. B. bestimmte Organe, wie das Herz oder einzelne Nervenbahnen, für sich durchwärmt werden können. Diese Erwärmung kommt folgendermaßen zustande: Beim Durchgang von Elektrizität durch einen Leiter setzt sich ein Teil des elektrischen Stromes in Wärme um. Da der menschliche Körper auch als Leiter aufzufassen ist, so entsteht auch in ihm diese Stromwärme. Bei den verschiedenen elektromedizinischen Methoden bleibt sie allerdings unmeßbar klein, da hier nur Stromstärken von wenigen Tausendstel Ampère in Anwendung kommen können. Größere Stromstärken werden wegen ihrer Reizwirkung auf die Nerven nicht ertragen. Erfolgen jedoch bei Wechselströmen die einzelnen Stromströme so schnell, daß die zweite entgegengesetzte Schwingung die erste schon wieder aufgehoben hat, ehe sie eine Reizwirkung ausüben konnte, so verschwindet jedes faradische Gefühl, und es lassen sich tausendmal größere Stromstärken gefahrlos durch den Körper leiten. Diese Ströme erzeugen nun in der durchflossenen Körperpartie sehr fühlbare Wärme, und zwar um so mehr, je größer die Stromstärke und je länger die Zeitdauer ihrer Anwendung ist.

Hochfrequenzströme der genannten Art, von etwa 1 Million Schwingungen in der Sekunde, werden bei der drahtlosen Telegraphie benutzt, und deren Ausbildung verdanken wir auch die bewährte Löschfunkenstrecke System Telefunken, die derartige schnelle Schwingungen in einfacher Weise erzeugt. Die Siemens u. Halske A.-G. hat ihre Diathermie-Apparate (Abb. 1) mit dieser Funkenstrecke ausgestattet. Sie bedarf nach dem Einschalten keiner

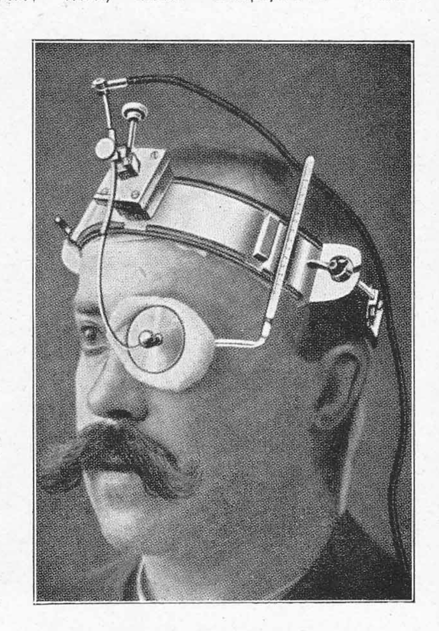


Abb. 3.
Diathermiebehandlung des Auges.

Wartung, so daß dem Arzt zur Behandlung beide Hände frei bleiben. Selbst das Ein- und Ausschalten kann mittels eines Fußkontaktes leicht bewirkt werden. Gespeist wird der Apparat durch Anschluß an ein Wechselstromnetz, jedoch kommen weder Patient noch Arzt mit der Netzspannung in gefährliche Berührung. Der Schwingungskreis der Hochfrequenzströme, in dem der Patient sich befindet, steht nämlich nirgends in leitender Verbindung mit der Netzspannung, sondern die beiden sind lediglich magnetisch gekuppelt. Der Apparat erlaubt eine sehr feinstufige Einstellung der Stromstärke, die an einem Hitzdrahtstromzeiger genau abgelesen werden kann. Durch ein Zusatz-Instrumentarium kann der Diathermieapparat sowohl zur Vornahme der Arsonvalisation (Behandlung mit hochgespanntem und hochfrequentem Wechselstrom) als auch zum Betrieb einer Röntgenröhre benutzt werden. Gerade die letztgenannte Eigenschaft macht den Diathermieapparat für Kriegslazarette so wertvoll, da nicht jedes über eine größere Röntgeneinrichtung verfügt, und dabei ist doch bei den meisten Schußverletzungen eine Röntgenaufnahme fast unumgänglich notwendig. Der Betrieb einer Röntgenröhre durch einen Diathermieapparat ist die einfachste und leichteste Art, Röntgenstrahlen zu erzeugen, bei vollkommen zufriedenstellenden Leistungen.

Die vom Diathermieapparat erzeugten Hochfrequenzströme werden mittels Elektroden durch den Patienten geleitet. Diese Elektroden besitzen die verschiedenartigsten Größen und Formen je nach dem Körperteil, auf den sie gelegt werden sollen, und je nach dem Grad ihrer Erwärmung, der erreicht werden soll (siehe Abb. 2 und 3). An einer kleineren Elektrode nämlich erfolgt ein stärkeres Zusammendrängen der Stromlinien als an einer gegenüberliegenden größeren; bei der chirurgischen Diathermie ist die eine Elektrode ganz klein, nadelförmig. Die Elektroden müssen der Haut gut anliegen, damit nicht Verbrennungen durch Funkenbildung eintreten. Überhaupt ist der Patient anzuweisen, jedes unangenehme Hitzegefühl sofort zu melden.

Das Anwendungsgebiet der Diathermie ist nahezu unbegrenzt. Überall, wo Wärmebehandlung angezeigt ist, hat sich die elektrische Durchwärmung schon im Frieden bestens bewährt, sei es zur allgemeinen Erhöhung der Körpertemperatur (allgemeine Diathermie, Abb. 4), sei es zur Behandlung begrenzter Körperpartien (lokale Diathermie, Abb. 5). Jetzt im Kriege ist sie besonders wichtig geworden bei den vielfältigen Krankheitserscheinungen, die man unter dem Namen „Schützengrabenkrankheiten" zusammenfaßt.

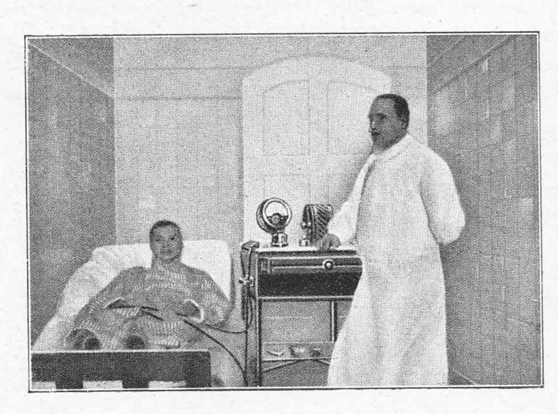


Abb. 4.
Allgemeine Erwärmung mittels Diathermie.

Bei rheumatischen Muskelschmerzen, Gicht, Gelenkrheumatismus, neuderdings auch bei erfrorenen Gliedmaßen, hat sie die schönsten Erfolge erzielt. Nervenschmerzen jeder Art, auch Ischias, sowie die nach Schlachten nicht seltenen

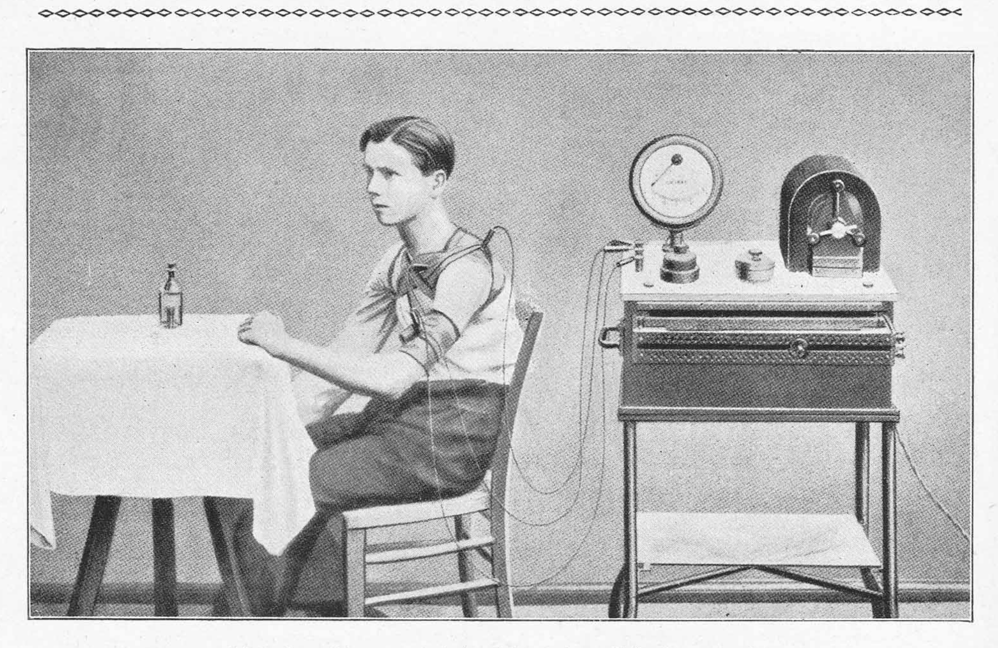
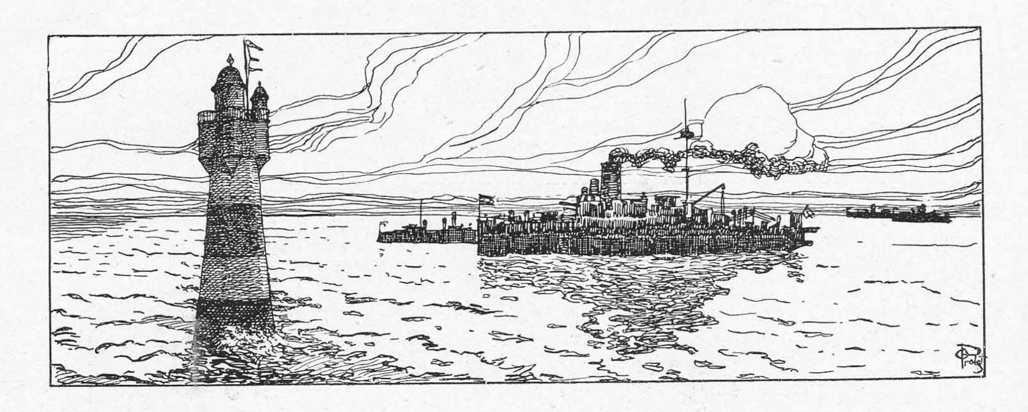


Abb. 5: Diathermiebehandlung des Schultergelenks.

Nervenerschöpfungen werden äußerst günstig beeinflußt. Aber auch die Gelenkversteifungen, die sich so oft nach Schußverletzungen zeigen, eignen sich für Diathermie. Bei ihnen kommt in erster Linie die schmerzstillende Wirkung zur Geltung, die vielleicht nicht nur Folge der Durchwärmung, sondern eine spezifische Einwirkung der Hochfrequenzströme auf die Nerven ist. Durch die Diathermiebehandlung wird erreicht, daß Massage und Heilgymnastik viel früher einsetzen kann. Die Genesungszeit wird somit recht beträchtlich abgekürzt; der Patient erhält aber nicht nur früher sondern auch besser wieder die Herrschaft über die geschädigten Glieder. Alles in allem ist die elektrische Diathermie ein wichtiges, wenn auch leider noch nicht genug verbreitetes Hilfsmittel unserer hochentwickelten ärztlichen Wissenschaft, die Wunden, die der Krieg schlug, zu heilen und so die Folgen für den Einzelnen weniger fühlbar zu machen. Eine von der Diathermieabteilung des Vereinslazaretts Siemensstadt bei Berlin für die Zeit von 26. September 1914 bis 12. Februar 1915 aufgestellte Statistik über Behandlung von Knochenbrüchen, von Erfrierungen, Rheumatismus und Ischias, über Nachbehandlung von Schußverletzungen mit und ohne Nervenquetschungen gibt folgendes bemerkenswerte Ergebnis: 64,8 Prozent der Patienten dienstfähig, 19,4 Prozent noch in Behandlung, nur der geringe Rest von 15,8 Prozent nicht gebessert. Dabei ist besonders zu beachten, daß im allgemeinen der Diathermiebehandlung nur solche Fälle überwiesen wurden, bei denen andere Behandlungsmethoden keinen Erfolg hatten.



Im Sommerfrieden. Künstlerische Photographie.



Kriegs-Kino.

Werber in London.

Von

Richard Rieß, München.



Der Saal war so dicht gefüllt, daß sich dem Eintretenden, Mister Edward Taylor, Redakteur an den „Daily News“, Wolle- und Wiskydunst als dicke, proletarische Welle entgegenschob. Der nieste laut und hielt sein Pariser Flakon vor die Nase, sagte dann zu seinem Freunde, der inkognito kam: „Wer opferte sich heute nicht für sein Vaterland!“ und ging auf den Ehrenplatz, der ihm, dicht vor dem Rednerpodium, bereitgehalten wurde. Die Kollegen von den „Times“ und der „Morning Post“ waren bereits zur Stelle.

Der Referent des Abends war den Redakteuren wohlbekannt. Sie hatten von Mister William B. Steack im Laufe des Krieges schon manchen Leitartikel gebracht. Seine Lieblingsthemen waren die „deutschen Kriegsgreuel“, die „Kultur Groß-Serbiens“, „Montenegrinische Ehre“ und die „Freiheit des Zarenreiches“. Denn Herr Steack war ein Mann von den besten Gaben der Phantasie. Vor dem Kriege hatte er allwöchentlich eines der grellbunten Hefte geschrieben, die für drei Pence in den Gemüseläden zu haben waren. Und allwöchentlich lasen die Ladies von St. James und Tyburnia, was Mister Steack von den Taten des Sherlock-Holmes-Konkurrenten Nick Carter und den Abenteuern Buffalo Bills zu berichten wußte. Aber die Konjunktur hatte sich gedreht. Und so trug Mister Steack heute die Uniform der Freiwilligen. Den Arm hielt er in einer schwarzen Binde. War er doch vorgestern beim Eislaufe gestürzt, wobei er sich ein wenig geschlagen hatte.

Ihr wolltet gewiß gern erfahren, was das nun eigentlich für eine Versammlung war, in der sich die Herren von der Presse und Mister William B. Steack trafen? Nun, es war eine Art Werbeversammlung zum Zwecke, Freiwillige zu werben für den britischen Heeresdienst.

Der Mister Steack aber war erst vor wenigen Tagen aus Frankreich zurückgekommen und konnte unvoreingenommen, wie er war, und ehrlich, wie es eben in seiner Art lag, über das Leben sprechen, das den Soldaten im Lande der glorreichen Bundesgenossen erwartete.

„Gentlemen!“ rief er. „Nicht umsonst sagt das Sprichwort von einem, der sich sehr wohl fühlt, er fühle sich wie Gott in Frankreich. Wer bekommt allmorgendlich seine frische Marmelade? Der britische Infanterist! Wen lieben die schönen schwarzen Französinnen, als

wär's der eigene Gatte? Den Tommy Atkins, Gentlemen, den Tommy Atkins! Und wer erhält trotz des guten Essens, trotz der geringen Arbeit und trotz des unsterblichen Ruhmes allwöchentlich seine guten, harten Schillinge? Wer? Ich sage es Euch! Jeder, der jetzt hier vor mich hintritt und diese Schrift unterzeichnet, in der zu lesen ist: „Ich bitte um die Ehre, für England kämpfen zu dürfen!" Was nun ist Eure Arbeit, Gentlemen? Was habt Ihr zu leisten? Was verlangt das Vaterland von Euch für die guten harten Schillinge? Zwei Stunden habt Ihr täglich in den Schützengräben zu liegen, bis man Euch ablöst. Hier könnt Ihr Euch vergnügt ein Ziel suchen, das sich Euch bietet . . . Und es bietet sich Euch; Ihr seht die damned Germans — sie sehen Euch nicht! Ihr könnt Jagd auf sie machen. Und wenn Ihr ein paarmal geschossen habt, dann kommt die Ablösung, und Ihr dürft hinter der Front tun, was Euch beliebt. Frankreich ist das Land, wo es Rekorde zu errichten gilt. Wer ein rechter Sportsmann ist, der darf sich das nicht entgehen lassen . . . . Gentlemen, wer von Ihnen ist ein rechter Sportsmann?"

Ein Tumult erhob sich und wuchs groß im Rufe von hundert Kehlen. Sport über alles! Wer wagte zu zweifeln, daß sie alle rechte Sportsmen seien? Sie waren ja alle Gentlemen . . .

„Ruhe!" schrie Steack. „Sie sind ja alle Gentlemen! Was zögern Sie darum? Krieg heißt der neueste Sport. Der Sport der Stunde, der Sport Old Englands. Freiwillige vor!"

Schon trat einer aus der ersten Bank. Er schielte ein wenig, aber Steack merkte doch, daß er ihn meinte, als der Militärfrohe fragte: „Wie steht es mit dem Solde? He?"

Man klärte ihn auf.

„Zu wenig, Sir!" Ging wieder in sein Bänkchen zurück. Nun sah man, daß er auch hinkte. Aber ehe man sich darüber Gedanken machen konnte, sprang Mr. Steack vom Vortragspulte und packte seinen Mann beim Schlafittchen.

„Der Anfang muß gemacht werden!" schrie er dabei. „Wieviel wollen Sie denn?"

„Mehr!" sagte der andere dreist.

„Was haben Sie denn bisher verdient, Mister?"

„Drei Pence den Tag," gab der Schielkopf grinsend. zurück

„Drei Pence — — und da zögern Sie?"

„Yes. . . ich bin so frei . . ., in Reading verdient man halt nicht mehr . . . Aber ich habe dafür auch wegen Totschlags gesessen . . . Ich bin vom Fache, Sir . . . ."

„Das Vaterland braucht Sie, Mister!"

„Wer einen nötig braucht, muß ihn um so besser bezahlen."

„Drei Schilling denn . . . ."

„Man hat seine Grundsätze, Sir . . . Ich pflege bei Arbeiten mit Lebensgefahr stets die doppelte Taxe zu erhalten . . ."

„Lebensgefahr? Haben Sie schon gehört, daß dieser Krieg lebensgefährlich ist? Ja, Mann, lesen Sie denn keine Zeitungen?"

„Nein, denn ich bin bisweilen selber Reporter . . . ."

„Wissen Sie nicht, daß die Deutschen Feiglinge sind? Ich komme aus Flandern, ich komme von den französischen Feldern. Nicht schießen können die Deutschen. Und wenn sie schießen, können sie nicht treffen. Und wenn sie treffen, können sie nicht verwunden. Und wenn sie verwunden, können sie nicht töten. Sehen Sie auf mich, Gentlemen." Der Redner überschrie sich selber. Sein Auge brannte begeistert über der Menge. „Seht mich an . . . Ich habe in drei Schlachten gegen die Deutschen gekämpft . . ."

„Bravo!" schrie der Herr von den „Times". Denn diese Schlachten, das

waren seine Schlachten . . . Er hatte sie selber erfunden . . . Alle drei vor dem ersten Frühstück . . . Mit hunderttausend Toten und drei gefangenen Armeekorps . . .

„. . . . Vor einer Woche hat mich eine deutsche Kugel getroffen — — vor sechs Tagen . . . hier in den Arm. . .“ Er riß den Arm aus der Binde und schwenkte ihn hin und her. Ballte die Faust. Schüttelte das verwundete Glied und kämpfte ein Luftduell damit. „. . . . Nun, glaubt Ihr noch, daß die deutschen Kugeln verwunden . . .?“

Die Menge raste in Begeisterung. Sie war fast überzeugt. Der Schielende aber fühlte sich als Sprecher des Volkes.

„Und wenn die Deutschen so ungefährlich sind, warum braucht Ihr da so viele Soldaten, um sie zu bekämpfen . . . .?“

„Weil die Deutschen genug Menschen haben, um das Meer zwischen Frankreich und England vollzuschütten . . ., weil sie Bundesgenossen haben . . ., wilde Volksstämme: die Bayern, die Böhmen, die Ulanen . . ., die Feuerwehr . . . .“

„Und wenn wir nun alle dem Rufe nach Frankreich folgen und die Deutschen schütten wirklich den Kanal mit Leichen zu und kommen über diese Brücke nach England . . ., wer wird dann da sein, das Vaterland zu verteidigen? Wer wird es verteidigen, wenn . . . .“

„Wer hat Furcht vor einer Invasion auf Englands heiligem Boden? Englands Boden ist mündelsicher, Gentlemen. Die Deutschen werden nicht kommen, so wenig wie ihre Zeppeline gekommen sind. Ihr Heer ist ein Spielzeug. . . . Ihre Schiffe sind Spielzeuge, ihre Zeppeline . . . .“

„Sechs Schilling Tagsold?“ fragte der Schielkopf.

„Gentlemen, folgt dem Beispiele dieses Braven. Seid Vaterlandsfreunde wie er . . . . Sechs Schillinge täglich . . . .“

Ganz hinten hatte der Saal eine Tür. Die war das Loch des Sackes. Langsam glitt die Menge dort aus dem Saale.

Vorn aber standen vier Männer, Briten, bereit zum Handschlag.

„. . . . Sechs Schilling Tagsold . . . Das Heer der Deutschen ist ein Spielzeug, ihre Schiffe sind Spielzeuge . . . ihre Zeppeline sind . . . .“

„Spielzeuge,“ hatte er sagen wollen. Da aber gab es eine Erschütterung, daß der Boden bebte. Das Wort erstarb dem Redner im Munde. Man stürzte zu den Fenstern, und „Zeppelin . . . . Zeppelin!“ schrien die Stimmen. . . . auf der Straße . . ., im Saale . . . . Man floh.

Mr. Steack aber ließ Old Englands neue Rekruten stehen und floh durch die nächste Tür, rannte ins Erdgeschoß . . . in den Keller, wo er auf einer Kohlenkiste niederbrach. Die Herren von den „Times“ und der „Morning Post“ und den „Daily News“ aber huschten an den Wänden der Häuser entlang und verschwanden blitzartig in den unterirdischen Teilen der Häuser, in denen ihre Blätter gedruckt werden.

Am anderen Morgen aber meldete der Draht nach Paris und Petersburg: „Seid unbesorgt, geliebte Bundesbrüder! England wacht. Seine Rüstung schreitet vorwärts . . . . Das ganze englische Volk steht hinter Euch, Ihr Kämpfer für Freiheit und Kultur!“

Wie freute sich da Väterchen, nachdem man es ihm übersetzt hatte . . . .

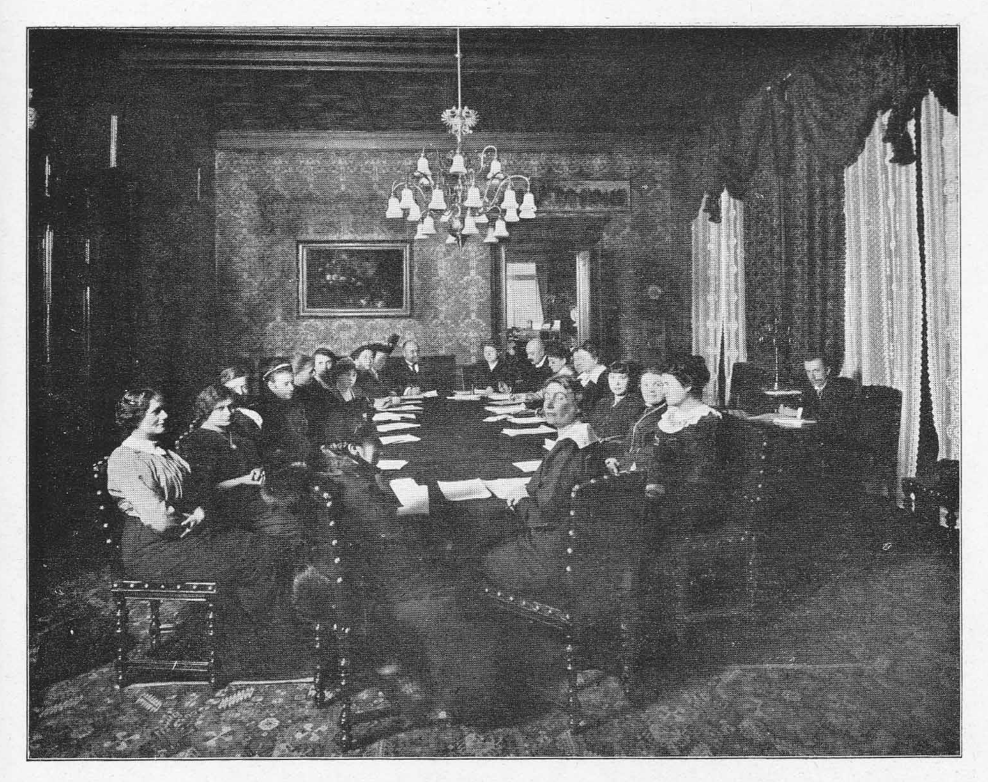


Abb. 1. Sitzung des Zentraldamenbeirats bei Frau Bürgermeister Weiskirchner.

Die „Wiener Frauen-Hilfsaktion im Kriege".

Mit 4 Abbildungen.

Sorgt, daß immer Frau
Märe verkünd'
Rühmend in allen Gauen:
Wienerinnen, die lieblichen,
sind
Österreichs deutscheste Frauen.
O. Kernstock, „Tageneisen".



Als unsere waffenfähigen Söhne zu den Fahnen gerufen waren, um das Vaterland gegen heimtückische Feinde zu verteidigen, meldeten sich auch die Frauen und Mädchen der stolzen Kaiserstadt Wien durch die großen Frauen-Organisationen verschiedener Parteien bei dem Bürgermeister Dr. Richard Weiskirchner zur freiwilligen Kriegsdienstleistung. Dieses Anerbieten wurde von Seiner Exzellenz dankbar angenommen und auf Grund der unterbreiteten Vorschläge, in welcher Weise die Frauen zur Mitarbeit bei den städtischen Kriegsfürsorgezwecken herangezogen werden könnten, in kürzester Zeit und mit bewundernswertem Geschick als die seither musterhaft eingearbeitete „Frauen-Hilfsaktion im Kriege" organisiert. An der Spitze dieser „Aktion", deren Wirken auch für manche andere Stadt des In- und Auslandes Beispiele geliefert hat, stehen der Bürgermeister selbst, der die Tätigkeit der Wiener Frauen-Organisationen

stets mit wohlwollendem Interesse verfolgt hat, und seine Gemahlin, Frau Berta Weiskirchner, unter deren Vorsitz und in deren Räumen allwöchentlich eine Sitzung des Zentralkomitees (Abbildung 1), des sogenannten „Siebzehner=Ausschusses", stattfindet. Ober=Magistratsrat Dr. Dont, der seine Tatkraft und seine Erfahrungen in liebenswürdigster Weise der „Frauen=Hilfsaktion" zur Verfügung gestellt hat, nimmt an diesen Sitzungen als Referent der Gemeinde Wien teil. Der Siebzehner=Ausschuß besteht aus den Vertreterinnen der katholischen Frauenorganisationen Niederösterreichs, des Christlichen Wiener Frauenbundes, des Bundes österreichischer Frauenvereine, der Reichsorganisation der Hausfrauen Österreichs und der sozialdemokratischen Frauen=Organisation; er hat über die laufenden Arbeiten zu beraten und gibt seine Anregungen und Weisungen, nachdem sie vom Bürgermeister gutgeheißen worden, an die 23 „Frauen=Arbeitskomitees" weiter, die in jedem Bezirk der Stadt in von der Gemeinde zur Verfügung gestellten Räumen täglich mehrere Stunden hindurch amtieren. An der Spitze eines jeden dieser Komitees steht eine Leiterin mit zwei Stellvertreterinnen; alle diese Damen haben sich dem Bürgermeister zu gewissenhafter Mitarbeit auf Kriegsdauer eidlich verpflichtet. Ihnen untersteht eine je nach dem Stadtbezirk wechselnde Anzahl von Frauen und Mädchen verschiedener Stände, im ganzen mehr als tausend, deren Angelobung als „Kriegsarmenrätinnen" der Bürgermeister persönlich durch Handschlag entgegengenommen hat.



Abb. 2. Eine Arbeitsstube der „Wiener Frauen=Hilfsaktion".



Abb. 3. Arbeitsbeschaffung.

Die „Frauen-Hilfsaktion" arbeitet auf den verschiedensten Gebieten des Armenwesens und der Kriegsfürsorge, mit Ausnahme der Verwundetenpflege, die vom Roten Kreuz organisiert und geleitet wird. Vor allem liegt ihr die Pflicht ob, der Arbeitslosigkeit der durch den Krieg erwerbslos gewordenen Frauen und Mädchen zu steuern, und dank der Unterstützung durch die in Frage kommenden Behörden ist ihr das auch in weitem Maße gelungen: in den von ihr ins Leben gerufenen Arbeitsstuben (Abbildung 2), 27 an der Zahl, werden 7000 bis 8000 Frauen und Mädchen beschäftigt.

Die Arbeit in den Arbeitsstuben ist sehr mannigfaltig; außer den gewöhnlichen Kälteschutzmitteln für die im Felde stehenden Soldaten und der Militär- und Spitalwäsche werden noch verschiedene anderweitig zu verwendende Näharbeiten angefertigt und auch sogenannte dänische Decken aus Zeitungspapier erzeugt.

Die „Frauen-Hilfsaktion" hilft den Notleidenden aber nicht nur durch Arbeitsbeschaffung (Abbildung 3), sondern steht ihnen auch zur Seite, wenn sich Geldunterstützungen notwendig erweisen. Die Frauenarbeitskomitees fassen die Gesuche ab und befürworten sie, nachdem sie genaue Erhebungen über die Verhältnisse der Gesuchsteller vorgenommen haben. Dieser Nachforschungsdienst, der sehr ausgebreitet ist, zählt zu den verantwortungsvollsten Pflichten der Komitees. Sie verfügen zu diesem Zweck über eine große Anzahl von Mitarbeiterinnen, die meist durch

langjähriges Wirken in Wohltätigkeitsvereinen die nötigen Erfahrungen gesammelt haben. Andere Damen sind im Kanzleidienst, in den Auskunftsstellen tätig, in welchen sowohl den Hilfesuchenden als auch den zum freiwilligen Kriegshilfsdienst sich Meldenden die nötigen Ratschläge erteilt werden. Jedes Komitee hat ferner eine eigene Abteilung für Säuglingsschutz und Mütterberatung, und in mehreren Bezirken sind eigene Kinderheimstätten (Abb. 4) errichtet worden.

Auch für die städtische Speisung, durch die derzeit täglich rund 50 000 Portionen unentgeltlich verteilt werden, ist die „Frauen=Hilfsaktion" tätig. Die Komitees stellen nach vorgenommenen Erhebungen die Anweisungen aus und überwachen die Herstellung der Speisen. Natürlich arbeiten viele Damen auch persönlich in den Speisestellen und den Lebensmittelmagazinen. Um nämlich auch solchen Familien helfen zu können, die aus irgend einem Grunde von der öffentlichen Speisung keinen Gebrauch machen wollen, ist der „Kilotag" eingeführt worden: an einem bestimmten Wochentage bringen gutherzige Hausfrauen beliebige Lebensmittel in Kilopaketen in die Frauen=Arbeitskomitees, die diese Gaben an einem anderen Wochentage an ihre Schützlinge verteilen.

Was der Wiener „Frauen=Hilfsaktion im Kriege" ihre Eigenart verleiht, ist das herzliche und innige Zusammenwirken von Frauen verschiedener Parteirichtung und Konfession. Daß es zu dieser gedeihlichen Zusammen=



Abb. 4. Eine Kinderheimstätte.

arbeit gekommen ist, verdanken die Frauen in erster Linie dem Wiener Bürgermeister und seiner Gattin, die es verstanden haben, anfangs auftretende Schwierigkeiten klug und taktvoll zu beseitigen. Unvergeßlich wird den Mitarbeiterinnen der Frauenhilfsaktion ein Ausspruch bleiben, den die Bürgermeisterin in einer Sitzung getan hat: „Auch die Kugel fragt nicht, ob sie Katholiken, Protestanten oder Juden trifft, und die Wunde tut dem Sozialdemokraten gerade so weh wie dem Christlichsozialen, und die Not drückt den Mittelstand nicht weniger als den Arbeiterstand, — wie sollten wir helfenden Frauen uns da an Parteien und Konfessionen stoßen?“

Auf meine gefallenen Kameraden.

Und immer kommt mir neue Kunde her:
Ein Freund wieder weniger, ein Held wieder mehr.
Und wie Scham kommt's mich an, daß ich den Tod nicht fand,
Den ihr gefunden, Freunde, in Feindesland.
Oft lag auch ich in harter, herzheißer Not,
Oft streifte auch mich mit Schauern der schönste Tod —
Und ging vorbei.
Wie es auch sei:
Mein Bestes ist immer bei euch,
Freunde und Brüder im Heldenreich.
Fröhlich weiß ich euch thronen,
Wundmale sind jetzt Wonnen,
Schmerzen der sehrenden, zehrenden Zeit
Sind jetzt Heldenseligkeit.

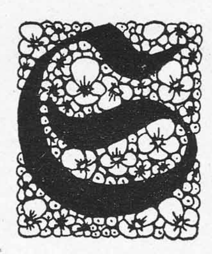
So sehe ich euch: in einem verklärten Scheinen
In überirdischen Hainen,
Heldisch hingelagert an himmlischen Hügeln,
Leuchtend in Schönheit, auf unsichtbaren Flügeln
Hinschwebend, in Harmonien des Lichts
Ewiglebend, lächelnden Angesichts.

Freunde, trefft ihr die eine,
Die ich minne und meine,
Die mir gestorben so früh,
Grüßt mir sie.
Die eine, die ich gerufen beim Rundgesang,
Wenn ich den Becher schwang,
Wenn wir uns leuchtenden Auges zugetrunken
Und überquellenden Herzens zugewunken —
Grüßt sie, die Stille, die Feine, die Fromme!
Wartet mir, Freunde! Warte mir, Liebste!
Ich komme!

F. Schrönghamer-Heimdal.

Die Kugel.

Skizze von Fritz Müller.



olange der Zug durch Deutschland fuhr, saß er mir scheu und verschlossen gegenüber. Erst beachtete ich ihn kaum. Dann reizte es mich plötzlich, den Sherlock Holmes zu spielen: Was war wohl dieser junge Mensch mit dem eingefallenen düsteren Gesicht?

Ein Deutscher schien er nicht zu sein. Die Backenknochen wiesen nach dem Balkan. Und sein Beruf? Hm, das war schon schwieriger. Die Kultur verebnet die Berufsgesichter gar zu schnell. Jetzt trommelte seine rechte Hand am Fenster. Nein, Handarbeiter war er nicht. Von den geistigen war er einer. Und dann war er auch noch jung. Hm, ich laß' mich hängen, wenn mich mein Blick da trügen sollte. Wenn der da drüben nicht...

„Hr hr hm, ich bitte um Entschuldigung, können Sie mir sagen, ob der Zug jetzt schon — jetzt schon auf schweizerischem Boden fährt?"

„Ja, die deutsche Grenze ist schon ein paar Kilometer hinter uns."

„So, so, ich danke schön, ich danke bestens." Er atmete tiefer. Er schien erleichtert. Das Scheue, das Verschlossene auf seinem Gesicht blätterte sich langsam ab. Er wurde zutraulicher.

„Herr, nicht wahr, es ist doch was Schönes um die freie Schweiz?"

„Ja, es ist ein feines Land, und es sind tüchtige Bewohner."

„Nein, ich meine, weil sie sich vom Kriege ferngehalten haben, Herr."

„Haben können," warf ich ein, „die Wahl, ob Krieg, ob Friede, ist in diesem Krieg nicht immer frei."

„Ja, ja, da haben Sie recht. Ist es nicht merkwürdig, von was für kleinen Dingen oft das Geschick der größten Länder bestimmt wird?"

„Hm, das sieht oft nur an der Oberfläche so aus. Im Grunde wird ja eines Volkes Schicksal durch sein eignes Volkstum bestimmt, und nicht durch kleine Dinge."

„Nun, Herr, ich könnte Ihnen da ein Beispiel für das Gegenteil sagen — ein Beispiel, sag' ich Ihnen — Sie würden staunen — ja ja staunen würden Sie — "

Ich mußte wohl gelächelt haben. Denn er wurde gereizt.

„Was, das glauben Sie nicht? Herr, ich sage Ihnen, wenn ich reden wollte —"

„Nun, so reden Sie doch."

Er schaute sich um. Er stellte fest, daß wir allein im Abteil saßen.

„Nun ja, wir sind jetzt in einem neutralen Land, da kann man davon reden — "

„Erlauben Sie, auch jenseits der schweizerischen Grenze können Sie reden, was Sie wollen — wenn's nicht gerade Verleumdung oder — oder Unsinn ist."

„Unsinn? Da müßte ich doch bitten, Herr. Wie können Sie sagen, daß das Unsinn ist!"

„Was denn? Sie haben mir ja noch gar nichts erzählt.“

Jetzt mußte er selber lächeln.

„Entschuldigen Sie, ich bin in diesen wilden Zeiten ein wenig aufgeregt. Aber es ist auch kein Wunder. Ich sage Ihnen, Herr, wenn Sie erlebt hätten, was ich erlebte — “

„Sie sind Student, nicht wahr?“

„Allerdings, Herr,“ sagte er erstaunt und wieder mißtrauisch, „aber woher wissen Sie — wissen Sie das — ?“

„War selbst mal einer,“ sagte ich freundlich und mit einem kurzen Streifblick in vergangene Zeit und in versunknes Land.

„Ah, das freut mich — freut mich wirklich.“ Er war wieder ganz zutraulich. Und dann setzte er hinzu: „Ich studiere nämlich an einer schweizerischen Universität, Herr, bin Rumäne und — “

„Das dachte ich mir.“

„So? Warum?“ Er schien sich ein wenig zu ärgern.

„Nun, Sie werden auch herausgefunden haben, daß ich Deutscher bin, nicht wahr?“

„Allerdings.“

„Nun also. Schließlich ist es ja keine Schande, seines Vaterlandes Unterschrift auf der Stirn zu tragen. Oder?“

„Nein, nein, eine Schande ist es nicht. Aber wissen Sie, es ist nicht immer bequem, Herr, und manchmal — manchmal sogar gefährlich.“

„Aber ich bitte Sie — für Sie als den Sohn eines neutralen Landes in einem anderen neutralen Land — oder sollte Rumänien seit gestern nicht mehr neutral sein?“

„Doch, Herr, doch.“ Er rutschte mitteilungsbedürftig auf seinem Platze hin und her, wischte nervös ein wenig an der völlig klaren Fensterscheibe, fuhr rasch und unwillkürlich mit der Hand in die Hosentasche, als müsse er sich überzeugen, ob noch alles da sei.

„Ja, ja, Herr,“ knüpfte er an vorhin wieder unvermittelt an, „man sollte es nicht für möglich halten, was für kleine Dinger oft entscheidend sind.“ Da tat ich ihm den Gefallen, stach das Geheimnis dieses sonderbaren jungen Mannes auf und sagte:

„Zum Beispiel, bitte?“

„Zum Beispiel?“ sagte er erfreut und wichtig, „zum Beispiel eine Kugel, Herr — verstehen Sie, eine Kugel.“

„Na, die ist nicht immer solch ein kleines Ding. Es gibt da Kanonenkugeln, Herr, die —“

„Nein, ich meine diese,“ schoß es ihm heraus.

Er hatte die Börse aus der Tasche gezogen, noch einmal vorsichtig in unserm Abteil umgeblickt — wahrhaftig, ich glaube, er hätte am liebsten auch noch unter die Sitzbänke geschaut — dann feierlich das mittlere Fach seines Geldbeutels geöffnet und vorsichtig eine abgeschossene und ein wenig plattgedrückte Revolverkugel zwischen Daumen und Zeigefinger hervorgeholt.

„Nun, was meinen Sie, daß das ist?“ sagte er mit einem fast unheimlichen Glitzern seiner Augen.

„Was das ist?“ sagte ich mit absichtlich betontem Gleichmut, „das ist eine Revolverkugel, von denen es Hunderttausende gibt.“

„Jawohl, Herr,“ sagte er fast beleidigt, „Hunderttausende, jawohl, Hunderttausende — aber keine von dieser Bedeutung.“

„Na, na?“

„Von dieser ungeheuren Bedeutung, Herr,“ schrie er plötzlich in einem Tone, daß er mir doch ungemütlich wurde und daß ich mich beinahe mit dem Wunsche in dem Abteil umschaute, es möchte doch noch jemand anderes da sein. Aber es war kein Dritter da.

Ich mußte diese sonderbare Geschichte mit dem rumänischen Studenten allein zu Ende bringen.

„Zeigen Sie mal," sagte ich ruhig und langte nach der Kugel. Aber er zog sie hastig zurück.

„Die gebe ich nicht aus der Hand," rief er ungestüm, „denn an ihr hängt das Schicksal Europas, verstehen Sie, das Schicksal Europas!"

Also doch ein Irrsinniger, durchfuhr es mich blitzschnell. Ach ja, dieser Weltkrieg verwirrt viele leichte Hirne. Jetzt nur nicht widersprechen, dachte ich. Solche Leute werden da oft unberechenbar.

„So so, das Schicksal Europas?" sagte ich freundlich, „was Sie nicht sagen!" Der Ton tat ihm sichtlich wohl. Er öffnete ihm vollends das verwirrte Herz.

„Ich war nämlich in Sarajewo, als der Thronfolger erschossen wurde."

„Ah!" sagte ich. Dieses Ah war echt.

„Und ich stand auf der andern Straßenseite, gerade gegenüber jener Stelle, von wo der Mörderschuß abgefeuert wurde."

„Nicht möglich!"

„Und nun wissen Sie doch, Herr, daß die Todeskugel durch den Körper des Erzherzogs durchging, nicht wahr, das wissen Sie doch?"

„Hm, ich glaube — ich weiß wirklich nicht mehr — "

„Wenn ich Ihnen sage, es ist so, Herr, dann ist es so."

„Gewiß, gewiß."

„Nun gut — und wissen Sie, Herr, wo diese Todeskugel auf der andern Straßenseite gelandet ist?"

„Nun?"

„Bei mir, Herr, bei mir!"

„Bei Ihnen?"

„Ja, ja", lächelte er beinahe befriedigt, „sogar getroffen hat sie mich. Nicht gefährlich, Herr, nicht gefährlich. An meiner Stiefelsohle ist sie mit der letzten Kraft gerade noch durchgefahren und ist dann unter der Höhlung meines Fußes liegen geblieben. Nicht einmal geritzt hat sie mich, Herr. Nun, sagen Sie: ist das nicht ein Wunder?"

„In der Tat, in der Tat. Und was hat dann die Polizei dazu gesagt?"

„Die Polizei? Was fällt Ihnen ein, Herr? Sie werden doch nicht glauben, daß ich von dieser Kugel der Polizei erzählte. Von einer Kugel, die mir, gerade mir, eine höhere Macht geschickt hat!"

„Hm, allerdings."

„Sie begreifen, Herr, daß mich das Schicksal unter Millionen auserwählt hat, als es mir die Kugel zuwarf, aus der dann in der Folge dieser ganze ungeheure Weltbrand aufgestiegen ist."

„Sie meinen also, daß aus dieser Kugel — ?"

„— alle Kugeln kommen, die jetzt zwischen den Völkern hin- und widerfliegen, ja, Herr, das meine ich nicht nur, sondern das ist für jeden Einsichtigen, der die Ereignisse verfolgt hat, sonnenklar. Oder für Sie etwa nicht?"

Er sagte es halb spöttisch und halb drohend.

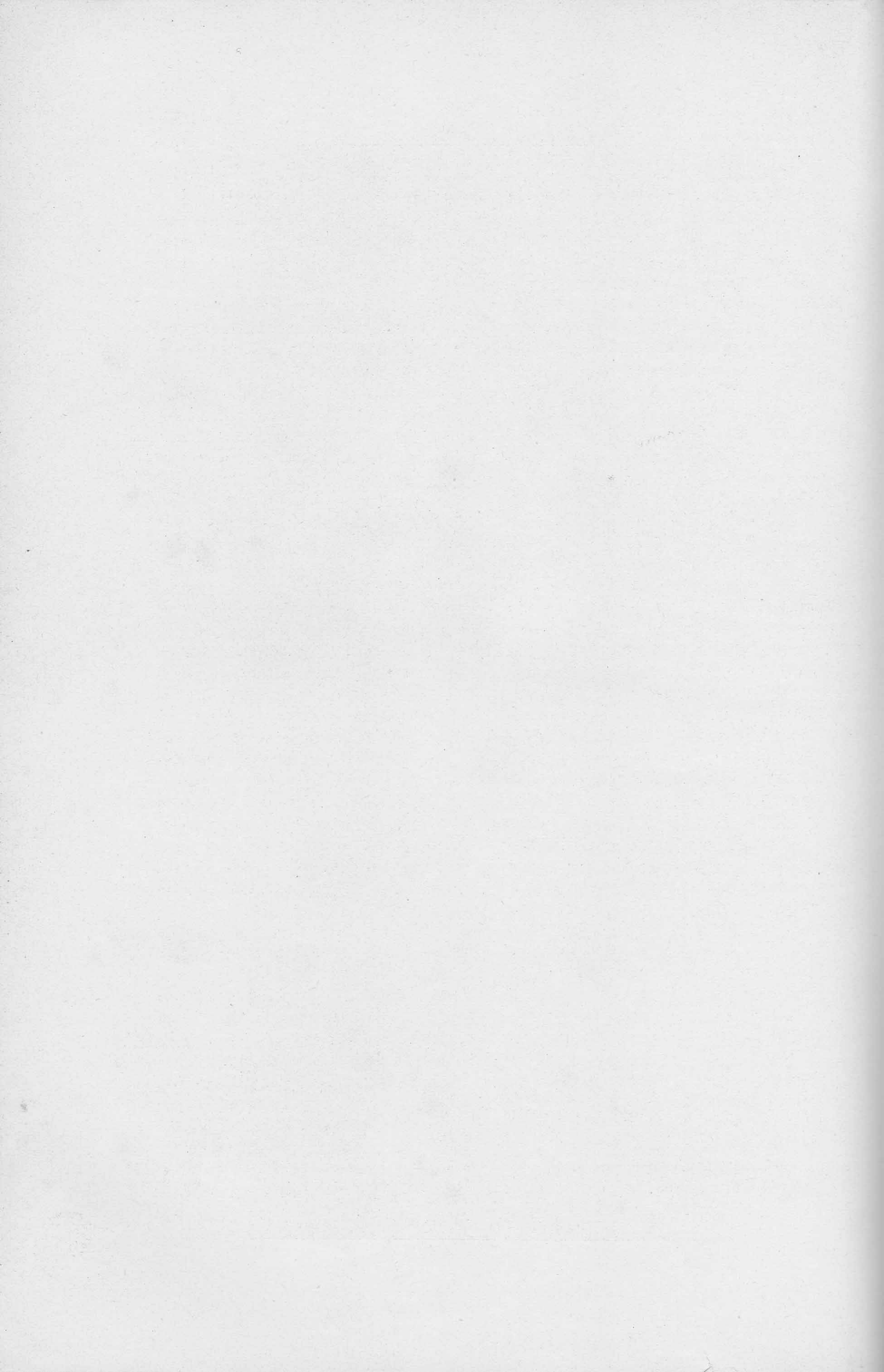
„Ja, wenn man's so ansieht — so gewissermaßen poetisch, dann — "

„Was? Poetisch? Nein, mein Herr, das ist keine Poesie, das ist eine fürchterliche Wirklichkeit. Das ist der größte Krieg der Erde, Herr. Und seine Ursache, seine einzige und alleinige Ursache halte ich in der Hand, Herr, ich allein!"

„Hm, das ist merkwürdig, in der Tat sehr merkwürdig." Und ich ertappte mich dabei, wie ich verstohlen nach dem Fenster blickte. Waren die Häuser des nächsten Ortes schon in Sicht, wo ich aussteigen mußte? Es wäre mir nicht unrecht gewesen, gar nicht unrecht.

Radierung von Heinrich Baur: Der Schnitter





Jetzt zuckte ein fanatisches Leuchten über des Studenten Gesicht. Er beugte sich näher zu mir und flüsterte:

„Und das ist Ihnen doch aus den Gesetzen der Logik bekannt, Herr: wer die Ursache in der Hand hat, der hat auch die Gewalt in der Hand, mit der Vernichtung der Ursache auch die Folgen wieder aufzuheben, verstehen Sie, die Folgen!“

„Sie meinen also, daß Sie es in der Hand haben — in der Hand haben—“

„Diesen Weltkrieg zu beenden, wann und wo ich will! Ja, Herr, diesen Weltkrieg und sein Ende habe ich in der Hand! Ich bin von der Vorsehung zu diesem ungeheuren Werkzeug ausersehen!“

Wieder lugte ich verstohlen nach dem Fenster. Nein, die Station war noch nicht da. Da beschloß ich es zu machen, wie ich es von Irrenärzten gelesen hatte: auf den Gedankengang des Irren völlig einzugehen.

„Aber Herr,“ sagte ich, „und warum benützen Sie ihre gewaltige Macht nicht, um die Schrecken dieses Krieges mit einem Schlage zu beenden?“

Zu einer tragischen Größe richtete sich da mein unheimlicher Nachbar auf.

„Ich verfolge alles, täglich, stündlich (er schaute auf einen Pack Zeitungen an seiner Seite) — keine Schlacht entgeht mir, kein Gefecht — kein Sieg und keine Niederlage — keine Schuld und keine Größe bei den Kämpfenden — aber noch ist es nicht Zeit — noch muß das Völkermorden weitergehen — noch ist meine Stunde nicht gekommen!“

Er schwieg. Prophetisch waren seine Augen nach der Decke gerichtet, wo sich der Griff des Notsignals befand. Das Notsignals? Hm, sollte ich das jetzt ziehen? Ach was, er tat mir ja doch nichts. Nein, ich wollte ruhig bleiben, ganz ruhig.

„Eine Frage, Herr — darf ich noch eine Frage an Sie richten?“ sagte ich.

„Ja,“ sagte er mit einer wahrhaft königlichen Gebärde, „ja, sprechen Sie.“

„Und wenn Ihre Stunde gekommen sein wird, wie werden Sie alsdann das Ende des Weltkriegs herbeiführen, wie?“

„Indem ich wieder das aus dieser Kugel mache, was sie vorher war, vorher, ehe sie ein Mordwerkzeug geworden — indem ich sie einschmelze, Herr — indem ich sie in ein Stahlblech, in ein friedliches Stahlblech zurückverwandeln lasse — indem ich aus diesem Stahlblech eine Feder stanzen lassen werde, Herr — eine Feder, Herr, mit der ich den Friedensvertrag der Welt selber schreiben werde — den Vertrag eines ewigen Friedens, Herr, eines ewigen Friedens!“

Er war aufgestanden. Er hatte seine Arme hochgestreckt. Noch immer hielt er zwischen Daumen und Zeigefinger seine armselige, plattgedrückte Kugel, die er aber anstarrte mit einem Blick, als weite sie sich unter seinen Augen zur Erdenkugel, über die er herrschte . . .

Und jetzt klappten seine Arme, wie erschöpft von einer ungeheuren Anstrengung, plötzlich herunter. Ein metallisches Klicken — ein Ächzen, wie wenn Metall sich an Metall reibt. Einer seiner Ärmelknöpfe hatte sich im Griff der Notbremse festgeklemmt. Die wurde jetzt durch die plötzliche Bewegung herabgezogen.

Er sah es, blieb aber völlig ruhig. Während ich ängstlich auf die Folgen wartete. Da waren sie schon: die Bremsklötze flogen auf die Räder unseres Zuges. Der knirschte, rutschte, fuhr langsamer und langsamer und hielt endlich knapp vor der Station.

Man hörte draußen Schaffner schreien, von Wagen zu Wagen rennen, die Türen öffnen. Aufgeregte Rede, Gegenrede. Da — jetzt riß der Zugführer die Türe unsere Abteils auf. Er schaute uns gar nicht an, sondern sah zuerst zur

Decke, wo die dünne verbleite Schnur an der herabgezogenen Handgriffbremse gerissen war und im Zugwind leise hin- und herflatterte.

„Welcher von den Herren hat —?“ schrie er.

„Ich,“ sagte der rumänische Student ruhig.

„Warum, Herr?“ brüllte der Schaffner.

„Weil meine Zeit nahe bevorsteht,“ sagte der Student und warf mir einen bedeutungsvollen Blick zu.

„Dummes Zeug — Sie werden diesen schlechten Witz teuer zu bezahlen haben, Herr.“

„Ich werde zahlen, was ich schuldig bin.“

„Das wird Sie mindestens fünfzig Franken kosten, Herr, auf der nächsten Station!“

„Gut, wir werden ja sehen. Aber was sind fünfzig Franken gegen eine ganze Welt!“

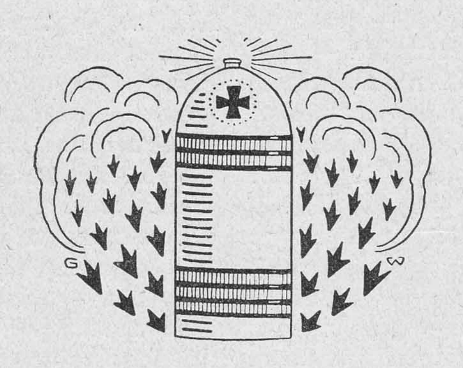
„Verrückter Mensch!“ brummte der Schaffner halblaut und schmiß die Türe zu. Und ich hörte noch, wie er draußen zu dem andern Schaffner sagte: „Wieder so 'n spleeniger Ausländer, dem das Geld zu locker sitzt. Das ist nun schon der vierte auf meiner Strecke seit August — ob da nicht vielleicht auch der Krieg unter den Schädeldächern . . .“ Die Stimme verlor sich. Der Zug zog an, fuhr ein kleines Stückchen und stand in der Station.

Sofort wurde unser Abteil wieder aufgerissen. Eine ganze Reihe Beamter stand da.

„Der da ist's, der Schwarze! Kommen Sie mit ins Stationszimmer, Herr!“

Unter vierfacher Beamtenbedeckung führten sie ihn über den Bahnsteig. Im Gegensatz zu der ihn umgebenden Aufgeregtheit schritt er völlig ruhig dahin. Hoch war sein Haupt erhoben. Fast sah es aus, als würde ein Heiliger dahingeleitet. Da — er hatte noch einmal den Kopf zu mir zurückgewendet. Er führte rasch den Zeigefinger an den Mund, mit der Gebärde des Schweigens, und lächelte. Dann schluckte ihn das dunkle Amtszimmer.

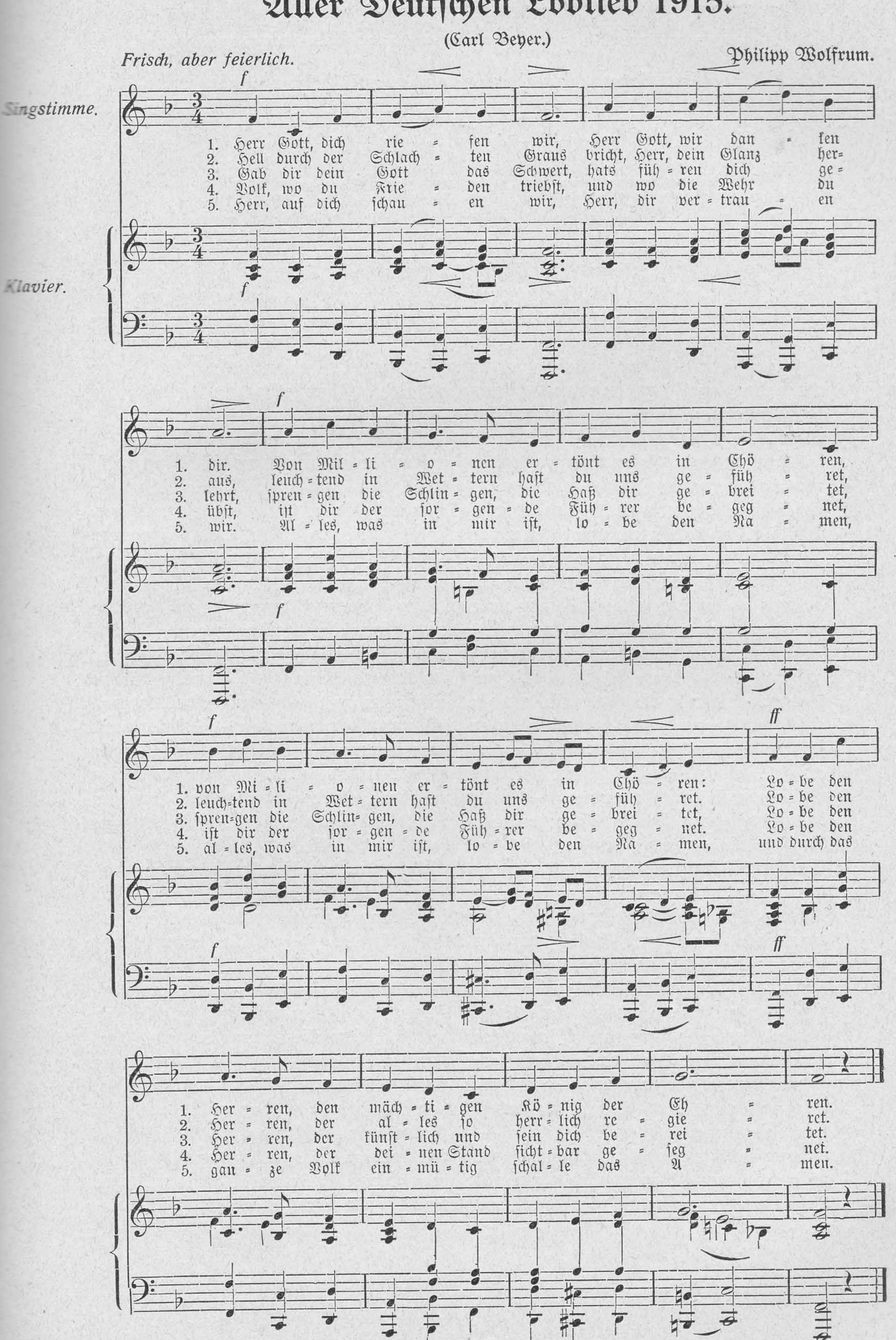
Von widersprechenden Gefühlen bewegt, ging ich durch den Ausgang in die Stadt. Nun muß er fünfzig Franken blechen, der Heilige, der den Weltkrieg in seiner Hand hat, dachte ich und wollte lächeln. Aber es gelang mir nicht recht. Ein mächtigerer Gedanke hatte sich davorgeschoben, der Gedanke: Bist du selber, ist da irgend einer in dieser aus den Fugen geratenen Welt, wo alles wankt, ganz sicher, daß — daß es ihm nicht eines Tages ähnlich geht wie diesem armen Manne mit der Kugel von Sarajewo . . .?



Aller Deutschen Loblied 1915.

(Carl Beyer.)

Philipp Wolfrum.



Das deutsche Jahr einer Engländerin.

Von
Dr. Johannes Eckardt in Salzburg.



Auf dem literarischen Markte der letzten Jahre häuften sich in ganz auffälliger Weise die Reisebücher. Aus den entlegensten Gegenden, aus den fernsten Ländern kamen lange, mit den wertvollsten Details beschwerte Bücher; und auch in der engeren Heimat selbst wurde manche vergessene alte und neue Schönheit dem ganzen Volke entdeckt. Dabei reiste und schrieb nicht nur der Dichter, sondern vor allem waren es auch die Politiker, die Nationalökonomen, die von ihrem forschenden Standpunkte aus uns neue Kenntnisse und Einsichten vermitteln wollten. Ja, man begnügte sich nicht einmal mit den Darlegungen unserer Volksgenossen; man suchte auch von den Fremden oder fernen Verwandten zu lernen. Dieses ernste Streben — oft natürlich auch zur Verlegerspekulation erniedrigt — ging soweit, daß man Bücher übersetzen ließ, die Ausländer über unsere Heimat schrieben. Man wollte wissen, wie man über den Reichsgrenzen von uns und unserer Arbeit dachte. Das war in der Hauptsache keine leere Mode; ganz im Gegenteil. In diesem Anwachsen der Literatur über ferne Länder offenbarte sich einerseits der deutsche Geist, dem das Ausland, ja auch die offene See immer mehr als Ziele kultureller Aufgaben bewußt wurden, und — in Verbindung mit der Übersetzungsarbeit fremder Bücher über unsere Heimat — andererseits der ernste Eifer, den inneren Geist unseres Vaterlandes, unseres Volkes und so unserer Arbeit auch von anderen Standpunkten aus immer genauer kennen zu lernen. Die Sensationslust macht es auch auf diesem Gebiete schwer, Weizen und Spreu zu scheiden; aber wenn diese Arbeit getan ist, bleibt immerhin ein bedeutender Rest.

In diesen Tagen des Weltbrandes interessieren, wie man leicht begreift, vor allem gründliche Werke über die Länder unserer Hauptfeinde, und umgekehrt wieder Bücher von Franzosen, Russen, Engländern über Deutschland und Österreich. Gar manches Werk dieser Gattung wurde inzwischen da und dort schon herangezogen. Eines, das sicher zu den allerinteressantesten und wertvollsten zählt, allerdings schon einige Jahre alt ist — als ob es dadurch nicht an Wert gewänne —, hat man fast vergessen: es trägt in Graf M. Pfeils bei Appelhaus u. Co. in Braunschweig erschienener Übersetzung den schlichten Titel: „Mein deutsches Jahr. Von I. A. R. Wylie."

Schon in der Einleitung gewinnt das Buch; die Verfasserin sucht dort all die Gründe darzulegen, warum sie dieses Buch schrieb. Und die ersten Sätze dürften heute aktueller sein, als sie es bei der Niederschrift waren: „In diesen Tagen der Aufregung, wo friedfertige britische Familienväter sich mit der bangen Erwartung zu Bett legen, beim Erwachen von deutschen Luftschiffen, von deutschen Dreadnoughts, deutschen Soldaten oder gar deutschen Polizisten überwältigt zu werden und zu entdecken, daß ihr teures Mutterland eine deutsche Kolonie geworden ist, er-

scheinen Bücher über Bücher über unsere zukünftigen Eroberer und Bedrücker." Wylie stellt fest, daß diese englische Literatur zum Teil es sehr genau mit statistischen Feststellungen u. dgl. nimmt und klipp und klar beweist, „wie rasch unsere Vettern geistig und physisch wachsen". Diese Art von Literatur flöße über den „riesenhaften, häßlichen Mechanismus" Schrecken, vielleicht auch Bewunderung ein, schaffe jedenfalls aber keine Liebe. Eine Art Kategorie englischer Literatur über Deutschland sei die des „friedfertigen, britischen Familienvaters, der nach seiner Rückkehr von einer vierzehntägigen Reise ins Ausland ein Buch in seinen Mußestunden schreibe"; man mag sich denken, wie oberflächlich diese Art von Deutschland-Büchern ist und wie sie sich unverantwortlicherweise nur bestrebt, die vorgefaßte schlechte Meinung von den Deutschen und ihrem Vaterlande durch unangenehme Zufallserfahrungen „bestätigt zu sehen". Ein dritter Typ in dieser Masse von Literatur brachte „einige Absonderlichkeiten und benutzte sie zu wunderbaren komischen Effekten". Der Leser fühle da zwar immer noch Verachtung, aber sie vermische sich mit humorvollem Mitleide.

Es ist interessant, daß Wylie die beiden letzten Kategorien vorzieht; solche Bücher regten nicht auf, während die ernsthaften Bücher der ersten Art angst und bange machten, Tatsachen vorlegten, die man weit lieber gar nicht kennen möchte. Nun hat sie England ja kennen gelernt, ob es mochte oder nicht. Und nicht zuletzt wird all das eine Strafe sein für eine Gesinnung, die sich auch bei Engländern wie Wylie festsetzte, für eine Gesinnung, die sie in folgende Sätze preßt: „Und so fahren wir denn fort, die Rasse, mit der wir so eng verbunden sind, zu verachten, zu hassen, herablassend zu dulden oder gänzlich zu ignorieren, nicht im Einklang mit unserem Wissen, das häufig gleich Null ist, aber im Einklang mit unserem Charakter und unseren angeborenen Vorurteilen." Wylie geht allerdings schon etwas weiter in ihrem Streben nach Objektivität und meint: „Und dennoch, obgleich ich nie wagen würde zu behaupten, daß andere Menschen dem Engländer ganz gleichkommen, würde ich mich getrauen, die Möglichkeit zuzugeben, daß ein Mensch anders und doch sehr angenehm sein kann, gerade — ich sage es ganz leise — durch die ihm eigenen Vorzüge." Das ist der Standpunkt ihres Buches; und da wir alle inzwischen sehen, wie England eigentlich von uns dachte, so mag diese Auffassung immerhin etwas von Mut an sich haben. Zumindest spricht es sehr für sie persönlich, wenn sie bekennt: „Die Exemplare von Engländern, die mir im Auslande begegnet sind, machten gar zu oft ihrem Volke durchaus keine Ehre; und häufig habe ich gewünscht, wenn ich der Kritik meiner Landsleute über das Land, in dem ich lebe, lauschte, sie möchten einige von den Beschämungen erleiden, die ich zu erleiden hatte..... Ich glaube, sie würden dann einsehen, daß ein Volk nur nach seinem Innenleben, das sich uns erst nach jahrelanger intimer Bekanntschaft mit seinem täglichen Dasein erschließt, richtig beurteilt werden kann."

Die Erfahrungen ihrer jahrelangen, intimen Bekanntschaft mit Deutschland und mit seinem Volke legt Wylie nun in den folgenden Abschnitten ihres Werkes uns vor.

Zunächst spricht sie von Karlsruhe, der Stadt, die sie über ein Jahr beherbergte; sie findet, daß Karlsruhe eine typische süddeutsche Stadt, ja wohl eine typische deutsche Stadt überhaupt sei. Der Deutsche sei kein Geschäftsmann; man dürfe daher Handelsmittelpunkte nicht als typische deutsche bezeichnen; in

ihnen kommen meistens zwei Juden auf jeden Christen, und der Jude sei kein Deutscher, so gern er's auch sein möchte. In den kleineren Städten wie in Karlsruhe, in den Miniatur-Hauptstädten, sehe man den Deutschen in seinem Naturzustande, hier lebe und arbeite er ungestört, unbeeinflußt von dem Fremdenstrom, der nach den Großstädten vorüberflutet. — Karlsruhe findet sie nun außerordentlich reinlich und gut gehalten; sie betont das „außerordentlich“, da sie findet, daß die deutschen Städte alle im allgemeinen den Eindruck der Reinlichkeit und Ordnung machen. Die Stadtbehörde sorge sich „wie mit Luchsaugen“ darum. „Ich glaube kaum, daß der Engländer an dieser Überwachung Gefallen finden würde, obwohl die Einmischung im allgemeinen ganz väterlich wohlwollend und nicht halb so schwer zu ertragen ist, wie von denen behauptet wird, die den Beweis bringen möchten, daß der Deutsche der am meisten von der Polizei tyrannisierte Mensch der Welt ist.“ Die städtische Verwaltung sei überhaupt in jeder Beziehung mustergültig; jede Stadt suche die andere darin zu überbieten. Die Folge davon sei, daß jede Stadt ihr Bestes tue, um die höchste Staffel des Rechtes, der Ordnung und des Fortschritts zu erreichen. Welchen Eindruck gerade die Sorge um die Reinlichkeit der Straßen auf Wylie machte, erhellt der Satz: „Die sogenannten „schlechten“ Straßen sind, im Vergleich zu den unsrigen, wahre Paradiese der Ordnung und Gesetzmäßigkeit.“ Ein Stück deutscher Poesie weiß sie in dem kleinen Bilde aufzufangen: „Der einzige musikalische Lärm, der zuweilen zu hören ist, kommt aus den Wirtshäusern, wo vielleicht irgendein Gesangverein beim Glase Bier Probe hat, vielleicht singt er ein Oratorium von Bach.“ — O, wir deutschen Barbaren! Es imponiert ihr die Sorge bis ins Kleinste! Alles sei gehörig organisiert, nichts bleibe dem Zufall oder der willkürlichen, nachlässigen Mache von Pfuschern oder Privatgesellschaften überlassen, die nur auf Gelderwerb ausgingen. Wenn sich dadurch auch ein gewisser konservativer Sinn ausbilde, der nicht den englischen Schaffensdrang habe, so sei es doch der deutsche Geist, der wieder langsam, aber gründlich, wirke und die natürliche Folge bringe es mit sich, daß auch die deutschen Städte langsam, aber stetig fortschreiten würden, wie es Karlsruhe so deutlich zeige. —

Im nächsten Abschnitte des Buches beschäftigt sie sich mit den beiden Typen der Deutschen, dem des Nordens und dem des Südens. Sie meint, der Unterschied bestehe, wenn er sich auch oft schon bis zur Unkenntlichkeit verwischen ließ. Die weite Strecke Landes, die den Süd- und den Norddeutschen voneinander scheidet, und der Unterschied im Klima genügten vollkommen, den Unterschied zwischen den beiden großen Typen zu erklären. „Der bitterkalte nordische Wind, die weit ausgedehnten unwirtlichen Gefilde machen den Norddeutschen zu einem Mann von Eisen, voller Ernst, Entschlossenheit und Zurückhaltung. Der reiche, fruchtbare Boden, die mit Wein bekränzten Bergabhänge, der warme Sonnenschein machen den Süddeutschen leichtlebig, frohmütig, leicht erregbar und mitteilsam.“ Die Autorin meint, diese Verschiedenheiten seien das Ergebnis der politischen Spaltung; noch vor vierzig Jahren hätte man sie als Beweise der Vaterlandsliebe zärtlich gehegt. Damals war ein Mann der Theorie nach deutsch, in Wirklichkeit aber ein Bayer, Preuße oder Sachse, dem die Interessen seines besonderen Vaterlandes am Herzen lagen. Jetzt stehe die Bezeichnung „deutsch“ sowohl theoretisch wie praktisch an erster Stelle, aber trotz

alledem blühe der Partikularismus weiter samt den alten Mißhelligkeiten und der alten Zwietracht. „Wir müssen uns aber klar darüber werden, daß dies Regungen rein sentimentaler Art sind. Wirklichen Gehalt haben sie nicht, und ein Mensch, der die Teilung Deutschlands oder den Sturz Preußens predigen wollte, würde, auch wenn er zu einer Menge rabiater Antipreußen spräche, höchstens für einen harmlosen Irrsinnigen gehalten werden." Ich meine, der Krieg 1914/15 hat nur zu stark diese Auffassung und Einsicht der Engländerin bewiesen. Wylie meint, ebenso wenig wie der Deutsche aller Volksschichten das Nörgeln lassen könne, ebenso sehr liebe er es, seine Antipathien zu betonen und sie zu begründen. Deshalb würden Norddeutsche und Süddeutsche als erklärte Feinde gelten. — Der Preuße sei vielleicht korrekter, hänge zäher an Formen und Gebräuchen; seinen Ansichten nach sei er wahrscheinlich streng konservativ und kaiserlich. Der Süddeutsche dagegen setze gern die Formen beiseite, seine Manieren seien leichter und bequemer; er habe häufig liberale, wenn nicht gar sonst demokratische Neigungen; er liebe ein bequemes Leben und habe einen Hang zur Sorglosigkeit. Ebenso würden sich auch die norddeutschen Frauen von den süddeutschen unterscheiden. Nur der süddeutsche Adel sei „korrekt"; der norddeutsche ist's natürlich noch um einen Grad mehr. Wylie meint, jene Überfeinerung der Kultur, die immer ein Zeichen des Niederganges sei, fehle bei den Deutschen; „sie steigen vielmehr rasch empor und werden sich im Aufsteigen sowohl Schliff als Stärke aneignen". Sie findet überall eine staunenswerte Arbeitsenergie und einen ernsten Willen nach Bildung. Man höre nur, was sie von uns Barbaren sagt: „Und er (der Deutsche) ist hochgebildet, nicht nur in seinem eigenen Berufe, sondern auch in anderen Wissenszweigen, in Kunst, Musik und Wissenschaft. Es ist kaum zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß der Durchschnittsdeutsche mehr von englischer Literatur versteht, wie der Durchschnittsengländer. In geistiger Beziehung sind seine Kräfte unerschöpflich, und vielleicht ist der Mann des Südens noch intelligenter und schneller in der Auffassung als sein Bruder im Norden, der über größere Körperkraft und mehr Energie verfügt." Ihre Hochschätzung des gesamten deutschen Volkes geht soweit, daß sie ihre Landsleute ehrlich mahnt: „Nur ein klein wenig Verständnis und Sympathie im öffentlichen und Privatleben — wie wenig würde genügen, aber wie viel weniger gibt man! — und wir würden nicht so viel von „gespannten Beziehungen", von „englisch-deutschen Zwischenfällen" und „Kriegsfurcht" hören. Dann würden wir leicht zu einer „entente cordiale" mit unseren Vettern gelangen, die jedenfalls natürlicher und zweckmäßiger wäre als jede andere". (!!)

Nun sucht Wylie sich über die Gesellschaftskreise Deutschlands klar zu werden. Sie erkennt sofort, daß jeder deutsche Mann und jede deutsche Frau irgendeinem Kreise angehört und daß es ebensoviel solcher Kreise wie Berufe gibt: „Da ist der exklusive Hofkreis, der aristokratische Kreis, der militärische Kreis, der Kreis der Beamten, der Juristen, der Musiker, der Künstler, der Gelehrten, der Kaufleute und der Juden, und so weiter bis ins Unendliche." Vor allem findet sie die deutsche Gesellschaft in zwei große Gruppen getrennt, in die der Aristokratie und in die des Mittelstandes. Sie findet, daß dieser Kastengeist einen protzenhaften Eindruck macht, wenn auch die Deutschen selbst keineswegs den Anschein von Protzen erwecken. Vor allem wohl, wie sie meint, weil in allen Kreisen, vor-

nehmlich in denen der Aristokratie, die Macht des Geldes nicht imstande ist, sich Zugang zu verschaffen. Und es berührt sicher sehr sympathisch, wenn sie sagt: „Ich muß offen bekennen, der arme deutsche Baron mit seinen sechszehn Feldern im Wappenschilde und seinem Protzentum ist mir lieber als unser Freund Sir Simpkins mit seinem erkauften Titel und seiner Art von Protzigkeit, der verächtlichsten, die es auf Erden gibt." Sie stellt fest, daß der Adel, vor allem in den staatlichen und militärischen Karrieren, bevorzugt wird; sie sieht in ihm einen Zauberkreis, der „seine Türen vor dem reichen Emporkömmling verschließt, sie aber dem Genie weit öffnet. Der reiche Jude wird übergangen, aber der arme Musiker, der aufstrebende Maler darf, sofern er den göttlichen Funken im Herzen hat, auf das freundlichste Entgegenkommen rechnen und braucht keine Enttäuschung zu fürchten.... Der Geist, der den alten Adel bei seiner beschützenden Liebe zum Genie beseelte, lebt auch heute noch, und das ist eine der vielen Ursachen, weshalb die Kunst in Deutschland sich heimisch fühlt, während sie in anderen Ländern mehr oder weniger ein umschmeichelter Verbannter ist." Sie findet auch — wenngleich sie sich vor den Ausnahmen keineswegs verschließt — im deutschen Adel Treue, Pflichtgefühl und Vaterlandsliebe in der höchsten Potenz verkörpert.

Neben dem Kreise der Aristokratie sieht sie den des Mittelstandes, der dem englischen gegenüber zurückstehe, nicht an geistiger Schulung oder an Wissen, sondern an äußeren Formen. Wylie sieht den Grund hierfür in der Tatsache, daß der deutsche Mittelstand erst eine junge Vergangenheit habe, sich erst vor kurzer Zeit aus der Arbeit emporgearbeitet hätte; der englische könne auf eine viel ältere Tradition zurückweisen. Sie sieht aber, wie der deutsche Mittelstand immer mehr jene ihr als Ideal vor Augen stehende Höhe erreicht, und ist überzeugt, daß er gar bald die Kluft zwischen Volk und Aristokratie ausfüllen wird. —

Mit welchem feinen Sarkasmus macht sie sich über die „kleine Festlichkeit" lustig! Man muß nur ein paar skizzierende Sätze lesen:

Pünktlich zur festgesetzten Stunde kletterte ich die steilen Steinstufen hinauf, die zur dritten Etage führten, und zwar in Begleitung von anderen Gästen, die größtenteils zu Fuß gekommen waren, angetan mit Umhängen und Überschuhen. Wir lächelten uns unsicher an, als wir auf dem kleinen Vorplatze zusammengedrängt standen, und nach einer Weile öffnete ein aufgeregtes Dienstmädchen in weißer Haube und Schürze, die es für den Abend angelegt hatte, die Tür und führte uns kopfnickend und lächelnd, als sei es die Hauswirtin selbst und erfreut uns zu sehen, in das Schlafzimmer, das als Damengarderobe diente. Ich glaube, es war die Kammer der ältesten Tochter vom Hause; aber alles, was an sie erinnern konnte, hatte man entfernt, und es herrschte musterhafte Ordnung. Natürlich gab es viel Gekicher und Geflüster unter den jüngeren Mitgliedern der Gesellschaft. Jedermann strebte dem kleinen Spiegel zu, um einen letzten Blick hineinzutun, und pathetische Ausrufe: „Marie, Else, sitzt alles ordentlich hinten?" wurden laut, bis wir endlich fertig waren und nach dem Salon uns in Bewegung setzten. Dieser bestand aus dem Empfangs- und dem daranstoßenden Studierzimmer des Hausherrn. Letzteres war von frevelhafter Hand entheiligt und in einen zweiten Ballsaal umgewandelt, um der Überfüllung vorzubeugen. Die Teppiche waren verschwunden; steife Plüschsessel standen an den Wänden entlang; der getäfelte Fußboden glänzte drohend zu den unvorsichtigen Füßen empor und erzählte von einer stundenlangen Politur, bei der — wer weiß — vielleicht gar der Herr Geheimrat hilfreiche Hand geleistet hatte.

Einige Gäste waren bereits erschienen und standen in kleinen Gruppen umher. Zum größten Teil waren es junge Leute, die nach unseren Begriffen älter aussahen, als sie wirklich waren. In Deutschland wird ein Mädchen von 24 Jahren für entschieden „passé" gehalten. Die älteren Leute hatten

es sich chon auf den Stühlen bequem gemacht, und man konnte beobachten, wie die heiter dreinschauenden alten Damen in schwarzer Seide und mit Maschenhandschuhen Komplimente über ihre Töchter miteinander austauschten. Bei einiger Erfahrung konnte man fast Wort für Wort ihrer Unterhaltung folgen.

„Ach, liebe Frau Professor, wie reizend Ihre Elsa heute Abend aussieht, soviel Grazie und Anmut! Und was für ein herrliches Kleid, wie gut es ihr steht! Ich wollte, ich könnte etwas ebenso Passendes für meine Marie finden!"

Tränen der Dankbarkeit und des mütterlichen Stolzes traten der Frau Professor in die Augen. Sehen konnte ich sie zwar nicht, aber ich wußte, daß sie da waren, denn ich kenne die Frau Professor.

„Sie hat es eigenhändig gemacht," fängt sie nun voll Eifer an auseinanderzusetzen. „Unbeschreiblich, wie hart das arme Kind gearbeitet hat, um es rechtzeitig fertigzuschaffen. Ist der Stoff nicht wundervoll? Wie Seide sieht er aus, ist aber nicht echt. Ein neues Gewebe, ganz wie echte Seide, aber nur halb so teuer."

Allgemeine Ausrufe der Bewunderung! Dann kam für die Frau Professor die Gelegenheit, ihrer Freundin zu sagen, wie „reizend" Marie sei, „welch einnehmende Manieren, welche Lieblichkeit". Jede war entzückt von den anderen, alle waren ‚ein Herz und eine Seele", wie sie selbst gesagt haben würden. Ich sah mich um und suchte die vielgepriesenen beiden Mädchen Marie und Elsa heraus, und fand, daß sie gewöhnlich, aber gutmütig aussahen und etwas kurze und entschieden selbstgemachte Kleider anhatten, die sehr mäßig dekolletiert waren. Die schweren Massen des etwas farblosen Haares hatten beide ordentlich, aber nicht sehr geschmackvoll aufgesteckt, und an den Händen trugen sie weiße Halbhandschuhe. Im ganzen genommen würden meine englischen Freunde — so befürchte ich — wenig von den beiden gehalten haben, aber sie strahlten, als ob sie Königskinder wären und Prachtgewänder trügen. Die ältere und hübscheste von den drei Töchtern des Hauses stand ihrem Verlobten, einem ernsthaft dreinschauenden jungen Mann, gegenüber, der um einige Jahre älter aussah als er wirklich war — vielleicht quälte ihn das Problem eines Haushaltes zu zweien bei einem jährlichen Einkommen von fast nichts. Meine Wirtin verriet mir, daß die Braut mit ihrer Aussteuer beinahe fertig und daß alles prachtvoll geraten sei. Ich durfte es schon glauben, war sie doch mindestens zwei Jahre lang der Gegenstand sorgfältigster Erwägung gewesen. Die Frau Geheimrätin war überaus guter Laune und segelte stolz von einer Gruppe zur anderen, einer Fregatte ähnlich, die alle Segel gehißt hat. Ihr Gatte — ein schüchternes kleines Männchen in schlechtsitzendem Galaanzuge — hielt sich etwas mehr zurück. Aber er gab sich doch den Anschein, als freue er sich, und die Sicherheit seiner Gemahlin imponierte ihm nicht wenig. —

Von der Geselligkeit Deutschlands spricht Wylie mit einer leichten Ironie; sie ist aus ihrer Heimat eine viel kostspieligere Art gewohnt, als es bei uns gang und gäbe ist. Ein Hauskränzchen wie das von ihr geschilderte bei der Familie des Herrn Geheimrats ist in England kaum denkbar. Aber sie fragt sich selbst, ob diese schlichte Art, nicht über seine Möglichkeiten hinauszuleben und doch gesellig zu sein, nicht gar viel für sich hat. Es hat ihr doch an dem Abend bei „Geheimrats" gefallen, wo man die achtzimmerige Wohnung ausräumte, um einen „Hausball" geben zu können, wo sich junge Mädchen ihrer Toiletten, die so gar nicht den englischen Protzereien ähneln, königlich freuen, wo man wirklich gemütlich bei „kalter Platte" sich unterhält und mit Vergnügen zu den Weisen eines armen Musiklehrers, der tagsüber Stunden gibt und in die Nacht hinein bald dort, bald da verständnisvoll zum Tanze aufspielt, sich im Reigen dreht. Sie findet diese Geselligkeit um so hübscher, als sie feststellen kann, daß die Süddeutschen vor allem sparsam leben und Einladungen als ein besonderes Vergnügen ansehen, dem sie aber auch alle ihre mögliche Sorgfalt widmen. Nur dauern ihr alle diese Gastereien viel zu lange; und besonders der Nachmittagstee, wo man um vier Uhr zusammenkommt, um sich eventuell bis acht Uhr zu langweilen, ist ihr Schrecken. Sie hat es bald heraus, daß es in Deutschland, besonders im Süden, weniger gebräuch-

lich ist, für längere Zeit Besuche bei sich zu beherbergen; sie meint den Grund darin gefunden zu haben, daß der Deutsche zu Hause vor allem seine Bequemlichkeit und ungestörte Ruhe haben will, in die ein Besuch immerhin Störung bringen kann. „Und dennoch ist er (der Deutsche) durchaus gesellig, kein Mensch auf der Welt mehr als er. Der Engländer ist trotz seines offenen Hauses und der wochenlangen Besuche ein Einsiedler im Vergleich zu dem Teutonen, der sich nie wohler fühlt, als wenn er mit anderen Leuten zusammen ist, am liebsten mit einer großen Menge." Das englische Klubleben sei in Deutschland ganz unbekannt und wäre dort auch kaum denkbar. Das Tanzen sei in allen Gesellschaftsschichten ein besonderes Vergnügen. Jede Steifheit und Förmlichkeit höre dabei auf. Der Salonteppich wird aufgerollt, ein Klavierspieler spielt auf und jederman tanzt, mit wem er will, ohne Programm. Gesellschaftsspiele, je kindlicher, desto besser, sind an der Tagesordnung, und der Deutsche entpuppt sich als ein ganz entzückender Wirt und Gast." Und alle ihre Ironie verzeihen wir über den Satz: „Ich weiß nicht, ob der Ton bei diesen kleinen Abendunterhaltungen nicht gesunder, vernünftiger, menschlicher, echter und angenehmer ist als der bei unseren großen Londoner Festen; und ich maße mir nicht an, über die Lebensweise des einfachen Geheimrates und seiner noch schlichteren Gemahlin zu spotten. Sie führen ein einfaches Leben, weil sie selbst einfach sind, und als urwüchsige Leute geben sie sich so natürlich und anspruchslos, daß man glaubt, bis in die Tiefe ihrer Herzen sehen zu können, wo Güte und Aufrichtigkeit wohnen. Das ist für mich die Hauptsache, und nun mag, wer Lust hat, spotten über die schlechten Kleider, über das Bier und die Wurst."

Mit besonderer Wärme spricht Wylie von der deutschen Weihnacht. Sie findet, daß Deutschland ohne Weihnachten ebenso undenkbar ist, wie Weihnachten ohne Deutschland, ja, sie kommt sogar zu dem Schlusse, daß in keinem anderen Lande der Welt das Christfest mit so viel Treue und solch echter Empfindung gefeiert wird, mit einem Worte gesagt, so echt weihnachtlich ist wie in Deutschland. Sie gibt zu, daß ihre Erinnerungen an das englische Weihnachtsfest nicht sehr anziehend sind. Die einzige wahre Freude hätte im Einkaufen der Geschenke bestanden; der Tag selbst wäre wie ein besonders festlicher Sonntag gewesen, an dem man viel mehr gegessen hätte, als zuträglich gewesen wäre. In Rom, in dieser Hochburg des frühen Christentums, wie sie sagt, wäre ihr Weihnachten trotz allen Pompes und Zeremoniells wie aus seinem Elemente gerissen erschienen. Die kindliche und treuherzige Schlichtheit gibt dem Weihnachtsfeste das deutsche Gepräge oder erklärt uns zumindest, warum in keinem anderen Lande der Welt das Wesen des Festes so zum Ausdruck kommt. Denn der Deutsche selbst sei einfach, warmherzig und anspruchslos. Im Grunde seines Wesens ruhe etwas, das im besten Sinne des Wortes kindlich sei. Wylie schildert nun die Innigkeit und Schlichtheit so eines deutschen Weihnachtsabends. Mit hellem Entzücken beschreibt sie die nervöse Sorge um den Einkauf der Geschenke und dann wieder mit vieler Freude die verschiedenen Unterhaltungen, Familienfeste, wie sie in der Woche nach Weihnachten folgen. Sie hat ganz gut gesehen, daß mit dem Silvesterabend sozusagen der Genuß dieser weihnachtlichen Freiheit wieder vorbei ist. Am Silvesterabend selbst fände ein großes Gelage statt, um einerseits die frohen zehn Tage durch ein Abschiedsfest zu krönen und andererseits das neue Jahr

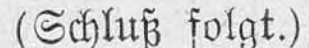
zu begrüßen; denn auch der Neujahrstag sei in Deutschland ein viel wichtigeres Fest als in England. Deshalb gewänne auch der Silvesterabend so an Bedeutung, und hätte man um ihn einen ganz eigenartigen Zauber von Gebräuchen gelegt, von denen sie sogar das Bleigießen erwähnt. Es ist eine stille Sehnsucht nach etwas, was ihrem Heimatlande versagt blieb, das sie in die Worte kleidet: „Das deutsche Weihnachtsfest ist wirklich froh; das unterliegt gar keinem Zweifel. Es ist in Wirklichkeit das, was wir so gern Good old english Christmas nennen — ein Märchen aus einer Zeit, die längst vergangen oder nie gewesen ist, an die nur noch die Stechpalmen und Mistelzweige, die Postkutschen im Schnee und die überschäumenden Becher auf unseren Weihnachtskarten erinnern. Ich befürchte, wir verlieren den echten Weihnachtsgeist, das Vermächtnis unseres Dickens. Vielleicht haben wir ihn du ch unsere überfeinerte Kultur, durch unseren Überfluß an Reichtum und Luxus fortgescheucht, aber deshalb ist er doch nicht tot. Er hat seinen Wohnsitz in den schlichten deutschen Herzen aufgeschlagen, deren Wärme und Aufrichtigkeit ihn am Leben erhalten wird, bis die traurige Zeit kommt, wo auch der Deutsche aufhört, schlicht und einfach zu sein."

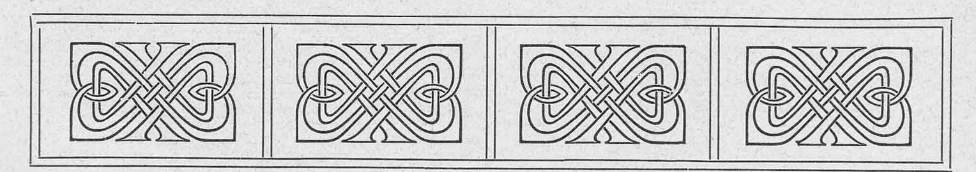
Im nächsten Kapitel spricht die Verfasserin von den deutschen Studenten. Kaisers Geburtstag, nicht lange nach Weihnachten, gibt ihr Gelegenheit, so recht das studentische Treiben zu beobachten. Sie vermerkt besonders, daß man auch in Süddeutschland, wo nach ihrer Meinung der Reichsgedanke weniger tief wurzle als im Norden, keine Stadt, kein Dorf fände, das nicht diesen Tag mit Musik und Flaggenschmuck, mit Festgewändern und vor allem mit Festgelagen feiern würde. Den Hauptteil an diesen schönen Festgelagen bilden die Studenten.

Wenn man die Lebensweise der deutschen Studenten und ihr ganzes Wesen recht verstehen wolle, dürfe man sich nicht mit der oberflächlichen Beobachtung begnügen, die die meisten Ausländer ihnen widmen würden. Der dicke, linkische, träge und dumme Biersäufer existiere allerdings, aber er sei ebensowenig typisch wie (so hofft die Autorin) die betrunkenen Soldaten, die sie zu ihrer Beschämung über einen englischen Bahnhof wanken gesehen habe. Der typische deutsche Korpsstudent sei in erster Linie ein Gentleman; als solcher lebe und handle er; und obschon in der Theorie frei, sei er doch selbstgemachten Gesetzen unterworfen, die strenger als das Regiment auf unseren Universitäten seien. Wylie glaubt das Wort Korpsstudent unterstreichen zu müssen, da nach ihrer Meinung es alle möglichen Arten von deutschen Studenten gebe und nach ihrer wohl übertriebenen Ansicht derUnterschied zwischen ihnen fast so groß sein könne wie der zwischen einem Lokomotivführer und einem Grafensohn. Überhaupt macht sich Wylie gerne etwas lustig über die Neigung der Deutschen, sich gleich in Vereinen zusammenzuschließen. Sie erzählt die Legende, nach der vier Deutsche einmal auf einer Insel Schiffbruch gelitten hätten. Das erste, was sie getan hätten, ehe sie auch nur trocken geworden wären, wäre die Gründung eines Vereines gewesen. Nach einigen Tagen seien sie in Streit geraten, der Verein hätte sich in zwei Hälften geteilt, und wie die Legende behaupte, würden sich beide bis auf den heutigen Tag in den Haaren liegen. Sie scheint auch dieStudenten-Korporationen etwas nach diesem Gesichtspunkt zu bewerten. Sie mißt ihnen aber auch andererseits wieder eine große Bedeutung zu. Nach ihrer Meinung ist der Vater ganz sicher, daß sein Sohn nur mit Leuten seines eigenen Standes in den Korpo-

rationen verkehre, von Leuten überwacht werde, die älter sind als er, und so vom Spiele und anderen Lastern ferngehalten werden könne, zur Selbstbeherrschung erzogen würde und auch im späteren Leben einen Rückhalt hätte. Wylie imponiert auch die ernste Arbeitslust der deutschen Studenten. Wenn er einmal Inaktiver geworden sei, dann ziehe er sich ins Privatleben zurück und werde ein Arbeiter und zwar auf eine Art, die die meisten jungen Engländer verblüffen würde. Sie meint: „Wenn man bedenkt, wie hart der deutsche Schulknabe zu arbeiten hat und wie emsig die Männer später wirken und schaffen müssen, so kann man den Studenten wohl die kurze Zeit der Erholung und der Jugendfreuden gönnen.“ Die Mensur scheint sie verteidigen zu wollen. Uns interessieren in ihren bezüglichen Darlegungen ihre Worte: „Der wirkliche Kampf ist kaum heftiger und vielleicht weniger brutal, als ein erbitterter Fußballkampf nach der Rugby-Methode, erfordert aber unvergleichlich mehr Mut und Kraft.“ Etwas ironisch spricht sie über den Kastengeist, der auch in den studentischen Kreisen eingerissen ist, und sie scheint kein Verständnis zu haben für die heute allerdings mit Recht überholten Anschauungen, daß der Korpsstudent höher stände als der Burschenschafter usw. Übrigens, wenn Wylie nach dem Kriege wieder nach Deutschland kommt, wird sie wohl selbst bekennen müssen, daß alle diese Gegensätze verschwunden sind.

Anschließend an diesen Abschnitt spricht Wylie über das Duell. Es hat auf sie einen tiefen Eindruck gemacht, ja über die Strenge des Ehrenkodexes ist sie sogar entsetzt. Sie findet den Grund darin, daß es den Deutschen nicht gegeben ist, etwas leicht zu nehmen, weder das Duell noch sonst irgend etwas. Sie betont nachdrücklich, daß das Duell eine Seltenheit ist; nicht, wie sie meint, weil man anfange, den Brauch zu mißbilligen, sondern weil es nicht dem deutschen Charakter entspreche, etwas leicht zu nehmen, besonders nicht, wenn die Ehre in Frage komme. Es ist besonders interessant, wie sie im Folgenden gegenüber diesen Auffassungen die Anschauungen des typischen Engländers charakterisiert. Mit einer gewissen Kritik konstatiert sie, daß es nach englischen Anschauungen immer einen Ausweg gebe. Der Engländer würde bei einem Ehekonflikt z. B. zum Richter gehen und von ihm die Verurteilung des Gegners erwarten und würde sich mit einer hohen finanziellen Bestrafung zufrieden geben. Wylie versteht und billigt, daß der Deutsche mit verächtlichem Erstaunen auf das Bild des Engländers sehe, der dulde, daß die geheimsten und widerlichsten Details seines Privatlebens der Neugier jedes Lumpen preisgegeben würden, und der sich nicht schäme, als Sühne für die Schande, die man ihm angetan, Geld anzunehmen.“ Die Duelle zwischen Zivilpersonen seien am seltensten. Das komme daher, daß der Offizier nicht nur seine persönliche Ehre, sondern auch die seines Standes wahren müsse und gerade hierin am empfindlichsten sei, und daß man gerade in diesen Kreisen das Duell als ein Mittel ansehe, um gewisse Ehrverletzungen wieder zu heilen.


(Schluß folgt.)






Granatenwilhelm.

Skizze von Hans Schoenfeld.



„Wer läuft denn da noch draußen herum gegen den ausdrücklichen Befehl? Ist der Kerl verrückt geworden? He, Gruppenposten, der Mann soll sich reinscheren und sofort bei mir melden!“

Die Beschießung hatte wieder begonnen. Zur gewohnten Zeit, nachdem sie „drüben“ Mittag gemacht hatten. Im Schützengraben war es ganz still. Nur die Beobachtungsposten des Zuges — ein Mann von jeder Gruppe — standen am Guck- und Schießloch, unverwandt den ernsthaften Blick nach vorn gerichtet. Unbeweglich.

Aus seinem Zugführerunterstand spähte halberhobenen Leibes und doch vorsichtig sich aufstemmend, daß die behandschuhten Fäuste nicht in Schlamm und nasses Stroh gerieten, der Oberleutnant. Den Baschlick wie eine Großvaterzipfelmütze schief übergestülpt, die kantige Stirn in Unmutsfalten.

Der Gruppenposten drehte behend den Kopf nach ihm hin: „'s is bloß widder der Granatenwilhelm, Herr Oberleitnant.“

„Ganz gleich; der Kerl soll herkommen und sich seine Strafe holen.“ — Der Oberleutnant kroch in seine Höhle zurück und ließ sich aufseufzend auf die Lagerstatt von Ziegenpelz, Luftkissen, Wolldecke und Manchesterweste zurücksinken. Er lächelte ein bißchen.

„Zur Stelle!“ meldete sich draußen eine ölige Stimme im singenden Dialekt der Gebirgler.

„Rein mit dem Kerl!“ scholl's unwirsch von drinnen. Die ewigtriefende Zeltplane ward klatschend zurückgeschlagen, ein struppiger Kopf mit wüst starrendem Haar und Vollbart vom brennendsten Rot schob sich herein und wiederholte gleichmütig: „Zur Stelle.“

„Warum krauchen Sie gegen den bis zum Überdruß wiederholten Zug-, Kompagnie-, Bataillonsbefehl, bei feindlichem Feuer und überhaupt über Tage sich im Graben zu halten und einzudecken, schon wieder hinter der Front frei herum, Jäger Glück?“

Das brandrote Riesenhaupt hob sich ein wenig. Große verwunderte Grauaugen schauten den Vorgesetzten an, halb bittend, halb trotzig, halb pfiffig.

Die ölige Stimme meldete: „Ich ka's net lassen, Harr Uberleitnant.“

„So, auch wenn Sie heute nach der Ablösung im Ruhequartier für Ihren Ungehorsam zwei Stunden angebunden würden, was einem Tag mittleren Arrests gleichkäme — auch dann nicht?“

„Gestatten der Harr Uberleitnant —“

Der Offizier verbiß das Lachen. „Gar nichts gestatte ich, Kerl; kommen Sie erst mal ganz rein. Sie kauern ja mit den Knien im Wasser, nehmen mir alles Licht weg. Außerdem zieht's. Vorwärts, rein!“

Gehorsam wand sich hinter dem Struppkopf ein langes, dürres Etwas herein, das kein Ende zu nehmen schien, hockte sich in eine Ecke und zog die schmutzigen Beine fast bis unters Kinn.

Da kochte es von links heran, fuhr zischend in Haushöhe über den verfallenden Graben und barst mit betäubendem Krach nahebei hinter der Rückwand.

Die Hockfigur begann an allen Gliedern zu zappeln, strebte sichtlich nach dem Ausgange. Der struppige Kopf sicherte mit zuckenden Lippen, Nasenflügeln und fiebrisch glänzenden Augen nach der Stelle des Einschlages der krepierten Granate.

„Och, och, Harr Uberleitnant — das muß widder a Ding gewasen sei'. Wann ma die sahn künnt. A Luch, mindestens a su drei Meter."

„Ruhe! Stillgesessen!" befahl es vom Ziegenpelz. „Was ist bloß in Sie gefahren, Menschenskind? 's ist eine Granate, wie alle vorher und nachher, Kaliber zwanzig. Und macht ihr Granatloch so gut wie die anderen, falls sie nicht mal das seltene Glück hat, als Volltreffer in den Graben zu hauen. Also jetzt — Antwort will ich haben und zwar eine befriedigende Erklärung. Sonst hängen Sie heute abend."

„Harr Uberleutnant" — die Rechte mit der klobigen, dick verkrusteten Schmutzhand baumelte in dem viel zu kurzen Ärmel aufgeregt hin und her — „das is nu asu: Wie der eine 's Schnapstrinken net lassen kann und der 's Priemen oder Schnupfen — so ka' ich's net sahn, wenn die Dingersch asu angeflitzt kummen, runterfallen und lusplatzen. Soll's üble Angewuhnheit sein und gegen die Kriegsg'satz — bies is net g'mant, Harr Uberleutnant. Net Ung'hursam. Ich sa' mersch ja selber: Wilhelm, bis de mal eingesparrt bist — und ka's doch net lasse."

Der Oberleutnant stützte sich auf den Ellenbogen und betrachtete sich den Sprecher kritisch. Ein Anflug von Spott und belustigter Anteilnahme blitzte aus seinem gutmütigen Auge.

„Das müssen Sie mir näher ererklären, Glück. Also: der Vergleich mit dem Schnaps und dem Kautabak hinkt. Diese schönen Mannesangewohnheiten stammen doch nicht erst aus dem Feldzuge, der ins deutsche Heer ganz andere Unarten gebracht hat."

„Nu, Harr Uberleutnant — mei G'schußpassjon is a net von heut und gastern. Schon als kla Jungl, wann's Manöver in unser Bärch' kummen is, bin ich von derham wagg'laf'n, und wenn's hernach vun Alter Drasche geben hat, was vum Himmel rungerwullt. Bluß daß ich de Kanun' ganz nah hier'n kunnt."

„Wenn's auf Knallen ankommt, Sie Hansnarr, dann können Sie sich das ja in aller Ruhe im Graben aus Ihrem Unterstand anhören."

„Na, na, Harr Uberleutnant. Vun wag'n dem Scharfschießen — da stammt mei Passjon a aus 'm Frieden. Was net, ob der Harr Uberleutnant sich auch auf die gruße Kanunad' vur Taucha bei Leipzig ward erinnern künn', wu se mit de Magdeburgische schwär' Artällerie kriegsmäßig schussen. Da war 'ch in a Hulzgeschäft beim Meister Doche in Paunsdorf, was ganz in der Nähe leit, und bin a mitten aus der Arbiet wag und han net Ruh geb'n, bis alles vurbei war mit die Absperrung und die Menge Leut' sich verlaf'n hat. Allweil bin ich hin nach de gruß Löcher un han nur immer g'staunt und g'schaut. Nein, hat's mich gezugen, was salber net warum. Wie ich drin stieh', hat 'ch arscht mei Ruh' und Fried! Nachert, wie der Krieg lusgange is im Aug'st — was war widder der arschte Gedanke? Nu, Helm, jatzt kannste was darlaben mit die Löcher und die Kanunad'. Hab' mar sunst net viel aus'm Krieg gemacht. Der Harr Uberleitnant verstieht: Ma hat Fra' und a Kleins, sei bescheiden Auskumm und die Barch', den Wuld — da Hamit."

„Sie sind Erzgebirgler?" Ein weicher Klang liegt in der Frage.

„Fraili, fraili. Mir san viel Arzbärchler im Bataljonn. Bastes Jagerblut und a sicher Hand, wenn's vum vielen Hulzschla'n au net leichter wur'n is am Gewahr. Aber schieße künn mir alleweil."

„Hm," sagte der Oberleutnant unsicher. Ein verschmitzter Blick aus den fast haarumwachsenen Augen streifte ihn aus der Ecke.

„Tja, mein Lieber," begann der Offizier. „Zu sagen ist gegen Euch nix und gegen Sie schon gar nix. Um so ärgerlicher kann man über solche dumme Kinkerlitzchen werden. Das ist doch dummer Firlefanz — trotz allem, Sie erzgebirgischer Kohlenbrenner."

„Nu gestatten, Harr Uberleutnant," sagte Wilhelm Glück bedächtig. „Mir kummt das allweil net wie Firlefanz vur. Den Spitznam' Granatenwilhelm ha'ch nu weg — aber das sull mich net stieren, das trifft duch net, wann's im Sputt sa't ist. Mir is das a ganz arnste und schwierige Sach'. Man hat duch a Fra' und a Klein's und satzt sich nicht wie a dummer Rekrut, wo sei Brafur zeigen will, su a biesen Ding wie allweil den ihr Granat' aus. Mir treibet's den Schwaß aus alle Pur'n jedesmal, aberst es laßt mich net. Hän muß 'ch nachsiehn. Und wann's das Lab'n kust't!"

„Und wenn Sie nun vor so einem dummen Loch stehen oder drin — was dann? Ich meine — was für eine Genugtuung haben Sie dann groß?

„Ja — d' Ruh', Harr Uberleutnant. Es fallt mir a Stein vun der Brust runger und ich ward friehlich und leicht."

„Ist mir unverständlich. Haben Sie sich die Sache aber auch mal vom allgemeineren Standpunkt angesehn? — Sagen wir: Mit Rücksicht auf Ihre Kameraden? Den Sie mit diesem gedankenlosen Herumlaufen dicht hinterm Graben nicht nur ein schlechtes Beispiel einer mit Müh' und Not ausgerotteten falschen Auffassung von Bravour und Forschtuerei geben. Mit dem gleichen Recht springen die aus dem Graben, aus Reih' und Glied vom Gewehr weg und denken: Ha — bist du so oft durchgekommen, wird's dich auch jetzt nicht gleich erwischen. — Laufen aber alle so herum, dann wird ja das feindliche Feuer geradezu herausgefordert, und Verluste sind unausbleiblich. Die Disziplin leidet unter solchen Extratouren — und kurz und gut: Ich leid's nicht mehr und will von Ihnen als vernünftigem Landwehrmann, Familienvater und gutem Kameraden hiermit das Versprechen haben, daß Sie sich bezwingen und ein für allemal bei feindlichem Feuer im Graben bleiben. Sonst muß ich Sie eben doch anbinden wie den dümmsten Rekruten."

„Gilt das nur über Tag?" forschte Glück unsicher. Der Oberleutnant schlug sich auf den Schenkel:

„Er kann's nicht lassen, der Donnerwetterja."

„Harr Uberleitnant!" Granatenwilhelm sprach leise, bittend, zutraulich. „Über Tag' — da sull's galten. Wann's dunkel ist, giebet's duch net su viel G'fahr. Jatzt ha'ch au' 's rachte Bild: wie su a Schlang' is das mit a' klan' Vugel. Es behext an'n. Asu a bies teiflisch Ding, wie das gewiß ist. In der Städt säh'n se: Heptonesiert. Man ist ganz starr und willenlus. Es zieht an'n hän, mer ka' net annerscht. Bluß daß mer äben davur stieht uder drinstickt — weiter nischt. Nu kummt bei die Kanunad' freili was annerscht nuch derzu: der Tun, wie se abzieh'n, drieber wag flieg'n und einschla'n. Hat a jede ihre besundere Art. Was die leichte Schrapnelle zum Axempel sei', die kummen a su —"

Und er setzte sich gravitätisch zurecht und ahmte so vollkommen täuschend das Abknallen, Heransausen und Einschlagen der berüchtigten britischen Flachbahngeschosse, der Revolverkanonen, der mittleren und schweren Kaliber mit Brennzünder, wie sie in der Luft platzen oder am Boden aufbumsen, wie nach einer ganzen Weile der losgerissene Zünder allein angeheult kommt, nach, daß der Oberleutnant hell auflachte und gar kein Ende finden konnte. Immer wieder mußte

Wilhelm Glück die einzelnen Geräusche vormachen.

Gleich zog der Offizier seine Zigarrentasche. „Hier, Sie Teufelsbraten. Das ist ja köstlich. Damit können Sie ja in den Variétés auftreten, wenn Sie von Ihrer Stadtforst da oben am Auersberg nach dem Krieg nicht wieder als Holzfäller angestellt werden. Das müssen Sie natürlich auch den Herren Offizieren des Bataillons vormachen. Gleich heut abend noch, nach dem Einrücken. Wir sitzen dann nach dem Essen noch ganz gemütlich zusammen und sind ohnehin um ein bissel Fröhlichkeit verlegen."

„Och — na, na!" wehrte Granatenwilhelm erschrocken. Bitt' net, Harr Uberleutnant. Na, na! Net sputten mit su was. Das straft sich. Noch mit kan' Minsch ha' ch bis jetzt drübber su intim mich ausgelassen. Die sein mir viel zu dumm und kindisch," schloß er mit einem Versuch von feierlichem Hochdeutsch.

„Komischer Kerl!" Dem Oberleutnant will aber doch das Spotten nicht ganz so gelingen. Mit einer Art zärtlicher Rührung streift sein Auge, das oft so weich, fast wehmütig blicken kann, den aufgeregten Mann. „Nun gut, befehlen kann ich's ja nicht."

„Es is nur vun wagen den Rispakt vur die g'fahrlichen Dinger," entschuldigt sich Wilhelm Glück verlegen. „Die han als wie a Seele, aber a hamtück'sche. Und als wann se all's hier'n und sieh'n täten. A meanch's mal — ich ka's ja Harrn Uberleutnant anvertrau'n, weil der's Arzgebarch und sei' Leut' liebet und net auslachet — ha'ch a sulche Angst und denk' mer: 's ward mit dem Hamkiehrn wuhl nix war'n und su a Biest gibt mer den Garaus."

„Papperlappapp! Sehen Sie, das ist nun wieder dumm sentimental und paßt nicht zum ersten Teil Ihrer Passion. Aber so seid Ihr Gebirgsleute."

„Wie's der liebe Gutt schicket, Harr Uberleutnant," sagte Granatenwilhelm einfach, und sein Zugoffizier nickte ihm freundlich zu.

* * *

Von nun an verlegte Granatenwilhelm seine Passion auf die Zeit der Dunkelheit. Er kam da auch noch auf seine Kosten in diesen unendlich langen, mürrisch ziehenden Stunden der Wintertage im bösen Flandrischen. Denn auch des Nachts und in der Vorfrühe schossen sie gern. Mit Vorliebe auf die große Ferne, so an hundert Meter hinter dem Schützengraben, und die schöne alte Pappelallee, die vom Tore westwärts strich — bis ins verschwimmende Grau. Sie vermuteten wohl Reserven in den zerschossenen, einst stattlichen Anwesen und eine Batterie hinter den schützenden Baumkulissen.

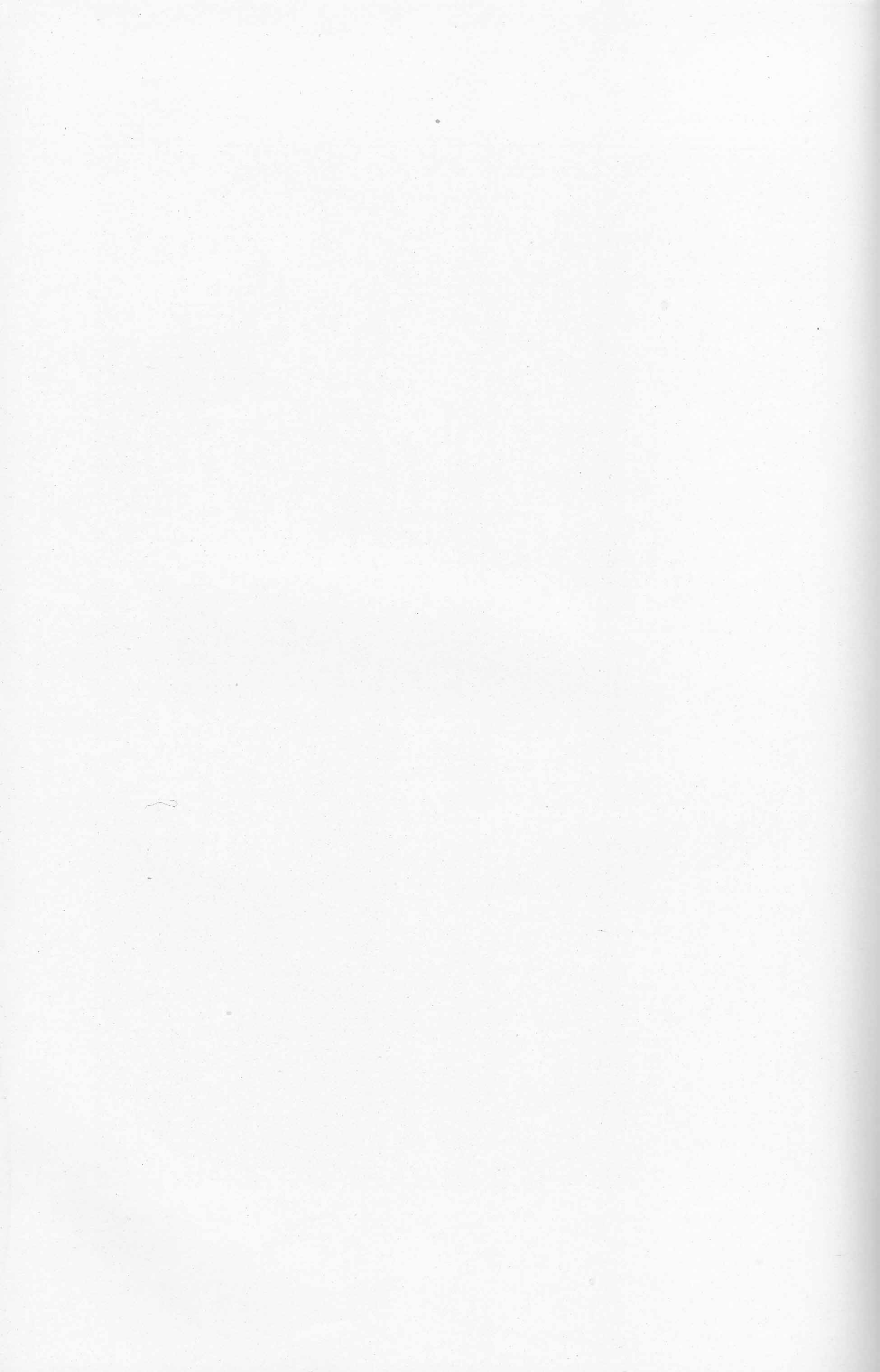
Wilhelm Glück merkte sich all die neuen Einschläge ganz genau. Denn er paßte bei Tage wie ein Wachthund auf, und mit Eintritt der Dunkelheit konnte man bei genauem Hinschauen seine klapperdürre Gestalt wohl auf- und abhuschen sehen. Vor allem, wenn die Kompagnie ihre zwei Tage in Ruhe gewesen war und nun für achtundvierzig Stunden in die Gefechtsgräben mit Anbruch der Dunkelheit einrückte. Dann kontrollierte er die neuen Löcher. Er schlug dann einen Zeltpflock — Häring — am Rande so eines gewaltigen Trichters ein, hängte eine kleine Strickleiter eigener Anfertigung oben fest und stieg in die Tiefe. Bald nach der Neubildung konnte er ja nicht mehr in so eine Grube hinab. Das Grundwasser sammelte sich meist gleich, und in drei Tagen war das Loch voll.

Der Oberleutnant ließ ihn noch öfters rufen und unterhielt sich mit ihm über seine neuesten Entdeckungen und seine Granatenseelen-Theorie.

„Mir kummt so ein vullg'laufenes Luch wie a gruße Träne im Aug' der

Walter Bayer: Der Kampf mit dem Drachen





arme Natur vur. Die schien' Landschaft hier und die bies' Teufel, wu sie weinen machen," gestand er einmal.

„Ja, Ihr poetischen Bergkinder!" nickte der Offizier weich.

Praktische Erfolge hatte Wilhelm Glück auch zu verzeichnen. Die waren ihm eine wahre Genugtuung, und er versäumte nicht, sie seinem Oberleutnant ausgiebig zu melden. Gerade dem!

So hatte er eine Menge Zünder an die Artillerie abgeliefert. Dort stellte man an der Gradeinteilung und Einstellung die Entfernung fest, aus der die Geschosse geflogen kamen, und griff die Reichweite auf der Karte ab, um so den Standort der feindlichen Geschütze festzustellen.

Auch half er den Stabstelephonisten, die im Keller der argbeschossenen Ferme ein verstecktes und ständig gefährdetes Dasein führten, unmittelbar nach einem Treffer vor die Kellertür aus dem Wust von Schutt und Löchern, sofort nach dem Platzen der schwarzen Granate. Dafür war er zum Eisernen Kreuz eingegeben, was ihn aber wenig zu interessieren schien.

Eines Abends, als die Gruppen sich langsam zum Abrücken in die Ruhequartiere fertigmachten, ließ Granatenwilhelm sich bei seinem Zugführer durch den Kammerdiener, als der sich der Herr Bursche Kameraden gegenüber gebärdete, melden.

„Nun, was gibt's?" fragte der Offizier freundlich.

Eine ganz geheimnisvolle, wichtige Sache, das merkte er dem aufgeregten Holzfäller aus längst verflossener Friedenszeit gleich an.

Das Geständnis war abenteuerlich genug: An dem besonderen Wege, den Wilhelm beim Abrücken benutzte — falls seine Gruppe auf der linken Hälfte des Gefechtsgrabens lag — und den er sich mit Brettern über die zahlreichen Wassergräben und ersoffenen ehemals britischen Schützenstellungen gangbar gemacht hatte, stöberte er in einem Granatloche ein Etwas auf, das sich als toter Engländer herausstellte. Er mußte schon lange daliegen. Seit den Novembertagen, wo die Kavalleriedivision mit ihrem Jägerbataillon die Stellung gestürmt und keine Zeit mehr gefunden hatte, die toten Feinde zu bestatten. Das Granatloch, in das der Gefallene nun gebettet war, mochte so alt sein wie jene blutigen Novembertage. Später fand man noch weniger Zeit, Bestattungen vorzunehmen, denn gerade dies Gelände, das dem Anmarsch deutscher Kompagnien diente und seit den Dezembertagen ohnehin in ein ekles Schlammfeld zertreten war, wurde vom Feind ständig unter schwerem Feuer gehalten, sodaß An- und Abmarsch der ablösenden Kompagnien im beschleunigten Husch erfolgte.

Dieser tote Brite im Granatenwasserloch hatte Wilhelm Glück um seine Ruhe gebracht. Zwiespältige Empfindungen beeinträchtigten seine Granatentheorie. Er fühlte seine, wie er behauptete, streng gehüteten Löcher, deren imposante Wucht doch nicht bestritten werden konnte, entheiligt. Er empfand den feindlichen Toten wie einen Eindringling in sein Wacht- und Machtbereich, wenn es auch ein englisches Loch war, eine Art heimatliche Freistatt, auf die dieser Brite ein Anrecht hatte. Als frommer Mann empfand er dieses Symbol wie einen Wink von höherer Hand, dem er sich nicht entziehen durfte. Und darum kam er, zu fragen, ob der Herr Oberleutnant gestatte, daß dieser fremde Mann, wenn er auch ein Landesfeind sei, von Glücks Hand bestattet würde.

„Weil duch der Tud alles gleich macht und an'n 's G'wissen net plagen sull. Wer waß, ub ma net auf an'n brit'schen Spaten salber ang'wiesen ist, wann's mal suweit kummt."

Der Oberleutnant mußte über den seltsamen Wunsch seines Gefreiten wieder einmal den Kopf schütteln, aber die Beharrlichkeit und Konsequenz Granatenwilhelms gefielen ihm. So machte er nur zur Bedingung, daß Glück sich nicht verspäte bei seinem Begräbnis.

„Nu — ich grab' a Rinne aus'm Luch zum Bach dicht darnaben, da fließt's Wasser ab und ma hat fast a truckne, tiefe Grabhöhle binnen a Stund'. Mit'm Feldkassel schubbert ma den Rest raus und schmeißt mit'm Spaten Erde über de tute Seele, bet' a Vaterunser — dann ward die Kumpanie wohl suweit sei'."

Als der Zug sich gegen Achte an der vertrauten Ecke zwischen Bach und Weidenreihe, dreihundert Meter hinter den Gefechtsgräben, sammelte, meldete Wilhelm Glück sich zur Stelle und wies seinem Offizier im fahlen Dämmer des aufziehenden Mondes eine englische Erkennungsmarke vor:

„Su a Schand'! Nuch net amal das Stickel Blach ha' se ihm abg'numm'n, die unchristliche Leit, wu sich sei' Kamerad' schimpfen. Zu suwas is dar Daitsche gut g'nug. Wer waß, wie sich sei' alt' Mutter und Vatter bangen tun um Nachricht. Wenn dar Glück-Helm nat war', kunnten's bis in alle Ewigkeit warten."

Der Oberleutnant beschaute sich das Blechstück interessiert, dann sagte er mit erhobener Stimme: „Das ist anständig, Gefreiter Glück. Solche Denk- und Handlungsweise ehrt unsere Armee nur. Die Marke wird auf dem Bureau abgegeben. Dort mag das Weitere veranlaßt werden."

Wilhelms auch von „höherer" Seite nun herbeigeführte Ruhe und Genugtuung über den unumschränkten Machtbesitz war nur von kurzer Dauer. Eine britische Granate war dicht bei dem Engländergrab eingeschlagen, hatte das alte Loch aufgerissen und die Gebeine des unseligen Toten wieder halb entblößt. In dem vollkommen flachen Gelände konnte man selbst vom Schützengraben aus die schaurig emporragende Hand des Schotten erkennen.

Granaten-Glück war außer sich. Dem Oberleutnant, der ihn gleich holen ließ, verging die Neckluft, wie er in Wilhelms düstere, wie in einem harten Entschluß erstarrte Miene sah.

„Harr Uberleutnant," sagte Glück gepreßt und prophetisch, „das is a Guttesgericht. Der sull net sei letzte Ruh' kriegen; das muß bei Labzeiten ä schlachter Minsch g'wasen sei'! Dem wachst de Hand aus'm Grabe. War sich nu widder dran vergreift — den hult's. Und den gaben die Granat' nimmer har. Die lassens net zu, daß ma su a Luch verunstalt't. Ich verstieh ihre Mahnung schun ganz genau: das ist an' Warnung für mich, Harr Uberleutnant."

„Nun, was werden Sie tun, Jäger Glück?" fragte der Offizier mit einem Versuch zu lächeln, aber Wilhelm merkte ihm doch an, daß es auf ein Donnerwetter losging. Ein Anflug von Betrübnis huschte über sein gutes, struppiges Gesicht, das Gesicht des erzgebirgischen Kohlenbrenners, der Kunz von Kaufungen, den Prinzenräuber, niederschlug.

„Ich ka' net annerscht — ich muß hän," murmelte er. „'s is mei Tud — und darham de Fra' und 's Klane — —" und in ausbrechender Wut: „Ach, diese biesen Teifel, diese Schlangen! Ich ha's glei' gewußt!"

„Sie werden nicht gehen, Jäger Glück," sagte der Oberleutnant scharf. „Sie werden nie wieder den Weg an diesem elenden Spukloch vorbei nehmen. Aber krank melden werden Sie sich. Sie leiden ja an Verfolgungswahn, um nicht zu sagen: religiösem Fanatismus. Nicht, daß ich an Ihre Hirngespinste nur im geringsten glaube. Ich meine, daß Sie dabei draufgehen sollten. Ihre

Nerven sind kaput, mein Lieber. Wir werden Sie in ein Soldatenerholungsheim in Belgien stecken, wenn's ginge, auf vier Wochen in die Berge zu Frau und Kind. Das Sumpf- und Seeklima Flanderns bekommt Ihnen nicht. Ich betone: Es wird Ihnen hiermit dienstlich verboten, noch eine Hand an dieses Granatloch zu rühren und überhaupt je wieder diese Stelle zu betreten. Wiederholen Sie den Befehl."

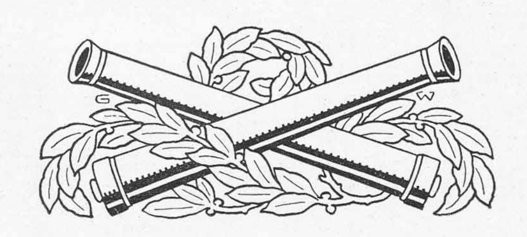
Ohne mit der Wimper zu zucken, wiederholte Glück. Der Zugführer maß ihn mißtrauisch mit einem langen, durchdringenden Blick, dann hob er warnend den Zeigefinger und ließ ihn stehen. Er stand noch dort, struppig, aufrecht, reglos, als der Oberleutnant schon um die Schulterwehr verschwunden war.

Am Abend marschierte die Kompagnie in die Ruhequartiere zurück. Gott sei Dank, wollte Glücks Zugführer denken, ärgerte sich aber selber über seine Nervosität. Übrigens hatte er sich persönlich überzeugt, daß beim Abrücken der tote Engländer zwischen altem und neuem Granatloch noch unverändert in seiner schaurigen Stellung lag: den fleischlosen Arm hochgereckt und unter quatschigem Lehmhaufen ein spitziges Knie mit schmutziggelber Kakihose.

Am anderen Morgen hieß es bei der Kompagnie: Jäger Glück fehlt. Der Gruppenführer, der die Meldung dem Zugführer brachte, zitterte; denn der gutmütige Oberleutnant konnte gegebenenfalls ein gefährlich jähzorniger Vorgesetzter werden. Und der Glück konnte für seinen Ungehorsam noch was erleben!

Weitere Nachforschungen ersparte die Meldung der Kompagnie, die in der Gefechtsfront lag: ein Granatvolltreffer hatte Wilhelm Glück getötet. Die fremde Kompagnie wußte nicht, wie er an die als gefährlich verschriene Stelle gekommen war: er lag mit einem Spaten, offenbar beim Graben überrascht, nahe bei einem ersoffenen, verfaulenden Engländer. Ringsum viel neue Löcher.

Jetzt lachten sie in der Kompagnie, mit der Jäger Glück, Landwehrmann und Holzfäller aus dem Erzgebirge, in den großen Krieg auszog, nicht mehr über den Granatenwilhelm. Es wehte über sie ein Hauch von Bewunderung, der am Grabe sein Oberleutnant so treffend Ausdruck verlieh: „Da liegt ein deutscher Barbar, ein Opfer des hohen Menschentums, das ihn trieb, dem Feinde Gutes zu tun, um der Barmherzigkeit Gottes willen, den er vor Augen und im Herzen trug. Möge sein Tod uns Symbol sein der Menschlichkeit, die über dem Streit dieser feindlichen Nationen ihre Blüten treibt. . . . . ."





Der Hafen und das Arsenal von Smyrna, das von der französischen Flotte erfolglos beschossen wurde.

Bergstädtische Kriegsberichterstattung.

Von Paul Barsch.

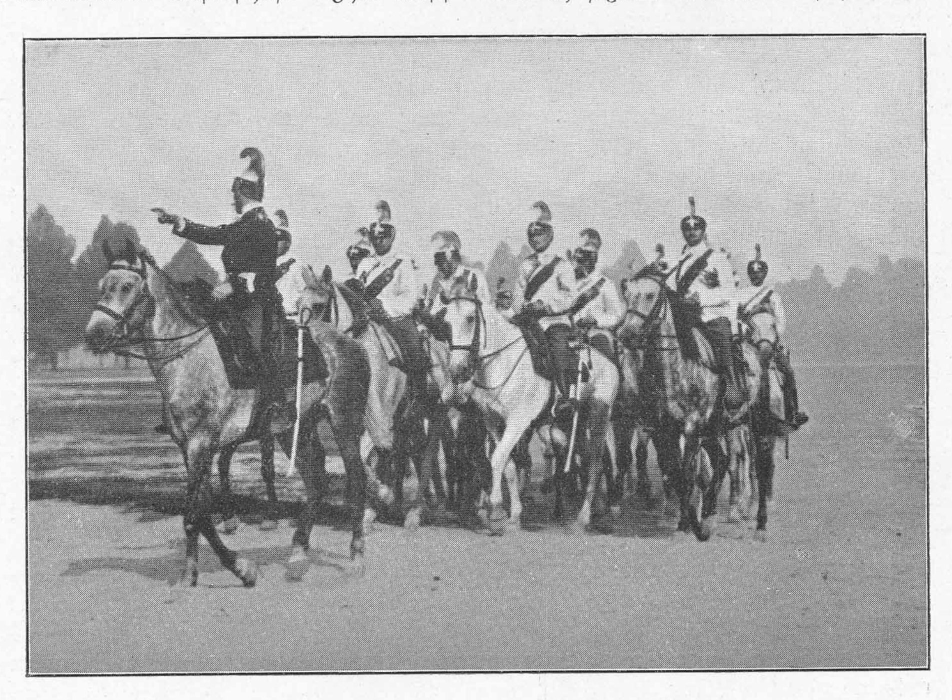


Meuchlings überfiel mich ein Gesell, dem ich nie etwas zuleide getan, riß mich rauh von Herd und Weib fort und schleifte mich durch den Jungsommerabend zu den Hunnen. Ich hatte vorher nicht gewußt, daß auch solches Gezücht in den Labyrinthen der Bergstadt nistete, und ich hegte kein Verlangen, es kennen zu lernen, so eifrig und lobpreisend auch der Entführer von den hunnischen Gepflogenheiten zu mir redete. Schwerlich wär's ihm geglückt, mich lebend von der Stelle zu bringen, wenn mich nicht jäh, durch den Überfall angeregt, die Lust nach abenteuerlicher Zerstreuung erfaßt hätte. Neue Botschaften aus Italien waren eingetroffen, und wieder schüttelte mich der Graus, wieder würgte mir der Ekel im Halse bei dem Gedanken an das Volk, das einer verräterischen Treulosigkeit fähig war, für die in der Weltgeschichte kaum ein Beispiel zu finden ist, und die an Schändlichkeit über die Judastat hinausgeht. Durch den Sinn zogen mir hunderterlei Bilder aus den Tagen des rasenden Massenwahnsinns; ich sah, wie feile Schurken als Halbgötter gefeiert wurden, wie sich schmutzigste Schande dreist mit den Zeichen der Vaterlandsliebe schmückte, wie sich die Lüge großspurig und überzeugungsvoll als Tugend aufspielte, hörte die ersten Männer des Landes in blumigen Worten von Ehre reden, von der beleidigten Ehre der italienischen Nation, und hörte sie immer wieder sagen, daß Italien eine furchtbare Schmach zu rächen habe und daß es, verklärt von der Heiligkeit seiner hohen Aufgabe, gemeinsam mit den ritterlichen Franzosen, den treuen Engländern, den tapferen Russen und den edlen Serben einen Kampf des Rechtes gegen brutales Unrecht, der Freiheit gegen blutgierige Unterjocher, der Gesittung gegen die roheste

Barbarei siegreich bestehen werde. Die Sinne schwirrten mir durcheinander, und schwarze Zweifel an der menschlichen Vernunft und der Menschheit selber verdüsterten mir die Seele, verdüsterten mir auch das jubelhafte, farbenselige Leuchten des hochpfingstlichen Frühlings, und ich war froh, daß mich nun der Freund den peinigenden Gedanken entriß und mich unter die Leute schleppte, sei es auch zu Hunnen, zu Kopfjägern, zu Grönländern oder meinethalben zu den letzten der Azteken.

In einem uralten Gebäude des Glockengäßchens hatten die Hunnen ihr Lager aufgeschlagen. Wir gelangten in eine gewölbte Klause, die durch ihr ehrwürdiges Grau und ihren verjährten bildlichen Wandschmuck von fernen Vergangenheiten zum Gemüte sprach, und wir wurden freudig willkommen geheißen von einer recht artig anmutenden Gesellschaft. Ihre Kopfzahl belief sich auf ungefähr dreißig, und sie bestand, wie ich von meinem Führer erfuhr, aus Hunnen und teutonischen Barbaren. Die Barbaren trugen feldgraue Kriegsgewänder, und sie weilten, wie mir ebenfalls mitgeteilt wurde, unter den zivilisierten Nachkommen Attilas, Dengizichs und Irnachs als Gäste. Mehrere von ihnen trugen das eiserne Ruhmeszeichen auf der Brust, und es ergab sich, daß sie allesamt im Felde draußen als Helden gestritten und Wunden erlitten hatten, und daß sie nun nach ihrer Ausheilung in der gesunden Luft der Bergstadt zur Erholung weilten und sehnsüchtig des Rufes zu neuen Felddiensten harrten. Es mochte wohl unseren bergstädtischen Hunnen durch Vererbung so im Blute liegen, daß sie kriegerisches Volk zu sich einluden, es gastlich bewirteten und ihm unterhaltsame Stunden bereiteten.

Köstlich schön war's in diesem Kreise, und ich segnete meinen Verführer und



Italienische Kavallerieoffiziere.

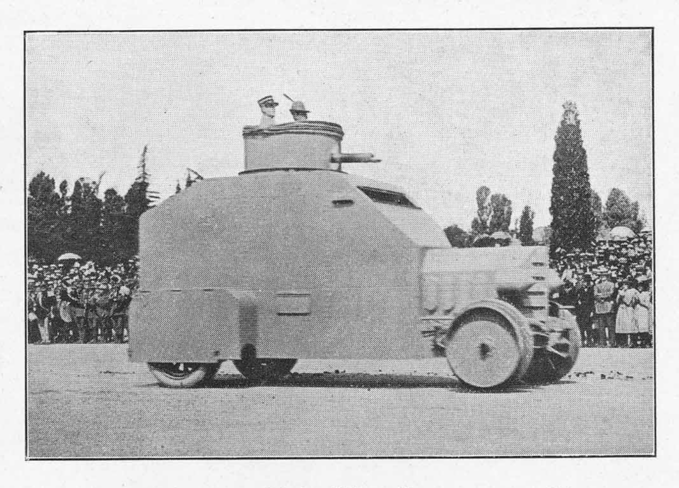
bat ihn um Verzeihung, weil ich ihn, als er daheim über mich herfiel, ein Scheusal genannt hatte. Der edelste Gemütlichkeitston beseelte die Unterhaltung, herzige Lieder wurden gesungen, und der Oberhunne hielt eine Rede, durch die er zündend den soldatischen Kameradschaftssinn und die innige Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme verherrlichte. Dann sprach ein anderer Hunne begeistert und begeisternd vom deutschen Frühling, und er überreichte jedem der Krieger, die aus anderen Gauen des großen Vaterlandes herstammten, als Gruß der „Mutter Schläsing" ein Sträußchen aus Waldblumen der schlesischen Erde. Flugs erhoben sich nun die Hunnen und sangen zu Ehren der Gäste ein hinreißend schönes Lied von der schlesischen Heimatliebe, das einer aus ihrer Schar gedichtet und ein anderer in Noten gesetzt hatte. Meisterlich war der Gesang und meisterlich das begleitende Spiel am Klavier.

Ich bewunderte den Geist und das künstlerische Können dieser hunnischen Horde, sah mich aber bald zu noch größerem Erstaunen gezwungen. Ein Offizier aus Westfalenland feierte in klugen und von Herzlichkeit durchglühten Worten die Gastlichkeit der Bergstadt und ihrer Hunnenschaft, und er erklärte, daß er nicht in der Lage sei, die sinnreiche Blumenspende namens seiner Kameraden mit Blüten aus der roten Erde seiner Heimat oder von den Ufern des Rheines, des Maines oder der Elbe zu vergelten, wohl aber trotz seiner unzulänglichen Stimme versuchen wolle, den Sangesgruß dankbar und fröhlich zu erwidern. Er mochte sich wohl schon mit einem Landsmann verständigt haben; denn sogleich setzte sich ein Unteroffizier ans Klavier, bereit, den Sänger durch Musik zu begleiten. Kaum aber hatte dieser das Westfalenlied angekündigt, so entstand eine Störung recht überraschender und erfreulicher Art. Drei oder vier oder mehr Soldaten eilten hinzu, und es entspann sich eine kleine Beratung, und nach wenigen Augenblicken war ein Quartett fertig. Dem Offizier mochte die unerwartete Hilfe sehr erwünscht sein; denn seine Augen strahlten beglückt und musterten liebevoll die Helden, die ihm, dem Vorgesetzten, auch hier voller Mut und mit rascher Entschlossenheit zur schönen Tat beigesprungen waren. Nun erscholl, vierstimmig, das Lied von der Herrlichkeit des westfälischen Landes, von der Tüchtigkeit und Treue der dortigen Männer, von der opferseligen und unwandelbar festen Liebe der Mädchen, und Wort und Klang vereinten sich zu hinreißender Wirkung. Das war kein Kunstgesang mit allen den Feinheiten, die nur nach langen Vorübungen erzielt werden können, wohl aber ein Singen, in dem sich das brennende Schönheitsverlangen, der ritterliche Edelsinn, das wunderreiche poetische Fühlen und der mächtige Kunstdrang des Volksgemütes kundgaben. Die Sänger wurden, als das Lied verklungen war, frohlockend beglückwünscht, und einer geriet in sichtliche Verlegenheit durch das viele Lob, das ihn seiner vollen, wohltönenden und gut geschulten Mittelstimme wegen zuteil ward. Es stellte sich heraus, daß dieser begabte Jünger der Sangeskunst kein Westfale, sondern ein Sachse war, von Beruf Schlossergesell, und daß er in Dresden einem sogenannten Arbeiter-Gesangverein angehört hatte. Sein Leibkamerad, der ebenfalls mitgesungen, stammte von Bamberg her und war Glasermeister oder, wie Goethe diesen Beruf viel hübscher bezeichnete: Glasmeister, und der Unteroffizier, der am Klavier gesessen, gehörte zum rheinischen Lehrerstande. Das Westfalenlied kannten sie alle; der Wortlaut war ihnen geläufig, und zum Singen brauchten sie keine Noten. Sie kannten aber auch

allesamt das Lied der Sachsen, und indem sie es zur Lust des sächsischen Gefreiten vortrugen, zeigten sie an einem erhebenden Beispiel, wie innig die Stämme miteinander verbrüdert sind, wie der Stolz und das Glück des einen auch der Stolz und das Glück aller anderen ist, und wie alle Herzen gemeinsam erglühen für das große Vaterland.

Später erzählten die feldgrauen Barbaren auf Wunsch der Hunnen mancherlei aus ihren kriegerischen Erlebnissen, und ich, der aufmerksame Lauscher und Beobachter, gewann abermals einen hohen Begriff von den sittlichen und den geistigen Kräften, an denen unser Volkstum unendlich reich ist. Ich hörte da von den schreckhaftesten Dingen, von Sturmangriffen gegen feuerspeiende Höhen, Schützenstellungen und Ortschaften, von tödlichem Bleihagel, Schrapnellregen, hochgefährlichen Erkundungsmärschen und unheimlichen Verlusten so reden, als sei das alles vollkommen natürlich und selbstverständlich. In allen diesen Darstellungen fand ich keine Spur von Prahlerei oder Selbstlob, keinen Zug von Roheit, keinen Hauch von Bitterkeit, kein Wort des Klagens über erlittene Mühsale und Schmerzen, dafür aber eine Fülle verklärenden Humors und eine bewundernde Anerkennung für die Taten anderer. So erzählte der Offizier, wie eine deutsche Division eines Tages nach hitzigem Kampfe vor einer fünffachen russischen Übermacht zurückweichen mußte, und wie auch seine Kompagnie recht hart dabei mitgenommen wurde.

„Der von mir befehligte Zug," sprach er, „hatte fünf Mann verloren, und um alle fünf tat mir's herzlich leid, da ich sie als kernbrave Leute hochschätzte. Zwei von ihnen, blutjunge Bürschchen, hatten sich erst kurz vorher mit einem Ersatznachschub bei uns eingefunden, und wir alle trauerten um sie, weil sie, wie wir alle mit Gewißheit glaubten, schon in ihrem ersten Gefecht vom bleiernen Schicksal ereilt worden waren. In später Nacht aber fanden sich diese beiden bei uns ein, und jeder brachte eine schwere Bürde Draht und Telephonzeug angeschleppt. Unsere Überraschung war groß, unsere Freude noch viel größer. Was hatten die zwei Kerle gemacht? Sie hatten gesehen, daß unsere Telephonleitung im feindlichen Feuer zurückblieb, und es für ihre Pflicht gehalten, sie zu retten. Im Angesicht der Russen, von denen sie offenbar für russische Telephonisten gehalten worden waren, hatten sie die Drähte aufgerollt, sich dann schlau verkrochen und rutschend unsere Linien zu erreichen gesucht. Weil sie bei Tage das Ziel nicht zu gewinnen vermochten und immerzu in der Gefahr schwebten, niedergeschossen zu werden, hatten sie sich nach einem sicheren Versteck umgeschaut.



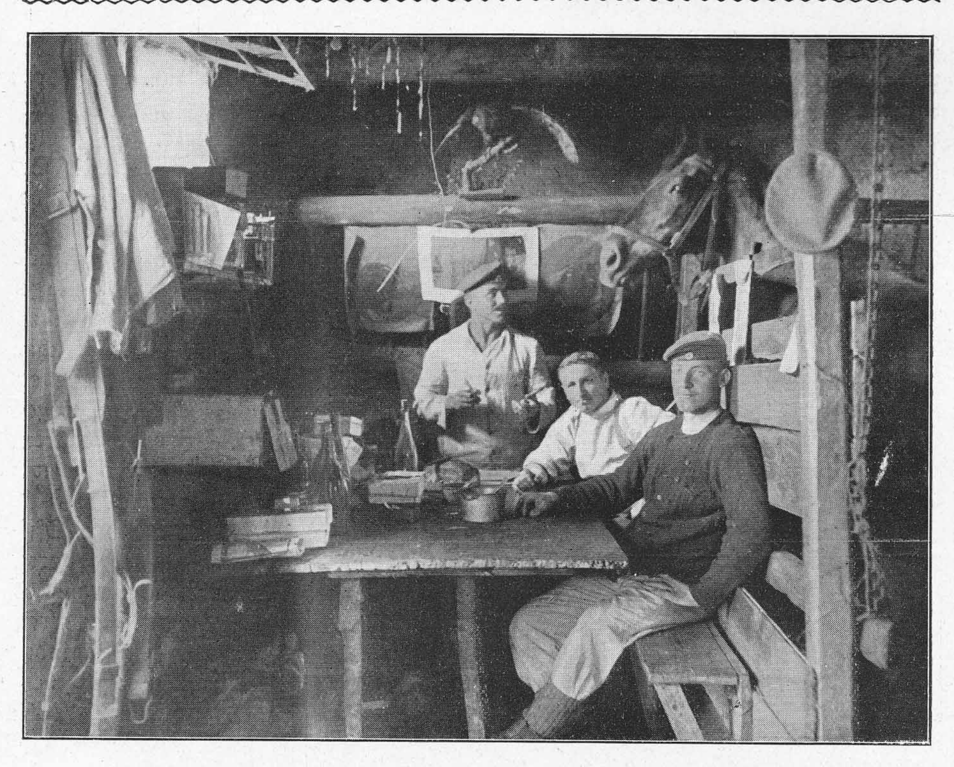
Eines der neuen italienischen Panzerautomobile.

Nach den Angaben, die sie mir auf mein eingehendes Befragen machten, war das Abenteuer dann folgendermaßen verlaufen:

Im Schutz eines Wassergrabens eilten sie, tiefgebückt, durch Wasser und Morast in waldiges Gebüsch. Einer opferte dabei seine Stiefel, weil sie zu dick mit klebrigem Schlamm behaftet waren und ihn am Vorwärtskommen hinderten. Später gelangten sie in einen Kiefernschlag, und dort versteckten sie ihre militärfiskalischen Lasten im Unterholz; jeder erkletterte einen hohen Baum. Die höchste Zeit war's, daß sie hinauf kamen; denn es wimmelte in der ganzen Gegend von russischen Ausschwärmern, die den Wald und das Vorgelände durchstöberten, und auch durch den Kiefernschlag zog eine feindliche Patrouille. Der Führer ließ die Blicke forschend nach den Wipfeln gleiten, und unsere Helden haben mir freimütig zugestanden, daß ihnen dabei eisige Schauer durch die Glieder rannen. Beide hatten bestimmt geglaubt, daß nun ihr irdischer Wandel zu Ende sei. Aber es geschah das Wunder, daß der Mann sie nicht entdeckte. Sie meinten, er müsse wohl in jenen Augenblicken mit Blindheit geschlagen gewesen sein. Die in den Ästen hockenden Großvögel aber waren scharfäugig, und sie sahen recht viel. Deutlich gewahrten sie, daß weit drüben zu beiden Seiten eines Fahrweges eine Verteidigungsstellung hergerichtet wurde. Denn Tausende von Russen schufteten dort mit Hacken und Grabscheiten, und unaufhörlich zogen neue Massen herbei und verteilten sich in den Feldern. Artillerie fuhr auf, und im Gebüsch und in einer muldenartigen Bodensenkung wurden Batterien aufgestellt. Jeder der beiden Betrachter sagte sich nun, daß es vielleicht für unseren Generalstab von Nutzen wäre, wenn er erführe, was die Russen hier trieben, und jeder betete, daß ihnen der Herrgott behilflich sein möge, den Weg zu den deutschen Brüdern zu finden. Sie machten, so gut es ging und so gut sie es verstanden, Aufzeichnungen, und sie gaben darin genau die Stellen an, wo die Geschütze standen und wo die Schützengräben aus-



Eigenartige Schußwirkungen im Argonnerwald. Das Bild zeigt einen Teil des Waldes, wo sämtlichen Bäumen durch das andauernde Granatfeuer die Kronen weggeschossen wurden.



Quartier unserer Trainsoldaten in einem Pferdestall.

gehoben wurden. Bis in die sinkende Nacht arbeiteten sie in dieser Art, und als sie meinten, daß es dunkel genug geworden sei, glitten sie von ihren hohen Auslugen herab, holten ihre Bürden und strebten den deutschen Linien zu. Wieder kam ihnen dabei der morastige Graben zu Hilfe, und in diesem Graben fand der stiefellose Mann seine Stiefel wieder. Obwohl er ohnehin fürchterlich zu schleppen hatte, zwang ihn sein Pflichtgefühl, sie mitzunehmen. Sie hatten sich die Lage der russischen Feldwachen scharf ins Gedächtnis eingeprägt, und es gelang ihnen das Unglaubliche, daß sie durchschlüpften. Aber zwei volle Stunden brauchten sie, bis sie sich einigermaßen geborgen fühlten. Während dieser ganzen Zeit verspürten sie immerzu die Nähe des Feindes, hörten die Wachen reden und sahen ganze Trupps schattenhaft vorübergleiten. Da durchzukommen, war nach meinen Begriffen eine beispiellose Leistung.

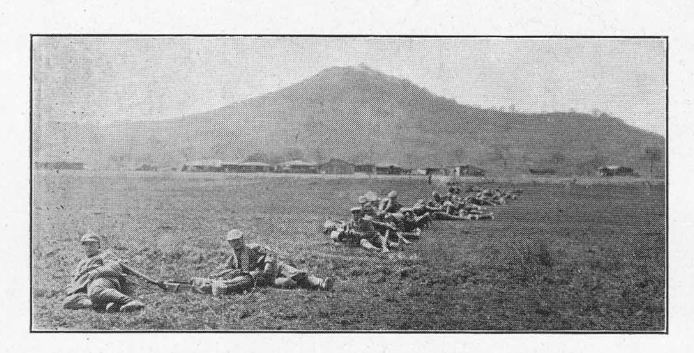
Wie sie durch die deutschen Linien gelangt sind, das war eine Tat für sich. Von unseren Vorposten wurden sie bereits aus weiter Entfernung entdeckt, und die Kugeln sausten an ihnen vorbei. Platt auf der Erde lagen sie nun und schrien aus voller Lungenkraft, daß sie Deutsche seien. Auf dieses Geschrei hin eröffneten die Russen eine tolle Schießerei in die Finsternis hinein; die Deutschen aber ließen mit dem Feuern nach und sandten Mannschaften zum Ergründen des nächtlichen Geheimnisses aus. Dabei kam es zu einer Verständigung zwischen ihnen und meinen beiden Mannen, und eine Weile darauf feierten wir das Wiedersehen.

Aus den Meldungen, die mir die wiedergefundenen Söhne unserer Kompagnie erstatteten, entnahm ich sogleich

die Wichtigkeit ihrer Aufzeichnungen, und flugs begab ich mich mit ihnen zu unserem Bataillonskommandeur. Der war über die Mitteilungen, die sie ihm in ruhiger, kurzgefaßter soldatischer Art machten, dermaßen beglückt, daß er ihnen die Hände schüttelte und sie kernbrave Soldaten nannte.

Sie kamen in jener Nacht nicht zur Ruhe. Als sie sich bereits hingestreckt hatten, wurden sie zu unserer Exzellenz befohlen, und dort mußten sie ihre Zeichnungen erläutern. Am nächsten Tage warfen wir die Russen zurück, und dabei stellte sich's heraus, daß die Aufzeichnungen meiner beiden Neulinge durchaus zutreffend gewesen waren und daß sie unserer Artillerie die Ziele richtig angewiesen hatten. Selbstverständlich erhielt jeder das Eiserne Kreuz, und außerdem wurden sie zu Gefreiten ernannt und zur weiteren Beförderung ausersehen.

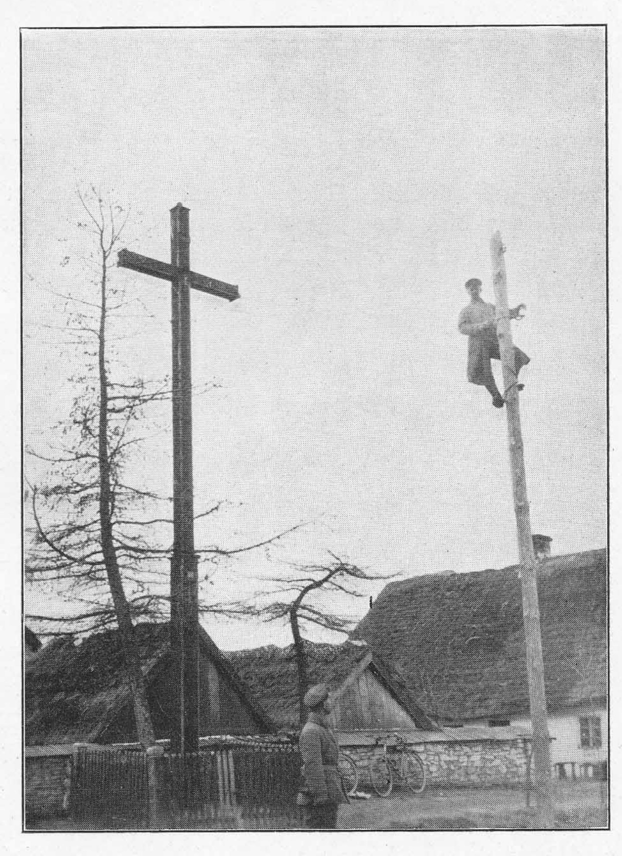
Uns Alten hatten sie gründlich beschämt. Keiner von uns hatte beim Rückzug an die Telephonleitung gedacht. Wohl hegten wir allesamt das Vertrauen zu uns, daß wir, wenn's darauf ankäme, gleichfalls vor den kühnsten Wagnissen nicht zurückschrecken würden; hier aber konnte von einem Wagnis gar nicht die Rede sein. Nicht um eine Heldentat war es diesen Leuten zu tun gewesen; sie hatten nur getan, was ihnen ihr Pflichtempfinden vorschrieb, und waren dann, als sie sich von ihren Truppen abgeschnitten sahen, auch wieder nur dem Gebote der Pflicht gefolgt, ohne zu ahnen, daß sie etwas Besonderes leisteten. Ich möchte zwar bezweifeln, daß viele von uns andern auf einer solchen äußerst gefährlichen Flucht die schwere Telephonleitung mitgeschleppt hätten; dagegen bin ich überzeugt, daß die meisten unter den gleichen Verhältnissen ebenfalls mit zuverlässigen Meldungen über die Stellungen des Feindes zurückgekommen wären. Auch in dieser Beziehung dürfen wir uns auf unsere Soldaten verlassen . . !"



Infanterie bei einer kurzen Rast im Priesterwalde.

So redete der Offizier, und in der weiteren Unterhaltung ergab es sich, daß die anderen Barbaren nicht minder schön und fesselnd zu erzählen wußten. Während ich lauschte, schweifte mein Sinnen zeitweilig durch die dicken Umfassungsmauern des Hunnenlagers hinaus durch die blühenden deutschen Lande und weiter fort über feindliche Grenzen. Mit heimlichem Frohlocken ward mir bewußt, welch ein Reichtum echter und edelster Gemütsbildung und welch ein unermeßlicher Schatz von Weltwissen und freundlicher Menschlichkeit in allen Teilen unseres Volkes vorhanden ist. Da vernahm ich, wie von fernher vielmillionentönig aus heisergeschrienen Kehlen der Kriegsruf erscholl: „Gegen die Barbaren, für die Zivilisation!", und für mich klang aus diesem geifernden Geheule betäubend gell das Lachen des tollsten, unbändigsten und grausamsten Humors. Ich gewann einen jähen Einblick in dieses neueste große Possenspiel der Weltgeschichte und ich sah, wie vor seiner Komik der kühn ausschweifende

Witz eines Aristophanes, eines Shakespeare, eines Rabelais, eines Cervantes jämmerlich verblaßte. Zur Rettung der Zivilisation hetzte der wahrheitsliebende Zar unermeßliche Schwärme bewaffneter Idioten in den Krieg, und als die von Läusen zerfressene und von verjährtem Schmutz versteifte Gesellschaft armeenweis in die Gefangenschaft der Barbaren geriet, kostete es zunächst eine erzieherische Riesenarbeit, sie einigermaßen stubenrein zu machen. Für die Zivilisation streiten Mr. Grey und die Seinen, und sie schielen mit frömmelndem Vorwurf den Himmel an, weil er noch immer kein Einsehen hat und das hunnische Geschmeiß der Deutschen nicht verhungern läßt. Sie wehklagen um das Blut friedfertiger Menschen, das durch Zeppelinbomben vergossen wird, und lediglich in dem heiligen Bestreben, der Kultur zu dienen, treiben sie nach dem Beispiel ihrer Väter und ihrer Urväter mit silbernen Kugeln den fürchterlichsten Blutschacher und die grauenhafteste Blutverschwendung. Sie kaufen und stehlen Blut in allen fünf Erdteilen und suchen damit ihren wackelig gewordenen Weltbeherrschersitz festzukitten. Daneben beweisen sie, daß sie friedliebende Leute sind, indem sie sich fern vom Schuß halten, ehrsam an ihren Krämerpulten verharren, den Gewinn und die Verluste berechnen und scharf Ausguck halten nach günstigen Konjunkturen. Schaudernd erkennen sie, daß die Bilanzen sich mit jedem Tage verschlechtern; sie forschen nach begangenen Fehlern, zerarbeiten ihre Hirne beim Suchen nach neuen Hilfsmöglichkeiten und kaufen immer mehr Blut zusammen. In solcher Not bleibt ihnen der sonnige Trost, daß sie vor ihren eigenen Gewissen bestehen können. Sie haben alles getan, um sich ihrer Ahnen würdig zu erweisen, haben nach herkömmlicher Sitte die erprobtesten Gaunerkünste spielen lassen, Urkunden gefälscht, ihre Kundschaft betrogen und beschwindelt, Wechsel ausgestellt, die sie nie einzulösen gedenken, sich in Erpressungen versucht, insbesondere den armen Portugiesen gegenüber, das Beispiel des Wolfes nachgeahmt, der den Esel und die Ziege zu einem Bündnis mit ihm überredete, und kaltherzig wie bei einem Hahnen-



Radfahrende Fernsprechabteilung prüft in Russisch-Polen die Leitungen.

kampfe gespannt zugeschaut, wenn die von ihnen gedungenen Narren oder zusammengetriebenen Sklaven auf den Schlachtfeldern schwadenweise hingemäht wurden. Auch übten sie eine väterlich wohlwollende Nachsicht gegenüber jenen wackeren Leuten, die den Hochstand der englischen Zivilisation durch das Zertrümmern und Ausrauben zahlloser deutscher Geschäftsläden und Fabriken in London und anderen Städten kennzeichneten und nebenher den Fehler begingen, versehentlich auch Unmassen englischen Eigentums blindwütig zu zerdreschen oder für den eigenen Bedarf heimzuschleppen.

Und gar erst das wunderbar herrliche Volk, für das der Krieg am Feste des heiligen Geistes „strahlende Wirklichkeit“ gewann — eine Wirklichkeit, durch die es „mit Licht, Blumen, Hymnen und Fahnen überschüttet“ wurde, und der ihm „ein Kulturkrieg“ ist, weil die teutonische Unkultur niedergeschlagen werden soll! Glückwünsche regneten nieder auf diese neuesten Ritter und Retter des Edelmenschentums, und der Wahrheitszar und Herr Poincaré und Georg von England und Peter von Serbien und alle die andern wetteiferten in Ausdrücken begeisterter Lust, weil nun auch Italien den rechten Weg gefunden und gemeinsam mit ihnen der Zivilisation, der Gerechtigkeit und der Freiheit gegen Barbarei und Despotismus zum Siege verhelfen werde.

Immer die gleichen Worte, der gleiche Welterlösungsgedanke! Die Zivilisation mit ihrem gesamten Drum und Dran ist nur bei unseren Gegnern zu finden. Dort allein waltet die Wahrheit, die Freiheit, die Duldung, die Hochherzigkeit, die Treue, die Gerechtigkeit, die Klugheit, die Ritterlichkeit, die Tapferkeit, die Weisheit, der wahre Heldensinn —, bei uns die Lüge, die Knechtschaft, die Grausamkeit, die Ungerechtigkeit, die Hinterlist, die Roheit, die Feigheit, die sittliche Verworfenheit und was sonst alles zur Barbarei gehört.

Wie diese Barbarei beschaffen ist, war mir hinreichend bekannt, und ich sah sie im Hunnenlager wieder einmal so klar als nur möglich vor Augen. In meine seelischen Betrachtungen tönten die Worte eines feldgrauen Jünglings, der eine an ihn gerichtete Frage beantwortete.

„Nehmen durften wir den Leuten in Rußland nichts,“ sprach er, „auch wenn wir manchmal vor Hunger kaum aufrecht stehen konnten. Es fiel auch keinem ein, sie zu berauben. Das wäre ja Diebstahl gewesen und schwer bestraft worden. Auch wenn sie sich niederträchtig gegen uns zeigten, durften wir ihnen nichts anhaben. Meistens waren sie freundlich zu uns, und wenn sie Brot oder Fleisch oder Eier übrig hatten, baten wir nicht vergebens. Allerdings mußten wir alles sündhaft teuer bezahlen . . .“

So ähnlich klang es auch aus den Briefen, in denen unsere in Frankreich kämpfenden Krieger das Leben an der Front schilderten. Zugleich fiel mir ein, wie ganz anders die französischen Truppen bei ihren eigenen Landsleuten gehaust hatten, bevor die deutschen Sieger hinkamen und den vielgeplagten Menschenkindern nicht nur das noch übrig behaltene Eigentum schützten, sondern auch Nahrung brachten, und wie es — ewigen schauderhaften Angedenkens — die Russen in Ostpreußen und in Galizien trieben. Da empfingen meine sittlichen Grundsätze jäh einen erschütternden Stoß, und mir wurde mit einem Male klar, daß es zum Wesen der Zivilisation gehöre, zu plündern, zu rauben, zu schänden, Mordbrennereien zu verüben und harmlose Bürger, auch Frauen und Kinder und Greise, zu martern und zu töten, und daß es barbarisch sei, wenn Eroberer die Bewohner des feindlichen Landes fürsorglich und freundschaftlich in Schutz nehmen.



Abziehen von Selterswasser in einer russischen Apotheke mit Hilfe russischer Gefangener.

Beinah zwei Jahrtausende lang hat Judas, der Verräter, zu Unrecht als der Erzschelm gegolten. Heut erfahren wir es von unseren gesitteten Feinden, daß derjenige, der den Bruder, den Freund, den Bundesgenossen, den Wohltäter, den getreuen Gefährten verrät, eine Ruhmestat begeht. Der Sohn Simons aus Kariot bekam dreißig Sekel für den verräterischen Kuß. Das waren, nach unserem Gelde, schäbige sechzig Mark, und infolgedessen mag er ja immerhin eine Art Lump gewesen sein. Wie strahlend erhaben stehen neben ihm die Verräter Salandra und Sonnino! Sie taten es nicht unter fünfzigtausend Millionen Lire für ihr Land, und was sonst noch für die Kreaturen abgefallen ist, die sich an Frankreich und England verkauft hatten, darüber schweigt des Sängers d'Annunzio Höflichkeit. Ein anderer und besserer italienischer Sänger, Herr Caruso, hat diesen dichtenden Narrhans und Wüstling, der über Nacht eine Bedeutung gewann, die an die blutberauschten Diktatoren der französischen Revolution erinnert, vor einer Reihe von Wochen in einem Schreiben aus reichster Erfahrung gekennzeichnet, zwar recht behutsam, aber deutlich genug. „Ich glaube nicht" — schrieb er — „daß sich d'Annunzio nur aus brennender Vaterlandsliebe allein an die Spitze der Kriegshetzer gestellt hat. Es sind wohl andere Gründe stichhaltig gewesen. Er brauchte Reklame, sehr viel Reklame . . ." Getrost hätte Caruso sagen können: „Er brauchte Geld, sehr viel Geld, weil er ein ekelhafter Genüßling und Verschwender ist.". . . Was in dem Briefe weiter erzählt wird: daß die großen Verdienste der weltberühmten Tragödin Eleonore Duse vollständig in die Taschen d'Annunzios geflossen sind, wußten wir früher schon. Es war genugsam bekannt geworden, daß der widerliche Gesell die Freundin aussog und ihr dann, als sie nichts mehr zu geben hatte, verächtlich den Rücken kehrte.



Diese Aufnahme veranschaulicht die echt englische Art, wie man in London fürs Rote Kreuz sammelt.

„Ich meine," schrieb Caruso, „er wäre weniger Deutschenfresser, wenn er weniger Gläubiger hätte."

So also sieht der Mann aus, den auch viele deutsche Schöngeister trotz seines hohlen Symbolismus und seiner Nachäfferei der Franzosen und der Russen lange Zeit für einen selbstherrlichen Dichter hielten, und der, als die große Verräterei beschlossen war, von den Verschwörern seiner betörenden Geschwätzigkeit wegen an die Spitze des italienischen Schreipöbels gestellt wurde! Dieser käufliche Wicht schwang sich, berauscht von Goldglanz und vom Klange mächtiger Schatzanweisungsziffern, zum geistigen Führer seines Volkes auf, und mit ihm ging der König des Landes eine Stunde lang spazieren und hauchte ihm glühende Worte der Bewunderung zu — ihm, der die unsichtbare Fürstenkrone des Geistesadels auf seinem kahlen Scheitel fühlt. Das geistige Italien weicht ihm verächtlich aus; aber nur deshalb, weil es die wahre Zivilisation noch nicht begriffen hat und selbst angekränkelt ist vom Barbarismus.

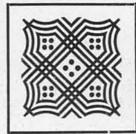
Ströme von Kultur ergießen sich aus erlauchten Hirnen, und sie befruchten das Land und die Seelen. Staunend sah die Welt, wie der Geist des edlen d'Annunzio die Seelen befruchtete, so daß sie in dem Kulturkriege, den Italien führt, zu hehren Heldentaten befähigt wurden. Nicht in der Feldschlacht draußen offenbarte sich dieser Heldengeist, wohl aber daheim in den Städten, wo sich viel Barbarentum eingenistet hatte, das ausgerottet werden mußte. Vornehmlich in Mailand. Hei, wie lustig klirrten in den Prachtstraßen die riesigen Fensterscheiben, wie krachten splitternd die Türen unter den Axthieben der Kulturstreiter, wie flogen die aufgestapelten Reichtümer zur Wonne der Mitstreiter auf die Straße, wie barsten beim Angriff sachkundiger Knacker die Geldschränke, wie flohen, von tapferen Italiani verfolgt, kranke barbarische Frauen, die unter dem Südlandshimmel Genesung zu finden hofften, auch Ladenfräulein und Lehrerinnen und anderes austilgungswertes Volk, zu den Treppen empor auf die Böden, auf die Dächer, hinter die Schornsteine, und wie fraß die rote Lohe Millionenwerte auf Millionenwerte! . . . Licht, Blumen, Hymnen, Fahnen und glänzende Wiedergeburt! . . Kennst du das Land? . . .

Aus meinen Betrachtungen riß mich ein Lied, das die Hunnen anstimmten. Ein Meister deutschen Sanges und deutscher Stilkunst hat es verfaßt, und jede Strophe klang aus in den Ruf: „Ich bin ein Hunne, will ein Hunne sein!" Mir klang es aus dem Herzen, und so bin ich denn zum Hunnentum übergetreten.



Die dänischen Volkshochschulen.

Von Albert Rohrberg.



Man wird es nur schwer glauben, daß es heute noch Schulen geben soll, die von erwachsenen und im Berufsleben stehenden Menschen nur um der Bildung willen besucht werden. Solche Schulen sind die dänischen Volkshochschu en, und die Leute, die sie besuchen, sind Bauern, Handwerker und kleine Beamte. Sie verlassen Arbeit und Verdienst und ziehen auf die oft weit entfernte Hochschule, auf der sie monatelang verweilen. Und davon haben sie keinerlei sichtbaren Gewinn; die Anstalt gibt ihnen keine Berechtigungen, keine Behörde und kein Betrieb fragt nach ihren Zeugnissen. Wenn sie zurückgekehrt sind, nehmen sie ihre Arbeit wieder auf und erledigen sie wie zuvor. Ist das nicht erstaunlich in unserer Zeit, wo man gewohnt ist, jeden Bildungserwerb in Geldwert umzurechnen?

Es würde zu weit führen, die Geschichte dieser eigenartigen Schulen hier ausführlich darzustellen. Es sei nur soviel mitgeteilt, daß sie von dem großen dänischen religiösen und politischen Reformator Grundtvig begründet wurden, der in der Mitte des verflossenen Jahrhunderts die Höhe seines Schaffens erreichte. Grundtvig hatte einen wahren Haß auf alle bestehenden Schulen; er nannte sie „Buchschulen" und machte ihnen den Vorwurf, daß sie ihre Zöglinge nur auf Staatsämter oder sonstige Berufe vorbereiteten. Er wollte aber Schulen, die ihre Zöglinge zu wahren und charakterfesten Menschen ausbildeten, ohne Rücksicht auf irgendein Amt oder auf irgendeinen Broterwerb. Nach jahrelangen und oft vergeblichen Mühen hatGrundtvig mit seinen zahlreichen Freunden dieses hohe Ziel wirklich erreicht. Heute gibt es an hundert Volkshochschulen in allen Teilen des Landes.

Man darf also diese Schulen nicht für Fachschulen, etwa für Landwirtschafts- oder Handwerksschulen, halten. Es sind Schulen mit einem ganz allgemeinen Lehrplan. Da sie sich an das ganze Volk wenden, verlangen sie keinerlei Vorkenntnisse. Jeder, der auch nur eine einfache Volksschule besucht hat, kann die Volkshochschule beziehen; er wird sie mit großem Gewinn für sein geistiges Leben verlassen. Das, was diese Anstalten dem Volke bieten, soll auch volklichen Wert haben. Deshalb beruht auch alles auf dem Grunde der dänischen Geschichte. Die Geschichte selbst nimmt mindestens die Hälfte aller Stunden in Anspruch; aber außerdem taucht sie in jedem der anderen Fächer wieder auf. Dänische Literatur, Staatskunde, Redelehre, Naturlehre, ja sogar die Grundtatsachen der Mathematik werden historisch behandelt. Zu diesen Fächern kommt reichliches Turnen, Gesang, in dem (ein- oder mehrstimmig) ausschließlich dänische Volksweisen eingeübt werden, Gartenbaukunde, Schreiben und dergleichen mehr.

Die meisten Volkshochschulen halten zweimal im Jahre einen Kursus ab, einen vier Monate währenden im Winter für junge Männer und einen drei Monate währenden im Sommer für junge Mädchen. Die Teilnehmer, deren Zahl in manchen Schulen an 200 beträgt, kommen aus allen Teilen des Landes zusammen; denn man wünscht natürlich eine solche Schule zu beziehen, die nicht gerade in der engeren Heimat liegt. Während des Unterrichtes wohnen die Schüler vollständig auf der Hochschule. Sie bewohnen zu zweien oder dreien ein Zimmer und speisen mit dem Vorsteher und dessen Frau an einem gemeinsamen Tische. Das verbürgt einen guten, geistigen Zusammenhang. Der Tag ist genau geregelt, und jeder hat an dem großen Haushalte zu seinem Teile beizutragen. Neben den Unterrichtsstunden bleibt noch Zeit übrig zur Lektüre, einzeln oder gemeinsam mit verteilten Rollen, zur Besprechung von Zeit- und Streitfragen untereinander oder mit den Lehrern und zur Erholung. Der Unterricht wird in Form eines Vortrages abgehalten, an den sich meistens Erörterungen schließen, die durch Fragen der Schüler hervorgerufen werden. Oft findet der Unterricht im Felde oder im Garten statt, wo jeder Schüler sein Stückchen zu pflegen hat. Die jungen Mädchen erhalten natürlich auch Unterricht im Kochen, sie versehen häufig abwechselnd den Dienst in der Anstaltsküche, im Nähen und anderen häuslichen Arbeiten. Dafür haben sie dann keine Unterweisung im Feld- und Gartenbau.

Wer unterrichtet nun an diesen Volkshochschulen? Kurz gesagt: wer sich dazu berufen fühlt. Es sind nicht nur Lehrer, akademisch und seminaristisch gebildete, sondern auch Männer des praktischen Lebens. Es ist nur unbedingt erforderlich, daß sie durch ihre Persönlichkeit auf die versammelte Jugend zu wirken vermögen. Wer das nicht kann, sondern wer nur lehrt, der merkt bald, daß er an dieser Stelle überflüssig ist. Da die Anstalten nicht vom Staate unterhalten werden (er zahlt höchstens Zuschüsse), sondern von Privatleuten und Vereinigungen, so steht der Leitung vollste Freiheit in der Wahl ihrer Lehrer zu.

Alle diese Volkshochschulen wirken im Sinne der Nüchternheitsbewegung, und jeder, der Dänemark wirklich kennt, weiß, wie diese Bewegung dem Lande nottut. Sie hat auch schon ungeheuren Segen gestiftet. Alle diese Schulen stehen aber auch auf dem Boden der Religion; vielleicht wirken sie nicht alle in derselben Richtung, aber sie bringen doch wenigstens Religion ins Volk.

Um die Volkshochschule besuchen zu können, muß mancher Schüler mühsam jahrelang sparen. Abgesehen davon, daß er in vier Monaten nichts verdient, muß er noch für Kost und Unterricht rund 200 Kronen bezahlen. Davon hat er nichts als eine Bereicherung seines Geisteslebens. Es muß also unter diesen jungen Leuten eine ideale Gesinnung und eine Wertschätzung der Bildung vorhanden sein, wie man sie in unserer Zeit selten findet.

Und was ist nun der Nutzen dieser Volkshochschulen? wird man sich fragen. Ich bin oft in Dänemark gewesen, und zwar nicht nur in der Hauptstadt, sondern wirklich im Herzen des Landes, und habe dort unter den Bauern gelebt. Ich bin jedesmal überrascht darüber gewesen, wie klar und sicher diese einfachen Leute ihre Gedanken ausdrücken können. Aber auch ihr Reichtum an Gemüt ist erstaunlich. Oft, wenn ich im Wagen auf der Landstraße fuhr, machte mich mein Begleiter auf etwas Schönes aufmerksam, auf eine kleine Baumgruppe oder manchmal auch nur auf ein Paar Blumen am Wegrande. Es gehört viel dazu, in so einfachen und alltäglichen Dingen das Schöne zu sehen. Ich habe auch die Feste der Leute mitgefeiert, Geburtstage und andere Familienfeiern, aber nie habe ich eine Feier erlebt, in der nicht alle Anwesenden mit Andacht ihr Nationallied gesungen und in ein Hoch auf Dänemark eingestimmt hätten. Alle diese kleinen Züge haben zum großen Teil ihren Ursprung in dem segensreichen Wirken der dänischen Volkshochschulen.



Klara Sonnenfels: In der Ferienkolonie.



Aus Friedrichs des Großen „Ode an die Deutschen“ 1760.

◇

Schaut nach Flandern, seine Schanzen gilt's zu stürmen, zu gewinnen,
Mit dem Ungarn Seit' an Seite legt in Asche Belgrads Zinnen!
Muß beim Klange dieser Namen heißer nicht das Blut euch rollen?
Denkt ihr nicht der blutgetränkten Ehrenfelder, wo den vollen
Siegeskranz der edle Ritter Prinz Eugenius sich errungen,
Der Bewunderte, der jeden seiner Gegner hat bezwungen?

Hier bewährt nur euren Ingrimm, eure Kraft, ihr könnt's in Ehren:
Eines Nachbarn, eines Neiders drohend Reich*) dürft ihr zerstören,
Das ein Riesensammelbecken voll von kriegerischen Stämmen,
Stets bereit, mit seinen Horden euer Land zu überschwemmen.
Denkt, wie oft die Heimatfluren all die wilden Streiter schauten
Und die Väter nur mit Zittern und mit Bangen sie bebauten!

Seht die vielen Völker alle, die sich wider uns verschworen,
Die vor dünkelhafter Ehrsucht völlig den Verstand verloren.
Unverzagt nur, meine Helden! Trefft sie mit dem Wetterschlage
Eures Zornes, eurer Hiebe, daß die Menschheit künft'ger Tage
Diesem Sturmlauf ohnegleichen, diesem Sieg der Minderzahl
Wider eine Welt von Neidern türm' ein bleibend Ehrenmal.

---

*) Der König meint hier Rußland.

Aus alten Zeitschriften.

Vergiftete Kanonen in England.

Von Alma Anthony.

Wieder habe ich etwas in Großvaters Bücherschrank gefunden und zwar in der alten bayrischen Zeitschrift „Eos“ aus dem Jahre 1819. Was dort erzählt wird von vergifteten Kanonen, ist so eigenartig, daß es verdient, jetzt nach hundert Jahren wieder ausgegraben zu werden in dem Weltkrieg, der uns die Engländer als unsere niederträchtigsten Feinde hassen gelehrt hat. Es heißt allda:

„Sir Edmund Ludlow, Generallieutenant der Kavallerie und Oberfeldherr der irländischen Truppen zu den Zeiten Karls I., erwähnt in seinen Memoiren einer eigenen Art von Vergiftung, die ebenso sonderbar als unglaublich ist. Ludlow wurde während der Kriege gegen König Karl in dem Schlosse Warder durch den Kapitän White, einen Papisten aus der Provinz Dorset, belagert. Der Belagerer ersann ein eigenes Mittel, um das Geschütz des Feindes, der sich wacker verteidigte, unbrauchbar zu machen. Er sandte nehmlich einen Knaben von zwölf Jahren, aus Salisbury gebürtig, in das Schloß, welcher vorschützen mußte, bei Ludlow eine Freystätte zu suchen, weil er, da er zu Gunsten des Parlaments gesprochen habe, von seinem Meister derb durchgeprügelt worden sey. Einige Tage darauf, als die Belagerten hinausgeschossen, sprang plötzlich eine Karthaune. In der folgenden Nacht befand sich der kleine Überläufer in der Wachtstube der Soldaten. Alle hatten ihn wegen des zersprungenen Geschützes in Verdacht und bedrohten ihn deshalb mit Aufhängen, wenn er den wahren Beweggrund seines Aufenthaltes nicht entdecke. Sie legten ihm, um ihn zu erschrecken, eine Lunte um den Hals und machten wirklich alle Anstalten. Nun versprach er zu beichten und bekannte, daß Kapitän White ihn abgesandt habe, um die Stärke der Besatzung zu erforschen, die Waffen, Brunnen und das vorräthige Bier zu vergiften, an die Vorräthe Feuer zu legen und mit Ludlows besten Pferden davon zu reiten. Als Belohnung habe ihm White einen halben Thaler versprochen. Er gestand ferner, zwey Kanonen und die Karthaune, welche gesprungen war, vergiftet zu haben, betheuerte aber, er habe sich nicht überwinden können, ein ähnliches mit den Getränken vorzunehmen. Das Gift, erzählt der General ferner, war von röthlicher Farbe und hatte, da es sich kneten ließ, die Gestalt einer Kerze erhalten; die Waffen durften bloß von innen damit gerieben werden, um den gewünschten Zweck zu erreichen. Um die Kanonen wieder brauchbar zu machen, ließ sie Ludlow mit Oel auswischen und Feuer darein legen. Da wir den Britten die Congrevischen Höllen-Raketen*) verdanken, so verdienten sie wahrhaftig nicht weniger Dank, wenn sie jene Art Gift wieder entdeckten, vermöge welcher man in einem Nu die stärkste Festung demontiren und unbrauchbar machen könnte.“

Eine Beschwerde über die Feldpost aus dem Jahre 1814.

Nach dem „Rheinischen Merkur“ von 1815 erhielt Feldmarschall Blücher einst folgenden handfesten Feldpostbrief:

„Allerunüberwindlichster Feldmarschall! General, Herr General Vorwärts, Exzellenz! Liebwerthester Herr Blücher! Verzeihen Sie, Exzellenz, liebwerthester Herr Blücher, General Vorwärts, daß ich als unzeitige Geburt es wage, an Sie zu schreiben; aber ich kann mir nicht helfen, es ist wegen meinem Traugott; ich bitte Sie um alles in der Welt, liebster Herr Blücher, Exzellenz General Vorwärts, was ist das für eine infame Confusion mit dem Feldpostamt; ich habe meinen Traugott bei den Gardejägern, er kennt Ew. Exzell. Vorwärts genau und gut, schon zweimal habe ich ihm Zulage geschickt aber er hat nichts bekommen. Ich bitte Ew. Exzellenz demüthigst, corrigiren Sie die Kerls doch einmal, aber nach alter preußischer Manier; Sie verstehen schon, wie ich's meine; das wird gewiß helfen; denn es ist um die Schwernoth zu kriegen, wenn man den Kindern, die fürs Vaterland streiten, was schickt und sie nichts bekommen. Ew. Exzellenz werden den Kerls doch wohl ein Donnerwetter auf den Hals schicken, deshalb habe ich es Ihnen geschrieben; denn ich weiß schon, daß mit dem Alten nicht viel zu spaßen ist. Ew. Exzellenz, unüberwindlichster Feldmarschall General Vorwärts genannt, liebwerthester Herr Blücher, ich verbleibe Ihr unterthänigster Schornsteinfeger Matthias Keller, zu Schweidnitz 1814.

NB. Wenn Sie meinen Traugott sehen, so bitte ich, ihn unbeschwert zu grüßen, aber schenken Sie ihm nichts; denn ich habe ihn immer zur Ordnung angehalten. Na adjeu.“

R. E.

---

*) Sir William Congreve (1772—1828) erfand 1804 seine Brandrakete, zuerst gebraucht 1806 vor Boulogne, 1807 vor Kopenhagen, 1809 beim Angriffe auf die französische Flotte vor Aix und bei der Beschießung von Vlissingen. Die Engländer schickten dann ihren Verbündeten Raketen-Batterien, die 1813 bei den Belagerungen von Wittenberg und Danzig, in der Schlacht bei Leipzig und nach und nach in den meisten europäischen Heeren verwendet wurden.

Zwei merkwürdige Prozesse wegen Aufruhr.

In den zwei Jahren, die unmittelbar auf die Restauration der Bourbons folgten (1815 und 1816), gingen die Gerichte gegen die angeblichen und wirklichen Verschwörer mit großer Strenge zu Werke, und zu jener Zeit waren zwei Prozesse anhängig, die höchst sonderbar und vielleicht einzig in ihrer Art sind, — der eine wegen aufrührerischen Stillschweigens (darin bestehend, daß die Angeklagten nicht gerufen hatten: „Es lebe der König!") und der zweite wegen eines aufrührerischen Hosenknopfes, der nämlich noch das kaiserliche Wappen führte und den sich ein Offizier auf halbem Solde angenäht hatte, weil er gerade keinen andern besaß.

„Feierstunden", 1821.



„Ach, wenn die da draußen wüßten, woraus ich meine Rindfleischkonserven herstelle!"
(Aus Draners Karikaturensammlnng „Paris assiégé" 1871.)

Der große Dreimaster.

Beim Stabe des Artilleriekorps stand in F. vor ungefähr 25 Jahren ein Korporal, der seiner baroquen und meist treffenden Einfälle wegen bekannt war. Dieser wird eines Tages bei der Wachtparade unter den zahlreichen Zuschauern einen jungen Mann mit einem ungewöhnlich großen Dreimaster von Hute gewahr. Zu diesem tritt er mit ernster, erwägender Miene im Angesicht des ganzen paradierenden Militärs heraus, erbittet sich feierlich dessen Hut, mustert ihn mit prüfendem Blick, schüttelt das gepuderte Haupt und gibt ihn mit der trockenen Rede zurück: „Unseres Herrn Generals Exzellenz wünschten schon lange, das ganze Artillerie-Korps unter einen Hut zu bringen; der Ihre schien mir von weitem dazu vielleicht geräumig genug, nahe besehen find' ich ihn aber immer noch etwas zu klein!"

„Feierstunden", 1821.

Eine Leidenschaft.

In allen großen Hauptstädten, in London und in Paris, in Wien und in Berlin reizt die bunte Pracht, die vor hunderten von Kaufläden ausgebreitet ist, zu manchen Diebstahl. Eine junge Dame fuhr vor einigen Wochen bei den Herren Holmes und Lebartad vor, die das reichste Shawlmagazin in London besitzen und den ersten Damen der englischen Aristokratie liefern. Das ganze Gewölbe dieser Herren ist mit Spiegeln bedeckt, und so sah Herr Lebartad gleich, daß die junge Dame jene verbotene Handlung begangen hatte, für die unsere Kriminalgesetzbücher das Wort „stehlen" besitzen und worauf sich in allen zivilisierten Sprachen das Wort „Zuchthaus" reimt. Der gestohlene Shawl hatte den Wert von vierhundert Pfund Sterling; die Diebin gestand ganz unschuldig, sie hätte der Versuchung, den Shawl zu besitzen, eben nicht widerstehen können. Lebartad war so artig oder richtiger so großmütig, sie nicht dem ersten besten Konstabler zu übergeben.

Ein paar Tage nach diesem Vorfalle kommt ein Fremder mit mehreren Orden im Knopfloch in das Magazin, sucht einen Shawl aus und bittet, man möge ihn in sein Hotel schicken, er sei der Marquis .....; gefalle der Shawl seiner Frau, so werde er den Preis gleich be-

zahlen. Ein Kommis wird in das bezeichnete Haus geschickt, ein Kammermädchen bedeutet ihm, die Frau vom Hause sei im Bade, aber sie wolle ihr den Shawl gleich zeigen, den sie schon seit einer halben Stunde mit Ungeduld erwarte. Ein paar Minuten später bringt das Kammermädchen das Paket, in das der Shawl gewickelt war, zurück, es ist noch überdies mit dem Stempel der englisch-ostindischen Kompagnie bezeichnet: Die Farbe gefalle der Frau Marquise nicht recht, sie werde noch heute selber in das Magazin kommen und ihre Auswahl treffen.

Zu Hause wieder angelangt, öffnet der Kommis das Paket — statt des Shawls für vierhundert Pfund ist ein halbseidenes, halbwollenes Tuch, keine fünf Schilling im Wert, eingepackt, daneben liegt dieser Brief:

„Mein würdiger Freund!

Ich gebe Ihnen das Zeugnis, daß Sie der rechtlichste und artigste Mann der Welt sind. Erst hätten Sie mich vor die Assisen bringen können und taten es nicht, nun schicken Sie mir noch den heißgeliebten Shawl, den Gegenstand meiner Wünsche. Ich war entschlossen, alles zu tun, um dieses herrliche Tuch zu erhalten, selbst einen Mord hätte ich um seinetwillen begangen."

„Europa", 3. Band 1842.

Ein Urteil Rocheforts über seine Landsleute.

Herr von Bismarck hatte die Absicht, in Cannes eine Kur zu brauchen; aber der Gedanke, in Frankreich zu verweilen, wurde ihm so verhaßt, daß er seinen Plan aufgegeben hat, dessen Ausführung uns alle stolz gemacht haben würde. Die französische Regierung wird dadurch sehr unangenehm berührt. Sie würde sich gefreut haben, endlich einmal einen verständigen Minister innerhalb ihrer Grenzen zu besitzen, und würde sich verpflichtet gefühlt haben, dem berühmten Deutschen ihre Huldigungen darzubringen, der sie verschiedentlich mit solcher Gemütlichkeit an der Nase herumgeführt hat.

Vielleicht gäbe es ein Mittel, den Besuch des einzigen Staatsmannes in Europa, der diesen Namen verdient, zu erlangen, und das bestände darin, daß man Cannes zu einer preußischen Besitzung erklärte. Diese neueste Annection, so demüthigende sie auch für uns sein möchte, würde es doch nicht in höherem Grade sein als alle diejenigen, die wir ihn haben machen lassen, ohne zu mucksen. Allerdings habt Ihr Euch seitdem in den Augen der öffentlichen Meinung glänzend gehoben, indem Ihr mit Euren vervollkommneten Flinten aus nächster Nähe 500 Garibaldianer wie die Enten habt niederpuffen lassen.

Aus Rocheforts „Laterne", Paris 1868.

Die Jagd nach dem Bändchen.

Wir sind noch um verschiedene Wochen vom 15. August (dem Geburtstag Napoleons I.) entfernt, und schon habe ich in den Morgen-Nebeln sehr unternehmende weiße Kravatten dahingaukeln sehn; aus der Art und Weise, wie mich gewisse Knopflöcher anblickten, habe ich ersehn, daß sie sich zum Kampfe rüsteten. Wie man mir versichert, braucht ein richtiger Bewerber um den Orden der Ehren-Legion vierzig bis fünfzig Tage zu der großen Rundreise, welche zu dem Bande führt, dessen Rot sich auf eine so angenehme Weise mit den Rosen seines Gesichts verschwistert.

Hieraus ist zu entnehmen, daß ein Vermögen zu verdienen wäre, wenn man ein öffentliches Geschäft mit der Firma: „Ehrenkreuz-Baccalaureat oder die Kunst, in 25 Lektionen Ordensinhaber zu werden," errichten wollte. Man würde nach der Robertsonschen Methode lehren, welche Wege einzuschlagen, welche Gemeinheiten zu begehen, welche Tritte in den Allerwertesten zu ertragen wären. Man würde den Schülern nachweisen, wie man es anzufangen hätte, um unbestreitbare Ansprüche auf die öffentliche Erkenntlichkeit dartun zu können. Man würde ihnen die Namen und die Adressen derjenigen Exzellenzen angeben, deren Treppen sie abzutreten hätten. Man würde ihnen die Kaffeehäuser angeben, wo es geraten wäre, die Regierung zu loben. Endlich würde man ihnen bis zu dem entscheidenden Tage genaue Kunde von dem Spiele und Widerspiele der Einflüsse Kenntnis geben, durch deren Entgegenwirkung die entschlossensten Bewerber oft, wie man sagt, ihren Zweck verfehlen. Meine ganze Kenntnis von dem Orden beschränkt sich darauf, daß ich nie einen neudekorierten Ritter getroffen, der nicht mit einem Händedrucke geäußert hätte: „Ganz besonders freut es mich bei meiner Ernennung, daß sie wie aus den Wolken gefallen ist. Ich hätte ebensogut geglaubt, daß ich Erzbischof werden würde. Erst gestern, als ich den Moniteur las, fand ich meinen Namen auf der Liste. Sie können sich meine Überraschung denken."

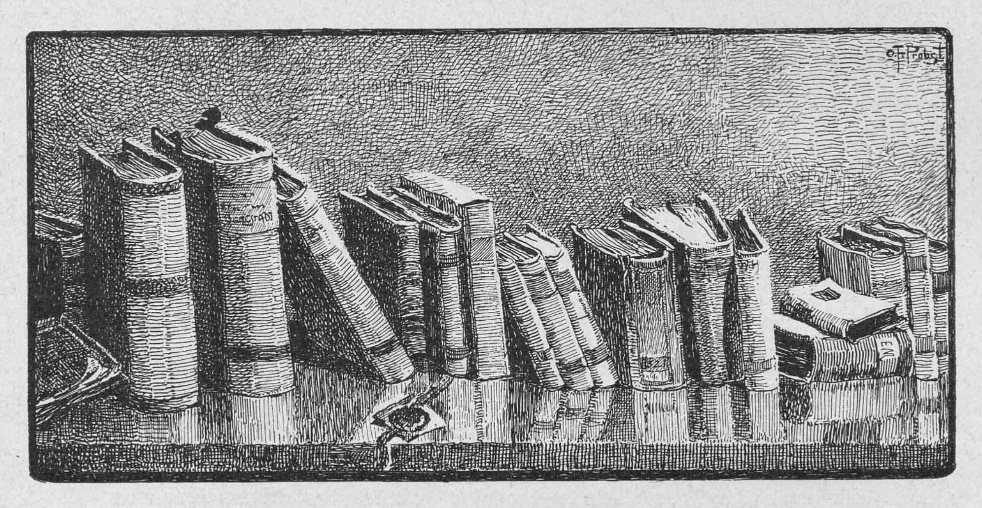
Aus Rocheforts „Laterne", Paris 1868.

Der Deutsche.

(Nachahmung einer bekannten Stelle Virgils.)

Welch Volk, Thuiskons Volk! gesteht den Rang dir zu?
Der Wälsche singt und malt vortrefflicher als du;
Witz, Zärtlichkeit, Geschmack, sich putzen, kochen, tanzen,
Und was noch alles mehr? lernst du vom muntern Franzen.
Stolz geht des Britten Blick auf alles Landumher,
Wo denkt man tief und stark? wo spricht man frei, wie er?
Und du, Germanien! ist was von dir zu melden?
Dankt dir Europa was? Regenten, Weise, Helden!

Abraham Gotth. Kästner (geb. 1719 gest. 1800).



Bergstädters Bücherstube.

Aus und von dem Krieg, für und in den Krieg.

Buchbesprechungen von E. M. Hamann in Scheinfeld (Mittelfranken).

Wir sind nun ganz gefeit. Schon rangen wir gegen eine Welt von Feinden, in uns den glühenden Mut zum Siege um Bestand, Freiheit, Wahrheit und Gerechtigkeit, — da kommt der letzte Schlag. Wie ich dieses schreibe, ist er soeben gefallen: Der Bundesfreund sagt die gelobte Treue verräterisch auf, und Deutschland-Österreich steht — allein. Steht und schaut sich nicht etwa zaghaft-unsicher nach Stützung um. Nein, der deutsche Michel hat längst seine Traumkappe ab- und mit Nachdruck den Sturmhut aufgesetzt, unter dem sein klares Kinderauge strahlt: „Mein Verbündeter ist der liebe Gott!"*) Festeren Halt, sicherere Wehr als diese gibt es nicht. Mag denn kommen, was will! — Doch trotz allen uns umgellenden Vernichtungsbrausens und Wutgeheuls wurden und werden wir nicht taub gegen lindere Töne. Auch jetzt noch merken wir auf, wenn ein Klang innerer Anteilnahme uns erreicht.

Ein solcher ist Sven Hedins „Ein Volk in Waffen" (Leipzig, F. A. Brockhaus, gr. 8⁰ V und 535 S., reich illustriert, gebunden in feldgraue Leinwand 10 *M*). Schon die zuvor erschienene kleine Ausgabe berührte wie der warme Druck einer Freundeshand. Diese große Ausgabe wirkt wie ein feierlicher Bekenntnis-Handschlag vor allem Volk, vor Menschheit und Gott. Und der sich und uns also ehrt, ist einer, der Leben, Völker, Mensch und Menschheit aus dem Grunde kennt, ein Heldenhafter selbst, der sich ein Herz zu bewahren verstand für alles echt Heroische, für alles Bleibende in Geschick und Geschichte derer, die, sich auswirkend, auf dem Erdball wohnen, kommen und gehen. Einer, dem der ganz scharfe Beobachtungsblick eignet und das Wort dazu, den empfangenen Eindrücken den zusammenfassend verlebendigenden Ausdruck zu geben; einer, der den Mut hat, erkannte Wahrheit und Wahrheiten gegen feindselige Übermacht zu vertreten und das Banner der Gerechtigkeit der eigenen Überzeugung vorauszutragen. Das schöne Buch, mit zahlreichen vom Verfasser selbst besorgten photographischen Aufnahmen und Zeichnungen geschmückt, ist dem deutschen Heere gewidmet und bringt an der Spitze den „tiefstgefühlten Dank" des Autors für „Gastfreundschaft, Vertrauen und Kameradschaft" erzeigt und genossen an der Westfront unserer Armeen, deren Errungenschaften durch deutsche Kraft und Klugheit, deutsche Organisation und Wesenheit in den nachfolgenden Blättern des Bandes vor unserem geistigen Auge aufgerufen werden. Einen Ehrenplatz diesem äußerlich und inhaltlich vornehmen Werke inmitten aller unserer Haus-, Unterrichts- und öffentlichen Büchereien! —

In diesen Vollakkord vorbildlicher Neutralität mische sich hier ein leiser, zarter Klang, der aus Spanien herüberweht: Tomas Gillins „Auras del Rhin: Klänge vom Rhein" (Bilbao, La Editorial Vizcaina, 8⁰ 63 S.). Das umfänglich so bescheidene Bändchen mit den Widmungsblättern „A Su Majestad Imperial Guillermo II.: Sr. Majestät dem Deutschen Kaiser" bringt 25 der bekanntesten deutschen Lieder im Grundtext und in dessen „ungekünstelter" spanischer Übertragung als neutrales Zeugnis für jenes Volk, dem „das schaffensfrohe Verständnis für die rauhe

*) Diesen Gedanken entnahm ich einem der letzten Gedichte Miriam Ecks: „Michel".

Prosa des Lebens die Gemütstiefe" seiner Dichtungen nicht hat beeinträchtigen können. Beigegeben sind die Vertonungen von „Deutschland, Deutschland über alles" und „Die Wacht am Rhein". Ein zweites Bändchen mit gleicher Liederzahl soll bald folgen, da Deutsche in Spanien dem sympathischen Unternehmen ihr freundliches Interesse, das auch wir ihm nicht versagen wollen, zuteil werden ließen.

Die Lügenbrut der vor nichts zurückscheuenden Phantasie unserer Feinde beleuchtet eine durch die deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart veröffentlichte Broschüre: „Der Franktireurkrieg in Belgien. Geständnisse der belgischen Presse" mit 4 Abbildungen (gr. 8⁰ 29 S. 30 Pf.). Die bei ihrem warmen Unterton sachlich gehaltene Schrift läßt die abscheulichen Anklagen der belgischen Untersuchungskommission gegen das deutsche Heer hinsichtlich der unsern Braven angedichteten Brandstiftungen, Vergewaltigungen, Massenhinrichtungen, Ermordungen in ihrem erbärmlichen Nichts zusammenfallen — „Verleumdung richtet sich selbst". Um so klarer tritt das über Belgien gekommene eigentliche Verhängnis zutage: Die auf verbrecherischen Plan gegründete fanatische „Massenpsychose" der wahnsinnig verhetzten Bevölkerung — ein systematisch betriebener „Verrat des unglücklichen Königreichs an die gewissenlosen Handlanger englischer Habgier". Ruhig kann unser Volk hinwegschreiten über solche in seinen unhemmbaren Entwicklungsgang geworfene höllische Hindernisse; endlich muß ja doch Wahrheit, Gerechtigkeit und Edelsinn siegen. Wie sehr sie es in diesem furchtbaren Kriege, auch bei scheinbarem äußeren Untergang, taten und tun, spiegeln einige Erzählbände der letzten Zeit wider: Max Geißler schrieb einen packenden Roman von unserer lebensprühenden und -vernichtenden Zeit, für sie und so recht mitten in sie hinein: „Nach Rußland wollen wir reiten!" (Leipzig, Verlag von L. Staackmann, 8⁰ 299 S., geb. 4 *M*). — Die im Titel beschlossene Verheißung hat sich inzwischen, nach dem Druck des Werkes, erfüllt durch Hindenburgs unvergleichliche Operationen. Die Handlung spielt 1913 an der deutschrussischen Ostgrenze sowie auf der Verbannungsinsel Sachalin. Polnische und deutsche Adelige sind ihre Hauptträger. Ein russischer Offizier polnisch-germanischer Abstammung und deutscher Gesinnung ist der Held, ein preußisches Edelfräulein die Heldin, ein polnischer militärischer Spion der tückisch-verräterische Gegenspieler, dessen genialer Entlarver ein gnomenhafter Lodzer Rechtsanwalt. Spuk und Hypnose regen ihre Fledermausflügel. Aber die lebendige Wirklichkeit in Schicksal und Charakter trägt weiter als sie, und der Strom der Ereignisse flutet in überzeugender Realität an uns vorüber. — Das Buch gehört nicht zu Geißlers tiefsten und darum besten. Aber es fesselt als Ganzes, hat einzelne wunderschöne Teile nicht zuletzt durch Schilderung und Sprache. Interessant geben sich die taktischen Anschauungen und Ratschläge hinsichtlich der von Deutschland auszuführenden Weltpolitik. Hier ein paar Beispiele: „Wir müssen unterscheiden zwischen Feind und Gefahr. In Wahrheit hat Deutschland einen einzigen Feind, der heißt England, ... aber die einzige Gefahr, der Deutschland entgegenwächst, ist die slawische.... Das Slawentum ist nicht niederzuschmettern durch einen Sieg, wie England und Frankreich, — gegen die slawische Gefahr können wir am Ende nichts tun, als daß wir ihr eine Grenze ziehen, die uns hilft, gewaltig zu sein... Nach Rußland wollen wir reiten!... wir müssen an der Weichsel und am Njemen die stärkste Verteidigungslinie der Welt schaffen." „Eine slawische Gefahr ist für Deutschland aktuell vom Jahre 1930 ab. Bis dahin hat es in Rußland einen Feind, den es England verdankt. Deutschland wird Rußland schlagen und wird ihm Polen abnehmen. Es wird Polen und Litauen germanisieren durch sein Bauerntum. Dann wird es seine Vorposten über die Weichsel schieben. Es wird die slawische Gefahr im zwanzigsten Jahrhundert nicht einfach vernichten, aber es wird ihr mit Ruhe entgegensehen können — vorausgesetzt, daß es zuvor dem Briten ins Herz stößt."

„Der unsterbliche Acker. Ein Kriegsroman" (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, gr. 8⁰ 230 S., 1. bis 6. Aufl., geh. 2,50 *M*.) nennt sich das jüngste Buch Thea v. Harbous, deren jetzt bereits in 35. Auflage gedruckten Novellenband „Der Krieg und die Frauen" ich im Märzheft der „Bergstadt" anzeigte. Das nun zu besprechende Werk wiegt schwerer als literarische Tat, steht höher in seiner Eigenschaft einer großartigen Erfassung und Beleuchtung der ringenden Volksseele während der schicksalsschwangeren ersten Kriegszeit 1914. Die Glieder einer schleswig-holsteinischen Bauernfamilie: schlichte, verschlossen-wortkarge, tatkräftige, im Kern gemütsweiche und -tiefe Menschen, sind die Hauptcharaktere der aus blühendem Leben heraus gebildeten Personenreihe. Merkwürdig scharf und eindringend, mit souveränem Verstehen hat die Dichterin ihren Gestalten in Kopf, Herz und Seele geschaut, mit einer Anteilnahme zugleich, die ihrem epischen Vortrag freilich noch in etwa die epische Ruhe beeinträchtigt, dafür ihm jedoch mehr des Zündenden, Mitreißenden verleiht. Einen verheißungsvollen Ausblick in die fernere Entwickelung dieses Schaffens eröffnet die hier betätigte Kunst der lebensanschaulich vereinheitlichenden Darstellung des mächtigen völkerdramatischen Auftaktes für Deutschland. Thea v. Harbou selbst zählt sich nicht (s. ihr Einführungswort) unter die Auserwählten, denen es vorbehalten ist, die Geschichte des jetzigen Krieges in gewaltigen

Dichtungen nachzuschreiben. Was sie hier vor uns hinstellt, soll nur Zeugnis ablegen für die große allgemeine Wahrheit: Ein Heer kann besiegt werden im Kriege, nicht aber ein Volk, sowie für die nicht minder große: Unser Volk ist's, das in den Krieg zieht, und dieses Volk ist's, das den Sieg heimbringen wird. Die Art und Weise aber, in der sie dies Thema durchführt, erhebt das Buch über den ihm von ihr selbst zugeschriebenen Charakter der Ballade („vom deutschen Volke") und erschließt entschieden die Hoffnung auf weiter reichende Möglichkeiten.

Die gleiche Autorin veröffentlichte kürzlich den jetzt auch schon im 9.—11. Tausend verbreiteten Novellenband „Deutsche Frauen. Bilder stillen Heldentums." (Leipzig C. F. Amelangs Verlag, 8° 159 S., geh. 2 M.) Von den fünf Stücken der Sammlung dürfte das erste aus dem Kriegsbeginn: „Der Weg in die Nacht", am ersichtlichsten einschlagen. Zweifellos ist es hoch zu bewerten wegen seiner echt künstlerischen, psychologisch-innig-vertieften Herausgestaltung. Doch weit mehr hat mir das dritte: „Das Gewitter", zu sagen, in dem die Dichterin die Krone ihrer Eigenkunst gefunden haben dürfte. Schade ist's um die unterbrechende Reflexion S. 84 f. und um den hinsichtlich seiner strengen Folgerichtigkeit anzuzweifelnden Schlußsatz. Als sehr fein psychologisch erfaßt gibt sich das zweite Stück: „Die Kerze", dessen Heldin aus ihren schemenhaften Umrissen wunderbar lebendig wirkt. Ihr Geist, ihre Seele gewinnt erst nach ihrem Tode die Herrschaft über den geliebten Gatten, der dann, nach unlogischer Männerart, das Leben aus verzweifelter Sehnsucht hinwirft, weil er es einmal, durch Verkennung dieser Ehe, verfehlte. Und vergißt, sich zu sagen, daß ihm die Verlorene an innerer Entwickelung zu weit vorausgeeilt ist, um von ihm, zumal auf diesem Wege, gleich eingeholt werden zu können. Nach Samoa führt die vierte Novelle, die in plastischer Lebendigkeit einen Ausschnitt der dortigen Euroäperkultur mit dem Einschlag stillen „weiblichen" Heldentums heraushebt. Erschütternde Tragik auf seelisch „still" bewegtem Grunde umschließt die fünfte: „Der stumme Teich", neben der dritten das Kleinod der Reihe. Hat letztere, bis auf die Anfangserzählung, auch nichts aus und von dem gegenwärtigen Kriege zu berichten, für den Krieg übermittelt sie der Frauenwelt viel: durch die ergreifenden Hinweise auf echte Frauenart in still heroischer Auswirkung. — Vier bekannte Schriftstellerinnen vereinigten sich zur Herstellung eines Erzählbandes: „Stille Opfer. Den deutschen Frauen und Jungfrauen in großer Zeit. Von Helene Christaller, Agnes Harder, S. Ch. von Sell" (Johanna von Bismarcks Biographin) „und Auguste Supper"; angefügt ist ein knappes, eindringliches Gedicht Henny Stocks: „Den deutschen Frauen" (Hagen i. W. Verlag von Otto Rippel, 8° 96 S., geb. 1,30 M). — Das hier aus dem ungeheuren Weltbegebnis Dargebotene mag nicht zum Allerbesten der Gebenden zählen, aber insgesamt und einzeln spricht es ans Herz, weil hinter allem und jedem das Herz der Beiträgerinnen selber steht. Die unsere aber ist die Zeit der freiwillig in selbstloser Liebe dargebrachten Opfergaben. Eben deshalb wird das schmucke, sinnig ausgestattete Bändchen seinen Weg ideellen wie praktischen Erfolges finden.

Gleiches, doch in erhöhtem Maße, blüht sicher dem Buche „O du schreckliche, große, schöne Zeit! Novellen aus dem Weltkrieg" von Heinrich Tiaden (München, Lucas-Verlag 8° 150 S., geb. 1 M). — Dem Haupttext der ungemein preiswürdigen Sammlung stehen stimmungweckende „Worte der Einleitung" voran: kurz, gedrängt, kernig, mit prophetischen Ausblicken auf den „unerhört" glanzvollen Sonnenaufgang einer neuen Zeit des Germanentums. „Über die Grenzen Deutschlands rollt der Donner unzähliger Kanonen. Mit einer gewaltigen Hymne tritt das deutsche Volk seinen Aufstieg auf die Höhen der Menschheit an," ihm voran eine Lichtgestalt: „Der Kaiser! Das Wort ist wie eine Flamme in unseren Seelen." Der Poet aber, der auch auf den Wegen der Kämpfer wandelt, fühlt das vergossene kostbare Blut in vollem Strome durch sein Herz rinnen, doch in seiner Seele wandeln sich Bilder, Getöse und Blutdampf zu Harmonien. So schürft er in rauchenden Trümmern des Krieges nach einer neuen Kunst. Von dieser geben die fünf Erzählungen erfreuliche Beispiele, zumal die erste und dritte: „Heiliger Tod — erbarme dich unser" und „Unter Toten", beide furchtbar im Stoff, fruchtbar in dessen künstlerisch befreiender Auslösung. Die zweite und vierte: „Der Franktireur" und „Schloß Malemort", bekunden ebenfalls, wenn auch in geringerem Grade, die küstlerisch formende und durchwirkende Hand; die Geschehnisse der erstgenannten entstammten der Wirklichkeit, die der zweitgenannten dagegen wohl nur der Phantasie — und just dieses habe ich im vorliegenden Falle zu beanstanden. Die letzte Novelle fügt sich dem gesamten Vorhergehenden ähnlich an wie die Burleske der Tragödie in shakespearescher Zeit. An sich erquicklich in ihrem lachfrohen Humor, stört sie mir, als Abschluß, etwas den auf Höheres gestimmten Eindruck des Ganzen.

Unsere Tapferen draußen haben — nicht alle — den Zug zum wuchtigen Humor. Ihn in markiger Weise zu befriedigen, hat Heinrich Mohr, dem wir schon die prächtige deutsche Schwanksammlung aus vier Jahrhunderten „Der Narrenbaum" danken, zwei literarisch, auch der Hauptsache nach ethisch wertvolle Büchlein zusammengestellt und neu herausgegeben: Ludwig Aurbachers köstlichen „Kriegszug der sieben Schwaben" und 42 „Kriegsschwänke aus alter Zeit" unter dem Motto: „Das Lachen" — selbst-

verständlich das gute — „vertreibt alle ungute Geister." Im Vorwort sagt Heinrich Mohr, er habe immer gegen Kopfhänger und Griesgrame dafür gehalten, daß im Christenleben Scherz und Ernst zusammengehören wie Sonnenschein und Regen in unseres Herrgotts Wetter. Und diese Kriegszeit bringe ihn von Woche zu Woche mehr auf die Meinung, daß, wenn die Kanonen ihren Mund öffnen, das Lachen nicht verstummen dürfe. Nun, daß dies nicht geschehe, hat er hier redlich mitgesorgt.

Den Scherz zum Ernst, die unschuldige Schalkheit zum Apostolat: kaum einer betätigte diese Praxis urwüchsiger, eindringlicher und daher im Hauptsinne ideal-erfolgreicher als der gewaltige „moralische Haudegen", Kriegs- und Bußprediger Abraham a Sancta Clara (1644—1709). Auch unser heutiges Volk, das daheim gebliebene wie das draußen stehende, verlangt „große Gedanken, ewige Wahrheiten" in wuchtiger Form, „gesunde kräftige Kriegskost für die hungernde Seele im Felde wie in der Heimat". Eine Feldküche, die solche Speise darreicht, fand der bewährte Abraham a Sancta-Clara-Forscher Dr. Karl Bertsche in des großen Augustinerpaters hervorragendsten Schriften: dem berühmten Kriegsaufruf: „Auff, auff, ihr Christen!" mit dem Urtext zur Kapuzinerpredigt in „Wallensteins Lager", der Pestpredigt „Merk's Wien!", der Sankt-Georgs-Predigt „Merk's, Soldat!", dem „Etwas für alle" und dem berühmtesten: „Judas, der Erzschelm". Ihnen entnahm er deshalb den Stoff zu dem bei Herder erschienenen Büchlein „Kriegsbrot für die Seele aus dem Werken des Abraham a Sancta Clara" (VIII u. 118 S., geb. 1 M), dessen erster Hauptabschnitt das eigentliche Kernbrot für uns alle, dessen zweiter einen „Abrahamischen Kriegskuchen für Verwundete und Genesende", dessen dritter „Abrahamitischen Kriegszwieback für schwache Zivilmägen" bietet. Solch Geschenk verdient Massenverbreitung großen Stils; möchte sie ihm werden!

„Wahrlich, alle Sünden, womit an einem Volke gefrevelt wird, können vergeben werden, aber die, seine moralische Entwürdigung und Verschlechterung herbeigeführt zu haben, kann nie und nimmer vergeben werden!" Wer sagt das? Wer stellt diese Riesensünde wider den Hl. Geist, wie wir sie jetzt blutrot schwälen sehen an den Judas-Mächten unter den europäischen: an dem Lande unserer Blutsverwandtschaft, England, und dem seit Jahrhunderten heißgeliebten Ziele deutscher Sehnsucht, Italien, in Mark und Nieren durchleuchtendes Licht? Ich finde diese Stelle in einer kostbaren Gabe für unsere Zeit, für und in diesen furchtbaren, für Deutschland-Österreich dreimal heiligen Krieg in einem schmalen, vornehm-schlichten Bändchen: „Flammenzeichen. Zeitgemäße Görres-Worte. Mit einem Geleitwort von Bernhard Achtermann" (Kempten, Verlag der Jos. Köselschen Buchhandlung, 8⁰ 136 S. geb. 1 M). — Der prachtvoll gesammelten und eingegliederten Auslese steht das Bildnis des herrlichen Mannes vor, der trotz seines Feuergeistes von sich bekennen durfte, er habe in seiner Jugend geirrt, aber nie sich eines Irrtums zu schämen gehabt, derselbe Held, dessen politische Zeitschrift („Rheinischer Merkur") der erste Napoleon als die fünfte Macht bezeichnete, die in der Allianz der Völker gegen ihn in die Schranken getreten sei. J. von Görres war ein unvergleichlicher Schwert- und Bannerträger deutschen nationalen Geisteslebens seiner Tage; er blieb und bleibt es bis herein in die unseren und weit darüber hinaus. Auch das vorliegende Büchlein ist berufen, als patriotischer und ethischer Prüfstein zu dienen für unsere heutige Volkseinheit und jedes einzelne ihrer bewußten Glieder als Trost- und Lichtquell für unser treues Durchhalten, als unbeirrbarer Führer durch die uns auf Satansgeheiß umdrängenden Wirren, über denen schon das Flammenzeichen nahenden göttlichen Strafgerichts loht. Denn unseres allmächtigen Verbündeten sind wir sicher; der uns vererbte, zutiefst unangetastet gebliebene Schatz religiösen Glaubens bürgt dafür. Wir wissen: Der Herr der Weltenwetter und -gerichte lebt heute wie immer. „Darum soll keiner zagen der im Rechte steht, und keiner, der in der Macht, dem Herrn trotzen, denn keiner ist stärker als er" (s. S. 1 und 94: „Gott in der Weltgeschichte" und „Kern des deutschen Wesens").

Vom Verständnis der „Flammenzeichen" zu dem des folgendes Buches: „Gebete großer Seelen" (München, Verlag der Kunstanstalten Joseph Müller, 8⁰ 192 S., 2 M bis 4 M), ist nur ein Verbindungsschritt; wer Gelegenheit hat, ihn zu tun, wird den Segen dieser Art Vermittlung spüren. Mit Recht sagt das Vorwort, daß hier ein Chor von großen Seelen (gegen fünfzig, vom vierten bis ins neunzehnte Jahrhundert) seine Stimme zum unendlich größeren Gott erhebt, begnadete Naturen von unvergänglicher Bedeutung, die sich im Angesicht des Ewigen wie Kinder vor dem Vater fühlen. „Da tönt das ganze Herz der Menschheit, als striche mit eigener Hand der Schöpfer durch die Harfe, die er zum Preise seines Wesens sich gemacht." Der Inhalt wurde eingeordnet nach den bekannten drei Askesestufen: Läuterung, Erleuchtung, Vollendung. Dem Autorenverzeichnis sind jeweilige biographische Notizen eingefügt.

Die hohe und höchste Bedeutung religiösen Lebens für die Ausgestaltung der Menschheitsgeschichte beleuchtet Dr. Georg Pfeilschifters interessante und warmherzige Darlegung: „Religion und Religionen im Weltkrieg. Auf Grund des erreichbaren Tatsachenmaterials dargestellt." (Herder, 8⁰ VIII u. 116 S., 1,40 M.) Das jedem geistig regen Leser lebhaft zu empfehlende Buch, das die geschichtlichen Begebnisse bis zu Ende Februar berücksichtigt, scheidet sich in zwei

Hauptkapitel: „Die Religion in ihrer Betätigung als religiöses Leben im Felde und zu Hause“ und „Die Wechselwirkung der verschiedenen Religionen bezw. Kirchen und Konfessionen während des Krieges“. Das Gepräge historischer Sachlichkeit und möglicher Gründlichkeit ist gegeben. Zur Nachprüfung des benutzten Quellenmaterials findet sich dieses an wichtigen Punkten immer aufgeführt; auch die Anmerkungen am Schluß erweisen sich nach dieser Richtung als unterstützend. Das Endkapitel faßt die übermittelten Erkenntnisse in konzentrierender Weise zusammen. Ein paar Kernsätze mögen hier herausgebildet werden: 1. Der jetzigen religiösen Hochspannung wird nach dem Frieden eine dauernde Normallage folgen, in der sich erst das eigentliche Ergebnis an wahrer, tiefchristlicher Religiosität mit ihren stillen Dauertugenden zu erweisen haben wird. Aber dieser Krieg hat das Christentum als eine Religion zur Entfaltung höchster aktiver und passiver Seelenkräfte bewährt, bestätigt, auch — vielmehr „gerade“ — im „mutigen, im starken Mann“. 2. Überall kam zum Durchbruch der Glaube an die bisherige und künftige göttliche Führung unserer Nation zum endgültigen Siege, „zum Aufstieg zu einer die Völkerschicksale bestimmenden kulturellen Heilsmission.

Das religiöse Motiv ist den weitesten Kreisen so vertraut geworden, daß die meisten verwundert aufhorchen, wenn es in einer aktuellen ernsthaften Lektüre — nicht angeschlagen wird. Dieses Gefühl hatte auch ich bei dem sonst tiefer schürfenden trefflichen und durch seine Herzenswärme innig fesselnden autobiographischen Abriß „Selbsterziehung zum Tod fürs Vaterland. Aus den nachgelassenen Papieren des Kriegsfreiwilligen Professor Udo Kraft, geboren im Kriegsjahre 1870, gefallen bei Anloy am 22. August 1914.“ (4. u. 5. Tausend. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag, 8⁰ 74 S., 1 M.) — Ich glaube, daß das Bändchen an manche Jünglingsherzen, und sogar nach gewissen Hauptrichtungen wegweisend, zu sprechen geeignet ist. Aber ich glaube nicht, daß es jenen oder gar unseren altersreiferen Kämpfern auch nur annähernd so helle Ausblicke für entscheidenden Charakterausbau zu geben vermag, wie dies z.B. Heinrich Mohrs schlichtschöne Reihe religiöser Feldpredigten: „Die Stimme der Heimat“ (Herder, 25 Stück 50 Pf.) tun kann und anerkanntermaßen bereits getan hat. Als eine der wirkungsvollsten Predigten unter den bis jetzt — wöchentlich — erschienenen zwanzig erwies sich die fünfzehnte: „Samson im Weltkriege“, in der der Verfasser die „heilende Hand des Seelenarztes“ auf die schlimmste Wunde legte. „Katholiken, Protestanten und Andersgläubige lesen die Predigt mit gleicher Freude,“ heißt es in einem Brief aus dem Schützengraben (s. „Köln. Volksztg.“ Nr. 396 vom 16. Mai d. J.). „Mohr wendet sich an das unverwüstliche deutsche Gemüt, und durch die Erinnerung an alles das, was uns Soldaten in der fernen Heimat lieb und wert ist, stärkt er das Selbstbewußtsein und die Mannhaftigkeit in unseren Kriegerherzen. Er kam noch zur rechten Zeit, dieser Warnruf aus der Heimat.“ — Im Anschluß sei auf Anton Hessenbachs, des unermüdlichen Sittlichkeits- und Mäßigkeitsapostels, jüngstes Werkchen nachdrücklich zur Förderung eines energischen Umsatzes hingewiesen: „Siegreich oder doch geschlagen? Ein Feldbrief.“ Mit drei Bildern nach Fugel, Pacher, Scholz und künstlerischem Buchschmuck. (Augsburg, Lit. Institut Dr. M. Huttler, kl. 4⁰ 46 S., 25 Pf., 100 Stück 23 M.)

Der Krieg gilt bekanntlich nicht nur als der größte Moralist und Erzieher, sondern auch als der hervorragendste Dichter. In letzterer Eigenschaft als Epiker genommen, versteht sich. Aber auch an die zartesten Gefühlssaiten weiß er zu rühren. Kein Wunder daher, daß unsere Tapferen draußen für beides: Lyrik und Epik, empfänglich sind. Der berühmte Balladen- und Liedersänger Börries Freiherr von Münchhausen hat dem Rechnung getragen und aus seinen Hauptwerken, zumal den „Balladen und Ritterlichen Liedern“ sowie dem „Herzen im Harnisch“, eine Anzahl Gedichte entnommen, die er unter Hinzufügung einiger neuerer Stücke zu einem äußerlich überraschend schlichten Bändchen zusammenstellte: „Alte und neue Balladen und Lieder des Freiherrn Börries von Münchhausen. Auswahl fürs Feld.“ (Erstes bis fünftes Tausend. Berlin, Egon Fleischel u. Co., kl. 8⁰ 96 S., 50 Pf.) — Das Heftchen soll nach dem Kriege nicht mehr erscheinen. Denn für ihn, unterstreicht der Verfasser, bedeute jeder Gedichtband an sich eine „Auswahl“, nur Bitten der Freunde und des Verlegers hätten ihn zu der hier getroffenen bewegen können rücksichtlich dieser unserer Zeit. Da er selbst, „so lange Gott ihm das große Glück schenkte, draußen mitzumachen,“ immer lieber etwas Friedliches als Kriegsgeschichten in der Satteltasche mitgeschleppt habe, denke er, daß es vielleicht anderen ebenso gehen möge. Auch zeige sich der kriegerische Geist unseres Volkes viel weniger in der eigentlichen Kriegsdichtung als in der Freude an tapferen Taten, an männlichen Worten, an heldischem Geschehen. Darum stehe in seinem Büchlein manches, das ganz und gar nichts mit Krieg zu tun habe. Nun, was es bietet, ist nichts Geringeres als Edelgut, das sich überall durchsetzen muß, unter den Anspruchsvollen wie Anspruchslosen. Denn nichts trägt weiter im Reiche der Dichtung als die geschlossene Einfachheit hoher Kunst, jene Gehaltenheit, die einzig aus Fülle und Tiefe schöpft sowie aus kristallener Klarheit der Anschauung und Gestaltung. Das Büchlein gehört für mich zum Packendsten, künstlerisch Stolzesten, das ich kenne, und zugleich spricht es wiederholt das Zarteste, Heiligste in der Menschenbrust an. — Zartes und Heiliges, sinnig-inniges und

kampfheißes Empfinden, seelisches Beschauen und Drängen des inneren Menschen zum künstlerisch knappen, unmittelbaren Gefühlsausdruck: das sind die Hauptzüge einer kleinen lyrischen Sammlung, die uns zwei gut zueinander stimmende Persönlichkeiten vereint überreichen: „Zeitgesänge" von Theodora Korte und Hans Hoppe. (Papenburg, Emsland-Verlag Heinrich Rohr, gr. 8° 32 S.) Die symbolische Zeichnung des Titelblattes dürfte von einem flüchtigen Blick leicht mißverstanden werden; denn nicht die hier vorwiegenden Zeichen der Trauer, der Grabesklage sind entscheidend für den Inhalt, sondern Helm, Schwert, Leier und Kranz, d. i. Glaube, Mut, Sang und Ehrung. Die Zahl der Gedichte fällt gleichmäßig auf beide Teile — nicht der Raum, dessen die Frau mehr benötigte als der Mann, der sich auch hier als die stärkere und unabhängigere Kraft bekundet. Sie sagt von edler Frauenart; er singt von Kampf und Kampfesziel, auch von Heimweh und Tod. Sie gibt dem eigenen und allgemeinen sehnsüchtigen Verlangen nach Beendigung des blutigen Ringens, er seiner inbrünstigen Zuversicht auf das nahe Kommen des Friedensengels Wort und Gestalt. Und was sie gemeinsam bieten, gilt beiden: Mann und Weib. Ich empfehle das Bändchen allen Empfänglichen daheim und im Felde. Sie werden Freude und Bereicherung daraus gewinnen können.

Neue Bücher.

Renate Westedt. Roman von Thusnelda Kühl. Berlin SW., Verlag des Vereins der Bücherfreunde. 8°, 318 S. Preis für Nichtmitglieder 3 M.

An dieser Stelle habe ich schon früher Thusnelda Kühls Vorzüge als Erzählerin hervorgehoben, auch ihre Schwächen. In dem vorliegenden Bande werden diese von jenen weit überwogen. „Schön und tief" geht auf die Darstellung als Ganzes. Also ein Fortschritt, und zwar ein starker. Der Drang nach seelischer, auch persönlich-seelischer Vertiefung tritt sichtlich zutage, wenngleich er noch nicht feste Richtlinien gefunden hat; möge ihm das bald werden! Auch dieser Roman hat wie jeder halbwegs auf Dauerwert Anspruch erhebende Tendenz, aber eine dichterisch wenn nicht überragend, so doch gut ausgelöste. Es ist die alte Wahrheit in Volksmundart: „Ein jeder lern seine Lektion, so wird es wohl im Hause stohn." „Renate Westedt" ist die Geschichte einer Witwe, die ihren Mann tief betrauert, ohne sich durch den Gram für ernste Lebensarbeit lahm legen zu lassen; ihrer Tochter, einer zarten Mädchenblüte, die der rauhe Wind des Lebens vorzeitig knickt; ihres Bruders, eines ziemlich leichtlebigen, im Grunde aber wohlgesinnten Charakters; ihrer Schwägerin, einer intellektuell etwas verunglückten Noranatur; ihrer Pflegetochter, eines zigeunerhaften Zwitterwesens; eines protestantischen Theologen, als „Apostat" verfehmt, weil er sich ohne Überzeugung, aus äußerlichen Selbstsuchtsgründen, vom Rationalismus zum Positivismus bekehrte; eines Mitgliedes der durch den Bruder beherbergten Malerkolonie, deren sonstige Zugehörige mit den Töchtern des Meisters, dessen Schwiegermutter, deren Verwandten sowie der Ehefrau und dem Sohne des „Apostaten" die gut gezeichneten Nebenpersonen der in ruhigüberlegenem Fluß gehaltenen Handlung ausmachen. Stille Resignation, die dennoch, wie die Gesamtstimmung des Romans, auf weiteren inneren Entwicklungsgang deutet, umgibt den harmonisch abgerundeten Schluß des künstlerisch-geschmackvoll ausgestalteten Buches.

E. M. Hamann.

Johannes Mayrhofer: 1. Durch Länder und Meere. Reisebilder. Mit zwei Farbendruckbildern und 18 Illustrationen im Text. Regensburg, Fr. Pustet. 12°, 124 S. Preis geb. 3 M.

Das sehr schön ausgestattete Buch schließt sich seinen beiden Vorgängern gleichen Verlags: „Zauber des Südens" und „Nordische Wanderfahrt", liebenswürdig an. Sowohl nach dem Norden wie nach dem Süden geleitet es uns: nach Dänemark, Norwegen, Island und der Magdalena-Bai „hoch oben im nordwestlichen Spitzbergen," nach Frankreich, an die Riviera, in die Spielhöhle von Monte Carlo, nach Sizilien, auf den Tunisdampfer, nach Tunis, ans Goldene Horn und in einem launigen Schlußkapitel: „Ist das Reisen ein Vergnügen?", zurück ins schöne Land Italia. Als „Motto" steht eine Strophe vor, deren letzte Verse lauten: „Und dies der Wanderweisheit letzter Schluß: Daheim zu träumen ist die beste Reise." Der Darstellung letzter Satz aber heißt: „Und in der Erinnerung ist alles am schönsten." „Ja," wird Leser, der diesem freundlichen Führer aufmerksam folgte, mit Recht sagen, „um aber so angenehm träumen und erinnern zu können, muß man halt reisen wie du!" Und so wird auch dieses dritte Reisebuch Mayrhofers viele ausschauen lassen nach der Zeit, da ferne Meere und Länder nicht mehr widerhallen vom Lärmen der Minen und Donner der Geschütze. — 2. **Jens Peter Jakobsen,** sein Leben und seine Werke. Hamm (Westf.), Breer u.

Thiemann, Band XXXIII, Heft 11 der „Frankfurter zeitgemäßen Broschüren“. Eine sehr lesenswerte Studie über den Dichter des unheilvollen Niels Lyhne. Mayrhofer ist dem kraft seiner hervorragenden Begabung als Verneiner doppelt gefährlich gewordenen Dänen vorzüglich auf Spur und Grund gekommen; ich empfehle die fesselnd lehrreiche Abhandlung daher gern unseren Literaturfreunden. E. M. Hamann.

Von der Wartburg zum Hohen Licht. Ein Wanderbüchlein von Tobias Raphael Hald. Ulm a. D. 1914. Süddeutsche Verlagsanstalt Ulm. 8⁰ 88 S. kart. 1 M.

Zuerst dachte ich: „Ich halte es nicht durch“. So schwierig gab sich gleich der Anfang, weniger im Sinne des geistig Schweren als des Schwerfälligen, auch des Dunklen. Aber bald merkte ich: Es dürfte sich lohnen. Mählich blühten Äußerungen eines wirklichen Talents auf. Leider liebt es die Umwege. Setzt auch viel zu viel beim Leser voraus. Hat selbst das von ihm Gebotene nicht immer völlig in sich verarbeitet, bewältigt. Mitunter zu kühn im Bilde und in der Schlußfolgerung. Einiges ist geradezu prachtvoll herausgearbeitet. Dort, wo Sprache, Phantasie und Philosophie sich in den Grenzen der einfachen Gestaltung, der Klarheit überhaupt halten. Jedenfalls ein ungewöhnlicher Charakterkopf und ein leidenschaftlicher Kunstliebhaber, der sich hier ausspricht — mitunter ein wenig „austobt“, nicht im Ausdruck, sondern im Sichgehenlassen. Kann er sich eisern auf sich selbst besinnen, wird er Bedeutendes leisten. Jedenfalls heißt es ihn im Auge behalten. E. M. Hamann.

Sibirien, ein Zukunftsland von Fridtjof Nansen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 383 S. Preis geb. 10 M.

Das Buch berichtet über eine von Nansen im Sommer 1913 unternommene Reise. Im ersten Teile war es eine Forschungsreise, die freilich mit Nansens früheren großen Polarfahrten nicht verglichen werden kann. Es handelte sich nämlich darum, festzustellen, ob sich eine regelmäßige Schiffsverbindung von der norwegischen Küste durch das Karische Meer nach der Jenissei-Mündung einrichten ließe. Man erblickt in der Schaffung einer solchen Verbindung eine Lebensfrage für die weitere Entwickelung Sibiriens, da sie für weite Gebiete eine erheblich billigere Ausfuhrgelegenheit bieten würde als die sibirische Bahn mit den entsprechend den großen Entfernungen natürlich sehr hohen Frachten. Die Versuchsfahrt des Dampfers „Correct“, an der Nansen auf Einladung der „Sibirischen Gesellschaft“ teilnahm, gelang, während das gleiche Unternehmen eines anderen Schiffes im vorangegangenen Jahre nicht zum Ziele geführt hatte. Immerhin sind, wie aus dem Verlauf der Fahrt und aus Nansens Mitteilungen über frühere Seefahrten im Karischen Meere hervorgeht, die Eisverhältnisse in jenen Gewässern auch im Sommer zuweilen recht schwierig, sodaß Nansen für die Sicherung dieser Verbindung ein genaues Studium der Eisverhältnisse und einen raschen Nachrichtendienst darüber durch Motorfahrzeuge, drahtlose Telegraphie und Flugzeuge für erforderlich hält. Der Krieg hat die Verwirklichung dieser Pläne jedenfalls in weite Ferne gerückt. Im Anschluß an die Seefahrt folgte Nansen einer Einladung des Leiters der russischen Eisenbahnbauten in Sibirien Ingenieurs Wourtzel zu einer Reise quer durch Sibirien bis zu der neuen Amurbahn. Obwohl nur Vergnügungsreisender, hat Nansen mit seinem scharfen Blick doch Vieles gesehen, und wenn er als Gast der russischen Regierung auch naturgemäß gern Anerkennenswertes hervorhebt, so scheut er sich doch auch nicht, auf weniger erfreuliche Dinge hinzuweisen. Daß in dem riesigen, an Bodenschätzen aller Art reichen Lande ungeahnte Entwicklungsmöglichkeiten stecken, unterliegt keinem Zweifel. Von den Kriegsereignissen wird Sibirien unmittelbar nicht berührt, aber der Umstand, daß viele Deutsche zurzeit in sibirischen Gefangenenlagern weilen, hat bei uns gerade jetzt ziemlich viel Interesse an dem Lande erweckt und wird vielleicht dem Buche Nansens manchen Leser zuführen. Der Verfasser hat seinen Schilderungen eine Reihe eigener photographischer Aufnahmen beigefügt. Dr. R.

Die Denkmalpflege in Deutschland, mit besonderer Berücksichtigung der Rechtsverhältnisse. Von Dr. phil. August Kneer, Rechtsanwalt in Trier. M. Gladbach 1915, Volksvereins-Verlag G. m. b. H. 8⁰ 249 S. Geb. 2,40 M.

Das geschmackvoll ausgestattete Werkchen will eine anregende und anschauliche Orientierung für jedermann sein. Vor allem dürfte es in den Kreisen der Geistlichkeit Beachtung finden; sind doch die Geistlichen in erster Linie zu Hütern und Pflegern der vielen und großen Denkmalwerte, die ihnen anvertraut sind, berufen. Aber auch der Verwaltungsbeamte, der Lehrer, überhaupt jeder Gebildete, der für Denkmalpflege und Pflege des Heimatsinnes teilnehmendes Verständnis hat, wird das eine Fülle von Stoff enthaltende Werk — dem im Anhang das gesamte einschlägige Gesetzgebungsmaterial beigegeben ist — gern in die Hand nehmen und mit Genuß und Nutzen lesen. Will es doch „ein Wegweiser sein an einer Straße, die in ein Land voll Erinnerung und Schönheit führt,“ und möchte es doch „der Ausbreitung einer Kulturbewegung dienlich sein, deren Grundzüge keinem Gebildeten fremd sein sollten“. Besondere Anerkennung verdient der vermittelnde Standpunkt des Verfassers, der in vielen Fragen widerstreitender Interessen der Maßhaltung und dem Ausgleich das Wort redet.

Neue Kriegsaufsätze. Von H. St. Chamberlain. München, F. Bruckmann. Pr. 1 M.

Der ersten Reihe von Chamberlains Kriegsaufsätzen, die bei uns mit wahrer Begeisterung aufgenommen wurden, schließen sich die vorliegenden würdig an. Der erste Artikel behandelt die dem jetzigen Völkerringen vorangehenden Jahre, der zweite die Umstände, die notwendig zum Kriege führten, der dritte beschäftigt sich mit der vor uns liegenden, hoffentlich nicht in allzu weite Ferne gerückten Friedenszeit. Mit England geht der Verfasser — selbst englischer Herkunft — scharf zu Gerichte; trefflich beleuchtet er Wesen und Eigenart unserer Hauptgegner; die entente cordiale nennt er eine „der lächerlichsten Possen, die je innerhalb der harten Welt der Wirklichkeit aufgeführt wurden". Unerschrocken tritt Chamberlain für Deutschlands gerechte Sache ein. Eine wohlverdiente Ehrung hat man ihm übrigens jüngst durch Verleihung des Eisernen Kreuzes am weißen Bande zuteil werden lassen.

Dr. Helmut Wocke.

Bilder vom Kriegsschauplatz. Von Dr. Wilh. Kriege. 160 Seiten und 41 Illustrationen auf Kunstdruck-Papier. Verlag der Paulinus-Druckerei in Trier. 160 S. Geh. 1,50 M, geb. 2 M.

Ein schönes, sehr spannend und mit großem Ernste geschriebenes Buch bietet der Verfasser hier den Soldaten im Felde und den Angehörigen zu Hause. Unsere Gedanken weilen ja fortwährend bei unsern tapferen Soldaten da draußen, und gern erfahren wir, wie es ihnen dort geht. Da kommt dies Buch sehr gelegen. Was der Verfasser auf den Kriegsschauplätzen im Westen erlebt und gesehen, das Kriegs- und Lagerleben in seiner bunten Vielgestaltigkeit, seinen Leiden und seinem Humor, die Ortschaften, Gegenden und Schlachtfelder, das alles weiß er so anschaulich, so lebens- und gemütvoll zu schildern, daß der Leser gepackt wird und alles wie persönlich miterlebt. Zahlreiche Photographien auf Kunstdruckpapier erläutern den Text. Aber nicht nur spannend ist das Buch, sondern durch die trostreichen und ernsten Gedanken, die der Verfasser an die erzählten Erlebnisse anzuknüpfen versteht, wird es besonders denen, die durch den Krieg in Trauer geraten sind, eine Quelle des Trostes sein. Ist es doch auch sinnig „den Müttern und Gattinnen gefallener Helden gewidmet". Als bleibendes Andenken an die schwere Kriegszeit können wir das gut ausgestattete Buch nur warm empfehlen.

Taschenbuch auf das Kriegsjahr 1914/15 für Deutschland und Österreich-Ungarn. Herausgeg. von A. Schremmer. Mit Originalbeiträgen von Geh. Rat Prof. Karl Lamprecht, Hermann Bahr, Dora Hohlfeld, Ricarda Huch, Rudolf Huch, E. G. Kolbenheyer, Ernst Lissauer, Max Ludwig, Walter von Molo, Richard Schaukal. Federzeichnungen von Wilhelm Thöny. Einband von Prof. F. H. Ehmcke. München, Hugo Schmidt. 118 S., Pr. geb. 4 M.

Auf die Einleitung des Herausgebers folgt ein „Kriegs-Tagebuch", in dem die Ereignisse des Krieges in persönlicher, vom Üblichen abweichender Art aufgezeichnet sind. Dann kommt ein Kalendarium von Juli 1914 bis Dezember 1915, davon die sechs Monate von 1914 reizvolle Kriegsbilder von Wilhelm Thöny haben, der als Radierer und Illustrator sehr geschätzt ist. Unter den literarischen Beiträgen interessiert vor allem Lamprechts Aufsatz „Chronik", in dem der zu früh verstorbene tiefschauende Historiker weniger eine äußere Chronik des Krieges gibt, als vielmehr von dessen psychologischen, nationalen und innerpolitischen Folgen und Erfolgen in seinem bisherigen Verlauf spricht. Hermann Bahr schreibt mancherlei Wissenswertes über das neue Österreich, wie es seit 1866 werden wollte und nicht konnte, und das nun entstehen werde. Unter den übrigen Beiträgen ist besonders hervorzuheben Ricarda Huchs Gedicht „Totenfeier". Die übrigen Arbeiten stehen auf der gleichen Höhe. Alles in allem ist das Buch mit dem prächtigen Einband von Ehmcke einer der schönsten Almanache, die je erschienen sind.

Vier Soldatenlieder. Von Max Gulbins, op. 93. 1. „Der Kronprinz" (Josef v. Lauff). — 2. „Reiterlied" (L. Winder). — 3. „Der Tod auf weiter Heide" (M. Leopold). — 4. „Mein Gewehr" (K. Rabe). Berlin-Lichterfelde, Musikverlag Chr. Friedrich Vieweg G. m. b. H. Ausgabe für eine Singstimme u. Klavier. (Deutsche Lieder aus großer Zeit Nr. 19, 20, 21, 22). Preis je 50 Pf.

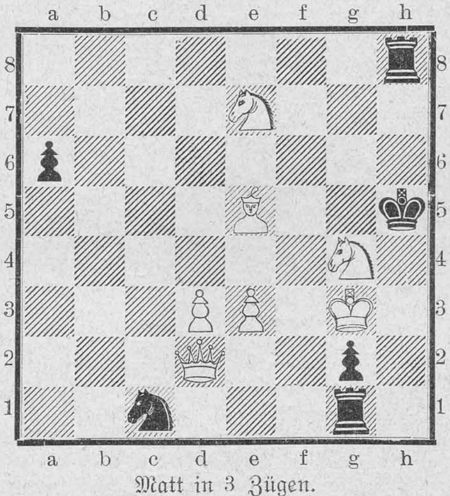
Der Kgl. Musikdirektor Max Gulbins in Breslau erfreut sich als Komponist eines begründeten Rufes; die Kompositionen dieser Soldatenlieder treffen vorzüglich den volkstümlichen Ton, den die Texte verlangen, sie sind leicht ins Ohr fallend, dabei doch musikalisch wertvoll und rhythmisch interessant. Über das Kronprinzen-Lied äußerte sich der Dichter Jos. v. Lauff höchst anerkennend. Die Lieder sind außer für eine Singstimme und Klavier noch in verschiedenen Chor-Ausgaben erschienen, die den Gesangvereinen und Schulchören empfohlen seien.



(Originalbeiträge.)

Aufgabe Nr. 66

von Dr. Ferdinand Schindler, Botenwald.

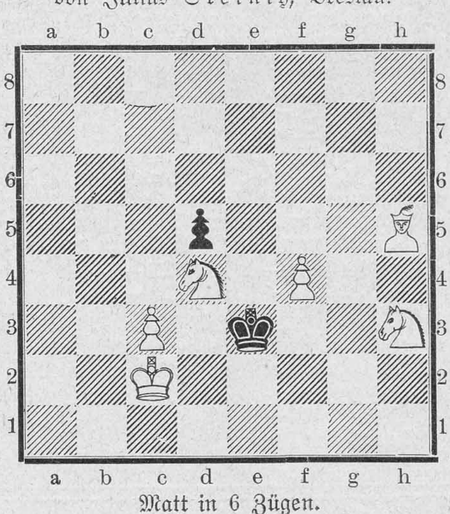


Matt in 3 Zügen.

Weiß: Kg3, Dd2, Le5, Se7 und g4, Bd3 und e3; Schwarz: Kh5, Tg1 und h8, Sc1, Ba3, a6 und g2 [7+6 = 13 Stück].

Aufgabe Nr. 68

von Julius Steinitz, Breslau.



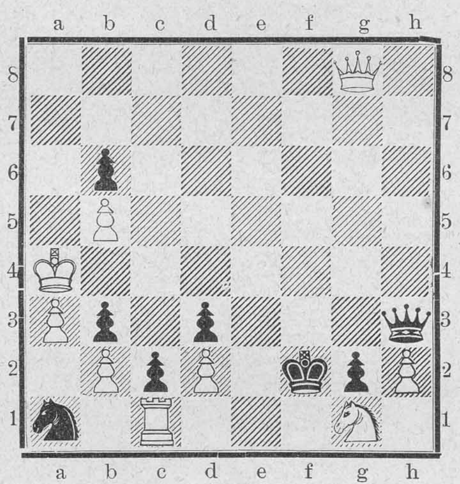
Matt in 6 Zügen.

Weiß: Kc2, Lh5, Sd4 und h3, Bc3 und f4; Kc3, Bd5 [6+2 = 8 Stück]

Trotz der hohen Zügezahl durchaus nicht schwierig!

Aufgabe Nr. 67

von Robert Braune, Neumarkt a. Etsch.



Selbstmatt in 2 Zügen.

Weiß: Ka4, Dg8, Tc1, Sg1, Ba3, b2 b5, d2 und h2; Schwarz: Kf2, Dh3, Sa1, Bb3, b6, c2, d3 und g2 [9+8 = 17 Stück].

Lösung der Aufgabe Nr. 63

von H. von Gottschall. Matt in 2 Zügen.

Weiß: Kf1, De4, Lg3, Bg4; Schwarz: Kh1, Tf7 und f8, Bd4 und f3 [4+5 = 9 Stück].

1. Lg3—f4, Tf7×f4; 2. De4—h7#; andere Varianten leicht.

Lösung der Aufgabe Nr. 64

von Hülsen. Matt in 4 Zügen.

Weiß: Kc1, Tb2 u. f4, Be5; Schwarz: Ka1, Ld1, Ba2, e6 u. e7 [4+5 = 9 Stück].

1. Tf4—f8, Ld1—f3; 2. Tb2×a2+, Ka1×a2; 3. Tf8×f3, Ka2—a1; 4. Tf3—a3#. 1.... Ld1—e2; 2. Tf8—a8; Le2—a6; 3. Ta8—a7, La6—c4 (La6—d3); 4. Tb2—b1# (4. Ta7×a2#). Recht nett stilisiert!

Lösung der Aufgabe Nr. 65

von Loyd. Matt in 3 Zügen.

Weiß: Kg7, Dg4, Te2, Lg6, Se4; Schwarz: Kd3, Td4 u. g1, Lc4, Be3 [5+5 = 10 Stück]. 1. Te2—b2!, Tg1× g4; 2. Se4—c5+, Kd3—c3; 3. Sc5—a4#. 1..... Td4× e4; 2. Dg4× e4+, Kd3—c3; 3. De4—c5# usw.

Partie Nr. 33.

Gespielt in der 10. Runde des Mannheimer Schachkongresses am 31. Juli 1914. Zweispringerspiel im Nachzuge.

Weiß:	Schwarz:
Dr. Tartakower.	Paul Krüger.

1. e2—e4 e7—e5
2. Sg1—f3 Sb8—c6
3. Lf1—c4 Sg8—f6
4 Sb1—c3 Sf6×e4. Ist, wie die Fortsetzung beweist, nicht günstig.
5. Sc3× e4! d7—d5
6. Lc4—d3 d5× e4
7. Ld3× e4 Lf8—d6
8. d2—d4! Sc6× d4
9. Sf3× d4 e5× d4
10. Dd1× d4. 0—0
11. Lc1—e3 f7—f5
12. Le4—d5+ Kg8—h8
13. 0—0—0 f5—f4
14. Le3—d2 c7—c5
15. Dd4 -d3 Dd8—c7
16. Ld2—c3 Lc8—f5
17. Ld5—e4 Lf5× e4
18. Dd3× e4 Tf8—e8
19. De4—f3. Trotz aller scheinbaren Tempoverluste hat immer noch Weiß die Führung des Spiels.
19. ...... b7—b5
20. Df3—g4 droht 21. Td1× d6
20. ...... Ta8—d8
21. Th1—e1. Weiß strebt mit Recht zum Endspiel, da sein König günstiger steht und die vorgerückten schwarzen Bauern Angriffsobjekte bilden.
21. .... Te8× e1
22. Le3× e1 b5—b4
23. Dg4—e6 Schwarz steht matt und kann sich dem Abtausch der großen Figuren nicht entziehen.
23. ...... Dc7—e7
24. De6× e7 Ld6× e7
25. Td1× d8+ Le7× d8
26.f2—f3. Kh8—g8!
27. Le1—f2 Ld8—b6
28. c2—c4 b4—c3 e. p.
29. b2× c3 Kg8—f7
30. c3—c4 g7—g5
31. Kc1—c2 Kf7—e6
32. h2—h4 h7—h6
33. h4× g5 h6× g5
34. Kc2—d3 Ke6—f5
35. a2—a4 a7—a5
36. Lf2—e1 Lb6—c7
37. Le1—c3 Lc7—d8
38. Lc3—e1 Ld8—c7
39. Le1—f2 Lc7—d6
40. Kd3—e2 Kf5—e6
41. Ke2—d2 Ke6—f6
42. Kd2—c2 Kf6—e6
43. Lf2—e1 Ld6—c7
44. Le1—c3 Ke6—f5
45. Kc2—d3 Lc7—d8
46. Lc3—d2 Ld8—b6
47. Ld2—c3 Lb6—d8
48. Kd3—e2 Ld8—c7
49. Ke2—f2 Kf5—e6
50. Kf2—f1 Ke6—f5
51. Kf1—g1 Lc7—d8
52. Kg1—h2 Ld8—c7
53. Kh2—h3 Lc7—d8
54. g2—g4 f4× g3 e. p.
55. Kh3× g3 Ld8—c7+
56. Kg3—f2 Lc7—d8
57. Kf2—e3 Ld8—c7
58. Lc3—e1 Lc7—f4+
59. Ke3—d3 Lf4—c7
60. Le1—f2 Lc7—d6
61. Lf2—g1 Kf5—e5

62. Lg1—h2×, Ke5—e6 und Läufertausch würde zum Remis führen. Dem Schwarzen ist in seiner Erdhöhle (Schützengraben) immer noch nicht beizukommen.

62. Kd3—e3 Ke5—f5
63. Lg1—f2 Ld6—f4+
64. Ke3—e2 Lf4—d6
65. Lf2—e3 Ld6—e7
66. Ke2—f2 Le7—d6
67. Kf2—g2. Es scheint, als wenn Weiß endlich sein Ziel erreicht hat, entscheidende Besetzung der Diagonale oder des Feldes g4 durch den König. Aber die Berechnung stimmt doch nicht!
67. ...... Kf5—g6
68. Kg2—h3 Kg6—f5
69. Le3—g1 Kf5—f4!

Überraschend! Erobert Weiß den Läufer mit 70. Lg1—h2+, so nimmt der König alle Bauern. Mit dieser Wendung würde Schwarz immer parieren, daher die Erkenntnis beim Gegner, daß Weiterspielen zwecklos.

70. Kh3—g2 Kf4—f5
71. Lg1—f2 Kf4—g6

Remis.

Anmerkungen von Krüger in den „Deutschen Schachblättern".

Bearbeitet von Julius Steinitz.

Handschriftdeutungen.

Zur Ermöglichung eines Urteils sind mindestens 20 Zeilen der unverfälschten Handschrift, am besten Teile von unbeeinflußt geschriebenen Briefen erwünscht. Das Honorar beträgt 1 Mark nebst Porto und ist mit der Schriftprobe einzusenden an die Redaktion der „Bergstadt", Breslau 16. Nichtabonnenten haben 3 Mk. Honorar zu zahlen.

L. W. 21. **Darmstadt.** Das Ihnen vor längerer Zeit postlagernd gesandte Urteil kam nach Wochen zurück mit dem Vermerk: „Wegen Kriegszustand unzulässig", weshalb wir es nun zum Abdruck bringen. Ihre schöne, gut lesbare Schrift macht im ganzen einen recht angenehmen und sympathischen Eindruck und deutet auf eine lebhafte, begeisterungsvolle und schwärmerisch veranlagte junge Dame mit vielseitigen Interessen, mit stark entwickelter Phantasie und großem Ideenreichtum. Sie haben auch sehr viel Sinn für alles Schöne in der Kunst und in der Natur und scheinen wohl auch sehr musikalisch zu sein, mindestens aber viel Freude an Musik und Gesang zu haben, wie einige violinschlüsselartige Buchstabenteile Ihrer sonst einfachen Schrift offenbaren. In Ihrem Benehmen sind Sie freundlich, liebenswürdig, anmutig und entgegenkommend, wenn auch nicht ohne Eigenwilligkeit. Sie besitzen ein stark ausgeprägtes Pflichtgefühl, einen feinen gediegenen Geschmack, Akkuratesse und viel Neigung zum Anordnen und Arrangieren. Im Grunde sind Sie gütig und wohlwollend, doch nicht ganz ohne Eigenliebe und Eitelkeit und auf Ihre Interessen und Vorteile stets bedacht. Sie besitzen aber auch viel Selbsterziehung, Beherrschung und Friedensliebe und sind bei kleinen Zwistigkeiten oder Freundschaftszersplitterungen stets bald wieder zur Versöhnung geneigt, auch sehr sympathisch in Worten und Taten. E. E.

Rätsel und Aufgaben.

Verschiebungsrätsel.

B Ü L O W
E M M I C H
H I N D E N B U R G
D A N K L
E I N E M
H E E R R I N G E N
F A L K E N H A Y N
L U D E N D O R F

Die vorstehenden Feldherrn-Namen sind wagerecht untereinander derart zu verschieben, daß eine von oben nach unten gelesene Buchstabenreihe den Namen eines volkstümlich gewordenen Kriegshelden ergibt. C. O. E.

Scharade.

Hört Ihr's, wie laut im Wort jetzt die Kanonen sprechen?
Hört Ihr's, wie Brust an Brust Stahl gegen Stahl erklingt?
Und wie man kämpfend um die deutsche Seele ringt?
Vergeblich Müh'n, durch unsern Eisenwall zu brechen!
Ein Wogenanprall, der auf Fels zerschellen soll!
Bedachtsam — wägend — stehn die Völker in der Runde
Abwartend — auch gekürzte zwei, drei, bis zur Stunde.
Nimm nun der Drei ein Zeichen fort, und sieh: kraftvoll
Uns selber unsrer Länder eins, drei weiter grenzen.
Sieh stolz in Eintracht unsre Adler rauschend wehn
Und Kampfesmut und Zuversicht als zwei, drei bei uns stehn,
Bis siegreich wir der Welt den Friedenstrunk kredenzen!

E. Krossa.

Zahlenrätsel.

Zur 1 bis 15 sprach der Korporal:
Nun aufgemerkt, habt 2—5 einmal!
Hinaus auf 1—5 sollt Ihr jetzt ziehn,
Erspäh'n der Russen feindliches Bemüh'n.
2—5 6—9, fürwahr, ein hübscher Hauf,
Steh' jeder seinen 6—9! Nun drauf!
Und wer vom 10—15 am Gewehr
Gebrauch macht, den erwartet Lob und Ehr'.

R. Karger.

Rätsel.

Das Ganze steht als Teil von sich und schmückt
Den andern Teil, daraus es zu uns nickt.
Das zweite brichst du gern, doch kurze Zeit,
Dann wirfst du's fort. Sein Anblick ist dir leid.
Das Erste kannst du schlagen, kneten, rösten;
Es hält geduldig aus zu deinem Besten.
Doch willst du trinken es, sei auf der Hut,
Daß es nicht Rache nimmt in seiner Wut.

Rätsel.

Ein kleines Wesen ist's, das uns ärgert, mit Unheil bedroht,
Dem wir gerne bereiten den Massentod.
Ein Zeichen am Fuß, wird's zum mutigen Held,
Der sein Schicksal in den eigenen Händen hält.
Gott schütze den Tapferen, der sein Leben weiht
Dem Kriege und auch der Friedenszeit.

Rösselsprung-Königsmarsch.

		bracht	auf	tie-	ler	tie-	se	in	mel	auf	des		
	ge-	blut	dunk-	aus	kommt	se	him-	zum	es	lo-	her-	va-	
der	aus	ans	das	her-	ler	dunk-	tet	leuch-	es	zen	dern-	lands	glanz
schlacht	läu-	licht	der	es	knien	ruht	tritt	le	steigt	dem	ter	warst	dem
es	blut	tert	vor	schlacht	wir	dich	al-	ge-	aus	see-	du	die	herr
ge-	es	das	wer-	dei-	les	das	nun	vor	der	jauch-	glut	mit	es
sche	hat	den	li-	hei-	an-	nem	den	grün-	volk	res	ges-	der	stritt
gut	schlach-	ten	ge-	wir	rein	Zu	ten	im	sie-	den	zen	und	uns
	deut-	ge	sicht	feu-	hal-	dich	keit	gott	wir	in	laut	ein	
		der	er	im	wir	schlach-	ten	was	dein	len-	see-		
			er	der	herr	und	e-	wig-	wer-	den			
				feu-	im	sen	dein	wer-	leid				
					las-	den	nicht	in					
						wir	dich						

Man beginne die Lösung mit einem Rösselsprung und setze abwechselnd mit Königszug und Rösselsprung fort.

M. Thomas.

Silbenrätsel.

Aus den Silben: a ar bee burg cel char dau de den di do dru ein ef en fen gu he he hel hin id il ka ke ko kow küb la lai le le len lo lo lu ly men mi mur na nau nen ni not now os pe ra ras re ri sap sen sow te ten tro tun u üj wa wehr sind 23 Wörter zu bilden, welche folgende Bedeutung haben: 1 Eroberte Festung. 2. Schlachtort in Polen. 3. Russ. Gouvernement. 4. Ort in Oberschlesien. 5. Komponist. 6. Altrömische Provinz. 7. Türkischer Titel. 8. Afrikanischer Volksstamm. 9. Schlachtort in Frankreich. 10. Zum Signalisieren verwendet. 11. Romantische Gegend in Tirol. 12. Körperteil. 13. Giftpflanze. 14. Stadt im nördlichen Podolien. 15. Mongolischer Volksstamm. 16. Kampfmittel. 17. Technisches Produkt. 18. Romanischer Volksstamm. 19. Deutscher Dichter. 20. Stadt am Don. 21. Gefährlicher Zustand. 22. Sagenhafte Gestalt. 23. Türkische Stadt.
Die Anfangsbuchstaben dieser Wörter von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen ergeben im Zusammenhange ein Kraftwort unseres Kaisers.

R. Karger.

Lösungen der Rätsel und Aufgaben in Heft 9.

Königszug.

Lern' ohne Klagen, Herz, ein brennend Weh [ertragen;
Der Kerze brennt der Kopf, doch hörst du [sie nicht klagen.
Soll rein die Mischung sein, still brennt sie, [bis sie lischt:
Rein ist nicht Wachs noch Docht, wenn es [im Brennen zischt.

Rückert.

Rätsel.

Sinai — Anis.

Rätsel.

Reisig — e.

Charade.

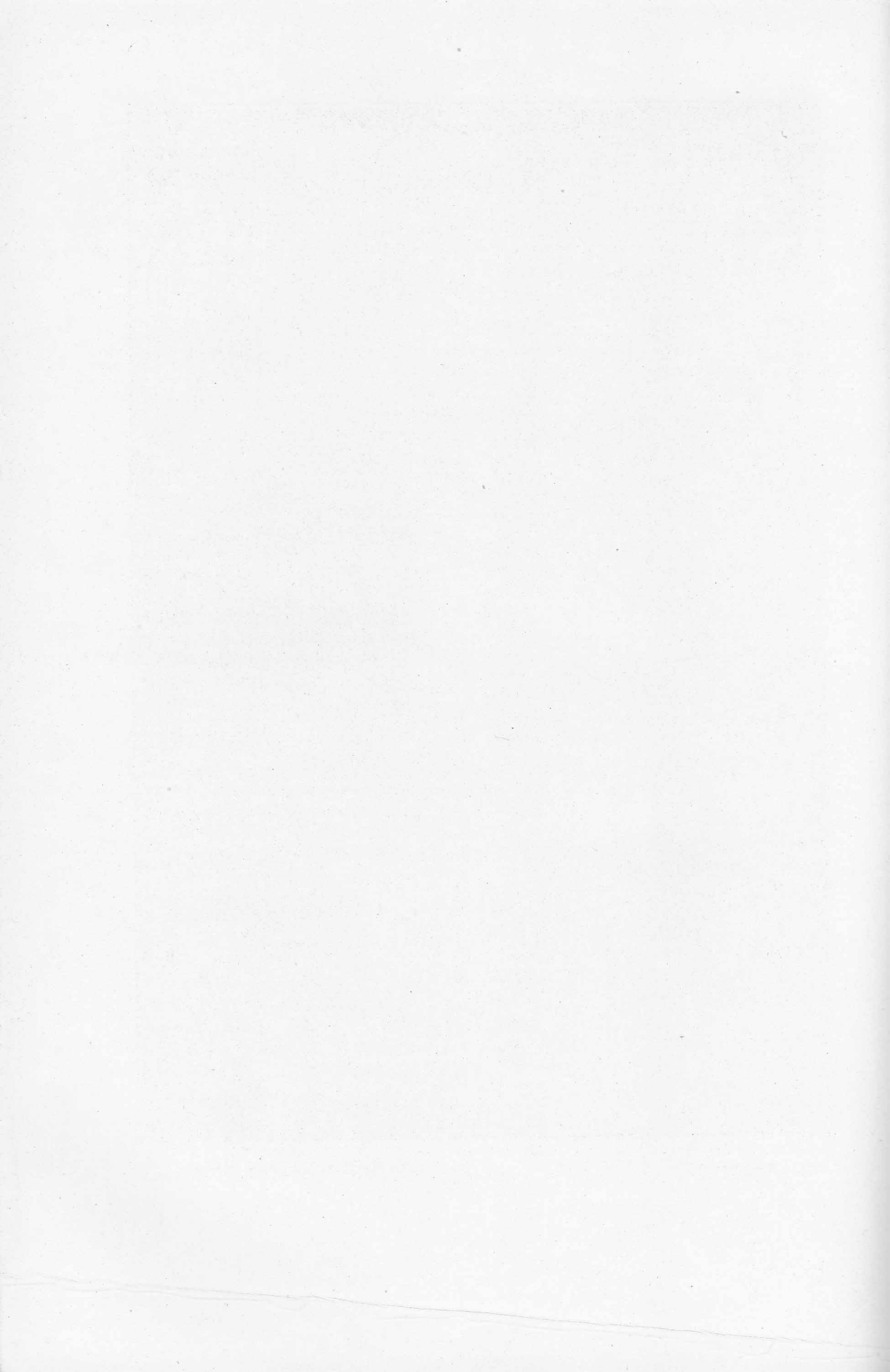
Beweisen.

Scherzcharade.

Weltausstellung.

Arnold Busch: Fischer aus Hiddensee







Er träumt.

Novelle

von Waldemar Schilling.





Im „Blauen Affen" in der Universitätsstadt Heidelberg erfreute sich der runde Tisch heute eines ganz besonderen Zuspruchs.

Es war jetzt genau 11 Uhr, die für den Frühschoppen der ehrsamen Philister ein für allemal festgesetzte Stunde. Schon war um den Tisch eine fürchterliche Enge, und immer mehr Gäste schoben sich dazwischen. Alle wollten sie von dem Trachtenfeste hören, das erst am hellen Morgen sein Ende gefunden hatte.

Schmunzelnd baute der behäbige Affenwirt an den Runden an, der nun in Form einer länglichen Ellipse wohl an 20 Herren faßte.

Von dem Schwarzglanzledernen erhob sich jetzt der ehrwürdige Tischsenior: „Meine Herren! Wo bleibt gerade heute nur unser Doktor Siefert? Selbst das akademische Viertel respektiert er heute nicht."

„O, Herr Rat, da kann ich Ihnen dienen," tönt's aus der Tiefe des Tisches. „Mein Kollege Siefert lag, als ich vor einer halben Stunde mein Zimmer verließ, nach der langen Nacht noch in seinen tiefsten Träumen. Durch unsere gemeinsame Stubentür konnte ich's ganz deutlich hören. Böse Traumbilder müssen es sein, die meinen beklagenswerten Freund quälten. Ganz vernehmlich hörte ich Worte wie: Todesqual, dann: den Blutaar ritzen, ferner: als Höcker in der Grube sitzen, und schließlich vernahm ich sogar einen ganzen Satz: „Dann legt er seinen Totenschädel an meine gelbe Rippenbrust." Zwar bin ich's bei meinem Freunde gewöhnt, daß er bei seinen vorgeschichtlichen Studien mir mitten im harmlosesten Gespräch die gräßlichsten Dinge hineinwirft, aber daß sein Hirn auch im Schlafe so schrecklich arbeitet? Ich glaube kaum, daß wir ihn heute hier noch erwarten können!"

Auf aller Mienen zeigte sich deutlich, wie sehr diese Schilderung sie neugierig gemacht hatte.

„O, das muß er uns erzählen. Was hat er in seinen Träumen gesagt? Den Blutaar ritzen? Was heißt das, den Blutaar ritzen? Darüber ist er uns eine Erklärung schuldig! Aber war das nicht draußen er selbst? Kommt er dort über den Markt nicht wie der Wolf in der Fabel? Wahrhaftig! Siefert! Mensch! Doktor! Nur immer rein! So! Und nun, Herr Wirt, zunächst einen Schoppen! So, Doktor, erst mal einen Ganzen zur Herzensstärkung! — — Und nun los! — — Erzählen Sie! Was ist das: den Blutaar ritzen?"

Doktor Max Siefert wußte nicht, wie ihm geschah! Noch ganz verstört war's ihm im Kopfe. Seine wüsten Träume hatten ihn in eine so weit zurückliegende andere Welt versetzt, er konnte sich noch nicht zurechtfinden — und nun alle diese Herren hier? Wußten denn die von seinem Traume? Den Blutaar ritzen? Richtig! Das hatten ja jene wilden Traumgestalten ihm antun wollen!

Nur jene gütige Fee — — wie nannten sie doch die? Die Wala? Richtig!

Die hatte ihn vor solchem Martertode bewahrt!

Der Doktor erhob sich.

„Meine Herren! Wüßten Sie, was ich in der einen halben Stunde von 9 bis ½10 Uhr erlebt habe, wahrlich, Sie würden auf meine Verfassung, auf meinen Seelenzustand Rücksicht nehmen und mich nicht auch noch so drangsalieren!“

Der Doktor hatte das Mitleid angerufen, doch sich in diesem Mittel völlig vergriffen.

Nur noch dringender wurde man. Alles wollten sie nun wissen. Der Doktor tat auch gar zu geheimnisvoll. So bat er denn um Silentium.

„Sie wissen, daß ich auf dem gestrigen Feste hier oben in den Gesellschaftssälen in der Charaktermaske eines Urgermanen im zottigen Bärenfell mit Ledersandalen und Fußriemen, bewehrt mit dem Speere, erschienen war. Da ich durch meine vorgeschichtlichen Spezialstudien in die Natur und das Wesen der alten Germanen ganz eingedrungen bin, glaube ich meine Rolle vorzüglich gespielt zu haben. Und, wissen Sie, als ich in einer versteckten Immergrüngrotte — ich traute meinen Sinnen nicht — ganz urplötzlich einem Wesen gegenüberstand, das gleich mir gekleidet war, nur zierlicher war's und schlanker in seinem Otterpelze, da gab's für mich kein Halten. Eine kleine Germanin war's! Weiß noch heute nicht, wer's eigentlich war; doch daß es das niedlichste Frauchen war, das ich mir für den ganzen Abend engagierte, das weiß ich gewiß! Maja nannte sie sich mir mit ihrer holden Stimme, die mir noch immer in den Ohren liegt. Goldiges Langhaar fiel ihr offen bis zur Lende herab. In Locken legte es sich ihr um die sonnengebräunte Stirne. Schaute ich ihr in die Augen — und ich muß gestehen, das geschah nur zu oft —, so glaubte ich in einen Märchensee zu blicken, in dem überall Geheimnis und Zauber und Himmelsblau sich bargen.

Ich bat sie, sich mir ohne Maske zu zeigen: ein silberhelles Lachen war die Antwort.

Dann! Ach, daß ich nicht meinen Schatz besser hütete! Kurz vor Mitternacht war sie verschwunden!

Es war — wie Sie ja wissen — recht spät, als wir gegen Morgen mit schweren Köpfen unseren heimatlichen Penaten zusteuerten. Schwer und müde warf ich mich auf mein Lager und gedachte einen langen Schlaf zu tun.

Aber es kam anders! Zu vieles ging mir durch den Sinn! Eine Stunde und noch eine hörte ich vom nahen Kirchturm schlagen. Jetzt war's 8 Uhr.

Der ganze Abend stand wieder vor meinen Augen. Was ich mit Maja gesprochen, wie ich mit ihr gescherzt, wie sie mich dabei mit ihren seelenvollen blauen Augen angeblitzt — alles rief ich mir wieder ins Gedächtnis! Und da geschah das mir ganz Unverständliche!

Ich hätte darauf schwören mögen, daß ich mich beim Zubettgehen meiner schweren Pelzkleidung, meiner Germanenmaske entledigt hätte — und doch?

Was hatte ich hier eigentlich auf meinem Kopfe? Das war doch nicht meine gewohnte, wollene Zipfelmütze? O, wie drückte es mich! Hier an den Schläfen und im Nacken, ja mein ganzer Körper war mir wie in Fesseln gelegt, die mir ins Fleisch schnitten. Mit hastender Hand such' ich die Schnallen, ich taste nach den Riemen, daß ich sie löse! Denn meines Leibes Schmerzen waren groß!

Es war ganz dunkel um mich. Ich tappe, so weit meine gefesselten Hände es erlauben, um mich. Ganz fremd war mir alles. Mein kleiner Nachttisch . . . . . spurlos, wie in die Erde versunken war er. Ich suche an der Wand

nach dem elektrischen Druckknopf, kann ihn nicht finden.

Da wird's mir ach so bange ums Herz. Ein Zauber lag auf mir. Ich konnte mich nicht zurechtfinden. Angespannt lausche ich durch die rabenschwarze Finsternis!

Doch da! Was war das für ein Tapp — tapp — tapp dicht bei meinem Ohr? Und jetzt! Ins Gesicht schlug es mir. Ein kühler Tropfen. Der kam von der Decke, dann noch einer und immer mehr, daß es ganz naß an mir herabrieselte. Eiseskalt durchschauerte es meinen Leib. Ich sann und grübelte. Welcher bösen Macht war ich verfallen?

Aber nun mußte etwas geschehen! Ich riß an meinen Fesseln, doch die schnitten wie Riemen aus zähester Rindshaut mir in das Fleisch. Und je mehr ich zerrte und mich straffte, desto rasender wurde mein Schmerz. Völlig erschöpft sank ich zurück.

Ein namenloses, eiskaltes Erschauern kroch mir den Leib hinan bis zum Herzen: ich war einer Ohnmacht nahe.

Hatte ich einige Zeit in Erschöpfung bewußtlos dagelegen? Ich wußte es nicht. War's eine Überreizung meiner Sinne? Was schlich dort in der Ferne heran?

Bei einer matten Fackel kümmerlichem Scheine sah ich eine breite, zottige Gestalt. Die tappte wie suchend an den Wänden entlang. Einen kurzen Augenblick blieb sie stehen. Mit ihrer Fackel leuchtete sie nach meiner Lagerstätte, ob ich noch darauf läge!

Ich konnt's nun erkennen: ich lag in einer Höhle auf fauligem Strohlager. Von der steingewölbten Decke tropfte allerorten schmutziges Wasser. das in Pfützen auf demFelsboden sich sammelte.

Wer aber war nun das Wesen, das mir hier so beängstigend nahe trat?

In meinem ersten Schrecken hatte ich's für einen Bären gehalten Doch davon kam ich ab, als ich sah, wie gerade auf seinen Hinterfüßen es sich hielt.

Jetzt, da das entsetzliche Geschöpf so nahe bei meinem Lager stand, da erkannte ich in des Bären Pelz den Menschen, sein Haupt steckte in des Bären Kopf.

So ahnte ich's denn: ein böser Zauber hatte mich unter die Wilden verschlagen.

— — — — — — — — — — —

Der unheimliche Eindringling hatte mich wieder verlassen.

Doch eins hatte er mir gebracht: in einer Spalte der Felsenwand steckte ein brennender Holzspan.

Nun konnte ich mich in der Höhle umsehen.

Was hatte mir der Wilde da auf den Steinboden gesetzt? Einen gelbbraunen Menschenschädel? So grell grinsen seine Zähne mich durch den schwachen Lichtschein an. Aus den öden, dunklen Augenhöhlen blicken Grauen und Entsetzen!

Und daneben standen kleinere Schädel, die rührten wohl von Kindern her.

Wie ich aber noch staune und mir's nicht zu deuten weiß — da höre ich wieder jenen leisen, schleichenden Schritt. Die Bärengestalt von vorher zeigt sich abermals am Höhleneingange. Sie scheint mir jetzt weniger entsetzlich. Den entstellenden Bärenkopf hat die Gestalt in den Nacken zurückgeworfen — — und nun? — — Täuschen mich meine Sinne? Eines blonden Mädchens rotbackig Antlitz schaut aus dem Zottelpelz mit himmelblauen, schelmischen Augen durch die Dunkelheit nach mir.

Aber bin ich denn wahnsinnig? Diese seelenvollen Blauaugen, die kannte ich doch schon! Die hatte ich doch vor wenigen Stunden erst gesehen. Auch die süßen Grübchen in den rosigen Wangen, in denen stets ein Kobold lauert, auch diese Grübchen meiner Tänzerin

vom gestrigen Fest, die hatte der Bärenwildling in der Höhle neben mir!

Das Mädchen trug einen Flechtkorb, aus dem es mir gar lieblich entgegenduftete. Den setzte es zu meinen Füßen, dann wollte es sich leise wieder entfernen.

Da packte mich eine namenlose Angst. Wenn das Mädchen von mir ging, ohne meine Fesseln gelockert zu haben, was nützte es mir dann, daß es dort auf den Boden das geröstete Fleisch gesetzt?

Blasses Entsetzen preßte mir den Atem. Ich wollte rufen, aber wie hatte ich's zu benennen?

„Maja!" rief ich aufs Geratewohl, „Maja! O, ihr himmlischen Götter alle! O, Maja! Maja!"

Und was ich in meiner Herzensangst nimmer zu hoffen gewagt: das Mädchen hemmte seinen Fuß. Ein Staunen lag in ihre Mienen. Es wußte offensichtlich nicht, wie ihm geschah. Dann trat's an mich heran: „Oh, Fremdling, wer du auch bist und von wannen du kommst, sprich, woher kennst du meinen Namen? Noch niemals sah ich dich in unserem Stamme und auf den Gefilden und in unseren Lagern. Wer sagte dir, daß ich Maja bin?"

Wie reizend kam's von ihren frischroten Lippen. Jedes ihrer Worte schien mir eine süße Melodie! Und gar nicht unverständlich war mir ihre Sprache. Ich dankte es den Himmlischen, daß ich der Germanen Ursprache seinerzeit erlernt.

Noch stand Maja neben mir. Noch harrte sie meiner Antwort. „Ich wußte es, daß du die Maja bist. Bist mir ja keine Fremde! Weißt du's denn nicht mehr, wie noch erst vor wenigen Stunden ich dich so warm in meinem Arm gehalten?"

Sprachlos starrte Maja auf mich. Sie verstand mich nicht. Ich mußte für sie wohl überhaupt ein ganz rätselhaftes Menschenwesen sein, das hier so hilflos vor ihr lag.

Doch das verstand sie, als ich sie bat, die entsetzlichen Fesseln von meinen Armen und meinen Füßen zu lösen. Da zuckte es wie tiefstes Mitleid über ihr holdes Antlitz. Diensteifrig kniete sie an meinem Lager nieder und lockerte meine Banden.

Ah! Das tat wohl. Mit ihren kleinen braunen Händen rieb sie die blutrünstigen Stellen, daß das Blut aufs neue durch meine Adern lief. Ich dankte ihr mit meinen Blicken. Wie ich aber so ihr Auge aufsuchte, überkam mich jähes Erschrecken. — — Täuschte ich mich? Oder sah ich wirklich in des Mädchens Auge eine stille Träne? Die Träne innigsten Mitleids mit mir Unglücklichem?

Von neuem lag des bösen Geschicks ganze Schwere auf mir. Denn das mußte ich mir wieder sagen: Wer mich in diese Fesseln warf, der hatte Böses mit mir im Sinne. Jetzt erhob sich das Mädchen. So weit sie's durfte, hatte Maja mir geholfen. Dann nickte sie mir zu. Ich war wieder allein.

Wie steif auch meine Glieder waren, Hunger und Durst quälten mich zu sehr. Mußte doch einmal untersuchen, was das holde Wesen für mich niedergesetzt hatte.

Der Flechtkorb, der dort stand, zeigte die mir aus dem Historischen Museum bekannte Handarbeit der alten Germanen aus der Steinzeit. Auch wie sie den runden Deckel darauf befestigten, kannte ich aus meinen Studien ganz genau.

Leicht hob ich ihn ab. Der Inhalt konnte in Wahrheit mich wie ein Geschenk der Himmlischen anmuten.

Auf grünen Blättern sauber gebettet lagen dort vor meinen begehrlichen Augen bräunlich gebackne Streifen geschnittenen Rostfleisches von der Lende des jungen Wisents, saftig und appetit-

lich, noch duftig und heiß vom Bratspeer.

Ich besann mich nicht lange und griff herzhaft zu. Dann schaute ich mich um. Fand nirgends ich einen klaren Trunk für meinen fürchterlichen Durst?

Da fiel, wie von ungefähr, mein Blick auf den Totenschädel. Die Fackel war zwar halb erloschen, doch erkannte ich's noch bei ihrem schwachen Scheine: die Höhlung des Totenkopfes barg klarblinkendes Wasser.

Und so groß war mein Durst, daß ich sonder Bedenken das grausige Trinkgefäß an meine verschmachtenden Lippen setzte und einen so tiefen Zug tat, als wollte ich bis auf den letzten Tropfen das köstliche Naß in mich einsaugen.

Nun war ich gesättigt und streckte mich wieder auf mein Lager.

Und jetzt kam's von neuem über mich. Wie war ich in diese Höhle gekommen? Wer hatte mich so in Banden getan? Was würde nun werden?

Über meinen Gedanken muß die Müdigkeit mich befallen haben. Wirre, schreckliche Träume lassen mich plötzlich emporfahren: „Hilfe," schrie ich in meiner Herzensangst, „Hilfe, oh alle Himmlischen, habt Erbarmen! Sie wollen mein Herzblut! Hilfe!"

Halb noch träumend, wie in Schweiß gebadet, saß ich auf meinem Lager. Und als wenn's kein entsetzliches Traumbild, sondern ein wirkliches Erlebnis wäre: rauhe, wilde Stimmen dringen an mein Ohr. Ein Gestampfe wie von vieler Menschen Tritte, ein tierisches Geheul! Am Eingange der Höhle drängt's sich zusammen: lauter pelzbekleidete Männer mit wildzerzausten, struppigen Bärten, alle mit dem Bärenkopfe im Nacken, wie ich's vorher bei der Maja gesehen.

Lange, oben spitzige Schäfte halten sie in ihren braunbehaarten Fäusten. Ihre Lenden sind mit Waffen und Kriegsschmuck aus Knochen und Feuerstein umgürtet.

Menschen aus der Steinzeit!

Die waren jetzt an mein Lager getreten. Mit ihren Fackeln leuchteten sie mir ins Gesicht. Ihre wilden Geberden, ihre drohende Sprache machten mir klar: ich hatte von ihren Händen einen grausigen, martervollen Tod zu erwarten.

Da trat aus ihrer Mitte ein herkulisch gebauter Mann hervor, dem machten sie ehrerbietig Platz. Ein Häuptling war's, ich sah's an seinem feinen Otterpelz und an seinem hohen Kopfschmuck: zwei mächtigen Adlerflügeln.

Der hebt jetzt den Arm, da wird's ganz still wie in der Götter Heiligtum. Dann kam's von seinen Lippen mit einer machtvollen Stimme, die laut durch die Halle tönte:

„Krieger vom Stamme der Ingäwonen! Du hast mir die besten Stammesgenossen zur Erde geworfen. Mit erbarmungslosem Speer hast du sie zu jung schon zu den Toten gesandt, Darob bist du jetzt der Blutrache verfallen. Auf, ihr Männer vom Stamme der Istäwonen! Hin nach der heiligen Eiche, daß wir der Götter Urteil an ihm vollziehen."

Mit gräßlichem Geheul, das nichts Menschliches mehr hatte, stürzte sich nun auf ihres Häuptlings Wort die blutgierige Meute auf mich.

In grausiger Todesangst war ich halb von Sinnen. Was jetzt geschah? Ich wußte es nicht!

Erst unter dem dunklen Dach eines mächtigen Baumes neben dem Opferstein fand ich mich wieder. Man mochte wohl eine Art von Gerichtstag über mich abgehalten haben.

Noch hörte ich des Häuptlings Worte: „So ist er denn der Blutrache verfallen! Auf, auf, daß wir ihm zur Ehre der Himmlischen den Blutaar ritzen."

Dann ein Gebrüll aus tausend Kehlen, als wenn ein Rudel heißhungriger Wölfe den mattgehetzten Hirsch gepackt hätte. An Kopf und Armen fühle ich der Steinspeere spitzige Kanten. Meine Kleider, mein Pelzgewand hat man mir vom Leibe gerissen. Von meiner zerfetzten Brust rinnt mein rotes Lebensblut.

Da hebt der Häuptling selbst seinen schweren Speer: ein wuchtiger Schlag trifft meine Schläfe.

Meine Sinne schwanden.

— — — — — — — — — — —

Auf weichen Fellen wohlgelagert, hebe müde ich das Auge. Eine warme, kleine Hand kühlt mit feuchtem Leinen mir die fieberheiße Stirn. Die sorgende Hantierung um mich tut mir unendlich wohl. Ich muß schwer krank sein. So matt bin ich. Und alle meine Glieder sind wie abgestorben.

Dann müssen wieder Tage vergangen sein: wieder fühle ich die warme Hand. Sie faßt nach meinem Puls. Sie prüft meinen Herzschlag. Sie erneuert meinen Verband.

Die ungeheure Mattigkeit hat etwas nachgelassen. Ich schlage meine Augen auf und sehe gerade in die blauen Augen meiner Maja! Tränen tiefster Bekümmernis standen darin.

Doch plötzlich, wie ein Leuchten sah ich's darin aufblitzen.

Versprach mein heutiges Aussehen, mein klares Auge ihr meine Genesung?

Hatte sie im Überschwang ihres Gefühls sich hinreißen lassen? Hatte Maja ohne ihr Wissen mir ihr Herz entdeckt?

Bei dieser Entdeckung fachte ein nie gekanntes Kraftgefühl wie ein frischer Odem meinen verglimmenden Lebensfunken zum neuen Glühen an.

Bald hielt es mich nicht mehr auf meinem Lager. Ich fühlte mich stark genug, die Hütte zu verlassen.

Eine Pflegerin brauchte ich nicht mehr. Doch Maja, die hätte gerne ich noch um mich gesehen mit ihrem leisen, sanften Walten! Doch wo war sie geblieben?

Mußte sie's nicht fühlen, wie sehr es mich nach ihr verlangte?

Doch Maja war und blieb verschwunden.

So lebte ich nun hier unter den halbwilden Menschen der Steinzeit. Das Geschick hatte mich dem Stamme der Istäwonen zugesellt.

Der Gaugraf Alasko hielt mich wie seinen eignen Sohn. Ich schlief in seinem Zelte an seiner Seite. Wie er selbst, kleidete ich mich in Otter- und Blaufuchsfell. Bei den Mahlzeiten legte man mir vom Bären die besten Schinkenstücke vor, auf meiner Schüssel sah ich das saftigste Stück der Lende des jungen Wisents.

Wer hatte den Sinn der erregten Wilden damals gewandt? Wer hatte mich ihren Speeren entrissen? Wie war der Gaugraf dazu bestimmt worden, daß er mich nun schätzte wie seinen eignen Sprößling?

Ein besonders dunkles Geheimnis mußte mich umschweben. Wo ich auch fragte: man wußte nichts oder man wollte mir nicht antworten.

So kam das Sonnenwendfest.

Da galt's, der Hauswirtin meines Gaugrafen einen feisten, borstigen Eber an den Feuerspieß zu bringen zum saftigen Festbraten für den Hauswirt.

Schon lange kannte ich des Busches Dickicht, in dem ein mächtiger Eber täglich wechselte. Dem spürte ich nun nach. In dem noch taufrischen, von der Morgensonne ersten Strahlen erwärmten Moosgelände sonnte sich nicht weit von mir — kaum einen Speerwurf weit — der mächtige, struppige Schwarzrock.

Behutsam tappe ich mich heran. Fester fasse ich zum Wurfe den Speer.

Doch des Schwarzen Gehör ist scharf. Ein knackender Ast verriet mich ihm.

Da, wie der Wind hinein in des Eichengehölzes dunklen Schutz! Ich ihm nach!

Mein geweitetes Auge hat schnell an die Finsternis sich gewöhnt, aber der Eber ist wie vom Erdboden weggefegt.

Tiefer dringe ich ein. Unter meinem Schneidemesser fällt das junge Gehölz, das mir den Weg versperrt. Im Hintergrunde liegt eine Waldwiese. Und inmitten unter der wohl tausendjährigen Eiche steht, über den Opferstein gebeugt, eine hohe, schlanke Frauengestalt.

Die hat schon lange auf mich geschaut, als wenn sie mich erwartet hätte.

Ein Wohlwollen, eine Milde geht von der Frau aus, daß ich keine Scheu habe, ihrem Winken zu folgen. Jetzt stehe ich nahe bei ihr. Im Silberglanze ihres greisen Haarschmuckes steht sie ungebeugt da. Forschend trifft mich ihr Blick aus grauen Augen, die neben aller Herzensgüte und Ergebenheit einen festen Willen ahnen lassen. Wie ein Geheimnis liegt's über der Greisin Gestalt. An ihrer hohen Gestalt floß das Blaufuchsgewand lang herab und einte sich mit dem graugrünen Moosteppich zu ihren Füßen, sodaß sie mit dem Erdboden verwachsen schien.

Auf ihrer Schulter aber hockte mit struppigem Gefieder der Rabe mit seinem krächzenden Rufe. Der flattert nun voran, als wenn er seine Herrin verstände, und wir betreten den geheimnisvoll dunklen Raum, den dereinst stürzende Felsen hier geschaffen haben mochten, zu jener Zeit, als unserer erkaltenden Erde die ersten Faltungen, die ersten Runen ins Antlitz geschnitten wurden.

Wir waren in der den Göttern geweihten Behausung der Stammesheiligen: der Wala Herta!

Mein Auge gewöhnt sich an das Dunkel.

In Ehrfurcht schaue ich immer von neuem auf die greise Gestalt vor mir, jetzt, nachdem ich's weiß, daß es die Wala ist.

Doch, was mag sie von mir wollen? Da übermannt es mich. Ich beuge in tiefer Demut vor ihr mein Knie. Doch die Wala hebt mich auf. Einen Platz am Herde weist sie mir an.

„Noch immer, Jesko, weißt du's nicht, wer damals dich errettete, als die rauhen Krieger und an ihrer Spitze der Gaugraf Alasko dir den Blutaar ritzen wollten, weil du, vom Stamme der Ingäwonen, Söhne der Istäwonen im Männerkampfe niederschlugst. Du als Ingäwone! Ja, sie wußten's nicht anders! Aber ich, die Wala, ich wußte es besser! Und weil ich's wußte, darum errettete ich dich, Jesko! Oh, dreimal wehe über der Himmlischen Zorn und Rache, wenn der Vater seinen eignen Sproß mit wuchtigem Speer zu Tode erschlagen hätte.

„Also höre! In drei Tagen jährt sich zum dreißigsten Male das Sonnenwendfest, seitdem deine Mutter Wanigerpa dich gebar und hier in meiner Klause deinem Vater Alasko vom Stamme der Istäwonen auf die Matte legte. Zugleich auch deinen Zwillingsbruder, auf daß er euch beide aufnehme. Doch anders hatten es die Himmlischen beschlossen! Als Junggeborner warst du nur krüppelhaft und siech. Wenig biegsam war dir der linke Arm, stark gekrümmt deine Beine! Dein Vater Alasko verweigerte deine Aufnahme. Sogleich solltest du zu Perchta gehen, die die Seelen jungverstorbener Menschenkinder zu sich nimmt.

„Und wie's dein Vater gebot, so geschah's!

„Dort drüben beim Bergquell setzte man dich in nächster Nacht als willkommenen Fraß für den immer hung-

rigen Wolf ins kalte Moosbeett. Aber zuvor, nach der Istäwonen Brauch, grub des Vaters eigne Hand rot dir das Stammeszeichen, drei Eberzähne zum Dreieck gefügt, in die Haut am Nackenansatz. Denn du warst dem Tode geweiht!

„Dein Bruder aber, der war wohlgestaltet. Den nahm dein Vater auf. Dreimal tauchte er ihn ins kalte Wasser und nannte ihn Jesko, wie du heute heißt; dann gab er das Knäblein deiner Mutter Wanigerpa daß sie ihn zum würdigen Stammhalter heranziehe. Doch es kam anders! Noch hatte der Sonnengott sein nasses Bett nicht zum dritten Mal verlassen, da geschah's! In der Mutter Bett liegt eiseskalt dein Bruder Jesko. Wanigerpa wirft sich über das starre Knäblein. Mit ihrem Herzensblut will sie's erwärmen. Der eine Knabe zum Fraße für den Wolf in die Wildnis gesetzt, der andere nun steif und starr in ihrem Arme: zu viel! Wanigerpa bricht zusammen.

Im Mitleid um die Herrin tritt die Magd, die sorgsam treue Orla, an das Lager. Aber schlecht berät sie ihre Herrin, daß sie wider der Himmlischen Willen das tote Knäblein hier gegen das ausgesetzte Brüderchen eintausche, falls es noch nicht zu Perchta versammelt sei. Heimlich vor dem Vater hüllt Orla das tote Knäblein in schneeige Leinen und trägt's in den Wald.

Furchtbar aber ist der Götter Unwille über der Vermessenen Freveltat.

Es ist finstre Nacht. Einer Windsbraut gleich fährt der Orkan in das Geäst der knorrigen Eichen, daß es knackt und bricht, als wollten den Eintritt sie weigern. Schauerlich schallt aus der Ferne das Geheul des gierigen Schakals und des stets hungrigen Wolfes. Bebenden Fußes dringt Orla mit der kleinen Last im Dickicht vor. Kaum wagt sie vor den Schrecknissen der Nacht und der Dunkelheit den Blick zu erheben. Neben ihr bricht's durch den Dornbusch. Sie preßt in wilder Angst die kleine Leiche an ihre hochwogende Brust. Das Herz klopft ihr im Halse. Sie sinkt in die Knie.

Nun kommt das Knacken und Rascheln im Dornbusch näher. Schon hört der Magd geschärftes Ohr das Schnauben und das Keuchen ganz dicht an ihrer Seite. In der Halbdämmerung, die nun anbricht, sieht sie's: einen Riesenkopf, einen breiten Leib auf stämmigen Beinen! Zwei große rotglühende Augen schauen sie an. In ihnen steht — Orla kann's ganz deutlich sehen — nichts von gieriger Raublust, nein, das ist das Auge eines Wildes, das sich in Ängsten weiß, das Auge eines zu Tode gehetzten Tieres. Nur wenige Augenblicke währt die Erscheinung: einige mächtige Sätze, die Hirschkuh ist wieder verschwunden! Aber Orla weiß es: wo ein verfolgtes Wild ist, da ist auch der Verfolger nicht mehr weit. Also schnell! Schnell fort von diesem Orte des Grausens und Entsetzens. Wie groß ist der Götter Langmut! Wieder hatten sie der Frevlerin hier ein deutliches Zeichen zur Umkehr gegeben. Doch wehe! In ihrer Verblendung achtete Orla nicht auf diesen Fingerzeig der Himmlischen. Nun muß sie bald an Ort und Stelle sein. Der Mond ist mit seinen feinen Silberstrahlen zwischen den Bäumen ganz hervorgetreten. Und richtig! Da sieht Orla tief hinten unter einer Eiche Wurzelgezweig den Korb, in dem der gesuchte Knabe ausgesetzt wurde. Noch wenige Schritte: sie greift in den Korb. Der Korb ist leer! So ist alles vergebens? Den Knaben hatte wohl längst der Wölfin harter, scharfer Zahn gepackt und verschleppt zum Versteck für ihre Brut. Und nochmals warnen in ihrer Langmut die Himmlischen das frevelnde Weib! Aus einer nahen Jungeiche Geäst erhebt Wotans heiliger

Vogel krächzend zur Warnung seine Stimme. Orla überhört's. Sie sucht jetzt nach der Wolfsspur. Da ist sie! Schwer war der Schritt der Wölfin, die in ihrem Rachen den Knaben schleppte. Die Spur führt weiter ins Dickicht. Und nicht lange braucht sie mehr zu forschen. Dort unterm Wurzelgeäst, da sieht sie spielende Wolfsjunge, die Wölfin ist auf Raub aus. Orla steht nun ganz dicht am Wolfsnest. Von einem Knaben sieht sie nichts. So war denn all ihr Mühen umsonst?

„Die jungen Wölfe haben den dunklen Schatten bemerkt, der in ihr Nest gefallen. Furchtsam verkriechen sie sich in die Tiefe des Wurzelstocks. Orla schaut ihnen nach.

„Da! Was war das? Täuschten sie ihre erregten Sinne? War das nicht wie leises Kindeswimmern? Dort ganz im Hintergrund, zwischen den grauschwarzen kleinen Wölfen? Schimmert dort nicht etwas Weißes, Rosiges? Ist das nicht ein kleiner Arm? Und richtig, aus heller Kehle meldet sich das junge Menschenkind, als wenn's wüßte, daß es sein junges Leben gilt. Da gab's für die Magd kein Halten mehr. Den kleinen Toten legt sie ins Nest und tauscht dafür das kleine Kerlchen, das ihr mit Armen und Beinen in seiner offenbaren Herzensfreude entgegenstrampelt. So hat sie denn gefunden, was sie gesucht. Und ganz heil an allen seinen zarten Gliedern ist der Bube. Oh, wie ist sie den Himmlischen doch so dankbar und ahnt nicht, daß ihr diese ob ihrer Freveltat so sehr grollen!

„Drei Tage lang hatte die Wolfsmutter dich an ihrem Gesäuge erwärmt und ernährt. Jetzt kamst du wieder an die Brust deiner leiblichen Mutter. Anstelle deines toten Brüderchens wurdest du als Jesko im Hause deines eignen Vaters erzogen.

„Der aber wußte es nicht, wie sehr man ihn betrogen. Und wenn du auch nur ein zartes Knäblein warst, so wuchsest du doch heran und warst deiner Mutter Freude und Lust.

Aber die Himmlischen waren noch unversöhnt. Für den Frevel deiner Mutter büßte der ganze Volksstamm der Istäwonen. Krankheit raffte gerade die besten Krieger auf dem Strohlager im schimpflichen Tode dahin. Und auch deine Mutter selber. Jäh schnitten ihr die Nornen den Lebensfaden ab: drei Monde nach der zweiten Sonnenwende legte dein Vater seine treue Schaffnerin, deine Mutter, in des Holzstoßes Flammen.

„Aber noch weiter straften die Götter des Einzelnen Frevel am ganzen Stamm. Angrenzende Fremdstämme überfielen unseren Herd und verlöschten das Feuer. Unseren Hort raubten sie, der unseres Stammes Schätze an Pelzen edlen Wildes und Horn vom Renntier barg. Zur Beute wurde ihnen die langjährige Frucht unserer Äcker, und unsere lieblichsten Jungfrauen schleppte er davon zum bösen Frohndienst.

„Schon lange hatten der Gaugraf, hatten alle unsere Stammgenossen es erkannt: wir hatten der Götter Huld verscherzt. Der grimmen Himmlischen schrecklichen Zorn galt's zu besänftigen. So wurde denn der Opferstein blutig rot. Hundert ganz weiße Wisentkälber schleppte man heran. Schrecklich und ängstlich durchzitterte ihr jämmerliches Blöken die tiefe Nacht. Aber unversöhnt blieben die schwer erzürnten Allgewaltigen.

„Du hattest jetzt, Jesko, zum siebentenmal das Jubelfest erlebt. Nach Brauch des Stammes bestimmte fortan dein Vater, was du zu treiben und zu lernen hättest.

„Andere Künste waren es, als bisher die Weiber dich gelehrt hatten. Im Laufe dem wilden Eber, an Stärke dem

Bären, an Trotz dem Wisentstier gleich solltest nun werden. Lernen solltest du es, wie du den kreisenden Aar mit dem Speer aus der Luft holtest. Viel Mühe gab sich dein Vater mit dir. Doch nicht zur Herzenslust für ihn zeigtest du dich. Wenig nur warest du geschickt. Steif war dein linker Arm, nicht rasch genug war dein Lauf. Auch die Kunst des Schwimmens solltest du erlernen. Den Frosch wies dir dein Vater als Beispiel. So wie der solltest du die Beine setzen, so sie im Stoße kürzen und strecken. Dann machte er's selbst dir vor. Aber alle seine Mühe war vergebens: dein Arm war zum Abstoß zu schwach, dein Bein zu steif.

„Mißmutig blickte dein Vater auf dich. Ein Schwächling warst du in seinen Augen. Er verstand's nicht: bei der Geburt warst du ein prächtig Knäblein gewesen, und nun? Wie war dem Gaugraf so bange um seinen Volksstamm. Mit dem schwachen Herrscher ist auch der Volksstamm schwach. Eben stiegst du aus dem Wasser. Gerade wolltest du dein Gewand überwerfen — da! Was hat dein Vater? Was reißt er dich so wild an sich? Das Stammeszeichen an deinem Nacken, das nach dem Bade heute besonders rot erschien — dein Vater hat es entdeckt! Die drei Eberzähne zum Dreizack verbunden. Starr blickt er auf dich. Wie kamst du zu dem Zeichen? Nur wer im Stamme erprobt, wer vor dem Feinde seinen Mut, seine Stärke bewiesen, nur der war dieses Stammeszeichens würdig. Und hier der schwächliche Knabe? Wo hatte der das Tapferkeitszeichen her? Wer hatte es ihm in das Fleisch gebrannt?

— — — — — — — — — — —

„Es ist rabenschwarze Nacht. Pochte da nicht jemand an meine Klause? Mein Rabe sträubt sein Gefieder. Es war jemand draußen. Ich entnehme dem heiligen Feuer einen brennenden Span und leuchte in das Dunkel hinaus, wer meiner noch so spät begehrt. Eine große, mächtige Gestalt tritt mir entgegen: dein Vater Alasko! Wild ist sein Blick unter den damals noch tiefschwarzen Augenbrauen. Wirr und vom Sturm zerzaust liegt ihm die mächtige Haarmähne um das Haupt. Kaum daß er mir die Zeit bietet, bricht er auf der Bank dort am Herde, gerade wo du jetzt sitzest, wie in blasser Furcht und tödlicher Ermattung zusammen. Ich wußte es, was ihn in seinen Ängsten zu mir führte. Es ist das rätselhafte Stammeszeichen an dem Nacken seines Knaben. Da kam es von deines Vaters Lippen: „Wala, die du der Himmlischen Wege und Ratschläge kennst, Wala, sprich, was ist's mit meinem Knaben? Schwer lastet auf meinem Herzen meines Gaues Zukunft, wenn dereinst Jesko in der Herrschaft mir folgt. Und nun dieses Nackenzeichen? Wala, bei den Göttern, sprich! Woher hat Jesko das Manneszeichen?“ Schwer ging deines Vaters Atem. In banger Erwartung hingen seine Blicke an meinen Lippen. Unsäglich schnitt mir sein Kummer, sein unsäglicher Jammer ins Herz. Doch ich konnt's nicht wenden. Verloren dem schimpflichen Verderben ist verfallen, wer der Götter Gebote übertritt, und mir hatten die erzürnten Himmlischen den Mund verschlossen.

„Nur das Eine, das durft' ich sagen: „Alasko,“ hub ich an, „Alasko, schwer noch immer lastet der allmächtigen Götter Zorn auf dir und deinem Volke. Zwar ist verschlossen mein Mund, also daß ich's dir nicht sagen darf, worin so arg deine Stammgenossen gegen die Himmlischen gefrevelt, doch das wisse: Nicht länger darfst du mit dem versöhnenden Opfer noch hinhalten. Hart und des Jammers voll für das Vaterherz ist das Opfer, das man von dir heischt. Jesko hast du von deinem Herzen zu reißen, Jesko ist das Opfer, das du den Himmlischen zu bringen hast!“

„Jäh schoß deinem Vater, als er's vernahm, das Blut nach dem Hirn. Verzweifelt schlug er seine Hände vor's Gesicht. Aschfahl stand er dann vor mir. Seinen Buben, seinen Jesko, den sollte er hergeben? Der sollte unter seinem Speere dahinsinken oder im tiefen Strome ein Fraß der Fische werden? Wie stets das kränkliche, hilfsbedürftige Kind der Eltern besonderer Liebling ist, so warst auch du als Sorgenkind deinem Vater gar sehr ans Herz gewachsen. Und dich sollte er nun hergeben? Voll Mitleid sah ich auf den Mann, wie er sich wand, wie er sich mühte, der Götter hartes Gebot zu umgehen. Stier blickte er in die heilige Flamme. Dann sprang er wild auf. Mit langen Schritten durchmaß er die Klause. Konnt er's denn in Wahrheit wagen, dem Gebote der Himmlischen den Gehorsam zu versagen? „Alasko," ich hielt nicht länger an mich. „Alasko, was zauderst du? Unseliger! Weißt du's nicht? Schon dein Zögern allein reizt den Gott, und furchtbar ist seine Vergeltung." Da ging der starke Mann in sich. Seine Gestalt straffte sich. In seinen Augen war nichts mehr von Vermessenheit oder kläglichem Kleinmut. Er war entschlossen: er würde das Opfer bringen.

— — — — — — — — — — —

„Es war am Abend darauf. Siehst du dort oben die Klippe hoch am Strande? Steil fällt sie ab, ihren Fuß umspült des reißenden Flusses Flut. Der Mond war soeben aufgegangen. Seine silbernen Strahlen spiegelten sich im Wellenglanz. Weit fiel des Felsenzackens Schatten hinaus in den Strom. Dort oben aber gegen den sternenklaren Himmel sah ich zwei Gestalten. Hoch droben an der Klippe schroff vorstehendem Rande, in schwindelnder Höhe stehen sie über dem dunklen Gewässer. Dein Vater Alasko und du, Jesko! Sie halten, scheint's mir, sich in Liebe umschlungen, oder ist's ein Ringen, ein Sträuben des Schwächeren, nahe am todbringenden Abhang?

„Der Mond verhüllt sein Antlitz hinter einer schwarzgrauen Wolke, will das Gräßliche nicht schauen, das sich dort oben abspielt. Ganz dunkel ist's nun und ganz stille um mich. Nur meinen Herzschlag höre ich in der fürchterlichen Erregung. Da! Was war das? War das nicht eines Kindes Stimme, die Hilfe heischend so schrill durch die Nacht an mein Ohr dringt? Dann noch einmal. Noch angstvoller, noch gräßlicher, wie wenn ein erstickendes Lebewesen in den Krallen des Todes ringt und röchelt. Nun ist's wieder wie im Grabe so finster, so ruhig rings um mich. Durch das zerklüftete Gewölk tritt jetzt wieder der Mond. Was werde ich sehen? Dann ein plötzlicher Windstoß: die Kuppe ist — — leer. Die beiden Gestalten sind fort.

— — — — — — — — — — — —

„Und die Monde vergehen. Aufs neue erblühen unter des Gaugrafen Alasko kräftiger Hand jetzt der Istäwonen Macht und Reichtum. Der Acker, geritzt mit des Renntiers Stange, trägt wieder reiche Früchte. Kaum fassen noch die Kammern, was jetzt von Mond zu Mond die Pelzjäger in immer größeren Mengen liefern. Neue Höhlen werden bevölkert, neue Tungs darin angelegt. Die Himmlischen waren versöhnt! Und du, Jesko? Niemand wußte es anders: beim Baden warst hilflos du dem fernen Meere zum sichern Tode zugetrieben worden. Ich wußte es besser. Im Einbaum kreuzte nicht weit vom Einlauf in den Rhenus in des Stromes Mitte ein Mann deinen Weg. Der erste Strahl der Morgensonne zeigte ihm in der angehenden Dämmerung dich, wie du im letzten Kampfe mit den Wellen fast unterlagst. Ein rascher Druck des Ruders, ein Griff: der Einbaum nimmt dich auf. Mierzko bringt dich zu seinem Stamm, den

Ingäwonen, am unteren Rhenus. Zum Fischfang war er in des Morgens Frühe ausgezogen. Als besonderen Fang brachte er dich seiner Schaffnerin, der freundlichen Inda, ins Haus. So verbrachtest du nun deine Tage im fremden Stamme. Jung warst du noch und unerfahren, kaum wußtest du, wo du warst. Wie leicht vergißt die junge Brut des Menschen die angestammten Eltern, wenn's ihr anderswo gut geht. So auch du, Jesko! Kaum zwanzigmal hatte der Mond sich erst erneut, da wähntest du schon ein Sproß vom Stamme der Ingäwonen zu sein. Als solchen erzog man dich, als solcher lerntest du es, den grimmen Wildwolf zu beschleichen, dem gigantischen Mammut auf seinem beschwerlichen Laufe nachzuspüren. Im Fischfang wurdest du der Besten einer. Wohl an tausend Ottern mußten ihren Balg dir lassen. Von deinem Vater Alasko wußtest du nichts mehr! Dann wurdest du Jungmann, wohlerzogen in der Ingäwonen Brauch und Sitte.

„Das Weitere weißt du, Jesko. Als du in der Grube dem Mammut nachgingst, da überfielen dich und deine Genossen unsere Jungleute. Wie ein gereizter Bär wehrtest du dich, doch die Übermacht war zu groß. Mit scharfen Riemen gebunden, schleppte man dich als Gefangenen hier zum Opferstein. Du hattest dich an Gestalt und Aussehen sehr verändert. Männlicher warst du geworden; dein Vater Alasko erkannte dich nicht mehr wieder. Dem Todgeweihten galt sein Speerstoß, da trat ich dazwischen. Nicht war's von den Himmlischen beschlossen, daß deine eigenen Brüder dir den Blutaar ritzten, daß sie vom lebendigen Leibe dir das Fleisch und die Rippen lostrennten, daß Herz und Lunge frei lagen. Nein, zu etwas Besserem solltest du noch leben bleiben. Das greise Haupt deines leiblichen Vaters, das hattest du dereinst zu schützen vorm schimpflichen Tode auf faulendem Stroh. Auch will ich's schon heute dir sagen: Sinkst du dereinst als Greis in die Grube, so sollst auch dann du noch späteren Geschlechtern — so wollen es die Himmlischen in ihrer unerforschlichen Weisheit — von deinem Stamme zeugen."

Also sprach die Wala!

Ich verstand's nicht, was sie da sagte. Sie muß mir mein namenloses Staunen an den Augen abgelesen haben, denn sie hub von neuem an: „Dunkel ist dir, Jesko, meiner Worte Sinn. Doch ist's mir nicht gegeben, dir zu offenbaren, was noch im Schoße der Zukunft verborgen. Auch soll nach dem Willen der Götter deinem Vater Alasko, was ich dir gesagt, ein Geheimnis bleiben."

— — — — — — — — — — — — —

Dem Schutze der Wala Herta hatte ich's zu danken, daß mein Vater mich wie einen Sohn hielt, daß ich sein Lager teilte, daß ich Ansehen und Macht bei den Istäwonen genoß, daß man mich für einen Halbgott hielt. Wie meine Stammesbrüder lernte ich's bald, wie man mit des Feuersteins Scheide aus den Renntiers Knochen Waffen, Beile und Trinkgefäße kunstvoll herrichtet. Zum Ackerbau ritzten wir mit den Sprossen des Renntierhorns das kümmerliche Erdreich zur Aussaat. Im Einbaum fuhr ich hinaus zum Fischfang, um meiner Hauswirtin reichliche Beute für den Rostspieß zu schaffen.

Bald auch verstand ich es, dem flüchtigen Renntier, dem schnellen Wisent, dem grimmigen Bären in des Waldes Dickicht Fallen zu stellen. Treffsicher holte mein Wurfspeer den behäbigen Vielfraß vom Baume, und selten nur fehlte mein Stoß den Wolf, wenn er mir im Gestrüpp gierig nachschlich.

Bald verstand ich's wie meine Brüder, aus des Bären gewaltigem Unterkiefer eine wuchtige Schlagwaffe zu schnitzen, und das Hirschgeweih und des Renn-

tiers Krone gaben mir Hacken und Schaufeln zur Ackerbestellung.

Becher zum Trunk formte ich mir aus der Schenkelpfanne des Wisent, und der Eiswolf gab mir in seinem Becken einen Löffel mit Stiel daran.

Einen gutentwickelten Sinn hatte man für die Farbe. Rote Erde mit Mark vermischt gab eine vorzügliche rote Schminke für die drallen Backen der Mädchen und Weiber, wenn's am Julfest zum Tanze ging. Rot auch ritzte man dem Jungmanne das Stammzeichen in die Haut. Wie anspruchslos lebten diese harmlosen, wilden Menschen! Hatten sie ihre vom Herdfeuer durchwärmten Höhlen und Klausen, hatte der Hauswirt seine Familie mit erjagtem Wildtier versorgt, so herrschte eitel Freude und Lust unter ihnen. Eine gemeinsame Höhle wurde von etwa 50 Erwachsenen und Kindern bewohnt, durch Flechtzäune teilte man jeder Familie ihren Raum, ihren Tung, zu. Der Jungmann kürte sich seine Hauswirtin vom Mundwalt und nahm dann für sich und seine Nachkommen einen besonderen Tung, in dem er ein nie verlöschendes Feuer entzündete.

Alle Jahre beim Sonnenwendfeste erneuerte man dies Herdfeuer, am liebsten entnahm man's einem Blitzschlage, sonst gab ein Schlagen von Feuerstein gegen Eisenkiesstücke Funken, die man im trocknen Moos oder in mürbe geklopftem Holzschwamm auffing.

— — — — — — — — — — — —

Herrliche, prächtige Mädchengestalten gab es in meinem Volksstamm. Mit Wohlgefallen ruhte mein Auge oft auf ihnen. Die meist goldblonden Haare fielen nicht selten frei bis zu den Knien herab. Schelmische blaue Augen guckten unter langseidenen Wimpern lustig und stets wie fragend in der Götter schöne Welt.

Ich aber sah im Geiste ein anderes Augenpaar vor mir, in einem sonnenverbrannten Gesichtchen, Augen blau wie ein Märchensee voll Geheimnis und Zauber.

Maja!

Seit meiner Genesung hatte ich sie nicht mehr gesehen. Wo mochte sie weilen?

Ein Zufall war mir hold. Auf meinen Streifzügen im benachbarten Dorfe sollte ich sie finden.

Des Mattenflechters Wärir Tochter war sie. Sie flocht vor ihres Vaters Klause an einer Matte. Da fiel ein Schatten auf ihre fleißigen, flinken Hände. Ganz nahe stand ich vor ihr, sie hatte mein Kommen ganz überhört.

Jetzt überhuschte ein tiefes Erröten ihr liebliches Gesicht. Sie hatte mich sogleich erkannt. Und daß sie mein Kommen längst erwartet, bewies mir ihr verheißendes Auge.

Unsere Herzen hatten sich bald gefunden.

Wärir gab sie mir dann auf meine Bitte zur Hauswirtin. Ich führte Maja in meinen Tung.

Oh, selige Monde, die nun folgten! Wie Wildlinge durchstreiften wir Flur und Wald. Maja war einer Wildkatze gleich an Behendigkeit. Kein Baum war ihr zu hoch, kein Abhang ihr zu steil. Wie eine schlanke Forelle durchschwamm sie den Strom. Wie oft stürzte sie sich, wenn ich haschend ihr nachjagte, mit jähem Kopfsprung aus schwindelnder Höhe vom Felsen hinab in des Flusses rauschende Flut! Ich konnt's ihr nicht nachtun. Bange stand ich dann und spähte, ob nicht bald im flüssigen Golde der Abendsonne ihr glänzender Nacken, ihr goldbrauner Arm in den Wellen sich wieder zeigen würde.

Weiter rollte der Monde Zahl. Kurz vor dem nächsten Julfest war's, daß sie mir meinen ersten Sproß in den Arm legte, ein prächtiges Büb-

chen. In Elternliebe blickten wir auf unser erstes Kind. Die großen Blauaugen, die hatte das Bübchen von meiner Maja, auch die zierlichen Öhrchen. Dann sahen wir uns an, und bald fanden wir's: das hatte unser Vögelchen von mir, das hatte es von seiner Mutter. Und gerade das Beste, das Schönste, das hatten wir ihm gegeben.

So verlebte ich wohl an 20 Jahre an der Seite meiner teuren Maja. Noch manchen Sproß legte sie mir in den Arm. Mein Vater war jetzt ein Greis im Silberhaar, schwer auf den Stab gestützt, von des Alters beschwerlicher Last gebeugt. Froh lebten wir in Wohlstand und Glück unserer Familie.

Doch neideten die Himmlischen uns unser Glück.

In einer finstern Schreckensnacht, da geschah's!

Ein feindlicher Nachbarstamm beschlich unsern Heimort. Völlig unvorbereitet traf uns der verräterische Überfall. So mancher unserer jungen Krieger sank unter blutigen Streichen dahin.

Und auch in meinen Tung brach man mit mordender Hand ein. Meine Söhne bis auf den jüngsten Sproß fielen unter dem Speere der entsetzlichen Meuchelmörder. Dazu mein treues Weib!

Erschlagen fand ich sie am Herde. Eine gräßliche Wunde klaffte in ihrer zarten Brust. Vergällt war mir meines Lebens ganze Freude, da ich meine Maja nicht mehr an mein Herz nehmen konnte. Indes lag der greise Vater gefesselt auf hartem Steine im Hofe. Schmählichen Opfertod sollte er erleiden unter den erbarmungslosen Schlägen des siegreichen Feindes, so wollten's die Götter in ihrem Unwillen und in ihrer Rachsucht.

Ich saß zu meines Vaters Häupten. Seine alterszitternde Hand lag in der meinen. Da traf mich sein mattes Auge, und er sprach: „Dereinst hatte ich einen Sohn, der hieß, wie du auch, Jesko! — Oh, mein Jesko! — Ach Jesko, schon längst bist du bei Perchta versammelt.

„Damals in jener grausigen Mordnacht, da war's, daß das schier Unmögliche mir die Götter auferlegten. Hier! Mit diesen meinen eignen Händen! Die dunkle Nacht, sie barg mein schrecklich Tun. Oh, noch jetzt, nach so vielen Jahren, wie durchzittert bis ins tiefste Mark mich jener entsetzliche Schrei, als der unglückliche Knabe vom Felsen kopfüber in den reißenden Fluß abstürzte! Ach, wäre mein Jesko jetzt in dieser bangen Stunde an meiner Seite: sicherlich, er tät's! Doch nun muß sohnlos ich morgen auf glühendem Opferstein den Jammertod leiden, anstatt sogleich durch des Sohnes Speer in Walhall einzugehen."

Ach, wie ging mir meines Vaters Klage zu Herzen. Doch durft' ich mich ihm als Sohn zu erkennen geben? — Aber sollte ich schweigen und meinen greisen Vater dem schimpflichen Opfertode weihen?

Tiefe Nacht war's um uns. Da brach der Mond plötzlich durch die zerklüfteten Wolken, und ein feiner Lichtstrahl traf in dem Waldesdunkel eine hohe, stolze Frauengestalt, die mir in meiner Herzensangst dort in der Ferne wie ein Bote der Götter erschien.

„Wala!"

Die hob jetzt ihren Arm. Sie winkte mir wie zustimmend. Ich hatte sie verstanden. Sie gab mich frei.

— — — — — — — — — — — —

Ich lag an meines Vaters Brust. Ich hatte ihm gesagt, wer ich bin. Aber ungläubig sah er mir in die Augen. Da sagte ich ihm alles, und schließlich riß ich mir das Gewand vom Nacken, da sah er das Stammeszeichen. Er erkannte es auch: er wußte, seine Hand hatte es dereinst in meine Haut ge-

ritzt. Froh und stolz blickte der Greis nun auf mich.

So war er denn dem Opferstein entronnen. Wie er's gefordert, tat's mein Speer: der Gaugraf Alasko war in Walhall!

— — — — — — — — — — — — —

Nur schwer erwehrte sich mein Volksstamm der feindlichen Überfälle. Man hatte mich zum Gaugrafen gewählt. Da schienen die Himmlischen versöhnt. Friede und Wohlstand waren wieder dem Stamme des Istäwonen beschieden. Auch für mich kam das Ende. Ein Greis im langen Silberhaar war ich geworden.

Oftmals gedachte ich der einstigen Rede der Wala, als sie voraussagend es mir kündete: Nicht sollte man den Blutaar mir ritzen. Nein, zu etwas Besserem solle ich erhalten bleiben. Dann! Wie sagte doch die Wala weiter? Das greise Haupt meines Vaters hätte ich dereinst vor dem schimpflichen Tode zu schützen. Und ferner: Sinkst du dereinst als Greis in die Grube, so sollst du auch dann noch späteren Geschlechtern von deinem Stamme zeugen."

So hatte damals die Wala Herta gesprochen. Und wie sie gesagt, war's geschehen: mein Vater war durch meine Hand in Walhall eingegangen. Aber nun? Wie sollte ich nach meinem Tode noch späteren Geschlechtern von unserem Stamme zeugen? Dunkel war mir dieser Rede Sinn! Dann kam für mich die Zeit. In hohem Alter sank ich an der Greiseskrankheit dahin. Da ich nie ein Kriegsheld gewesen, zerschnitten meine Lebensfaden die Nornen auf dem Strohlager. Was sollte nun kommen?

Erlosch des Lebens Mut mir nicht, obwohl ich nach Stammes Brauch als Hocker in der dunklen Grube saß? Was ich im Leben lieb gehabt, das legte man neben mich: Renntierstangen, des Bären Kinnlade mit spitzig-scharfem Eckzahn, mein Spaltmesser mit des Steines haarscharfer Schneide, Schabsteine, handlich geformt zum Gerben des Fells und des Leders, mein Steinbeil aus mattem Hornstein, mit scharfer Schneide geglättet. Auch, in der Knochen Höhlung geborgen, rötlichen Ton, geschmeidig bereitet mit Hirschtalg. Im Schoß aber lag mir ein Zahnstück vom Mammut, geritzt mit des Gaustammes Zeichen: des Eberzahns dreifachem Zickzack. Dann hockte ich allein in der finstern Nacht in der Gruft, gegen Hyäne und den hungrigen Wolf wohl verbaut.

Komme ich nun nach Walhall? Nein! Ich fühl's, trotz totem Gebein gab mir Wotan der Sinne Empfinden.

Ich höre, ich sehe und fühle. Und ich warte! Für der Zeiten Lauf fehlt mir jedes Verstehen: sind's drei Sonnenwenden, sind's tausend? Ich weiß es nicht. Ich hocke allein in der furchtbaren Einsamkeit! — — — — — —

Doch horch! Ich höre Schritte! Ein Poltern, ein Brechen. Ein langes Grabscheit zwängt sich zu mir durch. Fast trifft's mein Gebein! Durch den klaffenden Spalt drängt sich der Sonnengott mit seinem goldigen Lichte. Alle Abgestorbenheit fällt von mir ab. Zum neuen Leben möchte ich aufspringen. Den frischen Odem möchte ich mit geweiteter Brust wieder in mich einsaugen. Wieder unter Menschen leben, mit und unter ihnen das Dasein genießen. Ach, dem Verstorbenen blühen solche Freuden nicht mehr. Jetzt hat man des Grabes Tor weit geöffnet. Noch kann ich gerade einen sehnsüchtigen Blick in die sonnendurchflutete Welt entsenden, dann schließt man die Pforte wieder, ich bin wieder im Dunkel. Doch das fühlte ich: man hatte jemand neben mich gesetzt. Zwei Hocker warten wir jetzt!

Und es vergehen die Zeiten mit ihrer Vergänglichkeit alles Irdischen. Meine Glieder lösen sich. Ich sinke in mich zusammen. Da, was war das? Mein Schädel neigt sich, und mit einem plötzlichen Ruck rollt er mir in den Knochenschoß. Dann ist wieder alles ganz ruhig.

Wieder verrinnen die Jahre.

Auch mein Grabgenosse lockert sich in seinen Gebeinen. Ich fühl's, wie er sich nach und nach an mich lehnt, dann sinkt eines Tages sein Knochenschädel an meine Rippenbrust und lagert sich dort fest.

Und dann warten wir wieder.

Wird jemals der Wala Herta Vorhersage sich erfüllen? Werden nun bald die Grabforscher in ihrer Wißbegierde und Neugier kommen und mich aus meiner Gruft wieder ans Tageslicht fördern? Daß ich ihnen zeuge vom Leben des Menschen in der Steinzeit?

— — — — — — — — — — — —

Da, auf einmal durchzittert etwas mein Knochengebein. Eine Stimme, hohl und tief, wie aus der fernen Unendlichkeit, ruft mich. Ist es das neue Leben, auf das ich nun schon all die Jahrtausende hier in Sehnsucht warte? Ich versteh's nicht! Nach meinem Kopfe will ich fassen, der schon seit tausend Jahren und mehr in meinem Schoße ruht.

Aber der Kopf ist nicht mehr da.

Jetzt abermals jene ferne Stimme. Aber menschlicher scheint sie mir, nicht mehr aus des Weltalls Ferne kommt sie.

Ich fühle, wie neues Leben durch mein Gebein rinnt. Ich taste an mir herum. Meine Knochen sind wieder mit Muskeln und Fleisch bedeckt, und mein Kopf sitzt mir wieder auf meinen Schultern. Ich sehe wieder das Tageslicht. Oh, Gott sei Lob und Dank! Ich bin kein Hocker mehr mit klapperndem Gebein. Jugendmut und frische Manneskraft schwellen wieder meine Brust.

Vom Lager springe ich auf.

Hin nach dem „Blauen Affen", um beim schäumenden Pschorr meinen nüchternen Leib zu laben."

— — — — — — — — — — — —

5 Uhr nachmittags war's im „Blauen Affen" am Stammtisch bei des Doktors unheimlicher Erzählung geworden. Niemand konnte sich erinnern, daß jemals ein Frühschoppen sich so in die Länge gezogen hatte.

Italien.

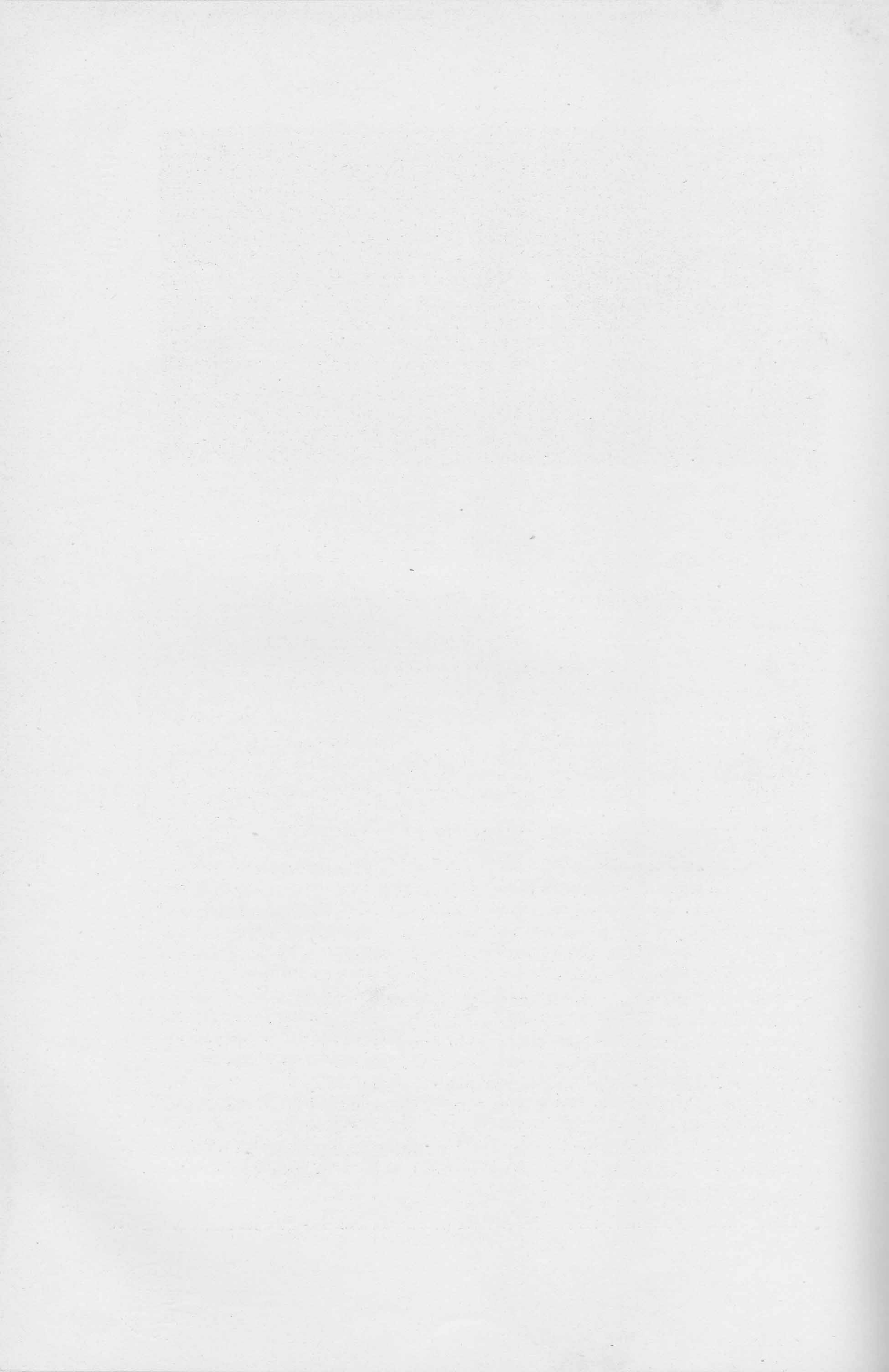
Grämt euch nicht drum, daß man so leicht
Die Treu' und Ehre hat zerfetzt!
Zeigt dem die Faust, dem ihr bis jetzt
Die gebefrohe Hand gereicht!

Seid still und zieht das Schwert hervor!
Er war nie sicher uns, der Freund,
Und hat, da er die Ehr' verlor,
Nur fester, treuer uns vereint!
Das größte Schandmal aller Zeiten,
Die Treue brach er, die er schwor;
Laßt alles Reden, alles Streiten,
Seid still und zieht das Schwert hervor!

Roland Betsch.



Otto Protzen: Stille Wasser





Im Lazarettgarten.

Aus einem Lazarett für Kieferverletzte.

Von Wilhelm Pieper in Düsseldorf.

Mit sieben Abbildungen.



Die ärztliche Wissenschaft hat mit der Vervollkommnung der Kriegswaffen durchaus gleichen Schritt gehalten. Die der heutigen Kriegskunst zu Gebote stehenden Mordinstrumente räumen zwar Gevatter Tod einen größeren Beuteanteil ein, zerstören schneller und wirksamer. Indes schafft die Ärztekunst der Jetztzeit demgegenüber einen Ausgleich, indem sie vordem unbedingt tödlich Verwundete dem Leben erhält und für Verletzungen, die einst dauerndes Siechtum und schlimme Gebrechen nach sich zogen, sichere Wege zu völliger Heilung weist.

Die gewaltigen Fortschritte der modernen Chirurgie haben eine scharf abgegrenzte Spezialisierung mit sich gebracht. Eines ihrer beachtenswertesten Sondergebiete ist die Behandlung und Wiederherstellung der durch Schußverletzungen zertrümmerten Kiefer. Im Gegensatze zu früheren Verhältnissen liegt diese Tätigkeit heute vornehmlich unserer Zahnärzteschaft ob. Diese eroberte sich in der Kieferbehandlung ein Feld, dessen Bearbeitung ihrer beruflichen Tätigkeit eine ganz wesentlich erhöhte Bedeutung für die Allgemeinheit verleiht. Wohl ist bekannt, daß schon während des deutsch-französischen Krieges von 1870/71 in ähnlicher Weise gewirkt und damit die Grundlage geschaffen wurde für die spätere Entwickelung der Kieferbehandlung. Immerhin kam in den damaligen Lazaretten der Mitwirkung des Zahnarztes eine bei weitem geringere Bedeutung zu.

In Voraussicht der Tatsache, daß unter der Gesamtsumme von verschiedenartigsten Verwundungen, die der im letztvergangenen Spätsommer über

unser deutsches Vaterland hereingebrochene Krieg im Gefolge hat, die Kieferverletzungen eine erhebliche hohe Anteilziffer erreichen würden, sah sich der Dozent der Zahnheilkunde an der Akademie für praktische Medizin in Düsseldorf, Professor Christian Bruhn, veranlaßt, gleich bei Beginn des Feldzuges in Düsseldorf ein Lazarett zu be-

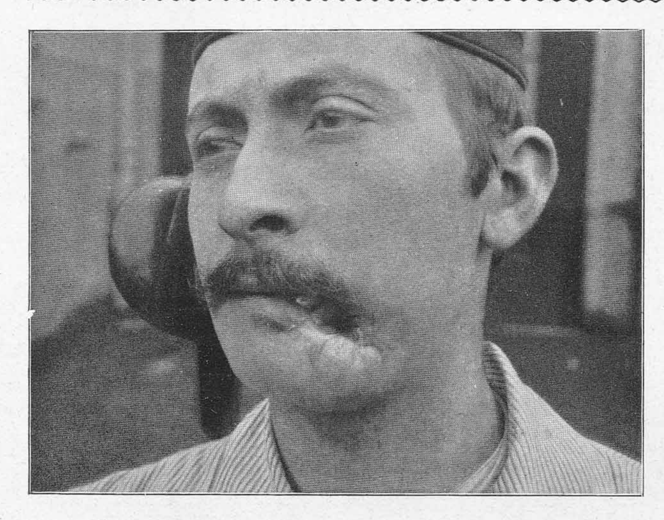


Unterhaltungsraum für Mannschaften.

gründen, das ausschließlich Verwundete mit Kieferverletzungen aufnehmen sollte. Inzwischen hat sich dieses Lazarett zu einer großen, segensreich wirkenden Anstalt entwickelt, die ich vor einiger Zeit unter der Führung ihres Begründers und Leiters besichtigen durfte.

Von Opfersinn und frohem Zusammenarbeiten einer Gemeinschaft von Menschen, die ein schönes Werk aufbauen und fördern wollte, erzählt die Entstehung dieses Kieferlazarettes. Von dem Leiter der Klinik, seinen Privatpatienten, Freunden und anderen Düsseldorfer Bürgern wurde alles das beigesteuert und aufgebracht, was zur Einrichtung der dafür bereitgestellten Häuser als wohleingerichtetes Lazarett notwendig war. Die in ruhiger Lage des Hofgartenviertels gelegene Privatklinik Professor Bruhns nahm gleich zu Beginn des Krieges die ersten Schwerverwundeten mit Kieferverletzungen auf.

Bald aber erwiesen sich die Klinik und das bereits zu Lazarettzwecken einbezogene Privathaus des Leiters als zu klein. Gerne stellten die Besitzer benachbarter Grundstücke diese, teilweise unter Hinzugabe beträchtlicher Mittel, zur Verfügung, sodaß das Lazarett nunmehr eine ganze Reihe von Häusern mit großen Gärten umschloß, die durch geringfügige bauliche Änderungen mit einander verbunden wurden. In dem so entstandenen Kieferlazarett dient neben den zahnärztlichen Räumen und Einrichtungen der Klinik, der auch ein Röntgen-Kabinett an-

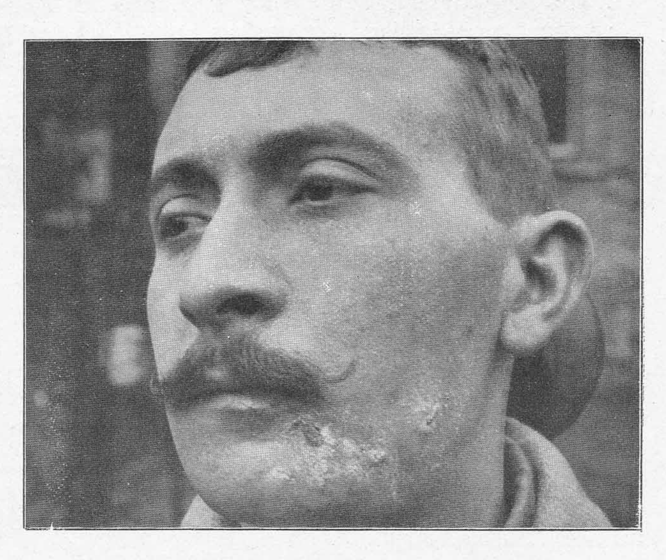


1. Unterkieferschuß vor der Operation.
Vom Mundwinkel geht ein tiefer Defekt abwärts.

gegliedert wurde, außerdem noch ein heller, mit allen neuzeitlichen Einrichtungen versehener Operationsraum zur ärztlichen Behandlung der Kranken. Treffliche Fürsorge waltet als Leitmotiv — sicherlich ein guter Geist. Davon zeugt der Saal, in dem die Schwerverletzten untergebracht wurden und der in stillen Zeiten als technisches Laboratorium dem praktischen Studium in der Bruhnschen Klinik dient; das beweisen die behaglichen Wohnräume der allmählich Genesenden, dafür sprechen die prall gefüllten Weißzeugkammern, die blitzsauberen Badezimmer und vor allen Dingen die für die ganz spezielle, ausgewählte Ernährung der Kieferverletzten eingerichteten Küchen.

Die Zubereitung der Kost für die Kranken mit zerschmetterten Kiefern erfordert naturgemäß besondere Maßnahmen. Nach dem jeweiligen Zustand des Patienten greifen diese Maßnahmen bis auf die Zuführung flüssiger Nahrung durch den Schlauch zurück. Anderen Kranken wiederum gestattet die zunehmende Gebrauchsfähigkeit der Kiefer die Verarbeitung festerer Nahrung. In der Warmküche aufgestellte Maschinen besorgen die Zerkleinerung der Nährmittel in jeder gewünschten Weise.

Auch noch eine Teeküche schließt der umfassende Küchenbetrieb ein. Frühmorgens schon walten hier Düsseldorfer Damen ihres menschenfreundlichen Amtes. Sie bemühen sich um die Frühstückszubereitung, das aus in Milch eingeweichten Semmelbrocken für die einen, für die andern aus feinem



2. Unterkieferschuß nach der Operation.
Der Defekt ist durch eine sogenannte Lappenplastik geschlossen.

Weißbrot, von dem sorgfältig alle Krusten entfernt sind, mit weichem Wurstbelag oder aus Rührei und Fleischbrühe oder Kakao besteht.

Die mehr oder minder ausgedehnte Zersplitterung der Kieferknochen bringt es mit sich, daß die Kranken durchweg lange Zeit im Lazarett verbleiben müssen. Äußerst angenehm berührt es da, daß neben der glänzenden ärztlichen und Verpflegungseinrichtung auch der Behaglichkeit in weitestgehender Weise Rechnung getragen wurde. Ich besuchte die Tagesräume und war überrascht, bei der äußerst soliden Innenausstattung selbst die Malkunst in hervorragender Weise vertreten zu sehen. Gemälde bekannter Düsseldorfer Meister zierten die Wände, teils hergeliehen zur Wohnlichmachung der Räume, teils den Besitzern der zu Lazaretten umgewandelten Häuser gehörend. Sicherlich entsprach es auch der Vorliebe gerade der einfachen Leute für musikalische Unterhaltung, gute Instrumente in den Tagesräumen aufzustellen, und mein Führer berichtete mir von dem ernsteifrigen Zusammenspiel der Musikkundigen unter den Mannschaften; er erzählte sogar staunenswerte Dinge von einem Chor, der, so seltsam das klingen mag, trotz der Kieferbrüche und Schienenverbände Weihnachtschoräle und Vaterlandslieder ganz vorzüglich zu Gehör brachte.

Die gleiche Behaglichkeit atmen die den Offizieren eingeräumten Wohn- und Schlafzimmer, die in Friedenszeiten zur Privatwohnung unseres Professors gehören. Praktisch und hygienisch zugleich, bergen auch diese Räumlichkeiten einen Komfort, der Gewähr dafür bietet, daß sich die Lazarettgäste unbedingt wohlfühlen müssen.

Sehr wohltuend berührte die, trotz mancherlei Unbequemlichkeiten, glänzende Gemütsverfassung der Kranken. Mein Führer bezeichnete es denn auch als seine und seiner Mitarbeiter größte Freude, das schnelle Aufleben all dieser tiefgebrannten Lebensflämmchen tagtäglich beobachten zu können. Er wies auf die überwindende Jugendkraft hin, die sich wie heller Sonnenstrahl Bahn breche, und der allerdings Pflege und Umgebung die Wege ebnen müssen. Und auf den großen parkähnlichen Garten deutend, erzählte er von der Sonne, der schätzenswerten Helferin aller Ärztekunst, von den Wundern, die sie an seinen Pfleglingen gewirkt, als sie die letztvergangenen Herbstmonate hindurch ihre blanken Lichter auf das leuchtende Bunt seiner Gartenbäume stellte und selbst im November noch mit blassem Goldglanz kahles Geäst umspielte. Nun sind wieder Monate voll warmen Sonnenscheins gekommen, und weit eilten die Gedanken der Zeit voraus, als unser Professor die Frage aufwarf, ob wohl des nächsten Sommers Sonne neue Opfer dieses mörderischen Krieges in seinem Garten vorfinden werde. — —

Wiederum erwies sich das große Lazarett im Hofgartenviertel als zu klein. Bereits beherbergte es 85 Kranke, aber immer neue Opfer schickte der Krieg. Und abermals bewiesen rheinische Industrielle und Kaufleute alterprobten Opfersinn. Die großen Mannesmannröhrenwerke gaben den Südflügel ihres am Rhein gelegenen, 1911 von Peter Behrend erbauten Bürogebäudes zur Erweiterung des Bruhnschen Lazarettes für Kieferverletzte her und stellten zudem ein großes Kapital für die Einrichtung desselben zur Verfügung. So entstand in dem besonders praktisch und gediegen angelegten und ausgestatteten Palast dieser Weltfirma eine mustergültig eingerichtete Stätte zur Heilung Kieferverletzter, die, was die Durchführung der sanitären Anlagen, was Luftigkeit und Helligkeit der Säle anbelangt, ihresgleichen sucht.

Als schließlich auch die Abteilung Mannesmannhaus des Kieferlazaretts im Laufe der Kriegsmonate voll belegt war, erbot sich die Mitbesitzerin der großen, vor der Stadt am Rheinhafen gelegenen Plangeschen Weizenmühle, eine größere Anzahl Kranker in ihrer von einem prächtigen Garten umgebenen Besitzung aufzunehmen und zu verpflegen. Und so ließ sich dort unter denkbar günstigen Verhältnissen ein Genesungsheim schaffen, das in erster Linie für solche Patienten bestimmt wurde, die nicht mehr der täglichen fachärztlichen Behandlung, sondern nur einer periodisch wiederkehrenden Kontrolle der Stützapparate ihrer Kiefer bedürfen. Somit umfaßt das Düsseldorfer Lazarett für Kieferverletzte nunmehr drei Abteilungen mit zusammen 225 stets voll belegten Betten, und es darf als die größte Spezialklinik seiner Art angesehen werden. Während die Oberleitung der gesamten Anstalt in der Hand des Begründers ruht, waltet in der Abteilung Mannesmannhaus als leitender Zahnarzt der in Friedenszeiten als Direktor der Kruppschen Zahnklinik in Essen tätige, als Autorität auf dem Gebiete der Kieferbehandlung bekannte und bewährte Zahnarzt Hauptmeyer, in der Privatklinik Professor Bruhns dagegen dessen langjähriger Mitarbeiter Zahnarzt Kühl.



Bei einer Zersplitterung des Kinnteiles des Unterkiefers getragene Kinnkappe, die zur Stützung der Bruchstücke dient.

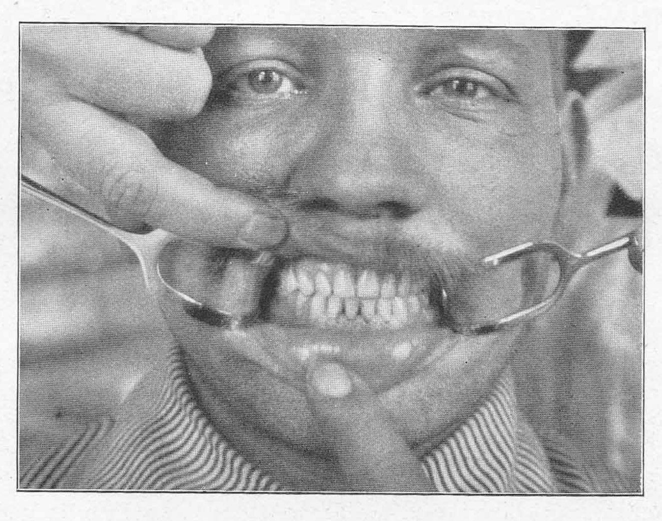
Nun noch einiges über die Behandlungsmethoden. Vor allen Dingen liegt deren Prinzip darin, die Kieferbruchstücke durch Apparate verschiedener Konstruktionen in derjenigen Stellung zu einander und zu dem Gegenkiefer zu halten, in der sie verheilen sollen, um den Kiefern die Funktion zurückzugeben. Hand in Hand mit der

Wirksamkeit des Zahnarztes geht die Arbeit des Chirurgen. Als solcher betätigt sich am Düsseldorfer Kieferlazarett der leitende Arzt des großen Essener Krankenhauses Huyssenstift, Stabsarzt Dr. Lindemann. Die Behandlung der bei Einlieferung der Kranken oft stark vereiterten Wunden, die Entfernung aller abgestorbenen oder nicht erhaltbaren Knochenstücke und die Stillung der gerade bei Kieferverletzten häufig und plötzlich auftretenden starken Blutungen, die nicht selten sogar die Unterbindung der großen Halsschlagader oder eines ihrer Äste notwendig machen, ist die nächste Aufgabe des Arztes. Später, nach Reinigung der Wunden und nachdem der Allgemeinzustand des Patienten ein besserer geworden ist, nimmt der Chirurg den Wiederaufbau der in Ver-



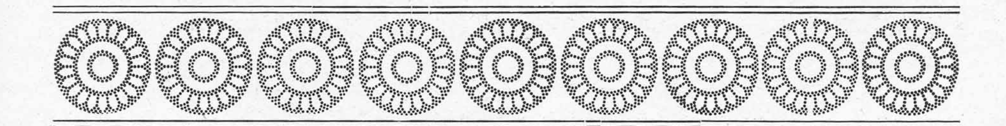
Zertrümmerung des Oberkiefers durch einen Granatsplitter.
1. Das Röntgenbild zeigt das Fehlen des ganzen Oberkiefers.

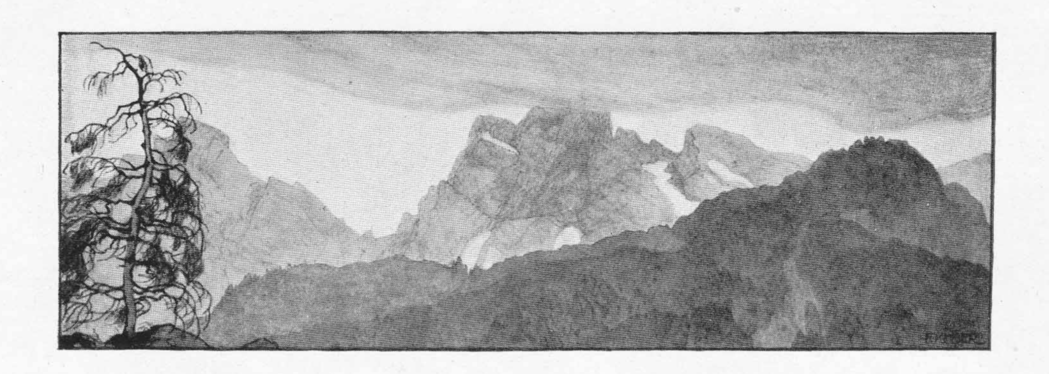
lust geratenen Partien durch Überpflanzung von Knochenstücken und Weichteillappen vor. Auch diese Arbeit muß durch die Tätigkeit des Zahnarztes vorbereitet werden, der die Kieferbruchstücke in die richtige Lage bringt, sie in dieser festhält und die Unterlage für die plastische Arbeit des Chirurgen schafft. Neben den Fällen, in denen die Kieferteile durch einige Knochenstücke, die dem Schienbein oder einer Rippe des Kranken entnommen waren, zusammengefügt wurden, sah ich weitere Fälle, in welchen die Verbindung der wieder mehr oder minder stark zusammengeheilten Kieferbruchstücke durch massive Brückenarbeiten aus Gold erfolgte, die zugleich den Ersatz der zugrunde gegangenen Zähne bildeten. Begreiflicherweise ist der Staat nicht in der Lage, das kostbare Material für diese Arbeiten aufzubringen. Da jedoch anderenteils der Nutzen, der den armen Verwundeten aus der Verwendung echter Metalle erwächst, gar einleuchtend ist, waren wiederum der Mildtätigkeit die Tore geöffnet. So floß denn manche Geldspende für diesen Zweck. Professor Bruhn ließ mich einen Blick in seine Schatzkästlein tun. Unter gelbblinkendem gemünzten Gold klirrten da dickrunde goldene Medaillen, die bedeutende Künstler und verdiente Männer der Wissenschaft im Wetteifer um Wohltun und Menschenliebe hergaben. Auch ein unscheinbares Ringlein leuchtete da verstohlen unter großen und kleinen Goldschätzen, ein zierlicher Goldreif, der einst eine schmale Hand geziert, aber seiner Besitzerin das erhoffte Glück nicht gebracht hatte. Und es schien mir eine glücklich gewählte Lösung, den trügerischen Ring der kleinen Schatztruhe unseres Professors einzuverleiben. Vermochte das Ringlein auch nicht, in seinen flimmernden Glanz das Glück zu bannen, so stiftet es nunmehr doch wenigstens Nutzen. — —



2. Wiederherstellung des Kiefers durch einen Obturator.

Auch Franzosen und Engländer fanden in der Klinik Aufnahme. Eine unterschiedliche Behandlung besteht nicht. Die gleiche Fürsorge wird ihnen zuteil, die man den deutschen Soldaten zuwendet, und dankbar und anerkennend äußerten sie sich über Behandlung und Pflege.





Vom Schweizer Militär.

Von Gustav W. Eberlein in Bern.

Mit 6 Abbildungen.



Die wahre Neutralität der Schweiz ist von der sogenannten Belgiens schon insofern verschieden, als die Eidgenossenschaft nicht nur den Willen, sondern auch die Kraft aufbringt, dieser Neutralität nötigenfalls mit Waffengewalt Nachdruck zu verleihen. Eine Neutralität, die bloß auf dem Papier steht, ist keine Neutralität; denn sie liefert sich dadurch wissentlich von vornherein stärkeren Gewalten aus, mehr noch, sie spielt ihr Land der Partei in die Hände, die zu Anfang eines Krieges die mächtigere zu sein scheint. Gewöhnlich ist es dann so, daß das papierneutrale Land, von dieser Partei ergriffen, mißbraucht wird. Belgien ist ein Musterbeispiel. Hätte Belgien wie die Schweiz den festen Willen gehabt, seine Neutralität um jeden Preis aufrecht zu erhalten, so würde es sein Heerwesen nicht in so sträflicher Weise vernachlässigt haben; gerade das aber ist der beste Beweis dafür, daß es sich als Schützling eines Großen fühlte. Und es durfte auf die Unterstützung dieses Großen bauen, weil Belgien der Brückenkopf Englands ist. Eine Hand wäscht da die andere. So gab also Belgien, indem es sich von England in ähnlicher Weise schieben ließ wie Serbien von Rußland, seine Neutralität längst vor dem Kriege zugunsten des Dreiverbandes preis.

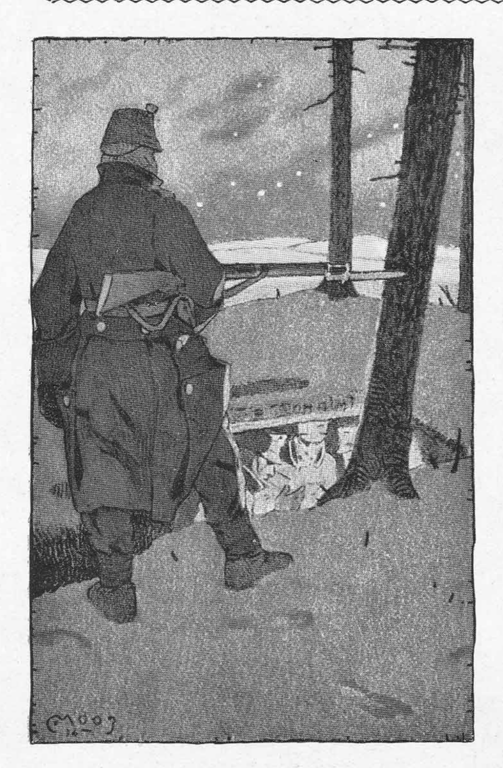
Wie anders liegen die Dinge in der Schweiz! In der denkbar ungünstigsten geographischen Lage, ohne Zugang zum offenen Meer, dafür ringsum eingeschlossen von Großmächten, hätte das Alpenland, das noch lange nicht so groß ist wie Bayern, Ursache genug, sich durch Bündnisse einen Rückhalt zu sichern. Nichts dergleichen. Ein wildumbrandetes Eiland, liegt es heute friedlich im sturmdurchwühlten Meer des Krieges, von niemand unterstützt. Die Schweiz weiß, daß sie mit dem Augenblick, wo sie ihre Neutralität aufgibt, die Gefahr heraufbeschwört, in jeden europäischen Waffenstrudel hineingerissen zu werden, sie weiß aber auch, daß auf die Urkunde vom 20. November 1815, durch welche ihr von Österreich, Frankreich, Großbritannien, Portugal, Preußen und Rußland die „immerwährende Neutralität und die Unverletzlichkeit ihres Gebietes“ zugesichert

wurden, kein Verlaß ist. Sie denkt mit Moltke: „Der eigene Widerstand ist die Hauptsache, denn die fremde Hilfe wird nur in dem Maße erfolgen, als das unmittelbare Interesse der Garanten (der Neutralität) dabei beteiligt ist.“ Sie verläßt sich lediglich auf die eigene Kraft, sie fühlt sich im Gegensatz zu Belgien nicht als Schützling einer Großmacht und erregt daher auch bei keiner den Verdacht, wie ihn Deutschland gegen Belgien hegen konnte und mußte. Zschokke sagt: „Die Selbständigkeit des Schweizerbundes ruht nicht fest auf Pergamentbriefen, sondern allein auf einem eisernen Grund, der da ist unser Schwert.“

Das Schweizer Schwert richtet seine Spitze gegen jeden, wer es auch sei, der das Land bedroht. Gewehr bei Fuß, halten die Eidgenossen treue Wacht an der Grenze. Die Freiheitsliebe des Schweizers ist noch dieselbe wie zu Tells Zeiten.

Immerhin, es genügt nicht, das Schwert aus der Scheide zu reißen, wenn Gefahr droht, das Schwert muß auch scharf und von einem starken Arm geführt sein. Da mag die Frage des Skeptikers berechtigt erscheinen: ob denn die Schweizer Miliz, die sich aus einer nicht größeren Einwohnerzahl, als Paris hat, rekrutieren muß, überhaupt in der Lage ist, einem Gegner die Stirn zu bieten, in einem modernen Krieg mitzusprechen. Und er wird seinem Pessimismus Recht geben müssen, wenn er die Schweizer Kriegsgeschichte von Anfang an bis in die Jahre durchblättert, wo das Land zum letztenmal den Tummelplatz für die Heere aus aller Herren Ländern hergeben mußte. (Aber an dieser Stelle, wie gleich bemerkt werden soll, darf man eben das Geschichtsbuch nicht zuklappen.)

Die alte Schweizergeschichte ist eng verknüpft mit dem Namen der Reisläuferei. Lange schon vor der Gründung des Bundes durch die Urkantone finden wir schweizerische Söldner in allen Heeren, ein Brauch, der sich, wenn auch nur der äußeren Form nach, als Tradition bis in unsere Zeit, nämlich in der päpstlichen Schweizergarde, erhalten hat. Der Begriff des bezahlten Berufssoldaten hatte eben durch die Jahrhunderte hindurch durchaus nichts Unehrenhaftes an sich, und noch heute wird ja in England die Werbetrommel gerührt, wobei man allerdings den gewichtigen Unterschied nicht außer acht lassen darf, daß „Tommy“ stets nur für sein eigenes Vaterland zu kämpfen braucht. Den alten Schweizern saß das Kriegshandwerk so tief in den Knochen wie die Liebe zur Scholle, sie tränkten deshalb die heimatlichen Triften wie das ferne Schlachtfeld von Marignano mit ihrem Blut. Ob es um Silberlinge ging, mit denen die großen Herren, die den besten Soldatenschlag der damaligen Zeit wohl zu schätzen wußten, nicht knauserten, ob um Heim und Herd, sie setzten ihre Ehre darein, dem Banner die Treue zu halten bis zum Tod. Dabei ist zu bemerken, daß die allgemeine Wehrpflicht von jeher die Grundlage des schweizerischen Wehrwesens bildete, und wenn man noch heute von dem eidgenössischen „Milizheer“ spricht, so ist diese Bezeichnung, wie wir später sehen werden, nicht ganz zutreffend, mindestens verbinden wir mit dem Namen im allgemeinen eine andere Vorstellung als das Wehrwesen der Schweiz. Bei der Gründung des Schweizerbundes im Jahre 1291 dachte man noch nicht an die Aufstellung einer für alle „Stände“ und „Orte“ gleich geltenden Heeresnorm, denn die Verpflichtung eines jeden Waffenfähigen zum Wehrdienst galt als Selbstverständlichkeit, aber schon hundert Jahre später, nach dem Sempacher Kriege, wurden einige gemeinsame Vorschriften aufgestellt, die sich insbesondere mit der Disziplin während



Schweizer Infanterieposten am Schützengraben.

des Kampfes, mit der Manneszucht auf dem Marsche befaßten, und es berührt uns angesichts der modernen Russengreuel in Ostpreußen eigenartig, wenn wir von den strengen Bestimmungen gegen Ausschreitungen der Truppen lesen. Auch das „Schwören und Trinken" zum Beispiel wurde in einer Verordnung von 1521 — also lange vor den Entsetzlichkeiten des dreißigjährigen Krieges — verboten.

Die Waffen der alten Eidgenossen hielten mit den Zeitläuften Schritt, nur ihre Lieblingswaffe, die Armbrust, behielten sie noch geraume Zeit nach der Erfindung des Pulvers und der Einführung der „großen Büchs", die im Jahre 1413 Bern von Nürnberg kaufte — an die zehn Zentner soll sie schwer gewesen sein — bei. Die erhabensten Erinnerungen des Schweizers knüpfen sich an die Namen Sempach, Grandson, Murten, Dornach usw., Schlachtorte, an denen fast immer die überlegene Taktik und Tapferkeit der an Zahl weit unterlegenen Eidgenossen den Sieg über verhältnismäßig große Heere davontrug. Nur leichtsinnige Führung war die Ursache für die einzige Katastrophe: Marignano.

Mit dem Ansehen der Eidgenossenschaft ging es aber rasch bergab, als ihre Macht zu schwinden anfing. Sie mußte schwinden, weil die Braven, die so unvergleichlich die Hellebarde geführt hatten, plötzlich fanden, auf Lorbeeren sei gut ruhen, und, überzeugt von ihrer Unüberwindlichkeit, die Dinge laufen ließen. Rasch wuchsen ihnen andere Kriegsvölker über den Kopf; sie, die bisher den Kern der Heere gebildet hatten, sahen sich gezwungen, bei Schweden und Preußen in die Lehre zu gehen. Wenn der furchtbare Sturm des dreißigjährigen Krieges über die Alpentäler dahinbrauste, ohne sie zu versehren, so war das kein Verdienst ihrer gewappneten Männer, sondern eine Gnade des Schicksals. Ihre Ohnmacht erkennend, versuchten sie wohl mit „Trüll" und Kriegsrat, den Geist der Zersetzung, der in das „Heer" eingedrungen war, zu bannen, aber Uneinigkeit der Orte brachte sogar das an sich gute, energische Gesetz der „Defensionale", in dem zum erstenmal als Hauptzweck der Armee der Schutz der Neutralität bezeichnet wurde, beinahe auf die Kippe. Glücklicherweise wurde es, nachdem es sich bei verschiedenen Grenzbesetzungen bewährt hatte, zu Beginn des 18. Jahrhunderts durch das „Schirmwerk" bestätigt, doch hielt es den Verfall nicht mehr auf. Eine neue Art Reisläuferei, das Abwandern von Offizieren und selbst Gemeinen nach dem Ausland, um dort militärische Kenntnisse zu erlernen; schwächliche Heereszucht, die durch die Einführung gewisser äußerlicher Ver-

besserungen, wie der Flinte und Uniform, nicht aufgewogen wurde; endlich der Mangel an kriegerischem Geist trieben das Land dem Unheil in die Arme. Napoleon ließ in einem Gespräch mit Berner Offizieren über das Schweizer Heer seiner Spottsucht die Zügel schießen, und er sollte in einem Maße Recht behalten, wie es die Klügsten des Landes, die Einsichtigsten nicht für möglich gehalten hätten. In den Schreckensjahren um die Wende des 18. Jahrhunderts gingen dem Volk über den Wert einer schlagbereiten, guten Armee furchtbar die Augen auf, ganz ähnlich wie den Sozialdemokraten der Schweiz von heute, die vor Ausbruch des gegenwärtigen Krieges über den „Schweizer Militarismus" kaum ärger gezetert hatten, als es die Feinde Deutschlands über den „preußischen" tun.

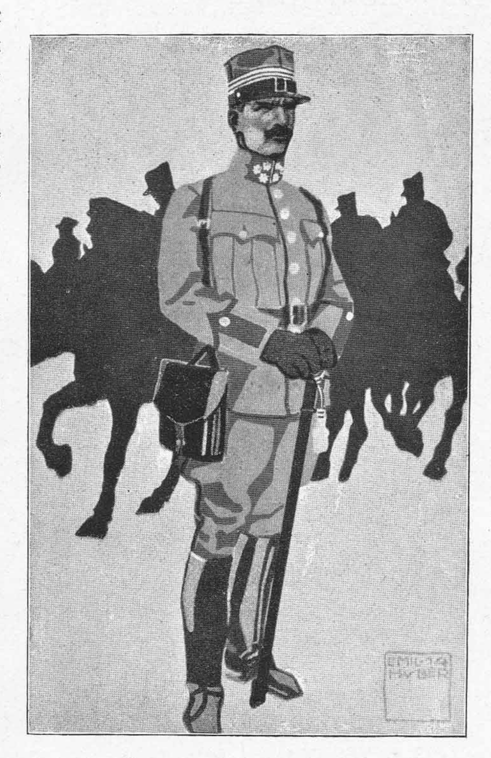
Von Frankreich kam das Elend über die Schweiz. „Welchen Grad es erreicht hat," meldete der französische Gesandte nach Paris, „davon macht man sich keinen Begriff." Wie eine Sintflut ergossen sich die fremden Heere über das kleine Land, dem kein Verteidiger erstand, preßten es bis aufs Blut. Viele Patrizier wurden als Geiseln — auch diesmal begannen ja die Franzosen wieder mit diesem löblichen Brauch! — verschleppt, „alle Kassen sind unser", erklärte Rapinat höhnisch, indem er die Siegel der helvetischen Regierung abreißen ließ, und ein Rouhière konnte mit Stolz melden: „Wir haben uns mehr als acht Monate selbst erhalten, die Kavallerie ist neu beritten, die ganze Armee ist genährt, gekleidet, besoldet, ohne daß es Frankreich einen Pfennig gekostet hätte!" Im Überfluß ist alles da, hätte er hinzufügen können, denn die überschüssigen Millionen wurden der Armee in Italien geschenkt. Wie müssen die Helden der großen Nation in dem wehrlosen Alpenländchen gehaust haben, wenn sogar das französische Direktorium einem seiner Werkzeuge „gemessen seine Härte verwies"!

„Und trotz alledem gibt es heute nicht wenige Schweizer, die ihren Sympathien für Frankreich in einer Deutschland beleidigenden Weise Ausdruck geben?"

Leider ja. Nur — sind das eben Schweizer dem Namen nach, teils Franzosen, teils Verhetzte.

Die überwältigende Mehrheit des Volkes hat Deutschland verstanden, fühlt und hofft mit ihm in seiner schwersten, aber auch größten Stunde.

Frankreich nahm der Schweiz in den vier Jahren ihrer tiefsten Ohnmacht nicht nur das Brot, sondern auch das Blut ihrer besten Söhne: ein Teil ihres Heeres wurde zu einer Polizeitruppe, der sogenannten helvetischen Legion, erniedrigt, der andere Teil ohne viele



Schweizer Kavallerieoberst in neuer Felduniform.

Skrupel in die französische Armee gesteckt. Große Schlachten wurden an den herrlichen Gestaden der Seen, so unter Massena am Zürcher See, geschlagen.

Merkwürdig, ein Bruderkrieg sollte es sein, der Zeugnis ablegte für die ungebrochenen Kräfte, kriegerischen Kräfte, die noch im Volke schlummerten: an die 180 000 Mann rückten im Sonderbundskrieg gegeneinander ins Feld. Die Mängel lagen jetzt eigentlich nur noch in der Organisation des Heeres, sie zeigten sich aber noch 1870, wo die Grenzbesetzung sich bei weitem nicht so glatt abwickelte wie im vergangenen August. Ob die Bourbaki-Armee, zum Übertritt auf Schweizer Gebiet gezwungen, freiwillig die Waffen abgelegt hätte, wenn sie noch auf der Höhe statt in einem so erbarmungswürdigen Zustand gewesen wäre, ist sehr zweifelhaft. Dieses Menetekel brachte den entscheidenden Umschwung, die Militärorganisation von 1874, den Übergang zum Bundesheer an Stelle der Kantonstruppen. Seither hat die Armee solche Verbesserungen erfahren, daß die oben gestellte Frage, ob sie in der Lage ist, einem Gegner die Stirn zu bieten, unbedingt bejaht werden kann.

Wie sagte doch der Kaiser bei seinem Besuch im Sommer 1912? „Die Schweiz ersetzt mir zwei Armeekorps!“ Übrigens, diese Kaisertage hat das Volk nicht vergessen. Daß er kam, nicht, wie ihn seine Feinde gern sehen wollen, wie ihn eine kindische Karikatur darstellt: säbelrasselnd, mit martialischem Schnurrbart und einer Menschenfresservisage, sondern in seiner schlichten Jägeruniform, die der schweizerischen nicht unähnlich ist, mit einem einfach entwaffnenden Lächeln und einem rührenden Interesse, kurz, wie ein lieber Besuch, das hat ihm zu seinen vielen alten neue Freunde gewonnen. Der „Feldherrnhügel“ im Manövergelände, wo er im Kreise hühnenhafter Offiziere, wahrhaft deutscher Recken, den Krieg im Frieden beobachtete, glich einem aufgestöberten Ameisenhaufen, so drängte sich Alt und Jung, „ihn“ zu sehen. Jede neue Anekdote (der tatsächlichen wie der gut erfundenen war kein Mangel) weckte einen stillen Jubel, und er wurde laut, wenn es hieß, „er“ habe diese oder jene Truppe mit seinem besonderen Lob ausgezeichnet. Ich glaube, es war nicht bloß ein Höflichkeitsurteil, das der Kaiser über das Schweizer Heer fällte, denn ich habe ihn gesehen, wie er in den Schützengräben kniete, um sich bei dem einfachsten Mann über dessen Verständnis von der Gefechtslage zu unterrichten, wie er ihn fragte nach Entfernung und Ziel. Er amüsierte sich köstlich, wenn ihn die einfachen Bauernsöhne, die ihn nicht erkannten, „Herr Hauptma“ anredeten, worauf er nicht selten zur Aufklärung der urwüchsigen, jedem Nichtschweizer unverständlichen Mundart einen Dolmetscher herbeizitieren mußte. Ein scharfes Auge hatte der Kaiser für den Nachschub, aber auch hinter der Front konnte er sich überzeugen, daß alles klappte.

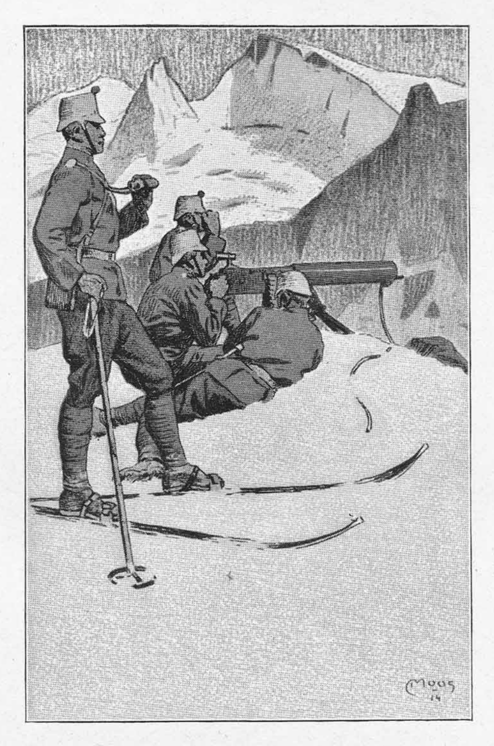
Am 1. August 1914 pochte der Krieg mit hammerhaften Fäusten an die Tore der Schweiz. Die politische Lage war noch ungeklärt, jede Stunde konnte den Einmarsch des Feindes bringen. Welchen Feind? Die Schweiz hatte keinen. Morgen konnte es jede der vier umliegenden Großmächte sein. Da gab es nur eines: den letzten Mann an die Grenze.

Und sie gingen, die Alten voran, beleibter Landsturm, um Bahnen und Brücken zu schützen. In musterhafter Ordnung vollzog sich der Aufmarsch der Feldarmee. Da war niemand, der dem Rufe des Vaterlandes nicht Folge geleistet hätte. Sie stiegen von den Bergen herunter, die wettergebräunten Sennen, sie ließen ihre Herde, die Hirten mit dem Singemund. Es leerten sich Amtsstuben und Geschäftsräume, die Hörsäle und Katheder verwaisten.

Sie war herrlich in ihrer Art, diese Mobilmachung, sie war ergreifend. Denn sie war deutsch.

Die unübertreffliche Organisation des deutschen Heeres hat Schule gemacht in der so oft über die Achsel angesehenen Miliz unseres kleinen Nachbarlandes. Und schon aus diesem Grunde ist sie für den Feind ein nicht zu unterschätzender Gegner. Was ihr an Kopfstärke fehlt, das ersetzt ihr zum Teil der Gebirgscharakter des Landes. Einzelne Engpässe, die ein Einfalls- und Durchmarschheer nicht umgehen kann, lassen sich mit ein paar Maschinengewehren bestreichen. Gewisse Truppenteile sind natürlich besonders für den Gebirgskrieg geschult. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Schweiz in dem Verteidigungskrieg — um einen anderen kann es sich kraft ihrer selbstgewollten politischen Bestimmung nie handeln — bis zum äußersten kämpfen würden. Ein französisches Heer, das soll hier gesagt werden, weil darüber in Deutschland noch immer mancherlei Anschauungen herrschen, würde sich, wenn es den berühmten Vorstoß nach Süddeutschland mit einem Marsch durch die Schweiz versuchen wollte, an der wackeren Grenzwacht der Eidgenossen mehr als einen Zahn ausbeißen. Sie ersetzt dem deutschen Heer in der Tat mindestens zwei Armeekorps. Vergessen wir das nicht bei der Beurteilung all der mehr oder minder harmlosen Dinge, die in dieser Zeit über die Schweiz im Umlauf sind.

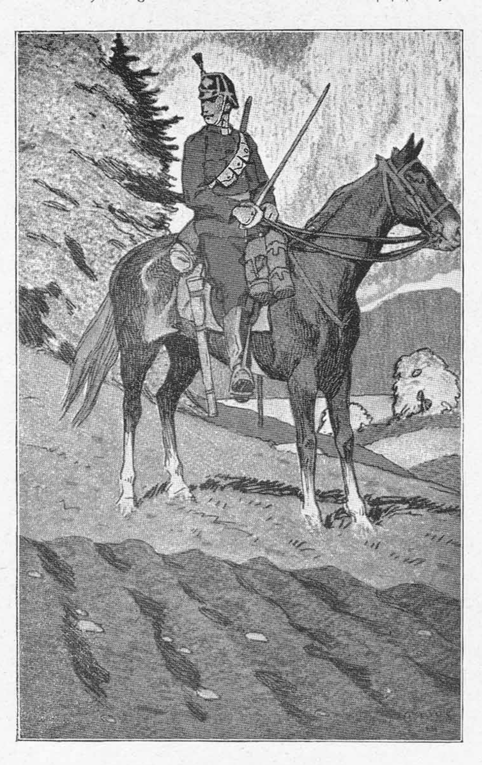
Die Grenzbesetzung des Jahres 1914 rief zum erstenmal in der Geschichte der Eidgenossenschaft ihr gesamtes Heer unter die Waffen. Die schwerfällige Gliederung der Armee, wie sie bis zur großen Militärorganisation von 1874, die, wie gesagt, das Bundesheer schuf, bestand, ist vor allem daran schuld gewesen, daß 1870 die aufgebotenen Divisionen nur zum Teil wirklich ausrückten. Der Weltkrieg aber sah den Aufmarsch



Mitrailleure der Schweizer Gebirgsinfanterie.

einer an Disziplin und Funktion den stehenden Heeren ebenbürtigen Miliz. Miliz? Die Etikette ist geblieben, während der Inhalt sich längst gründlich verändert hat. Denn der Grundsatz der Schweizer Landesverteidigung lautet: Jeder Schweizer ist wehrpflichtig. Also genau wie bei uns. Ja, die Bestimmungen in der Alpenrepublik sind sogar noch bei weitem schärfer. Zum Beispiel hat jeder Schweizer Bürger im In- oder Ausland, der aus irgendeinem Grunde den Militärdienst nicht leistet (Untauglichkeit), eine Militärsteuer zu entrichten. Dasselbe gilt für die in der Schweiz lebenden Ausländer, sofern sie nicht, wie die Deutschen, infolge eines besonderen Staatsvertrages davon befreit sind. In Deutschland trägt man sich ja seit einiger Zeit ernstlich mit dem Gedanken an eine ähnliche Wehrsteuer. Ferner ist der Schweizer Wehrmann

verpflichtet, seine Bewaffnung, die er mit nach Hause tragen darf, auch außer Dienstes sorgfältig zu unterhalten; er muß auch im Bürgerrock jedes Jahr seiner Schießpflicht genügen, d. h. eine militärisch kontrollierte, befriedigende Schußleistung aufweisen (gewöhnlich im Schoße eines Schützenvereins), widrigenfalls ihm in einem obligatorischen Wiederholungskurs Gelegenheit gegeben wird, seine Mängel abzuschaffen. Während in Belgien nur ein Sohn aus jeder Familie ausgehoben wird und selbst dieser sich, wenn er „klingende“ Beziehungen hat, vom Dienst drücken kann, während in Spanien die üble Sitte des Loskaufens ohne weiteres gang und gäbe ist und selbst in Frankreich ein „gradé“ seinen Grad an den Nagel hängen kann, um seine Zeit als einfacher Soldat abzudienen, nimmt man es in der Schweiz mit der Militärdienstpflicht sehr genau: sie beginnt mit dem Jahre, in dem das 20., sie endigt mit dem Jahre, in dem das 48., bei Offizieren das 52. Altersjahr zurückgelegt wird. Für die Auslöhnung der Truppen muß sich der Staat bei weitem höhere Opfer auferlegen als jeder seiner großen Nachbarn. Es erhält nämlich der simpelste Soldat im Tag 80 Rappen = 64 Pfennige, ein Gefreiter nach unserem Geld schon 80 Pfennig bis eine Mark, ein Unteroffizier 1,20 bis 2,40 Mk. Allerdings — und damit kommen wir zu dem klaffenden Unterschied zwischen deutschem und schweizerischem Heer — gelten diese Ziffern bloß für eine ungleich kürzere Dienstzeit des Schweizer Soldaten.



Schweizer Kavallerist auf Grenzwache.

Die Schweiz darf verfassungsrechtlich kein stehendes Heer unterhalten, sie kennt also auch den Berufssoldaten, den Berufsoffizier nicht. Sie bildet ihre wehrfähige Mannschaft nur aus, ohne sie länger als nötig unter den Waffen zu behalten, sie bietet Truppen nur zu bestimmten Zwecken auf. In diesem Sinne also verfügt sie tatsächlich nur über eine Miliz. Während in den Staaten mit stehendem Heer andauernd eine erhebliche Anzahl Truppen unter den Waffen steht, trägt die Schweiz sozusagen andauernd den Bürgerrock, um ihn nur zeitweilig, zwecks Übungen, mit dem bunten oder jetzt feldgrünen zu vertauschen. Während der Deutsche zwei oder drei Jahre lang ununterbrochen der Fahne unterstellt ist, dient der Schweizer seine Zeit in bestimmten Abschnitten ab. Es unterbricht einer seinen Alltagsberuf nicht, wenn er den Offizierssäbel aus dem Schrank holt; er nimmt nur Urlaub, um seinen militärischen Verpflichtungen, den nicht langen Übungen, nachzukommen. Dem oberflächlichsten Ladenreisenden aus unserem geliebten Sachsenland ist auf seiner Schweizer Reise schon der biedere Zivilist mit dem ernstlichen Ordonnanzgewehr aufgefallen, und er hat ihn wohl

gefragt, ob man in den Schweizer Schützenvereinen denn mit „wirklichen“ Militärwaffen schieße. Der Gefragte fuhr aber zu seinem Truppenteil. Der Schweizer ist immer Soldat und immer in seinem Beruf.

Überzählige gibt es bei der Aushebung der Stellungspflichtigen nicht, jeder Taugliche muß den vorschriftsmäßigen Dienst leisten, jeder nach der gleichen Regel, wie es dem demokratischen Prinzip entspricht. Der „Einjährige“ wäre also auch dann nicht möglich, wenn es überhaupt eine so lange ununterbrochene Dienstzeit gäbe. Ebenso vergeblich würde man nach den sogenannten Strafregimentern suchen, wie sie besonders Frankreich aus Leuten mit einem moralischen Defekt (Unwürdigen, Sträflingen, „schweren Jungen“ usw.) rekrutiert, denn „der Wehrdienst ist ein Ehrendienst“. In sozialer Hinsicht tut der Bund sein Möglichstes für die Militärpersonen, indem er sie gegen die wirtschaftlichen Folgen von Krankheiten und Unfällen versichert, Pensionen aussetzt und Entschädigungen leistet.

Die Schweizer Armee, wie sie uns heute entgegentritt, setzt sich aus drei Heeresklassen zusammen: dem Auszug, der mit einigen Abänderungen aus den Wehrmännern vom 20. bis zum zurückgelegten 32. Altersjahr gebildet wird, der Landwehr (33. bis 44. Altersjahr) und dem Landsturm vom 41. bis zum 48., Offiziere bis zum 52. Altersjahr. Im Kriegsfall kann die Landwehr zum Ersatz im Auszuge, der Landsturm zum Ersatz in der Landwehr herangezogen werden.

Bei der Einteilung des Heeres nach seinen Elementen, bei der Organisation im großen wie im kleinen, hat die Schweiz den Grund auf gute Traditionen gelegt, für den Ausbau aber Vorbilder der großen Nachbarreiche und die Erfahrungen aus den Kriegen in aller Welt herangezogen. Naturgemäß



Säumertrupp auf dem Marsch im Hochgebirge.

verdankt sie einem solchen bewundernswerten Organismus, wie ihn das deutsche Heer darstellt, den stärksten Impuls. Der zurzeit populärste Mann der Schweiz, General Wille, verleugnet die preußische Schule nicht, die es als eine ihrer wichtigsten Aufgaben ansieht, den Finger offen auf wunde Stellen zu legen. Wille stand in den schon erwähnten Manövern zur Seite des Kaisers, wie er auch dessen Gast auf deutschem Gelände gewesen ist. Seine Wahl zum General anläßlich der Mobilisation begegnete einer starken Opposition seitens der dem „deutschen Militarismus“ nicht recht grünen, der französischen Uniform hingegen wohlgewogenen Parteien. Heute erkennt jeder einsichtige Schweizer, wie trefflich die Wahl war in einer Zeit, wo nur die größere Tüchtigkeit, nicht die Vorliebe den Ausschlag gibt.



Auf Hochwacht an der französischen Grenze.

Auf die verschiedenen Truppengattungen einzugehen, würde zu weit führen. Sie sind durchweg auf der Höhe der Zeit, wenn auch etwa die eine zugunsten der anderen benachteiligt scheint. Oberst Egli, auf dessen Standardwerk über die Schweizer Heereskunde ich mich stütze, weist mit Recht auf die durch den schwierigen Gebirgscharakter nicht ganz entschuldbaren Mängel im Eisenbahnwesen hin. Wenn Königgrätz der deutsche Schulmeister, so hat den Weltkrieg der deutsche Eisenbahner — fühlt man sich angesichts des gewaltigen Zweifrontenkrieges versucht, a priori zu sagen — gewonnen. Das sollte in der Schweiz, deren Hauptadern, die wenigen durchlaufenden Schienenstränge, durch ein paar Sprengungen, ja bei komplizierten Tunnelstellen durch eine Fliegerbombe im entscheidenden Augenblick zerschnitten werden können, zu denken geben.

Die Infanterie, auf der als Königin der Waffen hier wie anderswo das Schwergewicht liegt, ist in Kompagnien von je zweihundert Gewehren zu vier Zügen eingeteilt; dem Bataillon steht manchmal in der Bedeutung der Rang eines deutschen Regimentes zu: einheitliche Rekrutierung und Zusammensetzung. In der Regel vier, andernfalls drei bis sechs Kompagnien ergeben ein Bataillon, zwei bis drei Bataillone ein Regiment, zwei bis drei Regimenter eine Brigade. Bei der Kavallerie sind die Maschinengewehrabteilungen (Mitrailleurkompagnien) bemerkenswert, nicht minder die für den Gebirgsdienst bestimmten bei der Artillerie. Auf ihrem Rücken tragen die Saumtiere mit nimmer fehlendem Schritt aber auch zerlegte Geschütze über die höchsten Alpenpässe.

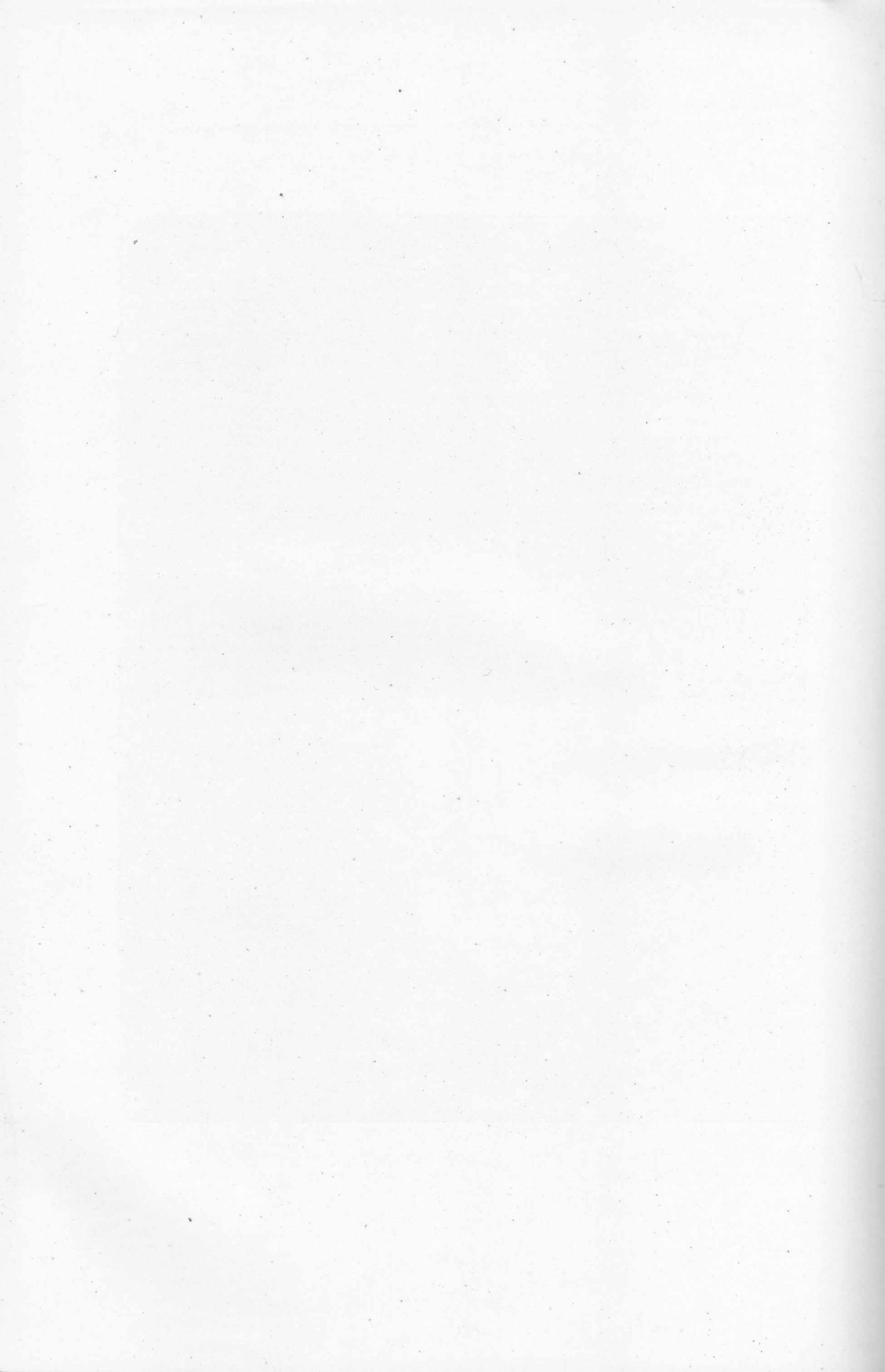
Wer pedantisch sein will, kann das Gesetz, das ein stehendes Heer verbietet, mit den natürlich immer vorhandenen Besatzungstruppen auf den Befestigungen des St. Gotthard und von St. Maurice für durchlöchert erklären.

Feldtelegraph und Feldpost fehlen selbstverständlich nicht.

Dem vollzähligen Heer wird heute nicht mehr der kräftige, für Schweizer Verhältnisse jedoch ungefüge Rahmen eines Armeekorpsverbandes gegeben, sondern eine Gliederung in sechs selbständige Divisionen, von denen der ersten, dritten, fünften und sechsten eine Gebirgsbrigade beigegeben ist. Nach ihrem Bestand ergeben sie: 17—19 Infanterie-Bataillone, 1 Radfahrerkompagnie, 3 Mitrailleurkompagnien, zwei Schwadronen, 12 Feldbatterien, 2 Haubitzbatterien, 2—3 Gebirgsbatterien, acht Park-Kompagnien, 4—5 Saumkolonnen, 4 Sappeurkompagnien, 1 Telegraphenpionierkompagnie, 6 Sanitätskompagnien und 2 Verpflegungskompagnien. Die durchschnittliche Kriegsstärke einer Division beträgt 24 000 Mann mit



Gustav Kampmann: Ernte



6000 Pferden, die jüngste Kriegsmobilisation soll allerdings 300 000 bis 400 000 Mann auf die Beine gebracht haben. Daß die Verwundetenpflege gut ausgebildet ist, versteht sich im Geburtsland des Roten Kreuzes von selbst.

An der Spitze der Truppen steht im Kriegsfalle der General. Der „Höchstkommandierende der Schweizer Armee", der sich vor nicht sehr langer Zeit anläßlich der Meuterei einiger Kompagnien im deutschen Blätterwald herumtummelte, war bloß eine schöne Pose, mit der jene Journalisten, die wie die Jugend schnell fertig sind mit dem Wort, liebäugelte. Sie ist nämlich im Frieden unmöglich. Erst der Krieg haucht ihr Leben ein. Nur in bedrohlichen Lagen gibt es einen Höchstkommandierenden der Schweizer Armee. Eben den von der Bundesversammlung erwählten Feldherrn, den General, auf den dann gewichtige Machtmittel aus der Hand des Bundesrates übergehen. Ihm zur Seite steht, ebenfalls aus der Wahl hervorgehend, der Generalstabschef. Mit dem Namen Wille ist, um mit Hindenburg-Ludendorff zu reden, der seines getreuen Mitarbeiters v. Sprecher eng verknüpft. Gemäß der oben erklärten Heeresgliederung kann es Armeekorps- und Armeekommandanten nicht geben; die Stabsoffiziere bekleiden den Rang eines Oberstkorpskommandanten, Oberstdivisionärs, Obersten, Oberstleutnants oder Majors. Dem Hauptmann untergeordnet ist die Gruppe der Subalternoffiziere: Leutnant und Oberleutnant. Bei den Unteroffizieren unterscheidet man Adjutantenunteroffiziere, Feldweibel, Fouriere, Wachtmeister und Korporale.

Da jedem Wehrmann die Offizierslaufbahn offensteht, so trägt in der Tat der letzte Soldat den Marschallstab im Tornister.

Es war gleich zu Anfang des Krieges, als das weite Gewissen des unsagbaren Pariser „Matin" eine gar erschreckliche Zeichnung fertig brachte: zur „Aufklärung" der armen Neutralen sah man da auf der schönsten Stelle des Revolverblattes ein fürchterliches Mordinstrument, ein deutsches Bajonett mit ausgezackter Schneide, und darunter las der erblassende Leser: „Damit rüstet Guillaume seine Soldaten aus!" Leider fiel diese Stinkgranate als Blindgänger ins Schweizerhaus. Seine Insassen, die man solcher Art zu der Kultur der ,,Grande Nation" bekehren wollte — und will, sahen nämlich unterm Fenster die eigenen braven Soldaten mit diesen gräßlichen Aschantisägen auf dem Gewehr vorbeimarschieren — es waren Faschinenmesser, wie sie Pioniere und Train in jeder Armee gebrauchen. Als Bajonett führt der Schweizer wie unsere Soldaten das Seitengewehr, außerdem aber auch wie der Franzose ein vierkantiges, langes Stichbajonett. Vom Gewehr sind die vier Modelle: Repetiergewehr 89/96 (mit Kappengeschoß zylindrisch-ogivaler Form), kurzes Gewehr 89/00 (dieselbe Patrone), Gewehr 96/11 und kurzes Gewehr 00/11 (beide mit Hartblei-Stahlmantelgeschoß in Spindelform) in Gebrauch. Die Feldartillerie gab dem französischen 7,5-Zentimeter-Kaliber den Vorzug, doch wurden die Geschütze von Krupp geliefert. Bei den Haubitzen ist das Kaliber mit 12 cm gröber als das deutscherseits gebräuchlichste von 10,5 cm. Neue Rohrrücklaufkanonen werden eingeführt.

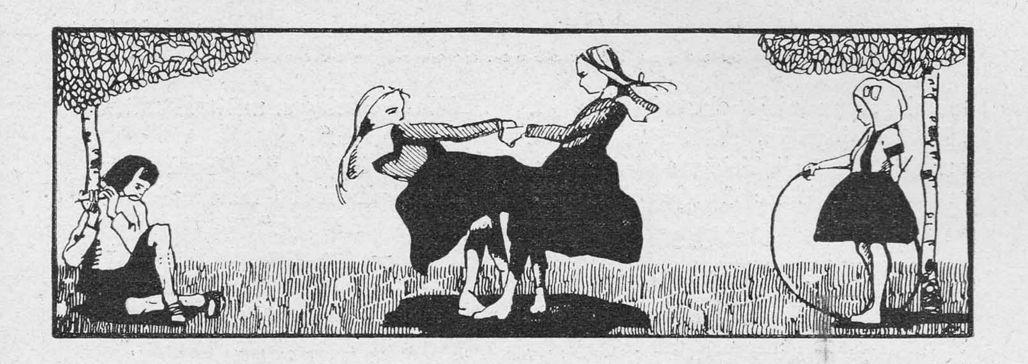
Hat der Soldat seine Dienstpflicht erfüllt, so braucht er seine Ausrüstung nicht zurückzugeben, sie geht in sein persönliches Eigentum über. Daher kommt es, daß man in jedem Schweizerhaus ein Militärgewehr findet, häufig in idealer Konkurrenz mit der unvermeidlichen Armbrust des gipsernen Tell. Die Gewöhnung des Schweizers an die Schußwaffe von Kindesbeinen an bringt es mit sich, daß, anders als man erwarten sollte, trotzdem nur selten ein „Vetterli"

oder eine moderne Repetierbüchse zur Unzeit losgeht. Dagegen wird jeder Sonntag in Grund und Boden geknallt, und den Fremden gelüstet's, auch noch diese „unsinnige Schießerei" der berüchtigten Festseuche auf den Buckel zu werfen. Weit gefehlt! Dieser unsinnigen Schießerei ist es zu verdanken, wenn die Schweizer Schützen die besten der Welt sind. Eine deutsche Mutter gerät in tausend Ängste, wenn ihr Junge bloß mit hungrigen Augen ein Luftgewehr betrachtet, in der Schweiz geht der Dreikäsehoch, den „Bellum gallicum" in der einen, das Militärgewehr in der andern Hand, zur Schule. Die scheinbar moderne Bewegung der Pfadfinder, Wehrkraftvereine usw. hatte schon längst ihre Vorläufer in dem Kadettenwesen der Schweizer Jugend. Alljährlich ziehen die Eltern klassischen Stolzes voll zur Allmend hinaus, wo die Söhne beim festlichen „Knabenschießen" sich zum erstenmal, unter militärischer Anleitung, auf den Scheiben der Männer messen. Den Finger krümme beizeiten, wer den Abzug des Gewehrs einst zur Verteidigung des Vaterlandes lösen will! Tritt der Blutернst eines Tages an ein solches Volk heran, so kann es ihm mit der gelassenen Entschlossenheit, die das Bewußtsein verleiht, nichts versäumt zu haben, ins Gesicht schauen.

Das Recht, über Krieg und Frieden zu entscheiden, steht in der Schweiz ausschließlich der Bundesversammlung zu, und in ihrer Hand liegt die Verfügung über das Heer. In ihrer Entschließung kann sie sich auf den zweiten Artikel der Bundesverfassung stützen, der das Heer „bestimmt zur Behauptung der Unabhängigkeit des Vaterlandes".

Sie zu behaupten, ist es in den ersten Augusttagen ausgezogen an die Grenze. Nach sieben Monaten, als die Gefahr eines kriegerischen Einfalls wenn nicht geschwunden, so doch erheblich gemindert schien, wurden einige Divisionen entlassen. Mit klingendem Spiel sind sie in ihre heimatlichen Gaue zurückgekehrt. Und wenn noch im Sommer des vorigen Jahres nicht alles so war, wie es hätte sein sollen, dieser Grenzdienst, die stete Bereitschaft, mit dem Leben fürs Vaterland einzutreten, hat der Miliz die Ecken abgeschliffen, als unblutige Ernte die Vorzüge eines stehenden Heeres eingetragen. Einen Stechschritt können wir von den wackeren Älplern nicht verlangen — er würde ihnen auch gar nicht stehen. Aber uns verlassen auf ihre treue Wacht, das dürfen wir. Dürfen es im Vertrauen auf die aufrechte Gesinnung ihrer Regierung, im Vertrauen auf die Worte, die unser Kaiser und schon vor fünf Jahren der Generalstabschef unserer Verbündeten, Conrad von Hötzendorf, für ihre militärische Tüchtigkeit fand:

„Von wärmster Vaterlandsliebe getragener, angeborener soldatischer Sinn jedes Einzelnen, große physische und intellektuelle Veranlagung für den militärischen Dienst, als Folge davon reges Interesse an letzterem, willige Disziplin und freudige Ausdauer bei jedweden Leistungen; weise Förderung dieser Anlagen durch staatliche Institutionen, welche den Wehrmann schon von Jugend auf militärisch erziehen; berufsfreudiges, mit größtem Eifer an seiner militärischen Ausbildung arbeitendes Offizierkorps, zielbewußte militärische Leitung, stetes Verfolgen aller militärischen Neuerungen und Nutzbarmachung derselben für das eigene Heerwesen bei munifizenter Gewährung der finanziellen Mittel. Es ist erklärlich, daß bei solchen Vorbedingungen — aber auch nur bei solchen — mit dem Milizsystem so vorzügliche Erfolge erzielt werden, wie dies in der Schweiz der Fall ist."



Eine Stunde Regen.

Von Josefa Metz.



Eine Stunde Regen hat nichts zu bedeuten. Was ist sie? Eine kleine Unterbrechung sommerlicher Sonnentage. Eine Ruhepause, ein Aufatmen, ein.... alles sehr angenehme Sachen für Erwachsene, aber für Kinder!

Fritz steht im Nachthemdchen am Fenster und sieht sich das Wetter an. Er sagt: „Pfui, Suppe!“

Hans und Lisbet wissen, was „Suppe“ bedeutet, sie steigen auch aus den Betten. Fräulein ist nicht da; das Fräulein besucht ihre Mama. Komisch! Fräuleins sind schon so groß, daß sie gar keine Mamas mehr nötig hätten. Aber Fräulein hat eine und ist bei ihr, um sich von Fritz, Hans und Lisbet ein bißchen zu erholen. Das ist wieder sehr komisch, denn man ist doch nicht „Masern“ oder „Stickhusten“, daß man sich von einem erholen zu braucht. Aber Fräulein hat es gesagt, und man muß ihr glauben. Anna aber, die sich sonst nie um Fritz, Hans und Lisbet bekümmert, sondern höchstens sagt: „Was Ihr aber fein seid! Wie die Prinzen!“ oder: „Ihr müßt nicht immer „Buh“ in meine Kammer reinschreien, ich bin so schrecklich!“ (womit sie wahrscheinlich schreckhaft meint) — Anna, Fräuleins Stellvertreterin, befindet sich in der Küche. So stehen drei Hemdenmätze am Fenster und sehen mißvergnügt in den Regen. Hans, der Optimist, sagt: „Dann lassen wir einfach Schiffchen schwimmen.“ Lisbet bemerkt dazu: „Lauter Peters!“ womit Torpedos gemeint sind. „Quatsch!“ äußert Fritz, der Blasierte, „ich rauche!“

Diesem Vorschlag stimmen auch die andern bei. Aber da erscheint Anna, stemmt die Arme ein und ruft: „Seid Ihr mich wieder derdurchjegangen?“ Und dann wirft sie alle drei wie die jungen Hunde in ihre Betten zurück, um sie einzeln wieder herauszunehmen, zu waschen und anzuziehen.

Das ist nicht so einfach, wie es hingeschrieben wird. Erstens liegen sämtliche Söckchen durcheinander, und da sie gleichfarbig sind, nimmt das Sortieren einige Zeit in Anspruch.

Dann meint Fritz im Hinblick auf den Regen, daß heute nicht gewaschen zu werden brauche, und muß erst davon überzeugt werden, daß Regen wohl Hausdächer und Plankenzäune, aber keine Ohren und Hälse reinzuwaschen vermag.

Hans findet, daß die englischen herrenmäßig gemachten Anzüge besser zur Beschäftigung des Rauchens passen und deshalb heute angelegt werden müssen,

womit Anna nicht einverstanden ist. „A was,“ sagt sie, „Matrosen rauchen auch!“ Und mit diesem einfachen Argument setzt sie die täglichen Matrosenanzüge durch.

Lisbet ist ganz brav, läßt sich waschen und anziehen und wird als Muster aufgestellt. Aber gleich danach bemerkt Anna an ihren herabrutschenden Zöpfen, daß ihr Lisbet alle Haarnadeln still und friedlich herausgezogen und zum Fenster hinausgeworfen hat.

Am Frühstückstisch beginnt Hans ein fröhliches Lied zu singen: „Mit dem Pfeil geboren...“ Daß er Schiller dadurch korrigiert, nimmt ihm niemand übel, auch nicht, wenn er fortfährt: „Durch un bis ins Tal kommt der Schütz gepflogen, frühü im Morgenstall.“ Bei diesem letzten Wort schürzt Fritz allerdings verächtlich die Lippen: „Morgenstall!“ Aber besser machen kann er es nicht. Er ist eben der echte Kritiker.

Lisbet sagt entschieden: „Wenn es regnet, is es naß.“ Und damit sagt sie dasselbe, was viele Millionen ihrer Mitmenschen täglich sagen, nur daß sie es meistens etwas mehr ausschmücken.

Nach dem Frühstück geht's in die Küche, denn dort ist das Rauchzeug. Es besteht weder in Zigarren, Zigaretten, Zigarillos noch in Pfeife, Tschibuk oder Nargileh, sondern aus den steifen Röhren der Makkaroni. Die Köchin spendiert drei, und die Raucher ziehen sich ins Kinderzimmer zurück. Sie sitzen ernsthaft in den Korbsesselchen und fröhnen ihrer Leidenschaft. „Übles Kraut!“ bemerkt der Blasierte. „Meins schmeckt sehr gut,“ sagt der Optimist. Die kleine Lisbet sagt wieder garnichts, denn sie hat den Mund voller Makkaroni.

„Alle!“ äußert sie nach einer Weile und klopft sich den Magen. Auch die Herren verzehren jetzt ihr Rauchzeug. Dann kommt der tote Punkt. „Furchbar langstielig, wenn Papa nich da is!“

„Un Mama auch.“

„Aber sie bringen uns was mit.“

„Schokolade.“

„Un für 5 Pfg. Zieh-Bonbons.“

„Was du denkst! Eltern kaufen immer mehr als für 5 Pfg.“

„Jaa. — Un Krotant-Stangen.“

„Krokant! Der Mensch kann noch nich mal richtig deutsch sprechen!“

„Krotant is aber viel schöner.“

„...Was wollen wir nu?“

„Leute nachmachen.“

„Ei ja fein! Ich bin Hahneberg!“

„Nee, ich!“

„Du kannst lange nich so schön husten wie ich!“ —

Ein Hustenwettkampf. Anna stürzt herein. „Was is? Habt Ihr mich wieder von neuem Stickhusten gekriegt?“

„Is Hahneberg,“ erklärt Lisbet lakonisch, auf die Brüder zeigend. „Das is recht, macht man bloß arme alte Leute nach! Ihr wißt noch garnich, ob Ihr nich auch so alt werdet.“ — Dann zieht sich Anna wieder zurück. Sie interessiert sich mehr für jüngere Leute als Hahneberg und will die Abwesenheit der Herrschaft gut benutzen. In der Küche aber steht Heinrich, der Milchmann, und redet gebildet. Er ist ein „schierer“ Mensch, wie Anna sagt und was sich mit appetitlich deckt. Eben sagt er zur Köchin: „Un denn, wissen Se, Fräulein, was das Schöne is beis Milletär, das is der Verkehr mit die Herren Vorgesetzten, was die meisten ja manichmal garnich mögen. Aber was ich bin, ich finde den Umgang sehr erregend (womit er gewiß anregend meint). Un wenn ich nich von meinem Vater her die Milch hätte, dann hätte ich woll mögen beis Milletär bleiben. Schon wejen die Zivilversorjung.“ — Mit Annas Rückkehr bricht die gebildete Unterhaltung mit der älteren Köchin ab, und der Milchmann beginnt wieder neckisch zu werden.

Die Kinder haben inzwischen den Wettkampf um die Hustenpalme fort-

gesetzt und Lisbet hat zugunsten Fritzens entschieden. Er darf Hahneberg darstellen und tut es, indem er lahm gehend und furchtbar hustend vor sich hinspricht: „Das hat mich auch keiner an mein Wiege gesungen, daß ich ein Bettelmann werden täte. Aber die Bettelmänners kommen grade so gut in'n Himmel wie die Doktors und die Amtsrichters, un was se sonst alle sind. Un darum können Sie mich man ein büschen Brot geben. Un wenn'er Butter auf is, dann soll mich das woll auch egal sein."

Dann geht er auf Lisbet zu und hustet sie an: „Herr Antsrichter hat neulich so 'nen schönen Paletot anjehabt, aber er war schon 'nen bisken schlecht, können Sie mich den nich schenken, Frau Amtsrichter? Ich will auch woll ein gutes Wort bei unsern Herrgott in'n Himmel für Ihnen einlegen." — —

Dieses Anliegen hatte Hahneberg vor einiger Zeit an die Frau des Hauses gestellt. Lisbet erwiderte mit ihrem Piepstimmchen, wohl nicht ganz wortgetreu: „Mein Mann sein Paletot und den muß er selber noch tragen, aber einen ganzen schlechten, den will ich Ihnen woll schenken, der is noch sehr gut." Worauf Hans im Ton seines Vaters hinzufügt: „Un Sie haben ja schon mal in'n Kittchen gesessen, weil Sie was geklaut haben. Aber ich bin nich so, ich gebe Ihnen meinen schlechten Paletot sehr gern. Aber klauen, das müssen Sie nich wieder tun, weil ich der Amtsrichter bin und Sie dann wieder ins Kittchen stecke. Haben Sie mich woll verstanden, Hahneberg?"

Hahneberg hustet bejahend, bekommt von Lisbet das Staubtuch über den Arm gehängt und hinkt dankend ab.

Aber damit ist auch die Lust an mimischen Darstellungen schon erschöpft.

„Was nu?"

„Puppendoktor," schlägt Lisbet vor.

„Quatsch! Was denkste?! Meinste vielleicht, ich wollt' deiner ollen Lilli den Puls fühlen, wo sie keinen einzigen Arm mehr hat? Oder vielleicht dem dösigen Charakterbengel seine schiefen Beine grade machen, wo sie überhaupt schon durchgebrochen sind?"

Hans vermittelt: „Aber wir könnten Hinrichtung spielen. Du hältst, un ich hau die Köpfe ab. Lisbet is der Präsendent und liest vor, daß sie totgemacht werden sollen."

„Präsendent!" höhnt der Blasierte.

„Ich lasse meine Kinder nich die Köpfe abhauen," entscheidet der Präsident.

„Ich weiß was!"

„Was?"

„Wir verstecken uns, un wenn denn Anna kommt, denn denkt sie, wir wären verloren gegangen, un wenn se denn heult, schreien wir: Buh!"

„Uh jaa!" —

Tiefstes Bedauern darüber, daß man nicht so winzig ist, um in der Tischschublade verschwinden zu können oder sich im Staubtuchkörbchen zu verbergen.

Man muß sich damit begnügen, alles Spielzeug aus dem untersten Fach zu werfen und sich dafür hinein zu legen, sich zwischen Wand und Bücherschrank zu klemmen oder sich in einen Vorhang zu wickeln. —

Anderthalbminutenlanges Schweigen.

Die Uhr tickt laut.

Dann ein Seufzerchen.

Ein kräftigerer Seufzer.

Ein männliches Räuspern.

„Hier piekt was!"

„Denkste vielleicht, es wär' schöner, wenn einem 'ne Signallaterne von'n Bahnhof an die Beine kratzt?"

„Na, un ich vielleicht?! Mir kommt der olle Gardinenhaken in'n Magen." —

Es bleibt unentschieden, was peinlicher ist. Jedenfalls finden sich die Gefolterten sehr schnell zusammen. Sie stehen wieder alle drei am Fenster und bestätigen, daß es immer noch regnet.

„Wie macht das der liebe Gott, wenn es regnet?"

„Er sagt einfach: Es soll regnen. — Fertig!"

„Nee, er sagt zu den Engeln: Macht mal den Krahn von der Wasserleitung auf."

„Denkste vielleicht, so'ne langen Fisematenten macht der liebe Gott? Er sagt einfach: Heute Regen. — Fertig." —

„Was nu?"

Alle stehen um das aus dem Fach geworfene Spielzeug herum, und es bewegt sie alle drei der Gedanke: man müßte es wieder einräumen, aber keiner rührt den Finger.

Tiefsinnig bemerkt Hans:

„Jetz is draußen der ganze Sand naß."

Pause . . . .

„Un Willichen."

„Dein Charakterbengel?"

„Du sollst nich immer Bengel sagen! Du bist selbst ein Bengel."

„Dann is der Barren auch naß."

„Ja, un die Schaukel."

Pause. . . . . .

„Aber im Gartenhaus, da is's trocken."

„Was sollen wir da?"

„Drin sitzen."

„Un was weiter?"

„Bloß so."

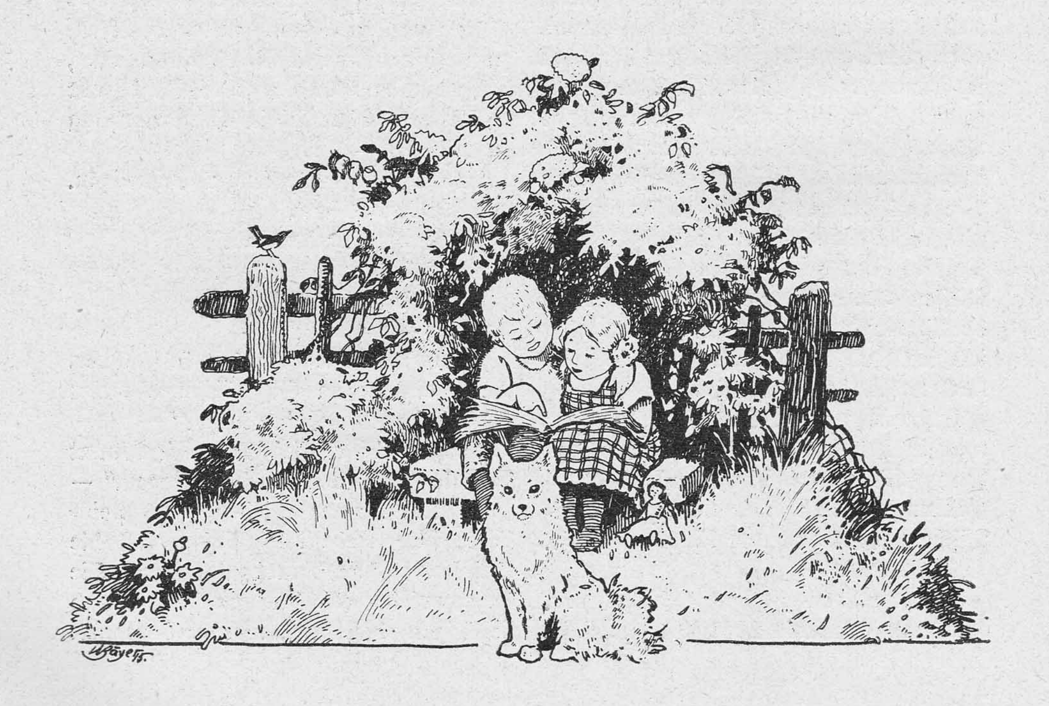
„Mensch, du bist verdreht!"

Pause. . . . . .

Es kommt etwas durchs Zimmer geschlichen. Ohne daß die Tür sich geöffnet hat, ohne daß das Fenster aufgegangen ist, kommt etwas durchs Zimmer geschlichen: ein ganz kleiner, bescheidener, blasser Sonnenstrahl. Aber die Kinder haben ihn gleich bemerkt.

„Sonne! Die Sonne!"

Sie sehen nicht erst lange zum Fenster hinaus, sie sehen überhaupt nicht: sie stürzen. Sie stürzen aus der Tür, und ihr Jubelschrei hallt im Hause wider. Sie schreien in merkwürdiger Übereinstimmung ein schnell gefundenes Wort: „Es sonnt! Es sonnt! Es sonnt!"



Randglossen zur Zeitgeschichte.

Von Paul Keller.

Der Baal.



In sämtlichen „Goldenen Löwen“, „Blauen Ochsen“ und „Silbernen Zeptern“ des Vaterlandes wird jetzt auf die deutsche Diplomatie geschimpft.

So etwa:

„Cha, immer mußten es nur Leute aus adeligen Häusern sein — alte Äh-äh-Knacker — hochfeudale Kerls — Monokel und sonstiges vornehmes Auftreten die Hauptsache — tä, tä — äh, äh — aber vom Leben und von dem, was sie eigentlich sollten, keine Idee. Die ließen sich natürlich alle über den Löffel balbieren.“

„Die deutschen Diplomaten, die was getaugt haben, kann 'n Invalide an den drei Fingern seiner Hand abzählen: Marschall, Kiderlen und allenfalls noch Bülow. Damit ist aber Schluß.“

Ein richtiger Botschafter muß mit allen Salben geschmiert, muß gerieben und durchtrieben, muß sozusagen 'n gehenkter Hund sein. Wie sie die anderen Völker haben: frühere schlaue Kaufleute, ehemalige Rechtsanwälte, die gezeigt haben, daß sie nicht nur ein X für ein U, sondern ein A für ein Z setzen können, Detektivnasen, Kerls, die vielleicht schon mit dem Ärmel das Zuchthaus gestreift haben, aber denen man eben nichts vormachen kann, sondern die allemal die besten Gelegenheiten für ihr Land ausschnüffeln — tja — wenn so 'n knickebeiniger deutscher Feudalonkel an so einen Kunden kommt, sackt der ihn natürlich ein und aus.“

Also wird jetzt in den „Goldenen Löwen“, „Blauen Ochsen“ und „Silbernen Zeptern“ des Vaterlandes über die deutsche Diplomatie geurteilt. Jeder Piccolo (dieses italienische Wort ist zu schön, als daß wir es verdeutschen sollten), also jeder Piccolo, der Abend für Abend andächtig zugehört hat, kann bezeugen, daß an den Stammtischen unsere Auslandsdiplomaten jetzt so eingeschätzt werden.

Und ich sage: In der Schimpferei steckt viel Wahres und Berechtigtes. Ich schimpfe gern mit. Ich habe mir vorgenommen, in vaterländischen Dingen immer meine Meinung glattweg zu sagen, auch wenn es mir gelegentlich mal in die Bude regnen sollte.

Also: ich bin für unsere bisherigen Diplomaten ganz und gar nicht begeistert. Aber etwas möchte ich doch für sie anführen — sie kämpften vielfach den aussichtslosen Kampf gegen den Baal.

England war und ist teilweise noch der Götze der Welt, die Suggestion, die seine Riesenflotte, seine weltumspannende, wohlorganisierte Kolonialmacht mit ihren hunderttausend Vorteilen und Möglichkeiten, die endlich seine Kapitalkraft ausübte, war und ist jetzt noch ungeheuer. Pariser und Moskowiter, Yankees und Japse, Balkanleute und Portugiesen, alle sahen und hörten auf England, das als das einzig Riesenhafte, das einzig Unüberwindliche, das einzig Gefährliche in der Welt erschien. Das deutsche Heer — bah — zwei Kontinentalmächte im Bund, und es stürzt zusammen. Aber England! Die ganze Welt vermag nicht, es zu überwinden. Wer gut mit England steht, hat Handelsverbindungen, Kredit, Sicherheit, Aussicht auf koloniale Zuwachs; wem England feind ist, dem schließen sich alle Türen. Ein Krieg gegen England bedeutet Verlust der eigenen Flotte, Zerstörung aller

Küstensiedelungen, Aushungerung — Tod. Ein Krieg im Bund mit England läßt die kühnsten Hoffnungen zur Wahrheit werden.

Nun denke man sich in solche Stimmungen und Ansichten hinein das Wirken des deutschen Gesandten an einem Hof, wenn seine Absichten mit den englischen Interessen und Wünschen in Widerspruch standen! Da mochte der Deutsche seine Sache noch so ehrlich, klug und nachhaltig führen, ein Stirnrunzeln seines englischen Kollegen, und die fremde Regierung zuckte bedauernd die Achseln.

Das ist nicht immer, aber doch vielfach so gewesen. England führt jetzt den Krieg angeblich für die Freiheit der Welt. Das ist die größte Lüge, die ausgesprochen wurde, solange sich dieser alte Glob um die Sonne kugelt. England ist in Wahrheit der Zwingherr der ganzen Erde, der Götze, der Baal, vor dem sie alle knien, dem sie alle opfern müssen. Nur der deutsche Michel machte sich mit seiner Eisenkeule auf, den Moloch zu zerschlagen. Rotglühender Haß sprüht ihm deshalb aus dem breiten Götzenmaul entgegen, und das zitternde Volksgewirr zu Baals Füßen sieht den Michel feindselig oder mißbilligend oder schadenfroh an, denn sie fürchten den Götzen.

Und hassen ihn doch selbst alle im Grunde ihres Herzens, ihn, der ihnen immer wieder klar macht: Ich, der allmächtige Herr deines Schicksals, kann dir das Brot sperren, das dich nährt, die Kohle verwehren, die dich wärmt, kann deine Fabriken still stehen lassen, deine Schiffe aufhalten und plündern, deine Postsäcke leeren, ich kann dir Land nehmen oder Land geben, wie es mir beliebt.

Hört nicht die Welt alle Tage dieses widerlich hochmütige Lied?

Und daneben tönt scheinheilig die Verkündigung: England kämpft für die Freiheit und Selbständigkeit der Nationen!

Der Baal denkt nur an eines: an sich selbst. Um nicht selbst auf eine todbringende Mine zu treten, treibt er die fremden Kriegerscharen gleich Hammelherden vor sich her; um sich die ungestörte Weltherrschaft für immer zu sichern, führt er die Völker gegen Deutschland.

Siegt der Baal, so wird wider seinen Willen auf der Welt überhaupt nichts mehr geschehen dürfen. Das wird die Freiheit sein, die England bringt.

Der Michel hat sich dem Götzen gegenübergestellt, hat gesagt: Ich glaube nicht an dich, ich hasse dich, ich töte dich! Schon bluten dem „Unüberwindlichen" Zähne und Nase von den gewaltigen Maulschellen, die er von deutscher Eisenfaust erhielt. Aber er lebt noch. Daß er sterbe, daß er zu ohnmächtigem Trümmer werde, gebe der wahre Gott!

Erst wenn der Baal tot sein wird, wird die Freiheit leben! Wenn wir alle Völker besiegen, dem Baal aber seine Allmacht nicht nehmen oder doch wesentlich schmälern können, war der Krieg umsonst.

Ich meine aber, wir dürfen gute Hoffnung haben. Hinter den allgemeinen ersten politischen Glaubenssatz, der bisher galt: „Ich glaube an ein allmächtiges, allgegenwärtiges, allgütiges England" hat Michel schon jetzt ein großes, aller Welt sichtbares Fragezeichen gesetzt; hoffentlich gelingt es ihm, den gottlosen Satz ganz auszustreichen.

Dann werden auch unsere Diplomaten mit einem Mal „besser" sein.

Italiener.

Dove vuole?

Als ich das erste Mal nach Neapel kam, regnete es in Strömen. Einer der zehntausend Droschkenkutscher der schönen Stadt bot mir sein Gefährt an. Er sagte mir (wie alle dortigen Kutscher

es tun), daß er ein sehr gutes Pferd und einen sehr schönen Wagen habe. Der Wagen war ein klappriger halbgedeckter Ratterkasten, das Pferd wahrscheinlich ein verhexter Ziegenbock, denn es bewegte sich nur in kapriolenhaften Sprüngen vorwärts. Den Fahrpreis hatten wir auf eine Lira festgesetzt, die von mir angegebene Adresse: Via Partenope nummero quarto pensione Mueller war von dem Kutscher richtig wiederholt worden. Es handelte sich ja auch um eine der bekanntesten Straßen und bekanntesten Pensionen ganz Neapels.

Es ging los. Ich flog in dem Wagen samt meinem Gepäck hin und her, und es regnete so furchtbar, daß ich bald ganz durchnäßt war, denn das schmale Verdeck bot fast gar keinen Schutz. Sehnsüchtig schaute ich nach einem Straßenschild aus, das die Aufschrift: Via Partenope haben würde — es kam nicht. Wir fuhren — fuhren — es regnete immer schrecklicher, und das „gute Pferd" hopste immer abenteuerlicher. Plötzlich, mitten auf der Straße, hielt der Kutscher an. Er wandte sich nach mir um und fragte:

„Dove vuole?"

„Wohin wollen Sie eigentlich?"

Ich glaubte, mich treffe der Schlag. Eine volle halbe Stunde fuhren wir in dieser Sündflut herum, und nun fragte der Kerl, wohin ich eigentlich wolle. Ich zwang mich zu einem Lächeln, das wahrscheinlich ein Grinsen war, und wiederholte die Adresse.

„Ich verstehe Sie nicht," sagte der Kutscher.

Ich sagte die Adresse noch einmal — er „verstand" nicht. Schließlich kam ich auf den Gedanken, daß im neapolitanischen Dialekt der Hauptton in dem Wort Partenope vielleicht nicht auf der zweiten, sondern auf der dritten, ersten oder gar der letzten Silbe ruhe. Ich versuchte alle möglichen Aussprachen. Der Kutscher schüttelte den Kopf.

„Non capisco!"

Es goß. Der Ziegenbock an der Deichsel schüttelte den triefenden Kopf, und ich stöhnte. Da kam mir ein glücklicher Gedanke. Ich fischte aus dem Tümpel, zu dem meine Überziehertasche inzwischen geworden war, meinen Bädecker heraus, schlug die betreffende Seite auf und zeigte auf die Zeile: „Via Partenope nummero quarto."

Der Kutscher lächelte verächtlich. Er hielt mich für einen Dummkopf, weil ich annahm, er könne lesen.

Was sollte ich tun — Himmel, was sollte ich tun — in diesem guten Wagen mußte ich ersaufen. Da sagte der Kutscher „Vuole Hotel Metropole, Hotel Vesuvio, Hotel — — —."

Er zählte an die sechs Hotels auf, in die er bereit war, mich zu fahren. Ich aber war in meiner Pension schon angemeldet, und ich erinnerte mich plötzlich, von Schleppern unter den Kutschern gehört zu haben, die den Fahrgast ganz gegen seinen Willen nach bestimmten Hotels führen, wo sie eine „Provision" erhalten.

„Lausewenzel, verdammter!" schrie ich auf echt schlesisch. Das verstand er nicht. Aber er verstand es, als ich ihm auf italienisch barsch befahl, weiterzufahren. Er fuhr, der Wolkenbruch hielt an, der Ziegenbock verfiel in ein melancholisch langsames Tempo, es ging ins graue Ungewisse hinein.

Da sah ich in einer Hausnische einen Polizisten stehen. Ich hieb dem Kutscher die Faust in den Rücken und schrie: „Halten Sie!" Der „Municipale" kam heran.

„Mein Herr," sagte ich, „ich möchte nach via Partenope nummero quarto. Auf dem Bahnhof hat mich der Kutscher verstanden, aber jetzt hat er die Adresse vergessen und versteht mich nicht mehr."

Der Polizist sagte kein Wort, er sah den Kutscher nur an. Der lüftete seinen Hut gegen mich und sagte:

„Jetzt habe ich Sie verstanden."

Er fuhr um die nächste Ecke, und ich war an meinem Ziel.

Vor der Hoteltür sagte mir der Brave:

„Sonst fahre ich vom Bahnhof nach der via Partenope zwanzig Minuten, heute habe ich über dreiviertel Stunden gebraucht. Es kostet also nicht eine Lira, sondern zwei Lire."

Trotz oder gerade wegen des strömenden Regens wußte ich den Humor dieser Frechheit zu würdigen, gab dem Kerl zwei Lire und sagte freundlich:

„Lieber Bundesgenosse, du bist ein großer Spitzbube!"

Das nahm er gar nicht übel. Das hielt er für selbstverständlich.

— — — — — — — — — — — —

Nutzanwendung für Diplomaten. Setze dich nicht in den italienischen Karren. Trotz klarster Abmachungen wirst du plötzlich nicht mehr verstanden und in der Patsche sitzen gelassen.

„Pei cavalli!"

Ein italienischer Klub in Deutschland lud mich einmal zur Feier des Geburtstages Ihrer Majestät der Königin Elena ein. Ich glaube, es war an einem 5. Januar. Der Leiter der Feier gab mir als Tischdame die Tochter eines italienischen Obersten, die erst kürzlich nach Deutschland gekommen war und im ganzen vier deutsche Wörter verstand: „bitte", „danke", „ooenzollenstrasse" (wo sie wohnte) und „eine Brot". Ich wollte die Ehre, diese Dame den ganzen Abend auf italienisch zu unterhalten, ablehnen unter dem Hinweis, daß ich auch nicht besser radebrechen könnte als die Mitglieder des Zirkels, aber ich mußte in den sauren Apfel beißen, der übrigens nicht so sauer war, da die Dame jung, lebhaft und sehr hübsch war. Der anwesende italienische Konsul, der eben einen neuen Orden bekommen hatte, gab viel guten Wein zum besten, und ich kam mit meiner Dame so in Stimmung, daß ich schließlich unter souveräner Verachtung aller grammatikalischen und anderen sprachlichen Schnitzer italienisch sprach „wie ein Wasserfall". Ich verstieg mich schließlich zu einem hohen Loblied auf die Schönheit der italienischen Sprache und zwar erstens aus Überzeugung, zweitens meiner Tischdame zuliebe und drittens und hauptsächlich infolge des konsularischen Weines. Meine Diva strahlte. Und nun kam mir die sentimentale Anwandlung, auch etwas Nettes über meine deutsche Muttersprache zu hören, von der ja meine schöne Partnerin bereits vier Worte beherrschte. Ich sagte, daß die deutsche Sprache ihre Schönheit, Kraft und ihren Überreichtum an Formen und Möglichkeiten schon dadurch bewiesen habe, daß sie das Instrument so großer Denker und Dichter gewesen sei. Niemals hätten diese Künstler so Vollendetes leisten können, wenn sie nicht in der deutschen Sprache ein so volle ıdetes Instrument gehabt hätten, sowie Paganini niemals seine Zuhörer in solchen Taumel hätte versetzen können, wenn er nicht seine Stradivariusgeige gehabt hätte.

Die signorina verzog das Mündchen und sagte: „La lingua tedesca e una lingua pei cavalli!"

Das heißt: „Die deutsche Sprache ist eine Pferdesprache." Ich sah die Dame entrüstet an. „Ja," sagte sie zornig, „ich höre nichts als „pschsch" „Krrr", „ssp", „kff", „schnrr".

Aus allen Himmeln gestürzt, betrachtete ich die Maid aus dem Lande, wo die Zitronen blühen, und hätte ihr wohl gern eines hinter die Ohren gegeben, aber das ging nicht, da sie eine Dame war, und so begnügte ich mich, meiner Wege zu gehen und sie sitzen zu lassen.

„Un soldo!"

Wenn ich aus Italien zurückkam, habe ich immer meine linken Hosentaschen austrennen und neue einsetzen lassen. Denn in den linken Hosentaschen trug ich in Italien die unaussprechlich dreckigen Kupfermünzen, die nötig sind, um sich das massenhafte Bettlerpack vom Halse zu halten. „Un soldo!" „Maccaroni!" Wo du gehst und stehst, bei jedem Spaziergang, bei jedem Natur- und Kunstgenuß stört der Ruf verlumpter, triefäugiger, idiotischer Bettler. Wie hat Salandra gesagt? „Die italienische Kultur ist der deutschen um zwei Jahrtausende voraus." Sehr richtig! Einige kulturelle Nebensächlichkeiten haben ja die Italiener erst in den Dreibundsjahrzehnten von den nordischen Völkern gelernt, wie das Essen mit Messer und Gabel, der Gebrauch von Taschentüchern und Aborten, aber trotzdem waren sie uns immer um zweitausend Jahre voraus. In Italien dreht jeder Kaufmann jeden schmierigen Kupfersoldo um, ob er etwa nicht falsch sei, woraus zu ersehen ist, daß er es mit pfiffigem Volk zu tun hat; aus Italien ist noch kein Deutscher heimgekehrt, ohne betrogen worden zu sein, woraus die intellektuelle Überlegenheit der Italiani erhellt; die italienischen Eisenbahnwagen dritter Klasse sind in solch absolute Schweineställe verwandelt, daß jeder Fremde die höhere Klasse wählen muß, was jedenfalls auch von kommerzieller Weisheit zeugt; die Tapferkeit der Italiener ist so groß, daß ihnen ihre Polizei nicht einmal das Tragen eines gewöhnlichen Taschenmessers erlauben kann, und so könnten die Zeugnisse für die kulturelle Überlegenheit Italiens ad infinitum vermehrt werden.

Wenn ein Einheimischer sich in Italien einen Bettler vom Halse halten will, sagt er in seiner schönen melodiösen Sprache „No, benedetto!" Das heißt: „O du Gesegneter, es ist bei mir nichts zu machen." Dann schnappt der Angebettelte mit dem Zeigefinger an der Nasenspitze vorbei und spuckt geradeaus.

Sollten in späteren Zeitläuften die Italiener wieder allerhand Anliegen an uns haben, dann mögen unsere führenden Männer sagen: „No benedetto!", mit dem Zeigefinger an der Nase vorbeischnappen und geradeaus spucken.

Boccaccios „Decamerone"
als Lazarettgeschenk.

Die „Köln. Volkszeitung" übersendet mir einen Artikel, der sich in entrüsteten, durchaus berechtigten Worten gegen die Verwendung von Boccaccios „Decamerone" als Lesestoff für unsere Verwundeten wendet. Ein Berliner Oberlehrer hat Boccaccio geradezu gefeiert „als Samariter, der im gegenwärtigen Völkerringen Wunder wirkt".

Ich urteile nicht als „Mucker" über das italienische klassische Werk; ich weiß, wie groß sein literarhistorischer und sein sittengeschichtlicher Wert ist, welch eine Unsumme von dichterischen Motiven in diesem Buch künstlerisch verarbeitet ist, weiß, daß der alte Genießer und Spötter Boccaccio eine nur aus seiner Zeit heraus verständliche, relativ ehrliche Haut war, in höherem Alter in einen Mönchsorden trat und sogar zunächst in einer Kirche feierlich bestattet wurde. Aber ich weiß ebenso, daß das Werk auf alle Menschen, die nicht nach der Form, sondern lediglich nach dem Inhalt fragen, pornographisch wirken muß, das ist zu deutsch: als Schweinerei. Die da sagen, den „Decamerone" könne ein literarisch unreifer, ein schlichter Mann aus dem Volk ohne stärksten, erotisch aufpeitschenden Anreiz genießen, brauchen nicht Esel oder Schwindler zu sein, sie gehen nur von einem absoluten Literaturfimmel benebelt absolut in die Irre. Oder

wollen Geschäfte machen, die allerdings andere Verleger auch machen wollen.

Unsere besten Ärzte (ich nenne nur Professor Neisser in Breslau) wissen und mahnen, daß unter den schweren hygienischen Gefahren, die unseren Truppen drohen, eine ganz bestimmte Seuche in tausendfältiger Gestalt in unsauberem Feindesland den Kriegern gefährlich wird, und alles, was einen ungelenken, täppischen Fuß auf so gefährlichen Pfad locken kann, muß unbedingt vermieden werden.

Unsere verwundeten Krieger, denen gestern der Tod drohte und heute und morgen wieder drohen wird, haben keine Zeit, derartige italienische „Sittengeschichten“ zu studieren. An ihrem Bett soll, während draußen Mars die Stunde regiert, nicht die Venus Salacia stehen, sondern die sancta charitas, die allein die Wunden zu heilen und dem Vaterland neue zuverlässige Kämpfer zurückzugeben vermag.

Hinaus mit dem Italiener Boccaccio aus den deutschen Lazaretten!

Salzland.

Halicz, das Salzland, gehörte in alter Zeit zu Ungarn; später kamen große Teile Polens und die „Bukowina“, das ist „der Eichenwald“, hinzu, und nun ist aus Halicz Galizien geworden.

Galizien war bis in die neueste Zeit das unbekannteste Land Europas. Die Österreicher haben in der Schule natürlich manches über Galizien gelernt, die Reichsdeutschen aber rein gar nichts, nicht einmal die Schlesier, die an Galizien grenzen. In Galizien wohnen polnische Juden mit Pfropfenzieherlocken, die Stadt Krakau und das bengalisch beleuchtete Salzbergwerk Wieliczka liegen dort — damit war Schluß der Kenntnisse. Wußte einer etwas von der Existenz Lembergs, das war schon ein Gutorientierter, und hätte jemand von Przemysl und vom Dnjestr gesprochen, von dem hätte man angenommen, er habe das Lexikon nachgeschlagen, um zu protzen. Heute weiß jedes Kind, wo Tarnow und Stryj liegen, was Czernowitz und Jaroslau ist, was strategisch die Sanlinie bedeutet, wie die Hauptpässe nach Ungarn heißen.

Die letzten Monde waren gewaltige Lehrmeister der Geographie Galiziens; jeder Philister malt jetzt mit Kreide das Kartenbild auf den Stammtisch.

Mit einem hapert es: mit der Aussprache der Namen. Wenn wieder mal Friede sein wird, sollten die polnischen Varietéetheater von Deutschen die österreichischen Kriegsberichte mit den vielen polnischen Namen vorlesen lassen, das Publikum würde sich halbtot lachen. —

Halicz, das Salzland, so genant wegen der großen Salzlager am Fuß der Karpathen, war bisher ein unbekanntes Aschenbrödel. Und doch haben sich oft wilde Kämpfe in ihm abgespielt, vom Tode des heiligen Stanislaus an, des Schutzpatrons Galiziens, den König Boleslaus im Jahre 1079 am Altar erschlug, bis zum großen Aufstand von 1846, der Krakau seine Selbständigkeit kostete. Phantastisch bunte Tage hat das alte Krakau gesehen, die Flammen der Mongolen sind über ihm zusammengeschlagen, die Deutschen haben es wieder aufgebaut; es wurde die heilige Stadt der Polen, es sah die prunkvollen Krönungsfeierlichkeiten der Wasafürsten und der Jagellonen, es wurde reich und groß, als es zum Hansabunde gehörte, sein Glanz verblich, als die polnische Königsherrlichkeit nach Warschau zog, es überstand seine Verfassungs- und Unabhängigkeitskämpfe, begrub seine Helden aus neuerer Zeit Josef Poniatowski und Taddäus Kosciuszko in seinem Dom. Heute noch bietet Krakau auch für den Fremdling des Sehens- und Wissenswerten außerordentlich viel. Im Westen der Stadt

liegt ein Hügel, den ein phantastisch anmutender Nationalismus aufgetürmt hat. Drei Jahre lang (1820 bis 1823) hat Krakaus Bevölkerung an dem Hügel geschaffen, Fürsten und Arbeiter, Professoren und Studenten haben in Schubkarren die Erde herbeigefahren für den Hügel zu Ehren Kosciuszkos, der 1817 in der Verbannung starb. Ich habe an einem sehr schönen Sommerabend einmal auf diesem Hügel gestanden, die himmelanstürmenden schneebedeckten Spitzen der hohen Tatra grüßten aus dem Karpathenland herüber, sowie die blauen Waldberge der Beskiden, zu Füßen floß die junge Weichsel, die Wisla, wie sie die Polen nennen, der Fluß, den die Russen so gern zu einer Wolga des Westens machen möchten, und vor mir war das reichgegliederte Stadtbild mit den vielen Türmen, der sagenhaft gewordenen Königsburg, dem uralten Dom. — —

Das Salzland. Nicht nur in der Erde ruht das Salz, mit Milliarden von Tränen ist auch die Ackerkrume dieses Landes gesalzen, von Tränen des Schmerzes, von Tränen der Wut, die der vom Juden übervorteilte und von seinem adligen Zwingherrn bis aufs Blut gemarterte robotende Bauer vergoß.

Salzland. Wieviel Todes- und Schmerzenstränen sind im letzten Jahre in diesem Lande geflossen! Für wieviele unserer deutschen Frauen, Mütter und Bräute ist Galizien das schwärzeste Wort, der Name des Totenlandes geworden! O, wie barmherzig waren die Wolfsrudel, die sonst in kalten Wintern über Galiziens Ebenen fegten, gegen das, was jetzt dort getan wurde von Menschen!

Aber der Name Galizien wird für viele auch einen hellen Klang haben: für alle die, die dort siegten, für die, die sich dort das Kreuz der Ehre holten, für alle, die in wochen- und monatelangen Kämpfen Übermenschliches leisteten und glückschaudernd die ungeheure Größe ihrer eigenen Kraft empfanden.

Wie sich das Schicksal des Polenvolkes in der Zukunft gestalten wird, weiß ich nicht. Ich wünsche aber, daß es ein glückliches, daß es kein russisches Schicksal sei.

Mater dolorosa.

Mutterleid weint durch die weite Welt,
Weint aus Herzen, die der Krieg zerschlagen,
Mutterleid ist — stumm und groß getragen —
Unters Opfer-Kreuz der Zeit gestellt.

Aufrecht unterm Kreuz, — zerbrochen nicht,
Stehn sie — schmerzgeschüttelt, nicht zerschlagen,
Weil sie wissend, wollend Opfer tragen
Um den Sieg, um Wahrheit, Heil und Licht.

Und es wächst der Schmerzensmutter Bild
Hoch in totgemuten Frauenherzen,
Deren Schale, schwer von dunklen Schmerzen,
Wie ein heil'ger Opferbrunnen schwillt.

Und sie stehn wie in der Ewigkeit,
Über Zeit und Streit hinausgeschritten
Neben jener, die beim Kreuz gelitten
Tiefstes, stummes, heil'ges Mutterleid.

Martha Grosse.



Aus meiner Chronik.

Eine Kuriosität
von
Rifat Gozdovic Pascha.



Gegen Ende der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts bewohnte in der Oberstadt von Brüssel sein prächtiges Palais ein alter italienischer Kavalier. Obwohl bereits hoher Sechziger, war er bislang unvermählt geblieben und führte ein einsames Dasein, das er allein seinen okkultistischen Studien widmete. Da trat ihm an seinem siebzigsten Geburtstag, der in den Monat September des Jahres 1860 fiel, mit einem Male der Gedanke an seine Vereinsamung vor die Seele und daß mit ihm der Mannesstamm des gräflichen Hauses Robiano erlöschen werde. Und mit Macht stieg in seinem Herzen die Sehnsucht nach einem, wenn auch verspäteten und vielleicht nur kurzen Glücke empor.

Nachdem Graf Francesco lange sinnend in seinem Arbeitsgemach auf- und abgeschritten war, klingelte er seinem Diener, und als dieser die Lichter angesteckt und sich lautlos wieder entfernt hatte, griff sein Herr zu den Karten. Eine geraume Weile hantierte er mit ihnen, vertauschte dieses Blatt mit jenem, hielt inne und grübelte nach, legte von neuem auf, bis er endlich mit zweifelndem Kopfschütteln das Spiel beiseite tat. Dann hüllte er sich in einen Mantel und verließ durch eine Nebenpforte das Palais.

Raschen Schrittes kreuzte er die vornehmen Straßen, bis er, in die flämische Unterstadt gelangt, im Gewirr ihrer Gassen und Gäßchen verschwand und endlich das Haus einer damals weit bekannten Wahrsagerin betrat, um sich seine Zukunft enthüllen zu lassen, bei der seine eigenen Karten versagt hatten.

Angesichts der blinkenden Goldlire des schwerreichen Edelmannes schärfte sich der Blick der Seherin ganz besonders sie schlug ihre Karten und hub an:

„Sie sind wohl schon siebzig Jahre alt, doch sind Ihnen noch ein lauteres Eheglück und blühende Sprossen beschieden. Aber — Ihr Glück wird nicht von langer Dauer sein. Gehen Sie in die Gemäldegalerie des Herzogs von Arenberg. Unter den Hunderten von Bildnissen schöner Frauen werden Sie auf den ersten Blick eins herausfinden, dessen Original Ihnen als Gattin bestimmt ist. Führen Sie sie heim, aber hüten Sie sich vor Ihren Verwandten! Ihre junge Frau wird Ihnen binnen Jahresfrist eine Tochter schenken und später noch einen Sohn. Ich sehe ihn — obgleich Sie ein Ketzer sind — in der schwarzen Soutane des katho-

lischen Priesters, und er wird ob seiner Gelehrtheit hohes Ansehen genießen, aber keines natürlichen Todes sterben. Dies steht in meinen Karten — und nun gehen Sie Ihrem Glücke nach!"

— — — — — — — — — — — —

In jenen Jahren war das böhmische Gut Prestawlk im Besitze meines Großvaters von mütterlicher Seite.

Damals wohnte die ganze Familie dort, darunter mein Urgroßvater als noch kerngesunder, rüstiger Greis, sowie meine erst acht Jahre zählende Mutter mit ihrem etwas jüngeren Bruder und ihrer kleinen dreijährigen Schwester. Die Kinder standen unter der Obhut einer aus Baden-Baden verschriebenen Erzieherin, einer jungen Dame von großer Schönheit, namens Louise.

Am Weihnachtsmorgen des Jahres 1860, als Haus, Hof, Wald und Feld im tiefen Winterschnee und die Bäche unter der klingenden Eisdecke begraben lagen, begab sich die gesamte Gutsherrschaft in das inmitten des kleinen Dorffriedhofes gelegene Kirchlein zum Gottesdienste, woselbst der langjährige Freund des Hauses, der kernige Pfarrer Fügner aus dem benachbarten Kirchdorfe Dneschitz, die Messe las. Er war noch nicht über den Introitus hinüber, als die Kirchentüre aufgerissen wurde und Großvaters ältestes Hausmöbel, sein erster Kutscher Pepik, mitten in die heilige Handlung hineinrief:

„Gnä Herr, kummens schnell, schnell, sag' ich Ihne, ise Extrapost do — stehte vor Huftor und wartens!"

Ein anderer Priester würde ohne Zögern den Störer vor die Tür gesetzt haben, Pfarrer Fügner aber sah bloß seufzend zu, wie ein Teil seiner frommen Zuhörerschaft die Kirche verließ, um dem Gutshofe zuzueilen.

Und richtig, dort hielt die Extrapost, und neben ihr stand ein alter Herr mit schneeweißen Locken und pechschwarzem Schnurr- und Spitzbart, und von so vornehmem Äußeren wie sein hinter ihm mit tief abgezogenem Hute stehender livrierter Diener. Als er der Herannahenden ansichtig wurde, ging er ihnen einige Schritte entgegen, stellte sich als Graf Francesco Robiano aus Brüssel meinem Großvater vor, wurde seinerseits den übrigen vorgestellt, und als die ersten verbindlichen Redensarten gewechselt worden waren, wandte sich der Graf mit weitgeöffneten Armen der bei den Kindern stehenden Erzieherin zu.

Als Louise aber betreten zurückwich, kehrte Robiano zu meinem erstaunt zusehenden Großvater zurück: „Verzeihen Sie, hochverehrter Herr, daß ich, als ein Ihnen bis jetzt Fremder, meiner augenblicklichen Gefühlserregung in Ihrer Gegenwart so freien Lauf ließ. Diese Dame" — er wies auf Louise — „ist die mir vom Schicksal bestimmte Braut. Eine Brüsseler Seherin hat mir den Weg zu ihr gewiesen."

Da man aber unmöglich diese Schilderung inmitten des tiefen Schnees weiterverfolgen konnte, lud mein Großvater den interessanten Gast ein, einzutreten und das Gutshaus auf beliebige Dauer als das seine zu betrachten. Graf Robiano nahm auch dankend an und feierte das Weihnachtsfest im Kreise seiner Gastfreunde mit.

Und da erzählte er, daß er in der Arenbergschen Gemäldegalerie zu Brüssel, dem Winke seiner Wahrsagerin folgend, ein Bild gefunden habe, welches ihn derart entzückte, daß er unverweilt nach dem Maler forschte, und als er erfuhr, dieser lebe in Düsseldorf, dorthin abgereist sei, wo er vom Künstler nach Prestawlk in Böhmen verwiesen wurde. So sei er nun gekommen, sein Glück heimzuführen.

Und Graf Robiano stand auf und brachte aus seinem Zimmer eine umfangreiche Schachtel. Er öffnete sie und zog ein herrliches, aus schwerer Seide

und Brabanter Spitzen verfertigtes Brautkleid samt Schleier und einem kostbaren, in allen Farben sprühenden Brillantschmuck hervor, den er Louisen unter den schimmernden Weihnachtsbaum legte.

Diese zögerte nun nicht mehr lange, die Hand des Werbers anzunehmen, um als Gräfin Robiano einer glänzenden Zukunft entgegenzugehen. Die ganze Familie überhäufte das Paar mit ihren herzlichen Glückwünschen, und selten noch war ein Weihnachtsabend im alten Prestawlker Gutshause so fröhlich gefeiert worden wie diesmal.

Am ersten Tage nach dem Feste fuhr mein Großvater mit Graf Robiano unter klingendem Schlittengeläute hinüber nach Dneschitz, um mit Pfarrer Fügner wegen der Trauung des Grafen mit Louise das Notwendige zu veranlassen. Doch erwies sich hier der Umstand, daß Robiano Protestant war, als ein Ehehindernis. Pfarrer Fügner aber besorgte den Heiratskonsens, der mit der Bedingung, daß die etwaige gräfliche Nachkommenschaft im katholischen Glauben auferzogen werde, eintraf.

So fand nun die Trauung in der Dneschitzer Pfarrkirche statt, wobei auf Wunsch der Braut meine Mutter als Miniatur-Kranzeljungfrau, ihr Bruder als Diminutivbrautführer und mein Groß- und Urgroßvater als Trauzeugen fungieren mußten.

Noch bis zum 15. Januar 1861 verblieb Graf Robiano mit seiner jungen Frau unter dem Dache seiner neuen Freunde, dann schieden sie.

Im Speisezimmer hing das Bild der bekannten spanischen Tänzerin Lola Montez, auf dem sie im Reitkleid aus grünem Samt, mit Federhut und Reitpeitsche wiedergegeben war. Am Vorabend des 15. erhob sich beim Abendbrot Graf Robiano, trat vor das Bild und betrachtete es lange. Dann tippte er ihm mit dem Finger auf die Brust und sprach:

„Übermorgen um diesen Zeit das slechte Person sein tot!“ Die Anwesenden hielten diese Voraussage für einen Spaß, der die Laune nicht trüben konnte.

Beim bewegten Abschied am anderen Tage wies Robiano nach Urgroßvaters Zimmertür und sagte: „Alte Err sterben!“

Als mein Großvater unter Hinweis auf seines Vaters rüstige Gesundheit abwehrte, wiederholte der Graf nochmals dringend: „Err v. Z., Sie werden sehen, alte Err sterben!“

Und in der Tat starb mein Urgroßvater am folgenden Tage am Herzschlag und am selben Tage Lola Montez in ihrem Exil zu New-York.

— — — — — — — — — — — —

Gräfin Louise gebar ihrem Gatten eine Tochter, die auf den Namen Aura getauft wurde, und einen Sohn, der den Namen Ephraim erhielt. Dies waren die letzten von Brüssel einlaufenden brieflichen Nachrichten.

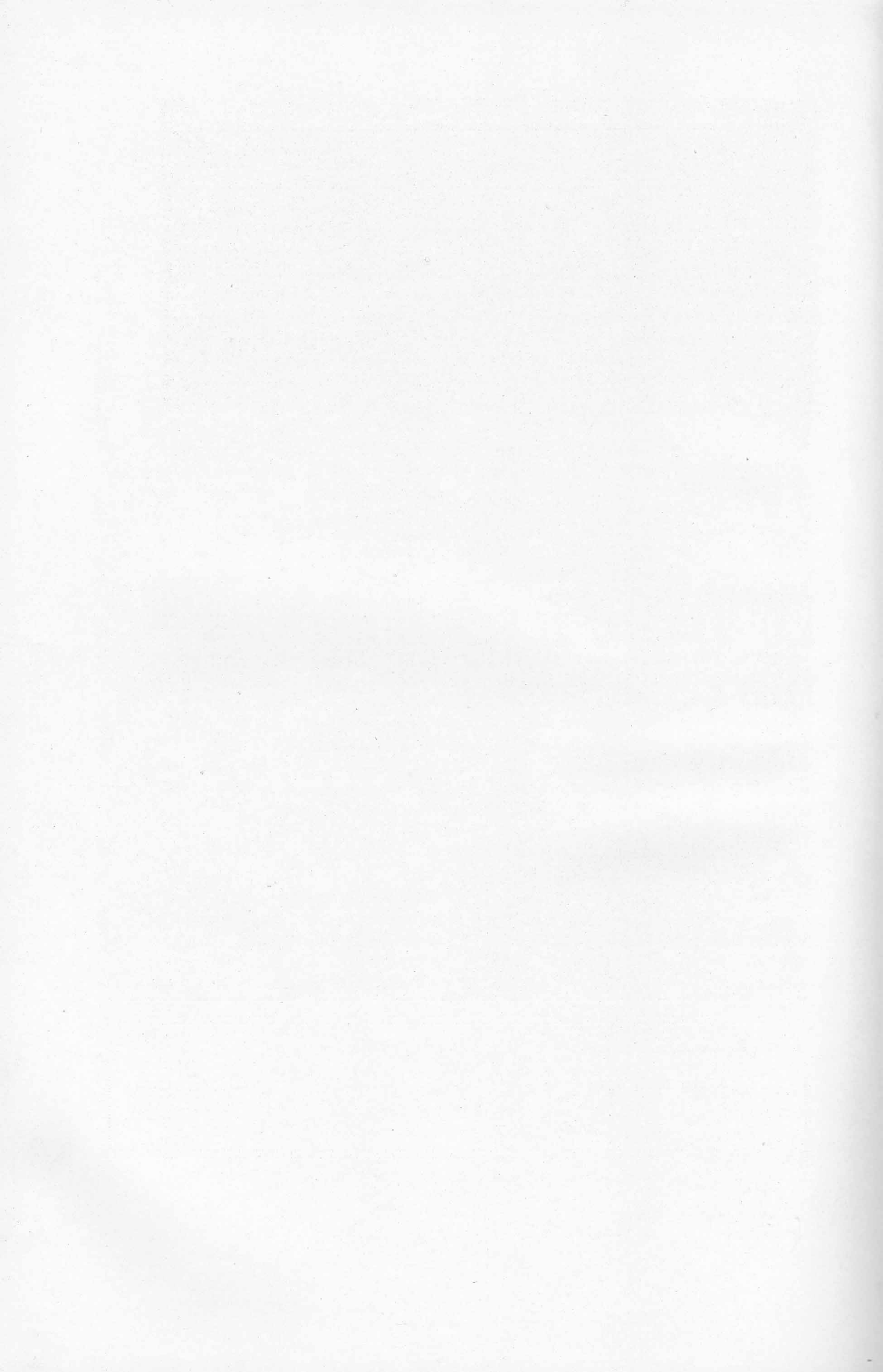
Doch sollte, wie die Sybille damals geweissagt hatte, dies Glück nicht lange währen. Nach dreijähriger Ehe wurde Graf Robiano von seinen Verwandten in einem Irrenhause interniert, vermutlich deshalb, weil man von dem schwerreichen Manne Verfügungen zugunsten seiner von ihm vergötterten Frau befürchtete. Sie selbst blieb, trotz angestrengter Nachforschungen meines Großvaters, verschollen.

Dies war das Ende des Prestawlker Weihnachtsglückes . . . .

Vor kurzem las ich in einem reichsdeutschen Blatte von einem Brüsseler Ordenspriester. Es war Graf Ephraim Robiano und zweifellos der Sohn des Grafen Francesco und der schönen Louise. Ein Skodageschoß machte seinem Leben ein Ende, als er im französischen Schützengraben den Sterbenden den letzten Trost spendete.

Greta Schmedes: Die Falter.







Der Rohnhofer.

Von Mervarid.



Es stürmt schon wieder ...! Die Leute fahren aus den Betten, und des Horlachbauern vier Pferde reißen an den Halfterketten. Sie kennen den Ton schon und wissen, daß sie nun laufen müssen. Die jungen Mannskerle schlafen die letzte Zeit in den Hosen, denn seit der Vorwoche, in der des Bandlehners Gehöft niederbrannte und die junge Magd im Rauch erstickte, läuft es allen wie Sand über den Rücken, wenn sie beim Niederlegen daran denken, daß in ein paar Stunden vielleicht die Glocken abermals Feuersturm läuten. Und es ist ein steiles Stück Weg bis zum Horlach, wo die Spritze steht.

Wie die ersten aus den Häusern springen, schießt ihr Blick hastig rundum.

„Wo ist es? Wen trifft's heute?"

Beim Rohnhofer knattert der rote Hahn mit seinen gewaltigen Flügeln, beim Rohnhofer, dem Gemeindevorsteher. Einer von den Knechten aus dem Sägewerk ist spät heimgekehrt und hat die Flammen gesehen; jetzt gellt der Notruf der Glocken über die weite Hochfläche, und vom Horlachhof herunter brüllt das Feuerkalb, das große Horn mit dem einzigen schauerlichen Tone.

Die Nacht ist finster, aber die Fackel über dem Rohnhofe leuchtet stundenweit. Keuchend tauchen die Männer aus der Dunkelheit. Eine dumpfglühende Wut liegt auf allen Gesichtern und eine Angst.

Wissen sie, wer zur Minute bei ihnen durch Scheuer und Stall schleicht? Zwar läßt jetzt keiner in Wiel sein Anwesen ganz allein: die Weiber sind daheim, und die stellen sich, wenn sie den Hof zu versehen haben, Dreschflegel und Büchse gut zur Hand. Aber es hat bisher keine Wachsamkeit genützt. Wer kann sich schützen, wenn es sogar beim Rohnhofer brennt, wo der Hund wie ein Bär ist und der Rohnhofer, der über den Bränden in seiner Gemeinde graue Haare bekommen hat, die Nacht drei-, viermal die Runde macht? Vom Sägewerk her kommt ein dumpfes Dröhnen, ein Rennen von dreißig Füßen. Das sind die Sägerknechte; der Sohn ist an

ihrer Spitze. Sie springen wie die Gemsböcke über Graben und Abhang. Und im Rennen fühlt manch einer heimlich nach dem Nickfänger in der Tasche. Wenn es ihnen einmal gelänge, den Feuerzünder zu erwischen . . . .!

Der Brand ist in einem einzelnstehenden Schuppen ausgekommen. Wenn der Wind liegen geblieben wäre, hätte es um das Haus wohl keine Gefahr gehabt. Aber der hat sich in später Abendstunde unversehens aufgemacht und bläst die Flammen auf das Stalldach hinüber. Der Stall ist an das Haus angebaut. In den Schindeln krallen sich die roten Raubtiere fest, fressen sich hinein mit glühenden Zähnen. Schon drängen sich die Männer in dichten Haufen um den Brandplatz. Das Wasser ist zum Glück nahe, der Bergbach fließt am Rohnhofe vorbei. Eine Kette steht bis an seinen Rand, und die Eimer fliegen. Der Rohnhofer ist wie ein Herr über alle. Er ist weiß wie ein leinenes Tuch, aber besonnen.

„Nur das Vieh zuerst heraus! Mauern kann man wieder aufbauen!“

Wie die Spritze heranrasselt, scheuen die vier Braunen vor den Rindern, die ihnen hinter der sperrenden Menschenreihe entgegendrängen. Brüllend irren die aufgescheuchten Tiere über die Hochfläche. Die Pferde sind jenseits des Baches angepflöckt, sie wiehern schrill in die Nacht und zerren mit gesträubter Mähne an den Stricken.

Jetzt bringen sie den Bullen heraus. Sechs Kerle hängen an dem ungeheuren, schwarzen Tier; aber wenn nicht die starken Brüder aus der Schmiede dabei wären, der Schwarze setzte ihnen die Ketten aus den Händen.

Nun die Spritze da ist, zischt Wasser und Feuer in höllischem Kampfe auf einander. Aber die Flammen müssen ungesehen schon lange genagt haben: der Stall ist nicht zu retten. Die Männer haben den Dachstuhl heruntergerissen; die Stallmauern stehen wie ein Riesenofen und speien ihre Glut gen Himmel. Es gilt, das Haus, das ein halbes Stockwerk höher als der Stall liegt, zu schützen, aber die Feuerfahnen schwingen sich an ihm hinauf und wirbeln um den First. Wasserstürze ergießen sich über sein Dach, auf dem die Sägerknechte hocken und herunterreißen, was an Schindeln trotzdem zu schwelen beginnt.

In beißenden Wolken wälzt sich der Qualm über das Dorf.

„Wenn wir den Hundsfötter zu fassen kriegen!“ knirscht einer von denMännern. „Was täten wir mit ihm? Ins Feuer schmeißen! Das wär das Rechte!“ sagt Matthes Rohn, der Hoferbe. Die Augen stehen ihm halb zugekniffen in seinem Kalmückengesicht, und dann und wann klappern ihm die Zähne in einer wilden Aufgeregtheit, deren Grausen doch zugleich wie Lust ist.

Der Andere sieht ihn sekundenlang starr an und gibt keine Antwort.

Vom Schuppen her hallt ein Ruf. „Rohnhofer! Rohnhofer! Hier außen ist noch ein Brandherd gelegt! Der ist nicht angegangen.“

Der Alte bricht sich Bahn durch die Menge, die aus allen umliegenden Dörfern Zuzug erhalten hat. Sein Amt als Gemeindevorsteher ist es, alles zu prüfen, was vielleicht auf eine Spur zu leiten vermöchte.

Daß es nicht gelingt, den Brandstifter, der seit Monaten die Orte rundum in Schrecken hält, aufzuspüren, liegt wie ein Alp auf dem Manne. Er ist ein Bauer, streng, fromm, fleißig, wie der alte, gute Schlag ist, aber dazu klug und begierig, Neues zu lernen und der Gemeinde vorwärts zu helfen. Wo die Dorfgenossen mit dem dreimal in der Woche erscheinenden Volksblättchen zufrieden sind, hält sich der Rohnhofer eine Großstadtzeitung, und er versteht, was er liest. Er ist bei den Behörden

gut angeschrieben. Um so mehr grämt er sich, daß Kommissar und Gendarmen unverrichteter Sache wieder abziehen mußten. Haussuchungen sind veranstaltet, der und jener ist verhaftet, alles fremde Volk ist scharf verhört worden . . aber der Brandstifter war nicht zu ermitteln. Was Wunder, daß dunkle Gerüchte auftauchten, daß der Freund dem Freunde nicht mehr traut!

Heimlich kriechen diese Gerüchte, wie Schlangen im Gestrüpp, und eines ist darunter, das in des Rohnhofers Gegenwart kein Mensch auch nur zu denken wagt.

Aber zuweilen hört der Rohnhofer auch Ungesprochenes.

Wie er an den Schuppen kommt, stehen die Männer um ein Häuflein Stroh, Papierfetzen und erloschener Zündhölzer, das von außen an eine der Lehmwände des Schuppens gebaut ist. Das Feuer ist innen im Raum herausgekommen, das hat jeder auf den ersten Blick sehen können. Vielleicht soll dieser Brandherd den Anschein erwecken, als sei der Brandstifter nicht in den Schuppen hineingelangt.

Der Rohnhofer greift mit den Händen in das angekohlte Brennmaterial. „Stroh, Papierfetzen, Petroleum, Streichhölzer, das sagt uns nicht, wo's herkommt!" Er wischt sich mit den unversehrt gebliebenen Papierresten die Finger ab und geht wieder. Es achtet keiner darauf, daß er den Fetzen in der Hand behält.

Die Männer sollen mit einem Schlauch auf den Hausboden hinauf und dort aus der Luke das Feuer von oben her in Angriff nehmen. Der Matthes springt hinauf und stößt die Luke auf. Über dem rotdurchglühten Qualm steht er und schreit Weisungen in den Hof. Des Rohnhofers Blick hängt an ihm.

Der Matthes ist sein einziger Sohn, in später Ehe geboren. Die Mutter, der in ihm am Eingange des Alters der Wunsch ihres Lebens erfüllt wurde, hat ihn in sündhaft vernarrter Liebe zum Hausgötzen gemacht. Der Rohnhofer hat die Ermahnungen mit Wort und Knieriemen nicht gespart, aber was er gerade gerichtet, hat die Mutter heimlich wieder verdorben. Der Matthes war ein Schadenstifter von Kind an; die Rohnhoferin hat unter der Hand viel zu ersetzen gehabt und hat noch gute Worte geben müssen, daß der Bauer nichts erfuhr. Als sie vom Leben lassen mußte, war der Sohn beim Militär. Darauf hatte der Rohnhofer noch die letzte Hoffnung gesetzt, daß sie den schlimmen Burschen dort in Zucht und Ordnung bringen würden.

Aber der Matthes kam zurück, ausgelernt in allen Lastern, ein Hetzer und Leuteschinder.

Von seinen Wegen weiß der Vater nichts. Er treibt sich herum, ist in allen Raufhändeln der erste, der das Messer zog. Wenn nicht der Alte so hoch stände in seiner Rechtlichkeit, hätte mancher Streit für den Sohn ein schlechtes Ende nehmen können.

Der Rohnhofer geht mit schweren Füßen die Bodentreppe hinauf. Matthes wendet sich dem Schritte zu. „Bringen sie den Schlauch noch nicht? Das Haus soll uns doch nicht draufgehen!" Der Alte steht vor ihm, hoch wie eine Felswand und ebenso hart. „Soll's nicht? Bloß der Schuppen war gemeint, um den Verdacht abzuwälzen? Und daß der Wind umsprang, hat nicht im Plan gestanden!"

Wie der Alte das mit so bedächtiger Ruhe sagt, wird das Kalmückengesicht graugrün. „Was? Was redet der Vater da . . .?"

Der Rohnhofer faltet den Zeitungsfetzen auseinander. „Du wirst Dich morgen fertig halten. Ich gehe aufs Gericht und zeige den Brandstifter an . . . Matthias Rohn, vom Rohnhof in Wiel."

Der Bursche schnellt auf wie ins Gesicht geschlagen. „Welcher Hund sagt das? Wer hat's gesehen?"

„Ich sage es, und ich kann's beweisen. Du Überschlauer, Du hast Dir den Verräter selbst hingelegt! Wer hat gestern die Zeitung aus meinem Kasten holen können, um den Brandherd am Schuppen zu richten? Hier habe ich den Beweis!"

„Hoh — schön hast Du ihn!" kreischt der Sohn, reißt dem Alten die angebrannten Blätter aus der Hand und wirft sie in die unter der Luke prasselnden Flammen. „Von den Knechten kann's einer so gut gewesen sein wie ich!"

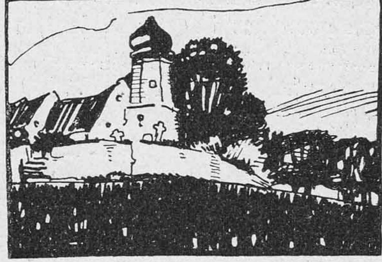
Des Alten Augen fangen den Widerschein des Feuers; davon sind sie rot, und sein Blick ist wie glühendes Eisen. „Mich bringst Du nicht ab durch Lästerrede gegen Unschuldige! Die Herren beim Gericht wissen wohl, was mein Wort gilt, auch ohne die Papierfetzen! Hast Du's getan, so sollst Du's auch sühnen, damit sich Gott wenigstens Deiner Seele erbarmen kann."

Der Sohn keucht zwischen den verbissenen Zähnen hervor: „So erbarm' Du Dich zuerst ....!" Aber das Wort ist nicht Reue, sondern winselnde Angst.

Ein Aufschrei bricht dem Rohnhofer aus der Brust. „Und die Bandlehner-Magd, das junge Blut? Und alle die unschuldigen Kreaturen, die umgekommen sind? Und mein ehrlicher Name? Und daß ich morgen hin muß, meinen eigenen Sohn anzeigen?"

„Mußt Du? Mußt Du?" — Der Junge wirft sich auf ihn und packt ihn bei der Gurgel. Da brüllt der Rohnhofer auf, wie der schwarze Stier brüllt.

„Du Schande —! Du Fluch —! Ins höllische Feuer gehörst Du —!"



Ein Ruck . . . ein Stoß . . . ein schriller Schrei . . . .

Von unten her sausen und knacken die Flammen und lecken mit gierigen Zungen zur Luke herein. Der Rohnhofer steht in dem roten Flackerspiel. Seine Hände, die den schweren Wurf getan haben, sind plötzlich so leer und leicht geworden, als rinne kein Tropfen Blut mehr in ihnen.

Die Männer, die mit dem Schlauch die Treppe heraufhasten, haben den Schrei vernommen. „Ist dem Rohnhofer was geschehen?" Sie springen herbei. Der Rohnhofer steht aufrecht an der Luke mit totem Gesicht.

„Wo ist der Matthes?"

Wortlos weist der Rohnhofer in die Tiefe. Ein Schreckensruf gellt aus allen Kehlen.

„Abgestürzt? Da hinunter? Leitern her! Seile! Es muß einer hinab!"

Der Rohnhofer breitet die Arme aus. Seine Stimme ist hohl und stark, und wie er spricht, richten sich den Männern die Haare empor, so schauerlich ist es anzuhören.

„Um den da unten soll kein ehrlicher Mann sein Leben dran setzen. Den Matthes Rohn frißt das Feuer, das er angelegt hat. Er war der Brandstifter."

Lautloses Schweigen. Dann schlägt der eine und der andere ein Kreuz.

Von unten her sausen und knacken die Flammen.

Noch ehe rundum der erstarrte Atemzug sich löst, stürzt der Rohnhofer mit dem Gesicht vornüber.

Der Schlag hat ihn gerührt.

Das deutsche Jahr einer Engländerin.

Von
Dr. Johannes Eckardt in Salzburg.

(Schluß.)



Besonders interessant ist in den gegenwärtigen Zeiten für uns das Kapitel, in dem Wylie von dem deutschen Heere und seinen Leitern spricht. Sie konstatiert gleich, daß der Offizier unter den vielen Bummlern der Städte ein seltener Vogel sei. Mit einem gewissen Stolze zitiert sie die Worte eines Offiziers, der ihr sein Tagewerk geschildert hat und dessen Darlegungen sie für typisch ansieht: „Um halb sieben stehe ich des Morgens auf, bin um halb acht bereit, den Marsch mit den Truppen anzutreten, mit denen ich bis halb elf exerziere. Um elf Uhr habe ich Reitstunde, die bis halb eins dauert. Zwischen ein und drei Uhr ist eine Pause. Um drei Uhr erteile ich den Unteroffizieren Unterricht in der Geschichte und Strategie. Um fünf nehme ich meine erste kräftige Mahlzeit ein, kann ein Bad genießen und die Uniform wechseln. Von sechs bis sieben halte ich den Rekruten einen Vortrag. Später kann ich in die Oper gehen, wenn ich nicht zu müde bin oder einer Einladung folgen muß oder irgend eine militärische Funktion auszuüben habe, in welchem Falle ich nicht auf mehr als vier bis fünf Stunden Schlaf rechne kann. Wenn ich später mich aufs Stabsoffizier-Examen vorbereiten muß, weiß ich kaum, wie ich überhaupt noch Zeit zum Schlafen finden soll.“ Wylie fand unter der Begeisterung, mit der ihr Offiziere von ihrer Berufsarbeit erzählten, den Ton eines ernsten Verantwortlichkeitsgefühles, des Bewußtseins, daß die Uniform das äußere Sinnbild einer heiligen Pflicht sei. Als Beleg, wie strenge man die deutschen Offiziere erziehe, erzählt sie von einem Lehrer in einer Kadettenanstalt, der ihr berichtete, daß von den zehn Knaben, die unter seiner Aufsicht standen, nur einer wirklich Offizier geworden sei. Unbedingte Wahrheitsliebe, Selbstbeherrschung, Pünktlichkeit, eine hohe Auffassung von Pflicht und Standesehre und eine gewisse persönliche Würde verlange man in erster Linie. Sie vergißt auch nicht, auf die Macht des Offizierkorps hinzuweisen, dem es möglich ist, die Aufnahme eines unbeliebten Fähnrichs auch nur mit einer Gegenstimme zu verhindern. Dadurch sei bis jetzt das Eindringen der Juden und der Parvenüs erfolgreich verhindert worden, und die Kameradschaft sei dadurch noch enger und stärker geworden. Das Leben des deutschen Offiziers sei oft ein glänzendes Elend, eine prächtige Fassade, hinter der angestrengte, unausgesetzte Arbeit, geringe Aussichten und ein harter Kampf gegen die Armut wohnten. Denn ebenso wie der Aristokrat sei auch der Offizier selten bemittelt. Seine Gage sei durchaus unzureichend und bleibe es bis in die höchsten Chargen hinauf, und dabei sei er verpflichtet, seinen Stand stets würdig zu vertreten. Die alljährlichen Manöver stellten die höchsten Anforderungen an das gesamte Korps und an jeden Einzelnen. Es sei die große Würfelzeit im deutschen Heere. Wenn die beiden Monate dahin sind, würden die blauen Briefe zahlreich

wie dürre Blätter im Herbste fallen. Generale, die versäumt haben, sich auszuzeichnen, Obersten, deren Regimenter an Schneidigkeit zu wünschen übrig ließen, Hauptleute, die Verwirrung angerichtet haben, zuweilen selbst Leutnants müßten die böse Erfahrung machen, daß sie sich abends mit dem Helm niedergelegt und morgens mit dem Zylinder aufgewacht wären. Deshalb gebe es im deutschen Heere wenig unfähige und ausschweifende Offiziere, und ihre Laufbahn sei kurz und unglücklich. Was sei der Lohn, was sei die Entschädigung für diese absolute Hingabe? Materiellen Lohn gebe es nicht; das einzige sei, daß der Offizier als etwas Besonderes angesehen und behandelt werde, als der Träger und Beschützer der nationalen Ehre, als der Hohepriester, dessen Kleid das Sinnbild des vornehmsten menschlichen Berufes sei. Wenn man das berücksichtigte, würde man verstehen, weshalb ausdrücklich befohlen sei, daß der Offizier nur in der besten Gesellschaft verkehre, daß er sich mit der Berührung von allen unsauberen Elementen fernhalten solle, und daß er bereitwillig sein Leben hingeben müsse als Sühne für den Schaden, der seinem Stande zugefügt wurde, wenn er trotzdem mit dem Schmutze in Berührung kommen sollte. „Die Ehrfurcht, mit der der Offizier behandelt wird, ist tatsächlich nicht blind und entspringt nicht einer krankhaften Verehrung des Militarismus. Weil der deutsche Durchschnittsoffizier ein Mann von hohen Grundsätzen, von reinlicher Lebensführung und reinlicher Denkungsart ist, wird die Uniform als eine Art von Garantie, als ein Beweis inneren Wertes angesehen.“ Im allgemeinen müsse man über die Schlichtheit und ungekünstelte Haltung des deutschen Durchschnittsoffiziers staunen.

Wylie hatte auch vielfach Gelegenheit, das Leben und Treiben des gemeinen Soldaten zu beobachten. Sie hat den Eindruck, daß dies keine Schausoldaten sind, die als eine Art nationaler Reklame durch die Straßen paradieren würden, sondern daß sie das mächtige Bollwerk ihres Landes vorstellten. „Die besten Elemente, die das Volk hervorbringt, werden nicht nur zum Kämpfen abgerichtet, sondern auch sorgfältig erzogen zu einem gesunden, anständigen und rechtschaffenen Leben.“ Es sei eine Fabel, daß der deutsche Soldat brutal behandelt werde. Der Offizier selbst stehe mit seiner Mannschaft auf dem besten Fuße. Die Offiziersburschen seien in der Regel ihren Vorgesetzten und deren Familien treu ergeben und dienten ihnen in allen möglichen Eigenschaften, vom Kellermeister bis zum Kindermädchen. Wylies Begeisterung vom deutschen Heere geht so weit, daß sie die heute wohl noch aktuelleren Sätze niederschreibt: „Wenn morgen von allen Völkern ein ewiger Friede beschlossen würde und das deutsche Heer aufgelöst werden müßte, so wäre das nach meiner Ansicht ein nationales Unglück, die beste Schule des Landes würde damit geschlossen. Der sogenannte Militarismus wird gerne als eine Plage für Deutschland bezeichnet, aber ich kann nur sagen, daß es in keinem anderen Lande so wenig Aufhebens und Plackerei deswegen gibt. Jeder körperlich Fähige dient seine Zeit; das wird für etwas so Natürliches angesehen wie das tägliche Brot, und außer den Offizieren und Unteroffizieren gibt es keine Berufssoldaten, keine Söldlinge; jeder Bürger bringt eine kurze Zeit seines Lebens dem Vaterlande zum Opfer und erhält dafür eine moralische und physische Ausbildung, die ihn zur Ausübung seines bürgerlichen Berufes bedeutend fähiger macht. Mir scheint das ebensowenig „Militarismus“

zu sein wie der Zwangsunterricht. In England betrachten wir es nicht als eine Verletzung der persönlichen Freiheit, wenn die Kinder gezwungen werden, bis zu einem gewissen Alter am Unterricht teilzunehmen; aber später, in den wichtigsten Jahren ihres Lebens, dürfen sie tun, was sie wollen, und der Staat wäscht seine Hände in Unschuld. In Deutschland dagegen nimmt der Staat, im Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit, die Zügel aufs neue in die Hand und schreitet, nachdem er das Kind ausgebildet hat, zur Ausbildung des Mannes. Wenn sich das Deutsche Reich dadurch zu entschädigen sucht, daß es gleichzeitig eine gewaltige Macht zu seinem Schutze aufbaut, so haben wir deshalb noch kein Recht, es des Militarismus zu beschuldigen. Wir können ihm dazu nur Glück wünschen, daß es ihm gelungen ist, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen." Keine Statistik würde eine Vorstellung von seiner Macht und Schlagfertigkeit geben können. Das deutsche Heer sei das Produkt einer ununterbrochenen gleichmäßigen Entwickelung. Das Heer sei nie den Launen und Hirngespinsten von Pfuschern preisgegeben, es sei nach einem festen, erprobten System aufgebaut und habe sich danach weiter entwickelt. Seine Hilfsquellen stünden nicht wie bei dem französischen Heere von 1870 und manchen europäischen Heeren unserer Tage nur auf dem Papier, nein, sie seien auch wirklich vorhanden. „Am 1. Mai werden in jedem Jahre die großen Mobilisierungspläne herausgegeben, und jede Abteilung wird auf ihre absolute Bereitschaft und Leistungsfähigkeit geprüft. Es gibt keine Pferde, keine Munition, keine Uniformen, keine Waffen, und was das Allerwichtigste ist, keine Soldaten mehr auf dem Papier. „Bis zum letzten Knopf an der Gamasche" ist alles da, wie ein Offizier sich mir gegenüber stolz rühmte. Wenn nun plötzlich der Krieg erklärt würde, brauchte der Kaiser nur einen Wink zu geben, und der ganze ungeheure Mechanismus trete sofort in Tätigkeit. Jeder höhere Offizier hat seine geheimen Befehle, und jede Einzelheit ist im voraus geregelt, selbst der Transport des Trains und die Zeit und Stunde seines Aufbruchs nach der Grenze." Der Deutsche habe guten Grund, sein Heer als Muster hinzustellen und seine Flotte als eine wachsende Macht von unberechenbarer Entwicklungsfähigkeit anzusehen. Wie vollinhaltlich sind all' diese Worte seit den großen Augusttagen des Jahres 1914 bestätigt worden!

Im nächsten Abschnitte spricht Wylie von der deutschen Frau; sie meint, daß „Kinder, Kirche und Küche" das Motto der deutschen Hausfrau seien. Was die religiöse Seite anlangt, so beobachtete sie, daß die Frauen nicht gerade häufig in die Kirche gehen; sie gibt selbst zu, hierin nur aus protestantischen Kreisen Erfahrungen zu haben. Immerhin ist es ganz interessant, daß sie, im Gegensatze zu englischen Erfahrungen, auch im Gotteshaus des Westens den Eindruck einer „fadenscheinigen Ehrbarkeit" hat und behauptet, „wenn unsere Frau Jones in Begleitung einer Schar von Freundinnen in sonntäglichem Putz und Pelz das Hauptschiff entlang stolzierte, würde sie nur Anstoß erregen. Ich kann mir vorstellen, wie Dutzende von Köpfen in Zweifel und Empörung geschüttelt würden. „Das ist eine eigentümliche Gesellschaft," würde die Gemeinde denken und dadurch zu verstehen geben, daß sie Frau Jones und ihre elegante Sippschaft für Leute zweifelhaften Charakters hält. Die deutschen Mädchen würden im allgemeinen in der Voraussetzung erzogen, daß sie aller Wahrscheinlichkeit nach geheiratet werden. Der Durchschnittsdeutsche sei entschieden ein

Familienmensch und dankbar, wenn er überhaupt ein Weib bekommen hat, so daß ein Mädchen schon recht arm und mißgestaltet sein müßte, wenn es ihm nicht gelänge, zu heiraten, falls es überhaupt Lust dazu hat. Allerdings sei in der letzten Zeit doch schon auch die Meinung durchgedrungen, daß ein weibliches Wesen auch einen anderen Lebenszweck haben könne, als zu heiraten, und daß dieser Zweck von gleich hohem Wert sein könnte. Wylie glaubt eine gewisse Gleichgültigkeit der deutschen Frau gegen Körperkultur und eine gewisse Unfähigkeit, sich hübsch zu kleiden, beobachten zu können; am meisten ärgert sie sich über die sogenannten Reformkleider. „Welch bösem Genius ist es gelungen, die deutsche Frau an ihrer schwächsten Seite zu fassen und eine Art Kleidung zu ersinnen, die dem Mangel an Geschmack so weiten Spielraum gewährt und ihn mit Gesundheit, Hygiene und anderem Unsinn der Art entschuldigt. Sich gehen zu lassen, die Dinge leicht zu nehmen, sich so bequem wie irgend möglich zu fühlen, das ist das fragwürdige physische Ideal, nach dem die deutsche Frau strebt. Deshalb hat das Reformkleid für sie so großen Reiz." Die deutsche Frau ist, nach Wylies Beobachtung, so sparsam, daß sie imstande wäre, ihr ganzes Leben lang ein und dasselbe Kleid zu tragen, wenn der Stoff es aushalten würde. Sie ist eine ausgezeichnete, sorgsame Haushälterin, aber keine Künstlerin in ihrer Häuslichkeit. Alles sei gut, solide und — geschmacklos. Sie kümmert sich viel mehr um den Haushalt und um die Kinder als eine Engländerin. Sie ist ihres Gatten treue Gefährtin und Helferin und übt auf sein Leben einen bestimmenden Einfluß aus. Sie sei ganz die Frau, auf die der Mann sich in Zeiten der Bedrängnis und Not verlassen könne, an der er immer einen tapferen Kameraden fände, der bereit wäre, jede Bürde mit ihm zu tragen, jedes Opfer für ihn zu bringen. Sie sei des Gatten unentbehrliche Gefährtin, und in diesem Bewußtsein und dem Vertrauen und der Treue, die er ihr darbringe, ruhe all das Glück, das sie vom Leben forderte. In der deutschen Kaiserin sieht sie ein Vorbild der deutschen Frauenwelt aus den sozial und gesellschaftlich höherstehenden Kreisen. Sie sei häuslich, mit Leib und Seele ihrer Pflicht ergeben, völlig selbstlos und zurückhaltend, obwohl allmächtig in ihrem Einflusse, edel in ihrer Haltung und in ihrem Leben, voll Takt und Anmut. Man hat Wylie gesagt, daß das Wahlrecht der deutschen Frau nicht mehr in weiter Ferne sei, und nach ihrer Meinung sei die deutsche Frau auf die neue Würde ebenso gut vorbereitet wie die Frauen anderer Völker, und nach ihrer Hoffnung werde sie sich bemühen, ihre Pflichten treu zu erfüllen.

In einem weiteren Kapitel spricht Wylie vom deutschen Sportleben. Sie schildert recht anmutig eine flotte Ruder- und Skipartie und kann nicht genug hervorheben, wie geschickt hierin die Deutschen sich erwiesen hätten und wie unmöglich es den Engländern gewesen wäre, dieses Vorbild zu erreichen. Es sei kaum zu ertragen gewesen für den armen englischen Hochmut, der sich rühme, in jedem Sport überlegen zu sein, die verachteten Deutschen, die von Tennis oder Fußball so wenig verstünden und für Kricket gar keinen Sinn hätten, wundervolle Kunststücke auf diesen schmalen, unlenksamen Leisten ausführen zu sehen. Sie sah gar bald, daß der Sport als solcher den Deutschen sehr interessiere, aber nicht der Sport nach englischer Auffassung, der ihm eigentlich nur ein Spiel sei. Der Deutsche huldige allen Leibesübungen, die mit der Natur, mit dem Leben im Freien in unmittelbarer Verbindung stünden. „Der Jüngling, der kein Ver-

gnügen daran findet, auf einem Tennisplatze eingeschlossen zu sein oder auf einem Fußballfelde zu wirken, gleitet meilenweite Strecken auf Skis durch die Wälder, benutzt jede freie Stunde zum Schlittschuhlaufen und macht in der Sommerhitze lange, anstrengende Bergtouren. In dieser Hinsicht darf man nicht nach den Deutschen urteilen, die man während der Hochsaison in den Mode-Hotels antrifft. Es gibt träge Deutsche, wie es träge Vertreter aller Nationalitäten gibt, und der tatkräftige Teutone ist in Mode-Hotels selten zu finden. Er sucht weniger bekannte Plätze auf und härtet sich ab nach Herzenslust." Daß dem Deutschen der Sport als solcher vor allem von Bedeutung ist, das gehe aus der Beobachtung hervor, daß es ihm bei sportlichen Festen zumeist in allerletzter Linie um den Preis zu tun sei. Wylie glaubt eine Gleichgültigkeit gegen den Wettbewerb, eine Geringschätzung des Erfolges, sobald es sich lediglich darum handele, jemand anderen zu besiegen, beobachtet zu haben. Dem Deutschen sei es um die Sache selbst zu tun, und dieser Standpunkt mache sich auch in seinem sonstigen Leben bemerkbar. Er lerne tatsächlich aus Liebe zum Lernen und betreibe auch im späteren Leben seine Geschäfte nach dem Grundsatze. Mit ziemlichem Nachdruck betont Wylie, daß im Gegensatz zu den englischen Gepflogenheiten die deutsche Jugend allen Kartenspielen gegenüber eine entschiedene Gleichgültigkeit an den Tag lege. Ein Spiel nur würde von den Deutschen auffällig bevorzugt: es ist das Schachspiel. „Es wird als reines Verstandesspiel von den meisten Deutschen erlaubt und gewürdigt. Im übrigen ist die Haltung meiner Freundin den üblichen englischen Unterhaltungen daheim und im Freien gegenüber typisch. Sie verleitet den Engländer zu der falschen Ansicht, der Deutsche sei körperlich träge und ganz unsportmäßig, was keineswegs der Fall ist. „Sport, aber keine Spiele," ist sein Wahlspruch, und vielleicht hat er damit nicht ganz unrecht. Jedenfalls wird er vor den gefährlichen Übertreibungen bewahrt, die nicht nur die englischen Leibesübungen, sondern sogar unseren nationalen Fortschritt bedrohen."

In einem anderen Abschnitte kommt Wylie auf die Verschiedenheit der Manieren in England und Deutschland zu sprechen. Sie hat beobachtet, daß der Deutsche viel mehr Verständnis für die Verschiedenheit habe als der Engländer. Die Engländer gingen ihre eigenen absonderlichen Wege und hätten außerdem den frommen Glauben, daß sie in allen Dingen die von der Vorsehung erwählten maßgebenden Kritiker seien, und daß deshalb jeder, der gegen ihren Kodex verstoße, unbedingt unmanierlich wäre. Der Deutsche sei gerechter und weniger anmaßend. Die Gesetze der deutschen Höflichkeit seien oft so streng, daß die englische Art daneben etwas nachlässig und unehrerbietig erscheine. Der Durchschnittsdeutsche sei eben trotz seiner praktischen Anlagen ein poetischer Träumer, und so bewahre er auch bei seinen modernen Anschauungen ein wenig von der alten Ritterlichkeit, die man als Überbleibsel einer romantischeren Vorzeit wertschätze. Die deutschen Manieren seien von höchst angenehmer Art. Die ausgesuchte Höflichkeit, vor allem den Frauen gegenüber, sei nicht ein hohler Schein, sondern durchaus aufrichtig und entspreche der deutschen Herzensgüte und der unwillkürlichen Rücksichtnahme auf andere, die ihr erst den rechten Weg verleihen würde. Einen besonders schönen Zug glaubt Wylie nachdrücklich hervorheben zu müssen. Es ist die Achtung und Ehrfurcht, womit die Deutschen ältere Leute behandeln. Das sei einer der an-

genehmsten Züge im deutschen Wesen. Ihrer Erfahrung nach sei das Verhältnis zwischen Eltern und Kinder in Deutschland ein viel freundlicheres als in England. Nie fände man in Deutschland jenes nachlässige und zuweilen sogar achtungslose Betragen, das die Deutschen, wenn sie England besuchen, dort so unangenehm berührt.

Von der deutschen Frau hat Wylie schon gesprochen. In einem anderen Teile des Buches redet sie von der Hochzeit in Deutschland und schildert die verschiedenen Gebräuche in den verschiedenen Gesellschaftskreisen. Ganz allgemein glaubt sie feststellen zu können, daß in Deutschland die Männer nicht heiraten, sondern geheiratet werden. Sie findet, daß ein vergoldetes häusliches Elend nicht nach dem Geschmacke des Durchschnittsdeutschen sei, dessen Ideal nach einer bescheidenen Bequemlichkeit in seinem Hause gehe. Diese Bequemlichkeit sei so bescheiden, daß sich ein Engländer darein wohl gar nicht finden könne.

Das mag wohl auch davon herkommen, daß, wie Wylie in einem weiteren Kapitel darlegt, die Lebensverhältnisse in Deutschland viel teurer sind als in England. Deshalb herrsche überall dieselbe Einfachheit in bezug auf Nahrung. Gut und reichlich sei sie in den Häusern der wohlhabenderen Klassen, weniger gut und reichlich in denen der ärmeren. Die teureren Lebensbedingungen seien auch der Grund, warum die deutschen Frauen und Männer häufig so geschmacklos gekleidet seien, zum wenigsten geschmackloser als in England. Gerade die Kleidung findet Wylie in Deutschland schrecklich teuer. Auch die Steuern wären im allgemeinen höher als in England. Sie seien aber auch gleichmäßiger verteilt als in ihrer Heimat. „Richtig ist, daß Nahrung, Miete und Kleidung, diese drei großen Notwendigkeiten des menschlichen Daseins, in Deutschland teurer und dabei nicht einmal besonders gut sind; aber es ist auch ebenso richtig, daß hier andere Dinge billig zu haben sind, die in England außerhalb des Bereiches des armen Mannes liegen. Das ruhige, einfache, anspruchslose deutsche Leben hat einen ganz eigenen Reiz, und es gewährt den Vorteil, dem Deutschen und allen, die so leben wie er, Genüsse zu verschaffen, die ihm lieber sind als schöne Kleidung, elegante Häuser und kostspieliges Essen. Er läßt alles über sich ergehen, schäbige Kleidung, enge Etagenwohnungen und einfache Kost, so lange er eine größere jährliche Ferienreise, Ausflüge aufs Land, Nachmittage im Stadtgarten, Konzerte und den regelmäßigen Besuch der großen deutschen Nationalschule, des Theaters, genießen kann."

Wylie ist von dem deutschen Theater so begeistert, daß sie unumwunden zugesteht, dieses deutsche Theater wäre für sie ein Grund, in Deutschland zu bleiben. Aus voller Überzeugung behauptet sie, es sei ein Institut, dem Deutschland mehr verdanke, als seine eigenen Söhne und Töchter sich vorstellen könnten und dessen sich das deutsche Volk mit gutem Rechte vor allen anderen Nationen der Welt rühmen könnte. In keinem Lande der Erde spiele das Theater eine so große, so anerkannt wichtige Rolle wie in Deutschland. In England diene es lediglich zur Erholung und zum Vergnügen; in Deutschland aber sei es ein Erziehungsmittel. In Deutschland sei es selbstverständlich, daß das Mädchen der besseren Kreise durchschnittlich in der Woche einmal ins Theater gehe. Ein erwachsenes Mädchen, das nicht die hervorragendsten Meisterwerke der deutschen und ausländischen Klassiker neben einer bedeutenden Anzahl der berühmtesten modernen Dramen gesehen hätte, würde glauben, daß seine

Erziehung auf schmähliche Weise vernachlässigt sei. Mit der Musik stehe es genau so. Was auch sonst für Opfer gebracht werden müßten, auf den Besuch der Oper könne die Familie nicht verzichten. Man geniere sich nicht, in schäbiger Kleidung zu gehen und die allerbilligsten Plätze einzunehmen, aber hingehen müsse man. In England würde es geradezu kompromittierend wirken, wenn man ein erwachsenes Mädchen öffentlich ins Theater gehen ließe. Denn die Stücke, die England verlange, müßten spannend, dramatisch, realistisch sein, ein hohes Niveau würde man gar nicht verlangen oder billigen. Dieses Bedürfnis nach dem Hohen und Schönen sei in Deutschland so allgemein, daß überall schon, auch den weniger Bemittelten, durch unglaublich billige Volksvorstellungen, deren Güte keineswegs etwas zu wünschen übrig lasse, Gelegenheit geboten wäre, sich mit den Meisterwerken der Kunst vertraut zu machen. Solche populäre Abende würden uns die Frage beantworten, woher es komme, daß eine sonntägliche Volksmenge in Deutschsand ordentlicher, gesitteter und friedfertiger sei als in England. Wylie ergänzt diese Beantwortung durch die Sätze: „Nicht zum mindesten deswegen, weil das Volk nicht auf seine eigenen Hilfsmittel allein angewiesen, nicht gezwungen ist, seine Vergnügungen in den ärmlichsten Stadtvierteln zu suchen. Man bietet ihm in Deutschland das Allerbeste zu einem möglichst niedrigen Preise. Am Sonntag, dem einzigen Feiertage, sind Museen und Theater geöffnet, und wer geistige Erquickung den Wirtshausvergnügungen vorzieht, hat wenigstens die Möglichkeit, seinen edlen Neigungen zu leben. Und merkwürdig ist es, wie viele ihnen aus allen, auch den allerniedrigsten Volksschichten folgen. Der deutsche Staat hat tatsächlich eine Wahrheit erkannt, deren Erkenntnis wir uns stets verschlossen haben, nämlich daß ein Volkstheater und eine Oper mehr sind als bloße Treibhäuser für Volkstalente. Sie sind eine gewaltige Macht, die nach einer fein durchdachten Methode das Leben und Denken und den Charakter eines ganzen Volkes beeinflußt.“ Der Durchschnittsdeutsche empfinde es als ein Bedürfnis, etwas von seiner Zeit, von seinem Gelde und vor allem von seinem Interesse der Musik zu opfern. Selbstverständlich sei auch von der deutschen Erde das halb schreckliche, halb lächerliche Gespenst des Dilettantismus nicht ganz verbannt. Dies falle aber um so weniger in die Wagschale, als der Durchschnittsdeutsche ein echter Musiker sei. „Und wenn Shakespeares Wort wahr ist, daß der Mann, der keinen Wohlklang in der Seele trägt, zu jedem Verrate fähig ist, dann muß der Deutsche der vertrauenswürdigste Mensch der Welt sein.“

Was die deutsche Bildung als solche anlangt, so gibt Wylie zu, daß sie sich überzeugen lassen mußte, daß die deutsche Erziehung, besonders die weibliche, viel besser sei als die in England. Vor allem stünden die Privatschulen auf einer viel höheren Stufe; die Privatschulen in England seien durchschnittlich nicht viel besser als die Anstalten, in denen die Großmütter den letzten Schliff erhalten hätten. Es verdient wörtlich angeführt zu werden, was Wylie als das Ergebnis der englischen Schulbildung hinstellt: „In der Regel können die gebildeten Engländerinnen mit Verständnis lesen, zuweilen auch richtig schreiben, was aber keineswegs immer der Fall ist, sie verstehen sich aufs Addieren und Subtrahieren und sind imstande, sich auf dem Klavier unangenehm zu betätigen. Nehmt dazu ein Stückchen Geographie, Geschichte und Literatur, einige Brocken schlechtes Französisch und noch schlech-

teres Deutsch, und ihr habt die Gesamtsumme ihrer irdischen Weisheit. Ihre Eltern sind stolz auf sie; sie spielt vorzüglich Tennis und ist allem Anschein nach auch geistig gut ausgerüstet; denn hat ihre Erziehung nicht jährlich 3000 Mark gekostet, und hat sie nicht mit großen Ehren die höhere Cambridger Lokalprüfung bestanden? Aber wenn man diesem Wunder der Gelehrsamkeit eine einz'ge Frage stellt, die außerhalb ihres Pensums liegt, eine Frage aus dem Gebiete der modernen Literatur oder der neuesten Geschichte, so schaut sie ganz verblüfft drein und findet keine Worte. Man hat sie in Wahrheit mit Material vollgepfropft, damit sie die Prüfung bestehen konnte, der Rest ist Schweigen. Das Einpauken und die Vorliebe fürs Examen sind der Fluch der englischen Erziehung. Die Prüfungen selbst beweisen nichts oder fast nichts und führen zuweilen ganz und gar irre. Das System, das die Schüler dazu zwingt, nach einem leeren Ruhme zu streben, genügt an und für sich schon, um die Aneignung eines tieferen Wissens unmöglich zu machen.“

Der deutsche Pädagoge löst seine Aufgabe nach einer anderen Methode; die Prüfungen allein würden in seinen Augen wenig gelten, alles entscheidet die Fähigkeit, im Leben auch wirklich bestehen zu können. Alle Oberflächlichkeit sei verpönt, es gebe kein Zusammenflicken von Bruchstücken, kein Aufputzen bestimmter Themen. Allerdings würden die deutschen Schüler und Schülerinnen fast übermäßig angestrengt, und man sollte nach Wylies Meinung einen Mittelweg zwischen der englischen Nachlässigkeit und dem deutschen Hochdruck finden. Der Knabe werde in seinen Gymnasialstudien nicht streng überwacht oder geleitet; arbeiten müsse er, aber das Wie sei seine Sache. Das erfordere eine gewisse Charakterstärke und ein beträchtliches Quantum an Gehirn. Die Erziehung der Mädchen sei in Deutschland fast dieselbe wie die der Knaben, nur würde sie vorläufig mehr durch Privatschulen als durch öffentliche geleitet. Was speziell das Gymnasialstudium der Mädchen anlange, so sei es ganz erstaunlich, was so ein deutsches Mädchen da wirklich gelernt hätte, und gar nicht in Vergleich zu ziehen mit den Kenntnissen einer englischen Kollegin. Man müsse staunen über die vielseitigen Kenntnisse des deutschen Mädchens wie über ihre Entschiedenheit und ihre Gründlichkeit. Sie habe nicht nur von den Dingen gehört (das sei nämlich das einzige, was die Engländerin zu antworten wisse), nein, sie verstehe auch wirklich etwas davon, sie habe sich diese Dinge geistig zu eigen gemacht und schwatze nicht wie ein Papagei, dem man einige Gesetze beigebracht habe. Sie hat ja auch, wie der Stundenplan beweise, nochmal so viel wie die Engländerin gearbeitet. Deshalb würde es sich beim Vergleich von Durchschnittsintelligenzen aus beiden Rassen zeigen, daß die Deutschen den weiteren geistigen Horizont, die festere geistige Grundlage hätten. Die deutsche Schule würde auf die individuelle Ausbildung des Charakters nicht so überaus großen Wert legen. Das sei allerdings ein Mangel; dem stünde aber entgegen, daß die deutschen Kinder viel länger in der Familie beschäftigt und erzogen würden als die englischen. Der Zusammenhang der Kinder mit der Familie sei in Deutschland viel inniger und dauernder als in England, und das habe natürlich einen unabsehbaren Wert. Dieses ernste Bildungsstreben habe auch das Bildungsbedürfnis vertieft und verallgemeinert. Deshalb würden die weiten Kreise des Volkes nicht nur, wie schon erwähnt, dem Theater und der Musik so große Opfer bringen, sondern auch die son-

stigen Bildungsfragen angelegentlichst ins Auge fassen. Die allgemeine Volksbildung durch populäre Veranstaltungen verschiedener Art sei so allgemein, daß man zu den billigsten Preisen aus allen Wissensgebieten gründliche Belehrung erhalten könne. Wir verstehen daher, wenn Wylie schreibt: „Vor einiger Zeit stellte ich die Frage: Weshalb bestehen so viele Ausländer darauf, sich in diesem teuren Lande niederzulassen? und ich habe darauf jetzt eine andere, bestimmtere Antwort gefunden. Sie tun es der Bildung wegen. Alles, was dazu gehört, ist für ein Billiges zu haben. „Nahrung, Kleidung und Wohnung sind teuer," sagte ein polnischer Student zu mir, „aber man kann die feinste Bildung der Welt in jedem Wissenszweige fast umsonst haben." „Wenn wir nur Geist und Seele wären, was für ein billiges Land wäre dies Deutschland!" rief meine englische Freundin einst pathetisch aus."

In den Schlußkapiteln kommt Wylie auf inner- und außerpolitische Gesichtspunkte zu sprechen. Hierbei betont sie vor allem, wie hoch in allen Kreisen, auch in denen der Sozialdemokratie, die Achtung vor dem Deutschen Kaiser sei. „Wilhelm II. ist nicht nur dem Namen nach Kaiser. In seinem Auftreten und in seiner Lebensweise repräsentiert er seine Stellung, und seine ausgeprägte Prunkliebe umgibt ihn wie mit einem Zauber, einem mittelalterlichen Glanz, der dem deutschen Charakter und Geschmack entspricht. Das Volk sieht in ihm einen Mann von erhabenen Grundsätzen und hohen Idealen, dem die Ehre und Größe des Vaterlandes sehr am Herzen liegen, und diese Vorzüge halten die Verbindung mit seinem Volke in den schlimmsten und stürmischsten Zeiten aufrecht."

Sehr wertvoll sind die Sätze, die Wylie über die deutsche Sozialdemokratie schrieb, zumal sie durch den Krieg nur bestätigt wurden: „Nach dem, was ich selbst gehört und gesehen habe, würde die große Sozialistenpartei wie eine Seifenblase zerplatzen, wenn, wie im Falle eines Krieges, ein Mahnruf an das deutsche Volk erginge."

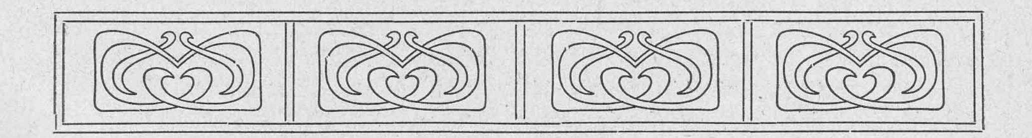
Wylie tadelt sehr die Neigung der Deutschen, besonders der Süddeutschen, fremde Sitten und Gebräuche unterwürfig zu bewundern, allzu bereitwillig fremde Moden u. dgl. anzunehmen.

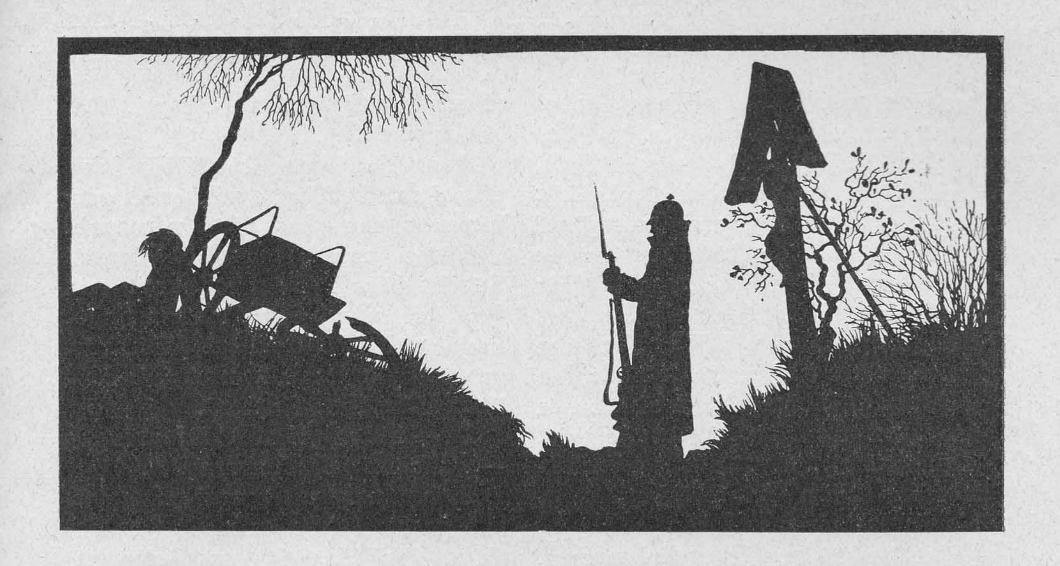
Schließlich sieht sie sich verpflichtet, dankend hervorzuheben, daß sie niemals Anlaß gehabt hatte, ihre Nationalität zu verteidigen; niemals habe sie ein Wort vernommen, das ihren Nationalstolz hätte kränken können. Auf der anderen Seite aber lese sie von nichts als von Haß, Eifersucht und Neid, während sie auf der deutschen Seite nur Güte, Höflichkeit und guten Willen erfahren hätte. Sie fragt sich, ob denn eine Verständigung beider Nationen nicht möglich wäre. Sie sei vor allem durch die Hetze der Presse erschwert. Dann sei England auf Deutschland eifersüchtig wie das Alter auf die Jugend eifersüchtig sei und sie fürchte. „Wir sind groß geworden und können nicht weiter wachsen, und es bleibt uns nur übrig, gegen den Verfall anzukämpfen. Die deutsche Nation wächst, und wir beobachten ihre Fortschritte mit einem Unbehagen, das sich im Privatleben durch halsstarrige Vorurteile, im öffentlichen Leben durch fieberhafte Aufmerksamkeit und fortwährende Ausbrüche von Erbitterung kundgibt." Sie führt als typisch für die deutsche Stimmung die Äußerung an: „Wir wollen keinen Krieg gegen euch führen, wir haben nur den Wunsch, uns zu entwickeln. Wir müssen uns entwickeln und haben das gute Recht dazu. Laßt uns in Frieden, und wir werden euch unbehelligt lassen." In dem großen

Wettstreit zwischen den beiden Nationen sollte auch der Grundsatz gelten, daß der Fähigste gewinne. Deshalb sei es vor allen Dingen notwendig, daß die Engländer stark würden in ihren nationalen Tugenden, in Tatkraft, Selbstaufopferung und unermüdlichem Vorwärtsstreben. „Wenn wir Engländer uns würdig erweisen würden, wenn wir unseren alten hohen Standpunkt innebehalten, dann dürfen wir auch hoffen, unseren Platz in der Welt zu behaupten. Großer Reichtum, Dreadnoughts, krampfhafte Ausbrüche von Tätigkeit, Defensiv-Bündnisse usw. werden uns nicht vor den Schrecken der Zukunft bewahren; unsere eigene Tüchtigkeit ist die einzige Rettung, und diese Tüchtigkeit wurzelt im Nationalcharakter, nicht im Nationalgeldsack. Im Grunde fürchten wir uns nicht vor den Deutschen, sondern vor uns selbst, und wenn wir erst unser Selbstvertrauen, unseren berechtigten Glauben an unsere eigene Tugend und Kraft wiedergewonnen haben, werden wir auch imstande sein, die emporstrebende Nation als Freund und Bundesgenossen zu begrüßen. Es ist nur die Frage, ob dies berechtigte Selbstvertrauen und der Glaube an uns selbst noch zurückzuerlangen ist."

Gerade in den jetzigen Zeiten ist es für uns von unabsehbarem Werte, die Worte Wylies für uns zu haben: „Ich glaube fest, das deutsche Volk — von Politikern und Zeitungen spreche ich nicht, aber vom Volke selbst, dessen entscheidende Stimme mehr gilt als alles andere — will den Frieden und ist bereit, ja, voller Begierde, die Hand zur Freundschaft zu bieten. Zwei blutsverwandte Völker, die zu allen Zeiten Schulter an Schulter gekämpft, die vereint Europa aus größter Gefahr befreit haben, in allen höchsten Tugenden, wie Mut, Zähigkeit und Biederkeit, einander ähnlich, sollten auch in Zukunft Hand in Hand gehen, wie sie es in der Vergangenheit getan haben. Das ist die einzige logische, natürliche und gerechte Lösung des Problems, das wir vor uns haben, und ein solcher Bund wäre alle Anstrengungen und alle Opfer wert. Von seinem Zustandekommen hängt die Zukunft der Welt und der Fortschritt der Menschheit ab. England wider Deutschland! Das Ende eines solchen Unheils wäre gar nicht auszudenken, und wehe dem Volke, das zuerst das Schwert zieht, aber England und Deutschland Hand in Hand!" Und wenn wir den heutigen Krieg nach seinen Ursachen durchforschen, so bekommt das Schlußwort Wylies einen ganz eigentümlichen Klang: „Wenn nur wirklich erhabene Vorsätze, wahrhafte Großmut, Offenheit und Zutrauen, an Stelle des Krebsschadens der Furcht, des Neides, des Hasses und des Mißtrauens treten, dann ist das Ideal erreichbar, und mit der großen Gefahr für die ganze Welt wäre es für immer vorbei."

Mit diesen politischen offenen Bekenntnissen hat „Das deutsche Jahr" dieser ehrlichen Engländerin über alles bloß sachliche Interesse hinaus gerade in dieser Zeit für uns so an innerem Werte gewonnen, daß es sich gewiß lohnte, so eingehend Wylies Erinnerungen an dieser Stelle zu berücksichtigen.





Der Landwehrmann.

Von

Margarete Kiefer-Steffe.



Der Wagen der „Gräbschener Elektrischen“ ist gedrängt voll. Die Lichte der Geschäfte und Straßenlaternen blitzen in den engen, schmalen Raum. Wie die Stallaterne die Herde vereint, so vereint des Wagens weiße, etwas kärgliche Beleuchtung die verschiedenen, dickverhüllten, buntfarbigen Stücke Leben. Es riecht nicht gut. Ich sause mit denen allen im selben Käfig dahin und bin doch allein wie im dunkelsten Afrika.

Da fällt mein Blick auf die Gestalt mir gegenüber. Und stutzt, bekommt das Gefühl der Nähe, gleitet über die Nachbarn dieses Menschen. Ein Landwehrmann und neben ihm augenscheinlich Frau und Sohn. Der Mensch ist wohl schon in den Vierzigern. Höchste Altersgrenze!

Mit zwei schweren, rotbraunen, narbigen und keineswegs wohlgewaschenen Händen hält er einen riesenhaften Säbel umklammert, der zwischen seinen etwas krummen Beinen steht. Einen Großvater von Säbel! Das Schlachtschwert stammt wohl aus einem Altertumsmuseum. Vielleicht ein im Jahre Siebzig eroberter französischer Kürassierpallasch.

Im übrigen ist mein Gegenüber Fußartillerist. Auch seine Uniform scheint von einigen Generationen redlich in Anspruch genommen zu sein. Die Mütze hockt auf einem Wust grau-rotblonden Haares, und der gelbe, dicke Schnurrbart und dichte Kinnbart helfen dem Gesichte Verstecken spielen. Gesunde, sonnengefaltete Bauernzüge sucht man mühsam aus dieser Wildnis heraus.

Da hebt der Soldat die Augenlider und sieht mich an. Und der große, von fern herkommende, leidende Blick eines gequälten Kindes erschreckt mich und läßt mich mein Herz durch einen seltsam ziehenden Schmerz empfinden. Diese guten, tierguten Augen in dem wildbärtigen Gesicht! Jetzt wendet er sich

der Frau zu, die leise, mit dem Versuch eines Lächelns, auf ihn einspricht. Das ist ein blasses, noch junges Weib, ländlich, ein Tuch um den Kopf. Sehr sauber und, wirklich, ganz feine Züge! Vielleicht eine Schneiderin vom Dorfe; die Hände sind nicht grob genug für Landarbeit. Noch blasser als sie ist der zwölfjährige Junge auf der anderen Seite. Dicht an den Vater hat er sich gedrängt, hält ein Paket in den Armen und stiert teilnahmslos vor sich hin. Teilnahmslos, aber nicht gedankenlos. Als er den Blick hebt, da sehe ich, die Augen sind voll Wasser.

Hat der Vater blaue Kinderaugen, so hat der Sohn die frühreifen, sorgenden Augen eines Erwachsenen. Und nun sitzen sie wieder alle drei und rühren sich nicht. Allein. Mitten im dunkelsten Afrika.

Sie haben wohl da draußen in Gräbschen oder sonst irgendwo auf dem Lande gewohnt. Er Tagearbeiter auf dem Gute. Sie litten keine Not; denn die Frau verdient noch ganz hübsch nebenbei. Sie hat „Schenie" im Schneidern, das sagt selbst die Frau Lehrer. Sie wohnen bloß zur Miete beim Bauern, aber sie hausen nicht schlecht. Die weißen Tische und Bänke sind blank gescheuert. Lichte Vorhänge bauschen sich vor den Fenstern, durch rote Schleifen in zierliche Falten geordnet. Dazu brennendrote Pelargonien auf den Fensterbrettern — das bringt einen frohen Klang mehr in die Stube. Der Junge lernt gut. Das hat er von der Mutter. Und ist gut. Das hat er vom Vater.

Wenn sie so um den Tisch saßen abends und die Lampe mit der blumenbemalten Porzellanglocke ein warmes Licht um ihre Köpfe wob, da schmeckte das Abendbrot! Sie genossen mit ihren Fettschnitten und ihrem dünnen Kaffee noch etwas, was ihnen das Blut warm und stark machte: das unbewußte Glück ihrer Stille, ihres Friedens.

Da — der Krieg! Bis fünfundvierzig — „Alte, da muß ich noch mit!"

Ob der Junge nicht zuerst gelacht und und in die Hände geklatscht hat, das kleine Blasserle, als der Vater das erste Mal als „Suldate" heimkam? Und er steht in oder bei Breslau, in ihrer Nähe, sie haben ihn heute besucht. Warum sitzen sie aber alle drei da wie erschlagen? Warum müht sich die Frau, ein Wort herauszubekommen, warum bricht sich ihr Lächeln an Linien des Schmerzes? Wie vor der Hinrichtung! — durchfährt es mich.

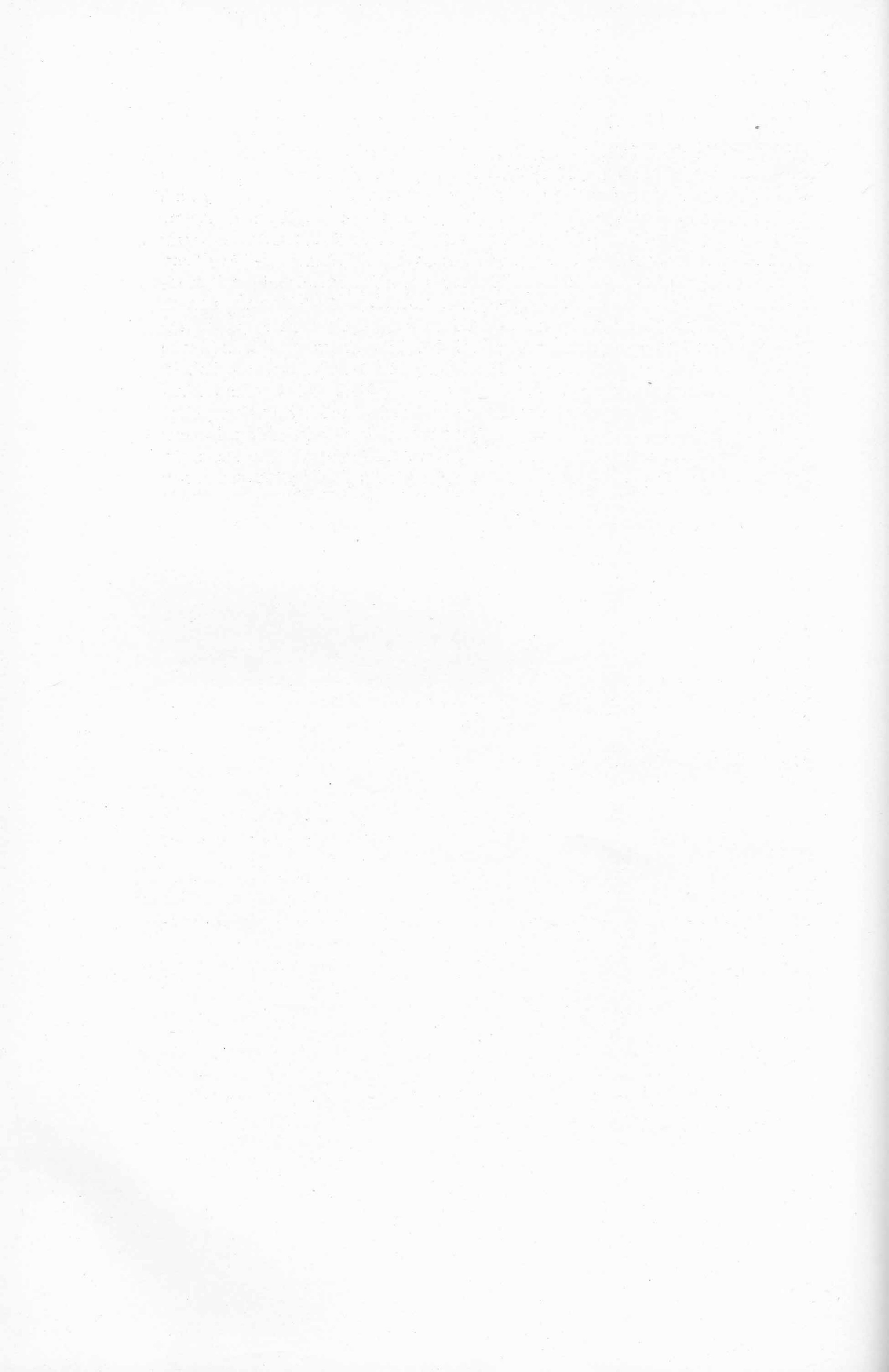
Die drei erheben sich plötzlich. Der Wagen hält. Ach was, ich steige auch schon aus. Ich bin der Frau zur Seite. Ein paar hastige Worte: „Ach ja," sagt sie und lacht, weil sie nicht weinen will, und sieht mich dankbar und zutraulich an. „Er rückt heute Nacht noch aus. Nach Rußland —"

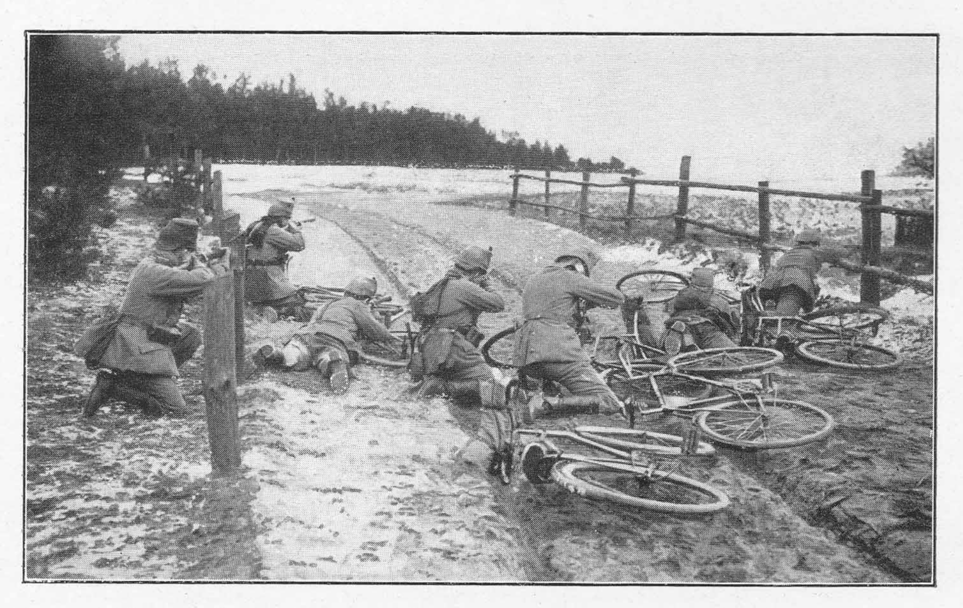
Ich stürze mich in das dichte Gewimmel vor den Läden. Das totblasse, stille Jungengesicht taucht noch einmal auf. Es schwankt in einem Blutnebel. Ein Schluchzen würgt in mir: Bruder, Bruder!



Anders Zorn: Plätschernde Wellen







Radfahr-Patrouille in der Verteidigung bei einem plötzlichen Angriff.

Bergstädtische Kriegsberichterstattung.

Von Paul Barsch.



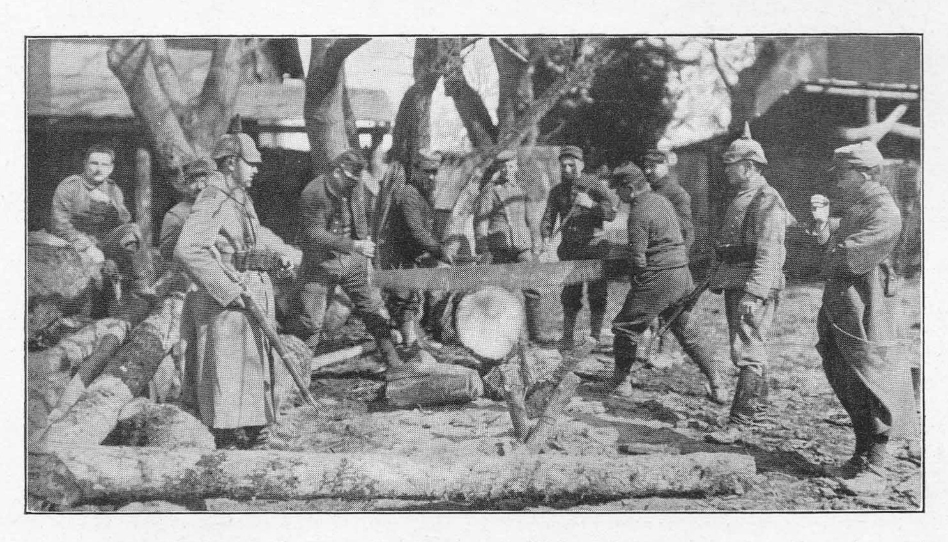
Die Gedanken, von denen wir aus einem der frischesten und wanderseligsten Eichendorffliede wissen, daß sie die Wolken und den Wind überfliegen, waren unfähig, die Siegesmärsche der deutschen und der österreichisch-ungarischen Heldenscharen in Galizien zu überholen. Das ging ihnen alles viel zu schnell. Ihre Flugkraft reichte nicht aus, und sie schleiften als lahme Nachzügler weit hinterdrein, lebten aber des Glaubens, sie schwebten auf Geisterflügeln behend vor den flinkesten und verwegensten Aufklärungsreitern einher. Als sie noch auf halben Wege zwischen Przemysl und Grodek mit fachkundigen Blicken zu ergründen suchter, wie stark wohl die russischen Kräfte seien, die zu beiden Seiten der Hauptstraße den Rückzug der geschlagenen Heermassen decken und die Verfolger nicht nur aufhalten, sondern, wenn möglich, auch zurückdrängen sollten, waren diese Nachhuten längst zerschmettert, und Teile der Boehmschen Armee hatten die Wereszyca überschritten und sich durch die sinkende Nacht, ihre Totmüdigkeit und die rasende Gegenwehr des Feindes nicht abhalten lassen, nachzuschauen, wie es in Grodek aussah. Erstaunt, verblüfft und beschämt eilten am nächsten Tage die sonst so klugen Gedanken den Ereignissen nach, und fortan wollten sie rascher sein. Im Husch befanden sie sich an den großen Grodeker Teichen, die uns Schlesiern und auch den Berlinern alljährlich zu Beginn des Winters riesige Mengen feinster Weihnachtskarpfen zu senden pflegten, und dort richteten sie sich auf einen Aufenthalt von zwei Wochen ein. Mindestens solange sollte die furchbare Schlacht dauern, die in den tonangebenden Zeitungen aller europäischen Länder und besonders in militärischen Fachblättern angekündigt worden war. Alle Schlach-

ten, die bis dahin auf galizischem Boden getobt hatten, sollte sie an Umfang, Dauer und Schrecklichkeit hoch übertreffen. Einmütig hatten alle wissenden Beurteiler die Verhältnisse dargelegt und bewiesen, daß die sogenannte Grodeklinie, die an den Teichen oder Seen entlang in einer Ausdehnung von dreißig bis vierzig Kilometer bis hinaus nach Rawaruska reiche, schier beispiellos befestigt sei. Die russische Meisterkunst des Aushebens von Schützengräben sei dort seit Monaten außerordentlich fleißig betrieben worden, und die Natur komme den Verteidigern in der vortrefflichsten Art zu Hilfe. Sie liefere ihnen Wasserflächen und Sümpfe zum Schutz gegen Sturmangriffe, auch Höhen, Schluchten, Flußläufe, Wald, Buschwerk und Dämme zur Verschleierung der Artilleriestellungen. Ferner war bekannt geworden, daß über Lemberg her immerzu frische Regimenter den Siegern entgegengeworfen würden, und daß der Zar befohlen habe, Lemberg unter allen Umständen zu retten und die zu dieser Stadt führenden Wege bis auf den letzten Mann zu verteidigen. Also bereiteten sich die Gedanken auf das Schauspiel eines langfristigen und ungeheuerlich großartigen Ringens vor. Doch während sie noch forschend zu ergründen suchten, wann denn der tolle weltgeschichtliche Dauertanz richtig losgehen werde, wurden sie betäubt durch die Kunde, daß die Grodeklinie durch die Armeen des Generalobersten von Mackensen genommen worden sei, der Feind gegen Rawaruska und Zolkiew zurückflute, die Österreicher und die Ungarn die gegnerischen Stellungen längs der Lemberger Straße stürmend erobert hätten und die Russen nachdrücklich verfolgt würden.

Gemahnte das nicht an Zauberei? War diesen Heeren das Siebenmeilenstiefelgeheimris kund geworden? Muteten nicht plötzlich die vielgefürchteten Höchstforderungen des alten preußischen Marschreglements an, als seien sie für Schulausflüge verfaßt worden? Seltsam, ganz seltsam! Dabei war dieses Schnellmarschieren mit immerwährenden Kämpfen gegen einen starken, zähen und entschlossenen Gegner verbunden. Sogar eine gewaltige Schlacht wurde geschlagen, ohne daß dabei das eilige Vorwärtsstreben eine Hemmung erfuhr. Gedanken überfliegen nicht nur die Vögel und den Wind, auch die elektrischen Wellen und den Lichtstrahl. Diesen Heeren aber



Vom Fliegerangriff auf Karlsruhe. Eine der von den Franzosen abgeworfenen Bomben, die durch ihre eigenartige Konstruktion besonders auffällt. An der Bombenhülse sind Propellerflügel angebracht, welche die Umdrehung des Geschosses in der Luft bewirken, wodurch eine größere Treffsicherheit erreicht wird. Die Aufnahme wurde auf dem Dache eines Hauses in Karlsruhe gemacht, wo die Bombe niederfiel.



Ein Teil der bei den letzten Kämpfen zwischen Maas und Mosel gefangen genommenen Franzosen wurde nicht nach Gefangenenlagern befördert, sondern zu Arbeitsleistungen für unsere Truppen hinter der Front herangezogen. Unser Bild zeigt französische Gefangene in einem deutschen Feldlager vor Toul beim Holzsägen.

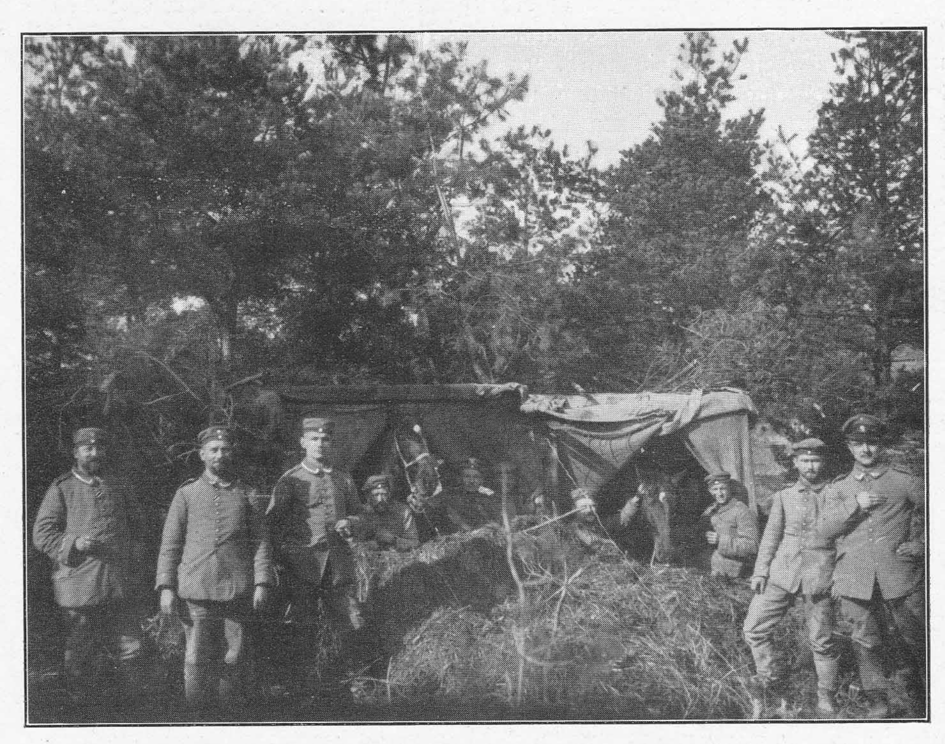
vermochten sie nicht nachzukommen. Nach der besagten Schlacht, die in der Geschichte an die Namen Magiarow und Grodek geknüpft sein wird, verloren sie abermals die Fühlung mit den Stürmern. Es half ihnen nichts, daß sie sich Witz gekauft hatten und ihre Geschwindigkeit verdreifachen wollten. Für sie kam es darauf an, in geistigem Schauen die Verfolgung der Russen und die Zurückeroberung Lembergs mit zu erleben. Da sahen sie, daß der Feind das schauderhaft blutige Spiel noch immer nicht verloren gab, daß er seine zerschletterten Kräfte mit der Hast der Verzweiflung zusammen raffte, sie den Bedrängern entgegenwarf und gewillt zu sein schien, Väterchens Befehl bis zum gräßlichen Ende zu erfüllen. Väterchen hatte ja feierlich geschworen, daß die Perle Galiziens für ewige Zeiten als kostbares Kleinod in seiner Krone glänzen werde. Die Zarenmacht werde sorgen, daß nie ein Feind das ruhmreich eroberte russische Neuland vom Reiche losreiße, und sein geliebtes Volk möge frohlocken, weil es eine seiner schönsten und heißesten Sehnsüchte nun gestillt sehe. . . Sollte der edle Selbstherrscher schon wieder einmal meineidig werden? Oder sollte die Welt zu dem Glauben gelangen, daß russische Ewigkeiten nur wenige Wochen währen? . . Bis zum letzten Blutstropfen sollte die Hauptstadt Galiziens verteidigt werden. So hatte, wie die Zeitungen vermeldeten, das zarische Machtgebot gelautet. Da durften die schaubegierigen Gedanken wohl glauben, daß es ein schrekkensvolles und zeitraubendes Stück Arbeit sein werde, die letzte der Schranken zu zertrümmern, die den sieghaften Befreiern die Bahn zum großen Ziele versperrten.

In diese Vermutungen und Betrachtungen hinein brauste jäh ein helltosender Begeisterungsjubel. Mit einem Schlage war der friedliche, von Jasmin- und Lindenblütenduft wonnig durchwehte Feierabend des ersten Sommertages für unser Volk und mehr noch für unsere treulieben österreichisch-ungarischen Verbündeten in einen lauten Festabend verwandelt worden. Fahnen

wehten, Hurrarufe schollen himmelauf, Lieder erklangen, und die Menschen riefen einander verzückt zu, daß Lemberg zurückgewonnen sei. Den sinnenden Gedanken kam das alles unerfaßlich vor, und sie gedachten staunend und bewundernd der Helden, die solcher unerklärlicher Taten fähig waren.

Ich hatte mich wieder einmal in die Höhle des Löwen gewagt. So nennt der Volksmund das Hauptquartier unserer städtischen Oberpolitikusse seit dem denkwürdigen Abende, an dem der Apotheker unseren kreuzbraven Gartendirektor mit Haut und Haaren fressen wollte, weil dieser sich erkühnt hatte, die Serben als ein tüchtiges und tapferes Volk zu bezeichnen. Durchs Fenster war der kleine Mann in seiner Todesangst gesprungen, hinaus in den Hof, und er hatte dabei zwei Scheiben zertrümmert und die große Meerzwiebel und den Myrtenstock der Löwenwirtin mit hinabgerissen. Solche Worte verträgt der alte Grimmbart nicht. Da wird er kollerig, wild, rasend und entsetzlich gefährlich. Die Serben sind ein feiges, hinterlistiges, meuchelmörderisches Gezücht, und wer das nicht glattweg unterschreibt, sondern auch Tugenden an ihnen entdeckt, dem springt er an den Hals. In der Politik huldigt er nur der scharfen Tonart, und der kleine Gartendirektor, dem der Arzt einen Verband anlegen mußte, weiß davon ein Lied zu singen.

Diesmal ging's verträglicher her. Ich saß als zugehöriges Glied im Kreise der trauten Biederleute, die im Genusse des würzigen Bergstadtbräus und zugleich in der erhebenden Überzeugung schwelgten, daß sie den Kraftauszug des bergstädtischen Geistes und die Auslese der gereiften Edelmänn-



Pferdeschuppen im Argonnerwald. Jedes Pferd hat zum Schutz gegen Nässe ein Leinenzelt, das mit Reisig verdeckt ist, um es den feindlichen Blicken zu entziehen.



Deutsche Soldaten suchen am Fuße der Côte Lorraine mit Wünschelruten nach Wasser.

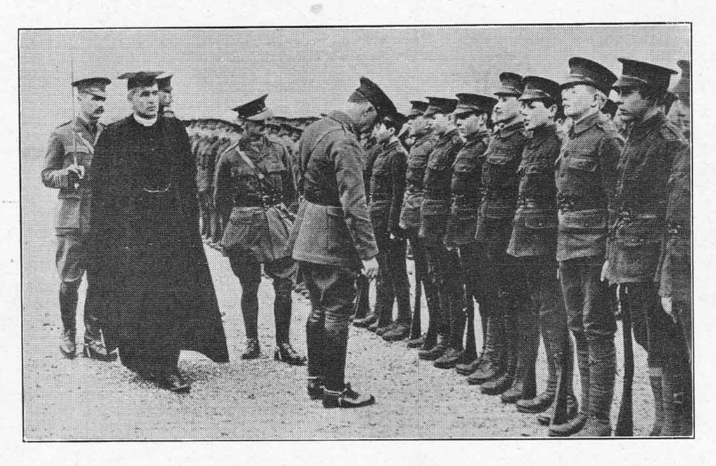
lichkeit darstellten. Wir feierten den Sieg von Lemberg, griffen zum Heile des Roten Kreuzes in die Taschen, vernahmen den Inhalt einer Reihe von Feldpostbriefen, die Bürger unserer Tafelrunde von ihren im Felde kämpfenden Söhnen oder Schwiegersöhnen erhalten hatten, und hörten einen Vortrag über die letzten Entscheidungsschlachten in Galizien.

Der Vortragsredner war ein Neuling in unserer Gesellschaft. Ein Ratssekretär, der einst in der deutschen Armee die Würde eines Feldwebels genoß und sich während seiner Dienstzeit ein so ungeheures militärisches Wissen angeeignet hat, daß sich das ganze Volk beglückwünschen könnte, wenn er an die Spitze einer Armee gestellt würde. Vom Inhalt seiner strategischen Weisheiten vermag ich nichts zu berichten. Mir ergeht es da vollkommen wie jener Bauernmagd, die nur begeistert zu sagen wußte, daß der Herr Pfarrer wunderschön gepredigt habe, sich jedoch auf keines seiner Worte mehr entsinnen konnte. Nur so viel weiß ich, daß er mit den geheimsten Plänen Hindenburgs und Mackensens innig vertraut war, daß er neben den Vorzügen auch die unvermeidlichen Mängel dieser Pläne kennzeichnete, klar in die Zukunft sah und den Zeitpunkt angab, an dem die Deutschen in Petersburg einziehen würden. Wenn ich nicht irre, ließ er sie bis Kamschatka und an den Yalu vordringen; doch dafür will ich mich nicht verbürgen. Ich bedauere nur, daß dieses Feldherrngenie am unrechten Platze sitzt.

Da ich seinen Eroberungsflügen noch weniger zu folgen vermochte als die Gedanken damals in Galizien den Siegeszügen des neuesten Feldmarschalls, verfiel ich in betrachtendes Sinnen, und mich beschäftigte namentlich einer der

Feldpostbriefe, die vorgelesen worden waren.

Der geistige Blick weilte bei dem galizischen Flüßchen Wereszyca. Durch die breiten Täler dieses Wasserlaufes zog sich die starke russische Grodekstellung hin. Die Geschosse der deutschen Artillerie schlugen hinein und erzeugten höllisches Grausen unter den Verteidigern. Jetzt stürzten die Sturmlinien der Angreifer heran, während noch immer die Granaten und die Schrapnelle eine grauenhafte Vorarbeit leisteten. Bei einer solchen Erstürmung ist die Uhr eines der wichtigsten Werkzeuge. Den Batterien ist gemeldet worden, zu welcher Sekunde die Bataillone aus ihren Stellungen hervorbrechen, und sie richten sich mit strengster Genauigkeit danach. Ferner berechnen sie nach Sekunden die rascheste Möglichkeit des Vorwärtskommens der Infanterie, und durch diese peinlich feinen Zeitmessungen wird erreicht, daß die Granaten als Wegebahner noch wirken und den Feind verwirren und ängstigen können, wenn die ersten Reihen schon mit gefälltem Bajonett auf die gegnerischen Verschanzungen losstürzen, ohne dabei in das Feuer ihrer eigenen Artillerie zu geraten.



Englischer Feldgeistlicher auf dem französischen Kriegsschauplatz bei einem englischen Regiment, das, wie die kleinen Gestalten und die auffallend knabenhaften Züge erkennen lassen, nur aus halbwüchsigen Burschen zu bestehen scheint.

Da gab es aber eine kleine Stürmergruppe, die den Augenblick des Losgehens auf die feindlichen Gräben nicht erwarten konnte. Sie befand sich auf Vorposten und war somit weiter vorgeschoben als die Hauptmacht. Offenbar ist ihr der Sekundenzeiger der Uhr zu langsam gegangen, und sie hat ihm ein Schnippchen geschlagen, indem sie voll unbezähmbaren Siegeseifers vorzeitig aus ihrer Deckung hervorsprang und den andern weit voraus in den Bleihagel rannte. Selbstverständlich befand sich ein Bergstädter darunter, und vielleicht war er gar der Erzsünder, der durch die Mißachtung der Uhr den ganzen Schlachtplan gestört hatte.

Das Häuflein geriet urplötzlich in das fürchterlichste Granatfeuer. Es stob auseinander; doch an ein Zurückweichen dachte keiner. Der Sturmweg führte zu den Russen hin, und der Todesgraus verlieh den Beinen Flügel. Unser Bergstädter gelangte zu einem feindlichen Schützengraben und sprang mit einem kühnen Satze hinein. Die Russen beachteten ihn nicht. Zunächst sah er nur kriechende oder kauernde Gestalten, deren Gesichter schauerlich von der Angst verzerrt waren. Bald aber gewahrte er, daß überall im Graben tote und auch zuckende Leiber lagen, und er vernahm herzzerreißendes Wehklagen, Jammern und Beten. Einer der Grabenverteidiger kniete mit gefalteten Händen und neigte ergebungsvoll das Haupt. Er und andere brachen getroffen zusammen.



Nachtlager deutscher Soldaten in einem verlassenen Hause in Russisch-Polen.

Immer toller und betäubender wütete der eiserne Tod, und d r Bergstädter, der sich niedergeworfen hatte, preßte sich langhin an die vordere Grabenwand. Ein Feind kroch zu ihm heran, legte sich neben ihn und umschlang ihn mit den Armen. Dabei wimmerte er kläglich, schien es aber als ein Glück zu empfinden, daß er sich während der peinvollen Todeserwartung an ein Menschenherz schmiegen durfte. Daß dieses Herz in der Brust eines Gegners schlug, mag er nicht gewußt haben; er hätte sich vielleicht auch nicht abschrecken lassen, wenn ihm das bekannt gewesen wäre. Flüchten doch selbst die Vögel des Waldes in zitternder Ängstlichkeit zu den Kriegern, wenn durch ihr grünes Freiheitsreich gespenstisch die Kugeln pfeifen und über die Wipfel dahin das grause Getöse fliegender Granaten streicht!

Endlich — endlich hörte — dem Himmel sei Dank! — der mörderische Spektakel auf, und nun erscholl von fernher ein Stimmengebrause, das unserem Helden wohlbekannt war und ihn in trunkene Lust versetzte. Jäh riß er sich los aus der Umarmung, reckte sich auf und griff zum Gewehr, doch fand er sich auf seinem wunderlichen Posten nicht sogleich zurecht. Er war noch verwirrt von dem unleidlich zudringlichen, nervenzersetzenden und hirnzermalmenden Gekrach. Ihm surrte der Schädel, und die durcheinandergewirbelten Sinne mußten sich erst ordnen. Sie fanden sich rasch zurecht, als sein Blick auf den feindlichen Gefährten fiel, der ebenfalls emporgeschnellt war und sich jetzt, indes er mit staunendem Schrecken und grinsender Furcht dreinstarrte, zaghaft nach einer Wehr bückte.

„Liegen lassen, Kamerad! Dir geschieht nichts!" — und lebhaft bedeutete er ihm, sich ruhig zu verhalten.

Fast gleichzeitig sah er, daß überall aus der Grabentiefe heil gebliebenes Volk zum Vorschein kam, sich durch Ge-



Russischer Pope zeigt deutschen Offizieren das Innere einer Kirche.

ihn ein, und während er sich ihrer in wütendem Streite zu erwehren suchte, traf ihn ein Schlag auf die Schulter, der ihn zum Taumeln brachte. Da erbebte die Luft in seiner nächsten Nähe von wilden Hurrarufen, und wie durch Traum und Nebel gewahrte er, daß sich seine Waffenbrüder des Grabens

schrei zur Tapferkeit ermunterte und über Leichen und zuckenden Körpern hastig nach der Ebene hin losknallte. Die Kugeln galten seinen deutschen Brüdern, und jetzt gab es für ihn kein Säumen mehr. Auch seine Büchse knallte, und der nächste der Schützen brach zusammen, ein zweiter, ein dritter folgten nach. Da griffen ihn von hinten her zwei Hände an den Hals und würgten ihn, daß ihm der Atem verging und Funken vor den Augen tanzten. Mit der Überkraft, die nur höchste Todesgefahr zu verleihen vermag, entwand er sich heftig der Umkrallung, und der Kolben seines Gewehrs stieß so unsanft in ein Gesicht, daß das Blut aus der Nase quoll.

„Mensch, Du!... Wir waren doch Freunde!"

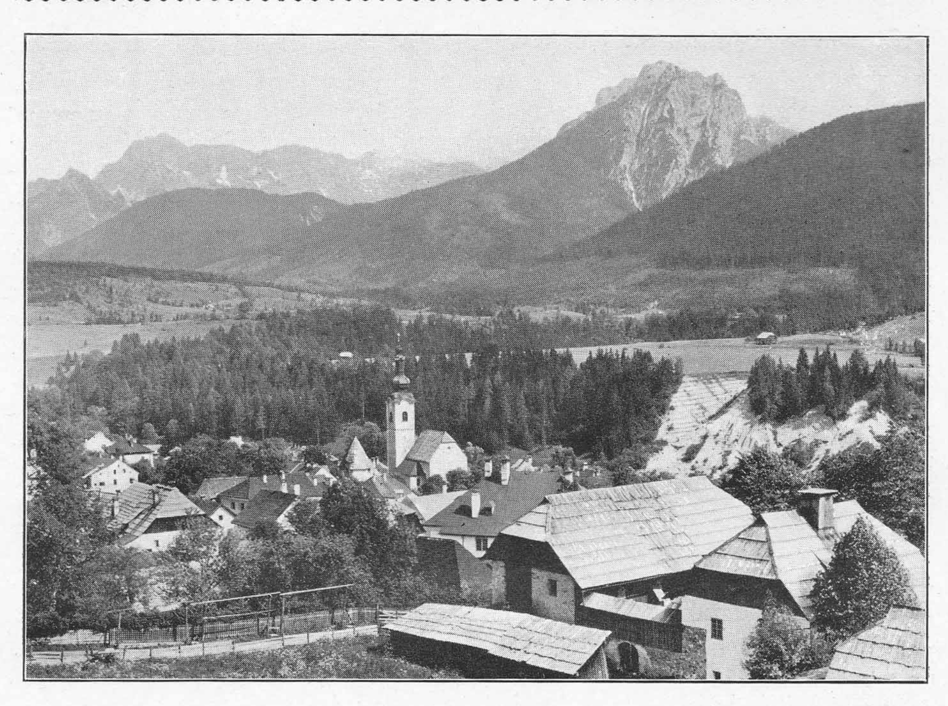
Er hatte keine Zeit, sich mit dem hinterlistigen Nachbarn weiter zu beschäftigen; andere Russen drangen auf

bemächtigt hatten, und daß sie schon weiter stürmten, neuen Siegen zu. Er wollte mit und raffte sich auf, entdeckte jedoch zu seinem Verdruß, daß ihm der rechte Arm den Dienst versagte. Das Gewehr aufzuheben war ihm unmöglich, und so ergab er sich in sein trauriges Geschick. Neben ihm lag der Russe, wühlte vor Schmerzen mit den Fingern im Sande und winselte zum Erbarmen. Er mochte wohl einen bösen Klaps wegbekommen haben.

Die Sanitäter erschienen und gingen



Gefangene Russen holen sich ihr Essen aus der Feldküche.



Das von den Italienern bedrohte Städtchen Tarvis an der Kärntner Grenze, beliebte Sommerfrische zahlreicher Reichsdeutscher.

hurtig ins Zeug. Sie nahmen sich auch des Bergstädters an, und als sie ihn fortgeleiteten, bat er herzlich: „Helft dem da! Er wollte mich zwar erwürgen, aber er tat es aus Pflicht. In schrecklichen Minuten waren wir Freunde...“

So hatten sich mir die Mitteilungen eines der jungen Helden, den ich schon als Knaben gekannt, beim Vorlesen eines an die Eltern gerichteten Schreibens ins Gedächtnis eingeprägt. Auch ein zweiter Brief, den ich vernommen, ging mir noch immer so rege durch den Sinn, daß ich dabei verabsäumte, den kriegerischen Darlegungen des allwissenden Ratssekretärs aufmerksam zu lauschen. In bildhaft anschaulicher Darstellungskraft war darin schlicht und treu erzählt, wie ein deutsches Bataillon, dem der Verfasser des Briefes angehörte, von der Festung Przemysl Besitz nahm, als sie noch mit Russen vollgestopft war.

In der Nacht war's. Drei Kompagnien marschierten auf die Stadt los, die erste den andern weit voran. Unser Mann befand sich bei der ersten. Er berichtete in seinem Briefe, daß sie Truppen begegneten, die, vom Sturm ermüdet, an den Wegrändern lagen. Diese wunderten sich, daß eine Kompagnie vorging, und sie deuteten auf die Höhen an der Stadt hin, die noch vom Feinde besetzt seien und auf denen viele Maschinengewehre stünden.

„Von diesen kommt keiner zurück!“ hieß es.

Aber die Kompagnie ließ sich, getreu ihrem Befehl, nicht aufhalten. Nach einer Viertelstunde sah sie die Russen. Vorher schon war ihr befohlen worden, nicht zu schießen, und nun wiederholte der Hauptmann diese Weisung mit gepreßter Stimme.

„Wir tun, als gingen sie uns nichts an.“

Strammen Schrittes marschierte die Schar auf die Russen los. Nun sah sie, wie fürchterlich unsere Kanonen gewirtschaftet hatten. Trümmerhaufen auf Trümmerhaufen, und überall Massen toter Feinde. In den Trümmern ordneten sich die Russen zum Abmarsch. Sie waren in größter Eile geschäftig und schienen noch allerlei zusammenzuraffen und aufzuladen.

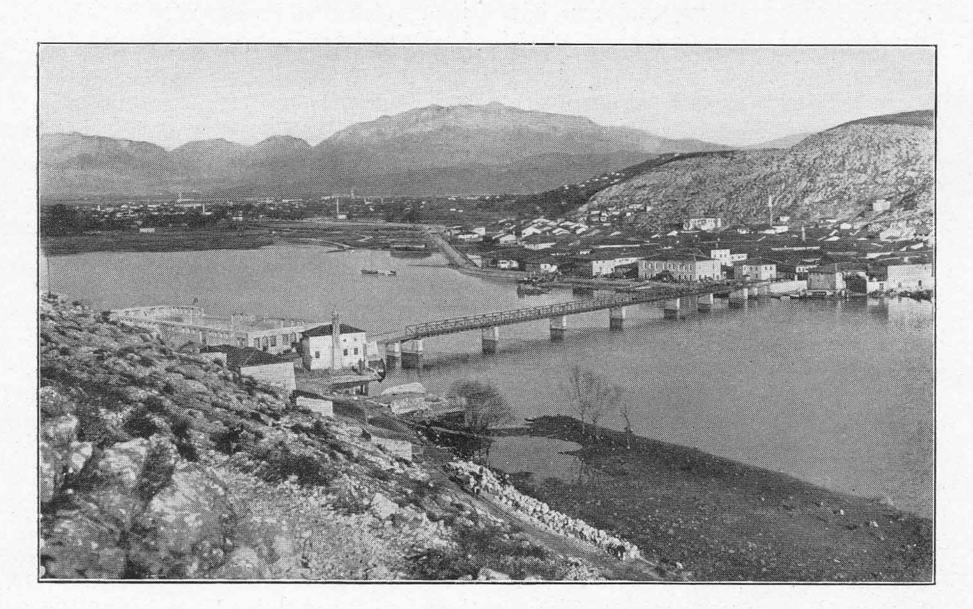
„Nicht schießen!" raunte der Hauptmann abermals den Seinen zu.

Die Russen zeigten sich stark beunruhigt durch die Ankunft der Deutschen, und jeden Augenblick erwarteten die Unseren, daß der böse Tanz losgehen werde. Doch er ging nicht los, und ungehindert gelangten sie durch die Werke nach dem Innern der Festung. Vor ihnen her flutete russisches Militär in dichtem Gedränge, und zuweilen mußten sie langsamer schreiten, um nicht ins Gewühl zu geraten. Sie gelangten an den San, der die Stadt durchfließt, als noch der Feind beim Sprengen der Brücken tätig war. Beim Anblick der Sieger sputete er sich und machte, daß er fortkam. Immer neue Russen drängten durch die Stadt den Abzugsstraßen zu, und unsere Kompagnie begrüßte mit Freuden die Ankunft der beiden Schwesternkompagnien. Auch ihnen war es gelungen, den gefährlichen Weg zurückzulegen, ohne mit den Nachzüglern der geschlagenen und flüchtenden Armee in Zerwürfnis zu geraten. Die Befehlshaber verstanden es mit kluger Umsicht und Besonnenheit, einen blutigen Zusammenstoß zu vermeiden. Das Bataillon hatte nur den ruhmvollen Auftrag erhalten, den Weg zu bahnen und durch sein Erscheinen in der Stadt zu verhüten, daß die Russen noch in letzter Stunde zum Schaden der Bewohnerschaft ihren barbarischen Gepflogenheiten und Gelüsten huldigten. Seine Sache war es nicht, den Feind zu bekämpfen und zu verfolgen. Die größte Wachsamkeit war geboten; denn die Unseren hatten immerzu mit der



Das Isonzotal bei Salcano.

Hinterlist des Gegners zu rechnen. Ratsam erschien es, auch das andere Ufer des San zu besetzen, und flugs machten sich unsere Feldgrauen daran, einen Übergang herzustellen. Als Grundlage hierzu wurden die Reste eines Laufsteges benützt, die aus der Flut hervorragten. Viele Bürger der Stadt hatten sich zu den Eroberern gesellt, und sie empfanden es als ein Glück, daß sie sein durften. Mittlerweile rückten Truppen vom zehnten österreichisch-ungarischen Korps heran. Dieses Korps hatte sich bei der Bezwingung der galizischen Veste hervorragend ausgezeichnet und war bald nach drei Uhr morgens durch den Schanzengürtel in die äußeren Stadtteile vorgedrungen. Ihm suchte der Feind noch immer die Straßen streitig zu machen, weil es ihm nicht



Blick auf die Stadt Skutari mit der Bojanabrücke.

sich hilfreich betätigen konnten. Bohlen und Bretter, Stammhölzer und Werkzeuge wurden herbeigeschleppt, und die Stegbauerei ging im Angesicht des Feindes so flott vonstatten, daß sich schon nach kurzer Zeit die ersten Infanteristen ans jenseitige Ufer schwingen und drüben Wacht halten konnten. Dann dauerte es gar nicht lange, bis eine feste Brücke fertig war. Sie ertrug allerdings keinen Vergleich mit unserer neuen bergstädtischen Burggrabenbrücke oder gar der Breslauer Kaiserbrücke, wohl aber ertrug sie recht beträchtliche Lasten, und somit erfüllte sie ihren Zweck dermaßen, daß die Erbauer stolz Zeit ließ, seine schweren Kriegswerkzeuge fortzuschaffen. Mit unwiderstehlicher Wucht aber durchbrachen die Eroberer die letzten Schranken, und bereits in der siebenten Frühstunde befanden sich ihre Vorhuten auf dem Hauptplatze der Stadt. Ihre Kavallerie war glücklich, als sie die Brücke vorfand. Das Überschreiten des Flusses war ihr leicht gemacht worden, und lustig jagte sie von dannen, trieb die feindlichen Nachzügler zu Herden zusammen und nahm sie gefangen. Als das Bataillon merkte, daß es keinen Angriff übermächtiger Kräfte mehr zu erwarten habe, half es die Stadt von den Resten

der Russenplage säubern, und hier fielen ihm viele Moskowiter in die Hände.

Was sind das doch für wunderbare Geschichten, die uns hier aus Soldatenbriefen kund wurden! Zwei eigenartig köstliche Kleinbeiträge zu der riesenhaften Ruhmesgeschichte der deutschen Armeen. Zwar geben sie keinen Aufschluß über den verblüffend raschen Siegeszug der Truppen Mackensens von Przemysl nach Lemberg und von dort über den Bug und an die Weichsel hinaus in fruchtbare Gebiete des feindlichen Reiches; aber sie reden vom Willen zu eilendem Vorwärtsstreben, der in allen Soldatenherzen, vom Feldherrn bis zum Gemeinen, gleich stark ist, und sie zeugen von der Weisheit, die der Hast das gute Gelingen sichert. Dieses Hineinzwängen eines Bataillons in die geschlagenen und durcheinandergesprengten, von den Österreichern gejagten Russenheere war doch zweifellos eine herrliche kriegerische Tat, auch wenn kein Schuß dabei fiel und kein Mann verloren ging.

Aus Unsummen solcher Taten ergeben sich die einzigartigen Erfolge der deutschen und der österreichisch-ungarischen Waffen. Wohl sind die treuverbündeten, zu einer großen Einheit verschmolzenen Armeen mit Führern begnadet, die wir voll jubelhafter Bewunderung in einem Atem mit den ersten Meistern der Kriegskunst aller Jahrhunderte nennen dürfen. Aber diese leitenden Größen würden trotz ihres gewaltigen Könnens nur Fehlschläge führen und schmählich besiegt werden, wenn nicht für den Hauch ihres Geistes alle die Millionen Hirne leicht empfänglich wären, die an der Rettung des bedrohten Vaterlandes beteiligt sind. Der deutsche Geist gewinnt die Schlachten, und die Faust hilft nach. Die vom Geiste beflügelte Tatkraft half auch der Armee des Generals von Linsingen die nach menschlichem Ermessen als uneinnehmbar geltende Stellung der Russen am Dnjestr bei Halicz bezwingen. Er leitete die Armeen der Generale Pflanzer und Böhm-Ermolli zum Siege gegen Übermachten, deren Tapferkeit über alles Lob erhaben war und die mit todesmutiger Verzweiflungswut das galizische Land für ihren Zaren retten wollten. Auf französischem und auf flandrischem Boden ist es dieser Geist, der alle die klug erdachten Bezwingerpläne Joffres zuschanden und ihn selber so krankhaft nervös macht, daß er Massenmord an seinem Volke begeht. Schauderhafte Mengen französischen Soldatenblutes hat dieser Mann bereits hingeopfert in dem Wahne, daß es möglich sei, die deutschen Sperrlinien zu durchbrechen und den Weg nach dem Rheine zu finden. Sein holder Traum, eines Morgens im Potsdamer Schlosse zu frühstücken, wäre längst schon erfüllt, wenn er russische, oder englische oder italienische Truppen zu bekämpfen hätte. Sie würden wohl ebenso herzhaft und heldenhaft kämpfen wie die unseren, würden sich mit der Wildheit von Raubtieren wehren, müßten jedoch dem Ungestüm der französischen Angriffe beizeiten unterliegen, da ihrer Kraft jene Beseeltheit fehlt, die wir als den deutschen Geist bezeichnen. Aus ihm quillt uns eine Stärke, die nicht nur unseren Feinden, auch andern Völkern ein unheimliches Grausen verursacht. Die Bundesbrüder von ehemals, die italienischen Verräter, lernten ihn mit Entsetzen am Isonzo und bei Görz kennen, und auf allen Meeren erbeben die gegnerischen Seefahrer vor ihm. Die künftigen Geschichtsschreiber unseres Volkes werden hundert Jahre zu tun haben und noch immer nicht zu Rande kommen, wenn sie späteren Geschlechtern eine zutreffende, halbwegs lückenlose Geschichte der Großtaten liefern wollen, die dieser Geist vollbracht hat.

Der Ratssekretär hatte soeben Lemberg durch einen Handstreich genommen und den Bug mit einem Satz übersprungen, als sein Vortrag heilsam unterbrochen wurde. Das Liesbettel, Löwenwirts Jüngste, kam herein und vermeldete, der Klamt sei draußen und wünsche den Herrn Stadtrat in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen.

„Laßt mir herein den Alten!“ scholl die Stimme des Stadtrats aus dem Ehrenwinkel durch den Tabaksqualm.

„Ist es amtlich?“ fragte sie dann, als Klamt, der hochmögende Polizeioberdiener, schweren Trittes an der Tür erschien und militärisch grüßte.

„Nee, Herr Stadtrat, zu Befehl! Bloß halbamtlich. Eine Meldung!“



Anläßlich der amerikanisch-deutschen Differenzen hat im Hafen von Neuyork eine prunkhafte Parade der gesamten amerikanischen Flotte stattgefunden, bei der eine große Beleuchtung der Kriegsschiffe, verbunden mit einem Feuerwerk, veranstaltet wurde.

„Sind die Hökerweiber aufständisch geworden? Ist's eine vertrauliche Angelegenheit?“

„Es ist wegen meinem Sohne, Herr Stadtrat.“

„Wenn's auch die andern hören dürfen, so schießen Sie los, Klamt! Sonst muß ich mich herausschälen. Ich bin hier eingequetscht.“

„Herr Stadtrat, mein Sohn 'st ein ordentlicher Mensch geworden.“ Bei dieser halbamtlichen Meldung wurden dem alten vierschrötigen Bergstadtpolizisten die Augen feucht. Seine Gesichtsmuskeln rangen gegen den Ausbruch der Weichherzigkeit, die sich doch für einen Mann von Amt und Würde nicht geziemte.

„Ein ordentlicher Mensch geworden? Klamt, da freuen wir uns alle mit Ihnen. Kommen Sie näher! Setzen

Sie sich hin, trinken Sie ein Glas Bier und erzählen Sie!"

Zögernd gehorchte Klamt, und ein Platz wurde ihm eingeräumt.

„Sie haben mir oft erzählt von Ihrem Jungen. Er hat Ihnen großen Kummer bereitet. War er nicht in München?"

„Zu Befehl, Herr Stadtrat. Mit so einer vom Zirkus ist er durchgebrannt, und Schulden hat er gemacht, und die hab' ich bezahlen müssen, und eingesperrt haben sie ihn wegen Landstreicherei. Das war eine Schande für mich alten Mann . . ."

„Und Sie sagten mir doch, er sei jetzt bei den Soldaten."

„Zu Befehl, Herr Stadtrat! Und da ist er ein ordentlicher Mensch geworden, und da bin ich so glücklich, daß ich — und ich wollt' es Ihnen gleich sagen kommen."

Verstohlen fuhr er wiederholt mit dem Rockärmel über die Augen; dann berichtete er weiter:

„Ich hatte doch an seinen Herrn Hauptmann geschrieben. Damit er wissen sollte, was mein Sohn für einer ist. Ich hatte ihn gebeten, daß er ein scharfes Auge auf ihn haben möchte. Streng sollte er zu ihm sein, ihn aber nicht gleich einsperren, weil doch das eine Schande für mich wäre. Dann tat mir auch der Junge leid. Mein Herz hängt doch an ihm. Er ist doch mein Sohn . . . Da bekam ich heut abend einen Brief . . ."

Er kam nicht weiter. Das väterliche Glückseligkeitsgefühl übermannte ihn, und während er krampfhaft die Fassung zu wahren suchte, schob er den Brief hinüber zum Stadtrat.

Dieser las laut: „Geehrter Herr Klamt! Haben Sie Dank für Ihren Brief, den Sie mir vor einem Vierteljahre sandten. Um Ihren Sohn brauchen Sie keinen Kummer zu haben. Er hat sich bisher brav geführt und sich in mehreren Gefechten und bei sonstigen Gelegenheiten als ein so mutiger und zuverlässiger Soldat bewährt, daß ich ihn für das Eiserne Kreuz vorgeschlagen habe. Ich bin überzeugt, daß er es in Ehren tragen wird. Mit Gruß v. d. Lühe, Hauptmann."

„Das ist schön, das ist prächtig! Sehen Sie, Klamt, Ihr Sohn war gar nicht so verdorben, wie Sie geglaubt haben! Er war ein junger Springinsfeld, der sich austoben wollte. Passen Sie mal auf: der wird ein ganz tüchtiger Kerl. Dieser Brief ist eine hohe Ehre für ihn und für Sie! Hübsch war's von Ihnen, daß Sie gleich herkamen und uns Ihre Freude vermeldeten. Unseren herzlichsten Glückwunsch, Klamt!"

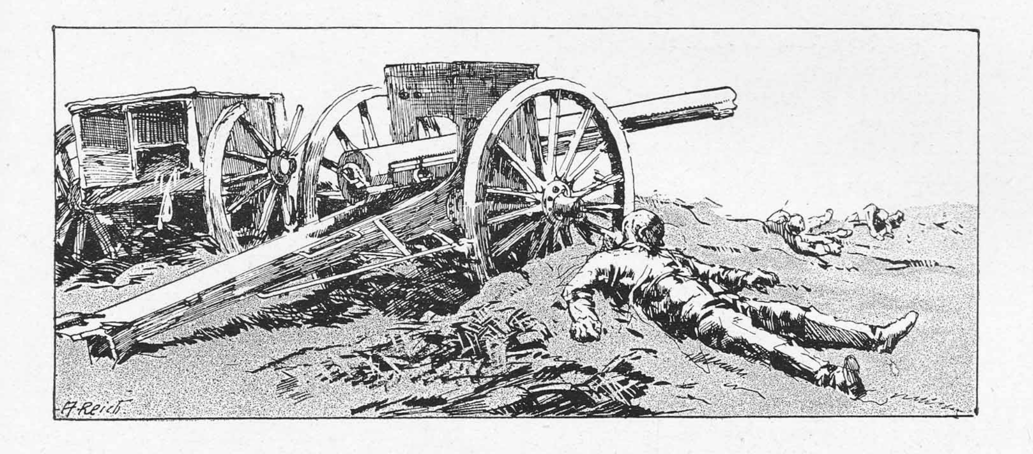
Dutzende von Händen streckten sich dem von Freudenschauern erbebenden städtischen Schutzvogt entgegen, und er drückte sie alle voll heißen, inbrünstigen Dankes.

„Ja, ja, die Bergstädter!" knurrte der Apotheker.

Silhouette.

Der Dächerfirste scharfe Linien heben
Sich klar heraus aus fernem Sonnenschein,
Ins dämmerblasse, müde Tal hinein
Verschwimmt das Wirrnis bunter Fluren,
Der Abend löscht die leuchtenden Konturen.
Nur wo die Tauben überm Waldrand schweben,
Ist Leuchten. In den weißen Fängen
Der schmalen Flügel schimmert letzte Glut,
Dem Schlag zu flattert wie verirrt die Brut;
Der Kirchturm ragt ins Dämmerblau hinauf,
Weit hält er seine kleinen Luken auf
Und überstreut das Tal mit Glockenklängen.

Hellmuth Unger.



Jugend.

Von
Clementine Krämer in München.



Vieler Menschen Leben ist wie eine Pappelallee. Gleichmäßig und kerzengerade. Und so langweilig. Und wenn sie dann, alt geworden, sterben, dann ist es ganz gleich, ob es 60 Jahre gewesen sind oder 70, 80 oder 90, denn es war immer dasselbe.

Dein Leben aber, mein Bub, war wie eine Rakete, die kerzengerade aufsteigt in den nächtlichen Sternenhimmel und dann erlischt.

* * *

Da schreiten drei Jünglinge die grüne Wiese hinan, hinein in den goldenen Julimorgen. Golden, wie die Jugend dieser drei.

Aber ihre Gedanken sind weitab. Zwei davon, der Lange, dem der blaue Janker viel zu weit um die eckigen Schultern flattert, und der andere, der Kleine, machen Pläne. Pläne für eine Schweizerreise. Natürlich wollen sie alles sehen. Die ganze Schweiz muß es sein... Das Engadin und die Jungfrau und Gorner Grat und Montblanc und was weiß ich noch alles.

Aber der dritte, der aus Schwabenland, mit dem ernsten schönen Jünglingskopf, geht still nebenher. Für ihn hat das Plänemachen aufgehört für die nächsten Wochen, denn er muß einrücken zu einer militärischen Übung.

Und er freut sich, seine ganze Kraft mal wieder brauchen zu dürfen und am Abend rechtschaffen todmüde zu sein, sagt er. Und man „verliege" ordentlich daheim, wie es in alten Heldenbüchern heiße. Und er reckt die Arme hinein in den Morgen. Dann sagt er halb in Gedanken — denn schon liegt es wie Krieg in der Luft in diesen Julitagen — man könne es nicht wissen, am Ende zöge er das „Röckle", wie sie in seiner Heimat scherzhaft die Uniform nennen, gar nimmer aus.

Ach, er hat recht behalten! Sie haben ihn droben im Flandrischen, vor Messines, begraben.

Und ward sein Todesurteil gesprochen an jenem Sonnwendtag, da es in Sarajewo auf so furchtbare Weise geknallt hat.

An dem nämlichen Sonnwendtag, da er das Feuer umtanzt und fröhlich

durch die Flammen gesprungen ist. Seines und all der anderen Todesurteil. Zum Beispiel das des großen Herrn von L., der noch auf dem Heimweg so drollig zur Gitarre gesungen hat: „Und da liegt er nun und schreit so sehr, weil er erscho—o—o—o—s—sen ist..."

Einmal schrieb er dies vom Feld draußen: „Ein Kamerad wurde in die Stirn getroffen. Das Blut spritzte. Aber man muß nicht vergessen, daß so ein Schuß eigentlich was Schönes ist im Vergleich zu all den Verstümmelungen."

Ach, du Lieber, und gerade dies Schöne haben sie nun auch dir angetan. Dort in dem Schützengraben vor Messines!

Und ein andermal hieß es begeisterten Mutes: „Ich freue mich, dieser großen Sache dienen zu können, ob mit dem Leben oder mit dem Tod, das gilt mir gleich!" Und da stand noch dabei: „Es komme, wie es kommen mag, ich habe überall Kameraden und bin nicht allein."

Und ist auch so geworden. Und du hast viele Kameraden. In dem Massengrab dort vor Messines.

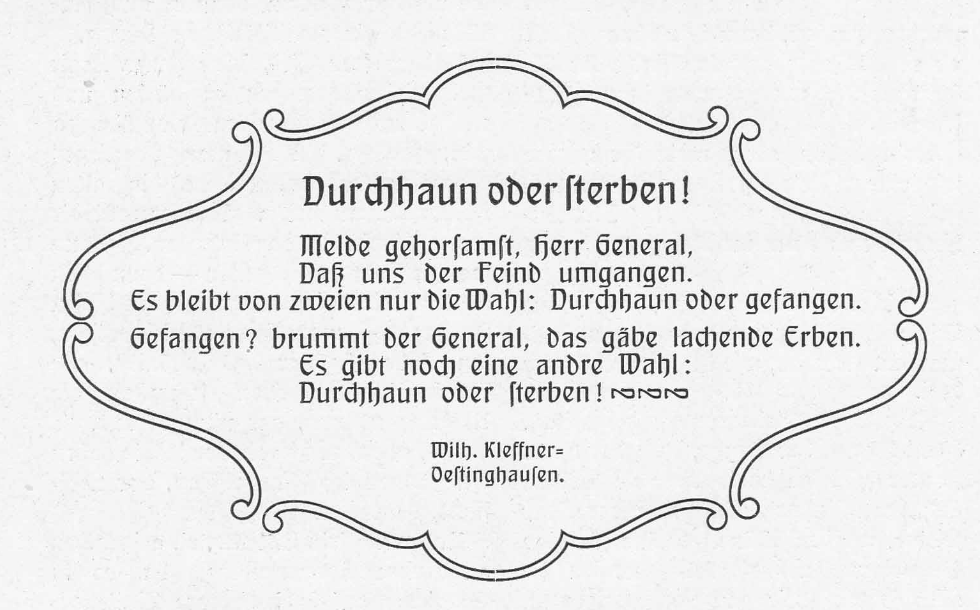
Und darum liegen mir nun jene Worte im Ohr wie der Refrain — oder der Kehrreim, wie man ja jetzt auf deutsch sagen muß — also wie der Kehrreim eines alten Soldatenliedes, lieb und vertraut: „Es komme, wie es kommen mag, hab' überall Kameraden."

* * *

Alle die Vielen, die ihn so sehr geliebt, weinen nun bitterlich.

Worüber aber weinen sie?

Daß sein Leben nicht einer Pappelallee gleicht, sondern einer aufsteigenden Rakete?



Durchhaun oder sterben!

Melde gehorsamst, Herr General,
Daß uns der Feind umgangen.
Es bleibt von zweien nur die Wahl: Durchhaun oder gefangen.

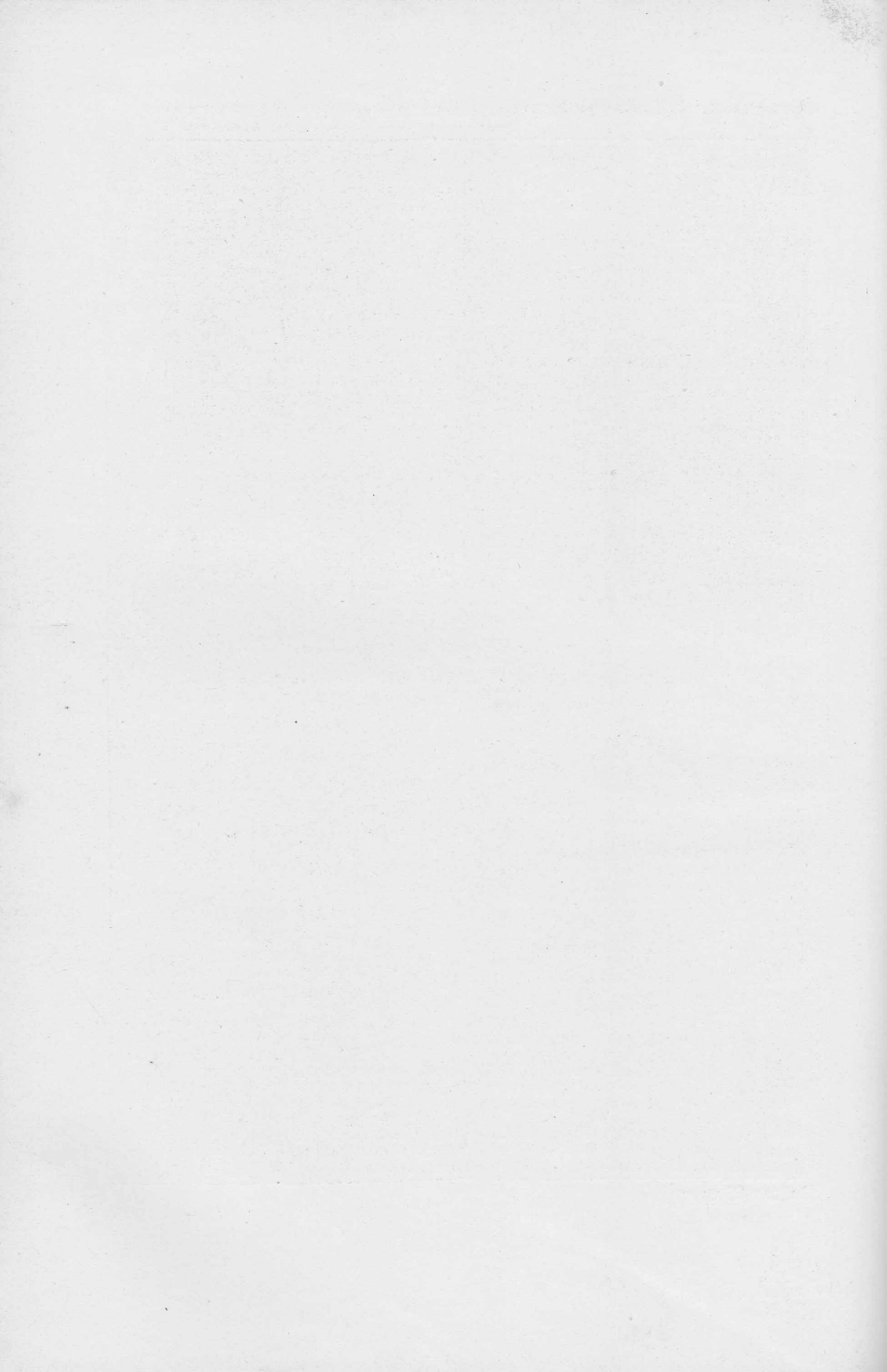
Gefangen? brummt der General, das gäbe lachende Erben.
Es gibt noch eine andre Wahl:
Durchhaun oder sterben!

Wilh. Kleffner-Oestinghausen.

Bei Rübezahl zu Gast.

Walter Bayer







Der Tod des Jünglings auf dem Schlachtfeld.

Aus Jean Pauls „Kleineren Dichtungen".

O, ihr Tausende von Eltern, Geschwistern und Bräuten, welchen bei diesen Worten die alten Tränen wieder erstürzen, weil die Tränen der Liebenden länger fließen als das Blut ihres Geliebten, weil ihr nicht vergessen könnt, welche edle, feurige, schuldlose, schöne Jugend-Herzen an eurer Brust nicht mehr schlagen, sondern unkenntlich, verworren an andern toten Herzen in einem großen Grabe liegen; weinet immer eure Tränen wieder, aber wenn sie abgetrocknet sind, so schauet fester und heller den Kämpfern nach, wie sie eingesunken oder vielmehr aufgestiegen sind. Vater, Mutter, schaue deinen Jüngling vor dem Niedersinken an; noch nicht vom dumpfen Kerkerfieber des Lebens zum Zittern entkräftet, von den Seinigen fortgezogen mit einem frohen Abschiednehmen voll Kraft und Hoffnung, ohne die matte satte Betrübnis eines Sterbenden stürzt er in den feurigen Schlachttod, wie eine Sonne, mit einem kecken Herzen, das Höllen ertragen will — von hohen Hoffnungen umflattert — vom gemeinschaftlichen Feuersturm der Ehre umbrauset und getragen — im Auge den Feind, im Herzen das Vaterland — fallende Feinde, fallende Freunde entflammen zugleich zum Tod, und die rauschenden Todes-Katarakten überdecken die stürmende Welt mit Nebel und Glanz und Regenbogen. Alles, was nur groß ist im Menschen, steht göttlich glanzreich in seiner Brust als in einem Göttersaal, die Pflicht, das Vaterlan , die Freiheit, der Ruhm. Nun kommt auf seine Brust die letzte Wunde der Erde geflogen: kann er die fühlen, die alle Gefühle wegreißt, da er im tauben Kampfe sogar keine fortschmerzende empfindet? Nein, zwischen sein Sterben und seine Unsterblichkeit drängt sich kein Schmerz, und die flammende Seele ist jetzo zu groß für einen großen, und sein letzter, schnellster Gedanke ist nur der frohe, gefallen zu sein für das Vaterland. Alsdann geht er bekränzt hinauf als Sieger in das weite Land des Friedens. Er wird sich droben nicht nach der Erde umwenden und nach ihrem Lohne, seinen Lohn bringt er mit hinauf; aber ihr genießt seinen hier unten; ihr könnt wissen, daß kein Sterben für das Gute in einem All Gottes fruchtlos und ohne Zeiten- und Völker-Beglückung sein kann, und ihr dürft hoffen, daß aus der Todesasche des Schlachtfeuers der Phönyx des Heiligsten auflebt, und daß die ungenannt in den Gräbern liegenden Gerippe der Kämpfer die Anker

sind, welche unten ungesehen die Schiffe der Staaten halten. Eltern, wollt ihr noch einmal Tränen vergießen über eure Söhne: so weint sie, aber es seien nur Freudentränen über die Kraft der Menschheit, über die reine Sonnenflamme der Jugend, über die Verachtung des Lebens wie des Todes, ja über euer Menschen-Herz, das lieber die Schmerzen der Tränen tragen als die Freuden der Geister-Siege entbehren will.

Ja, seid sogar stolz, ihr Eltern, ihr habt mitgestritten, nämlich mitgeopfert, denn ihr habt in der kälteren Lebens-Jahreszeit ein geliebteres Herz, als euch das eurige war, hingegeben und dasselbe für das große Herz des Vaterlands gewagt, und als das kindliche stand und eures brach, nur geweint und gewünscht, aber euer Opfer nicht bereuet; und noch dauert mit eurer Wunde euer Opfern fort.

Schlachtgesang.

1778.

Auf, tapfre Brüder, auf ins Feld!
Gerecht ist unser Krieg;
Uns führet Deutschlands größ er Held:
Uns folget Ehr' und Sieg.

Ihr Feinde zittert! Unser Heer
Hat Kriegeskunst und Mut,
Ist schneller mit dem Mordgewehr
Und hegt der Väter Blut.

Wir streiten noch den alten Streit:
Ein Mann verjaget vier.
Wir fragen nicht, wie stark Ihr seid;
Wo stehn sie? fragen wir.

Auf, Brüder! schlagt den stolzen Feind,
So kehrt Ihr früh zurück:
Wer starb, wird dann mit Recht beweint,
Wer lebt, hat Ruhm und Glück.

Der Knabe wünscht sich seinen Stand,
Das Mädchen blickt ihn an:
„Der schützt als Krieger unser Land,
„Der schützt auch mich, als Mann!"

Hört ihr der Stücke Donnerschlag,
So grüßt ihn mit Gesang:
Euch lohnet diesen einen Tag
Der Friede lebenslang.

Die Kugel treffe, wer sich bückt
Und scheu zurücke fährt!
Und wer zur Flucht den Fuß nur rückt,
Des Nacken treff' ein Schwert!

Nein! eh ich fliehe, stürz' ich hin
Mit Waffen in der Hand.
Seid Rächer, wenn ich treulos bin,
Gott, König, Vaterland!

Carl Wilhelm Rammler.
(1725—1796.)

Die Kirche zu allen Engeln.

Zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts verzehrte ein furchtbarer Brand fast die ganze Stadt Aachen mit ihren stattlichen Kirchen, Klöstern und Palästen; auch die Kirche zu allen Engeln sank in Asche, und ihre Stätte weiß niemand mehr. Aber ein seltener Zufall rettete unter feuerfesten Trümmern den großen Turmknopf, über welchem sich ehedem die Fahne in blauer Luft drehte. Er hatte in seiner stillen Höhe manche Kunde alter Zeit bewahrt in Münzen und Schriften, wie sie die Hände der Urväter ihm für die Enkel anvertrauten. Unter anderem fand sich ein Pergamentblatt mit folgenden Worten:

„Als man zählte nach Gottes Geburt 1485, hat sich in hiesiger Stadt Aachen ein gar verwunderlicher Vorgang begeben, desgleichen bei menschlichem Gedächtnis nicht gehört worden. Weil nämlich ein welscher Künstler, Martinus Bernardus, Organist des Dogen von Venedig, aber in Wahrheit deutscher Geburt aus der freien Stadt Nürnberg, dazumalen das Pedal an der Orgel erdacht, so ist selbiger berufen worden, der Kirche zu allen Engeln in besagter Stadt Aach eine neue Orgel zu bauen. Hat dasselbe auch mit Gottes Hilfe treulich ins Werk gerichtet, anbei aber eine ehrbare Jungfrau und Tochter des Glöckners zu allen Engeln christlich zur Braut erkoren.

Wie nun die Braut abends im Zwielicht den Thurm bestiegen, das Abendglöcklein zu ziehen, und ihr Liebster unten an der Orgel musiciret, folgt ihr der böse Feind die Stiege hinauf, und aus Haß und gräulichem Zorn gegen den Mann, der zur Ehre Gottes geschafft, tödtet er das Mägdlein, daß niemand weiß, ob durch den Blitz seines Auges oder ander verruchtes Werkzeug, verschwindet sodann vomThurme, ohne Stiege und Kirche zu berühren, nach seiner Art und läßt den Leichnam allein mit Raben und häßlichem Nachtgevögel.

Dem Martinus aber wurde es unten gar bänglich ums Herz und wollte heimgehen, als plötzlich ein lichter Glanz ihn anstrahlte und drei Knaben mit glänzenden Flügeln neben der Orgel standen; es waren die Engel Michael, Gabriel und Raphael. Und sie winkten ihm zumThurme und schwebten vor ihm her, immer hinauf zu der Zinne, wo das todte Mägdlein lag, und senkten sich nieder und legten ihr die Hände aufs Herz, das still stand, und alsbald regte es sich wieder. Und wie sie aufrecht stand in Martinus' Armen, sagte Raphael: „Siehe da deinen Lohn, du hast unser Haus verherrlicht, des zum Danke haben wir dein Liebstes bewacht und vom Tode errettet."

Obschon alles ganz geheim traktiret und als ein profaner Vorgang ausgebeutet worden, hat doch bald jeglicher Mund die Kunde weiter gepflanzt, und jegliches Auge wollte die Jungfrau schauen, die von den Engeln



Das englische Mulreadykuvert, der älteste postalische Briefumschlag (1840). In seiner bildlichen Ausschmückung prägt sich Englands Anmaßung der Weltherrschaft zur See recht bezeichnend aus.

erwecket. Darum, wie sie nach zehn Wochen dem Martinus gen Welschland gefolget, hat die Straße gedrängt voll Menschen gestanden, daß ihre Rosse kaum den Weg gefunden haben, und ist es schön anzusehen gewesen, wie Alt und Jung sich vor ihr und dem kunstreichen Meister gebeugt hat, und wie sie noch zu hundertmalen umgeschauet mit hellen Tränen nach dem Thurme zu allen Engeln.

Uns aber und Euch, die Ihr solches einstmals leset, gebe der Herr auch so kräftigen Schutz in unsern Nöthen und lasse uns durch nichts die Nähe der Engel verscheuchen, denen Er unsere Zeit befohlen.

„Christliches Familienbuch", Aachen 1835.

Eine Verhaftung in London.

Es war ein heiterer Sonnabend, als wir, mein deutscher Freund und ich, von einem jener zweckmäßig und geschmackvoll gebauten Dampfboote, welche die Verbindung zwischen Chesire und Lancashire unterhalten, ans Ufer gebracht wurden. Wir drängten uns durch die Menge in- und ausländischer Matrosen, eilender Passagiere und geschäftiger Kaufleute, unsere Schritte gegen die fashionablen Straßen Lordstreet, Castlestreet und Baldstreet lenkend, als in der Nähe des Customhauses ein plötzlicher Zusammenlauf vieler Menschen unsere Aufmerksamkeit dahin zog. Fremde in England wollen alles sehen und in der Nähe betrachten, auch zuweilen solche Szenen, an denen der eingeborene Engländer sich wegwendend vorüber eilt, deren Nähe er, wenn er sie ahnt, durch einen absichtlichen Umweg meidet. Ein „Gentlemen" — ein Prädikat, das man in England auf der Straße jedem fein gekleideten Manne gibt — stand unter einem Haufen Pöbel, einen Kerl aus derselben Volksklasse mit kräftigem Arme am Kragen festhaltend und aus Leibeskräften nach Polizeibeamten rufend, die auch, fast zu gleicher Zeit mit uns, zu dreien eintrafen.

Der Festgehaltene hette dem „Gentleman" eine Fünfzigpfundbanknote, auf welche Weise konnten wir nicht erfahren, gestohlen und war von diesem auf der Tat ertappt worden. Der Bestohlene hatte den Dieb tüchtig gepackt, aber die Banknote war schon nicht mehr zu sehen. Indessen hatte der Täter sie wahrscheinlich noch unbemerkt in der Hand, denn in dem Augenblicke, als ihn die Polizei ergriff, um ihn durchzusuchen, machte er eine rasche Bewegung zum Munde und eskamotierte etwas hinein. Es war ein Bursche von etwa dreißig bis sechsunddreißig Jahren, vom verwildertstem, Grauen erweckendem Aussehen, eine große starke Figur, ein Trunkenheit verratendes, durch Blatternarben zerrissenes Gesicht, das durch den dichten braunen Backenbart ein noch banditenähnlicheres Aussehen erhielt. Die geübten englischen Policemen bemerkten sogleich sein Manöver, das gelingend die Exekution zunichte machen mußte, da in England die erste Bedingung zur Bestrafung das Vorhandensein des „corpus delicti" ist; sie mußten daher mit

aller Gewalt das Verschlingen der Note zu verhindern suchen. Wie sie dies bewerkstelligten, dürfte einer näheren Schilderung wert sein.

Der erste setzte dem Burschen, ihn an die Mauer lehnend, den Daumen an den Kehlkopf, während die beiden anderen seinen Mund aufzureißen sich bemühten. Dies gelang nicht. Hierauf drückte der Längste die beiden Zeigefinger auf die Augäpfel des Verhafteten, daß sie rot und blau aus ihren Höhlen hervortraten, während sein Kollege den Lauf der Pulsadern durch Zusammenkneifen an den beiden Armen zu hemmen suchte. Der Gepeinigte öffnete den Mund nicht; jetzt packte ihn der Dritte an den Beinen, reißt ihn zu Boden, daß die Wucht des kolossalen Körpers auf dem Pflaster dröhnt, kniet ihm auf die Brust, holt ein schlüsselartiges Instrument aus der Tasche, stößt es als Stemmeisen in den noch immer geschlossenen Mund des Delinquenten, drei Zähne brechen — der Henkersknecht im blauen Fracke mit der Nummer am Kragen wird über und über mit Blut bespritzt — lautlose Stille ringsumher — Angst und Schrecken auf den verworfenen Physiognomien des diese Szene umgebenden Gesindels — da plötzlich ein „dam“ — verschluckt!

Eher tot als lebendig wird der „Gerettete“ von den Dreien im blauen Fracke mit der Nummer am Kragen nach dem Office geschleppt, um — morgen seinem ehrlichen Gewerbe wieder ungestört nachgehen zu können. Wäre man der Note habhaft geworden, so waren zwanzig Jahre in Botany-Bay sein Los. Mein Freund schauderte. Ich zog ihn fort, zurück dem Hafen zu.

„Europa“, 3. Bd. 1842.

Aus dem Leben Muncaczys.

Vor einem Kunstladen in Karlsbad stand einmal ein Engländer, der eins der im Fenster hängenden Gemälde aufmerksam betrachtete. Der Händler pries ihm dies Gemälde als ein echtes Werk des berühmten ungarischen Malers Josef Muncaczy an. In diesem Augenblick trat ein Fremder in einfachem Reiseanzug, der ein Handköfferchen trug, näher und mischte sich unaufgefordert mit den Worten in das Gespräch: „Ich bezweifle, daß dies ein echter Muncaczy ist.“ „Bitte sehr,“ erwiderte der Händler ärgerlich, „kümmern Sie sich um Ihre eigenen Angelegenheiten.“ Jedoch der Fremde erklärte nochmals mit der größten Ruhe: „Ich bin wirklich überzeugt, daß das Bild nicht von Muncaczy ist.“ Nun wurde der Händler zornig. „Das ist eine unerhörte Frechheit,“ rief er, „ich muß Sie wirklich dringend ersuchen, sich nicht in meine Geschäfte zu mischen.“ Als sich aber nun der kauflustige Engländer aus dem Staube machte, rief der Händler, zitternd vor Wut: „Sie haben mir jetzt einen großen Schaden zugefügt. Folgen Sie mir sofort auf die Polizei! Ich verlange Entschädigung von Ihnen.“ Bereitwillig ging der Fremde mit. Auf der Polizei gab der Händler ausführlich seine Klagen zu Protokoll. Nun wendete sich der Beamte auch an den Fremden und fragte ihn nach Namen und Adresse. „Eine Adresse habe ich noch nicht,“ erwiderte der Fremde; „denn ich bin soeben erst hier angekommen, um eine mir vom Arzt verordnete Karlsbader Kur zu gebrauchen. Aber hier ist mein Name.“ Damit überreichte er dem Beamten eine Besuchskarte, auf der „Josef Muncaczy“ stand. Im nächsten Augenblick war der Händler, eine Entschuldigung stammelnd, verschwunden. Josef Muncaczy aber, der auf diese merkwürdige Art gleich am ersten Tage seines Karlsbader Aufenthaltes Bekanntschaft mit der Polizei gemacht hatte, suchte sich eine Wohnung.

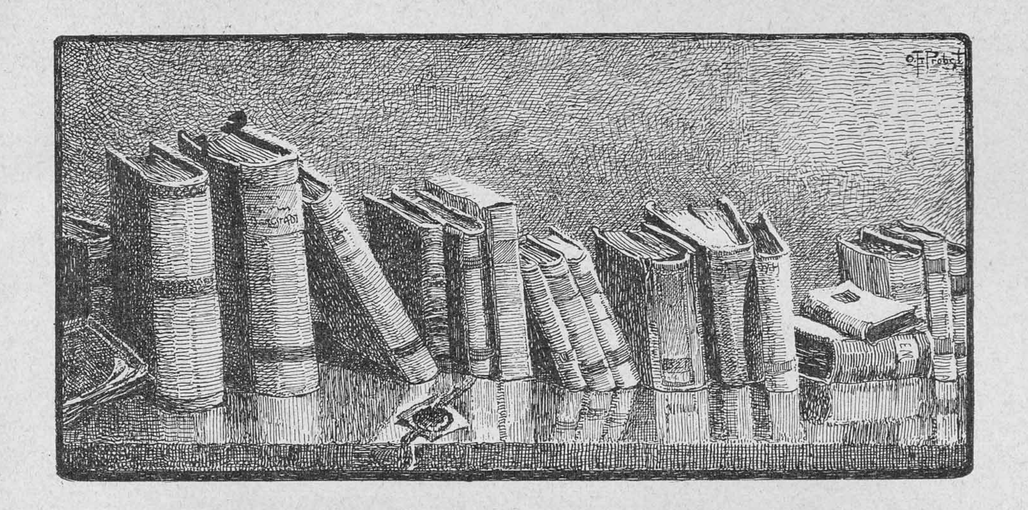
Ein blinder Gemäldesammler.

Daß Graf Schack, der Begründer der herrlichen Münchener Schackgalerie gegen Ende seines Lebens fast erblindete, ist bekannt. Weniger bekannt dagegen dürfte es sein, daß ein anderer Gemäldesammler sich erst nach seiner Erblindung für die Malerei zu interessieren begann. Dies war Moritz Oppenheim in London, der Besitzer eines der größten amerikanisch-deutschen Pelzgeschäfte. Vor seiner Erblindung hatte er sich in seinen Mußestunden, zum Teil selbstausübend, mit Vorliebe der Musik gewidmet; nach seiner Erblindung aber, die in reiferem Alter durch Lähmung beider Sehnerven erfolgte, wurde ihm diese Kunst zuwider und er begann merkwürdigerweise Gemälde und Bildwerke zu sammeln. Inmitten der kohlengeschwärzten City Londons baute er sich ein Haus mit einer eigenen Gemäldegalerie, die er mit den kostbarsten Werken füllte. Es machte ihm große Freude, seine Sammlungen seinen Besuchern zu zeigen. Er begann dann von einer bestimmten Ecke des Zimmers aus die Bilder so im einzelnen zu erklären, daß manche der Besucher zu glauben begannen, der Mann mit den offenen Augen könne überhaupt gar nicht blind sein. Auch sein Pelzgeschäft führte Oppenheim trotz seiner Erblindung weiter, und seine Fingerspitzen unterschieden beim Sortieren auf das genaueste die verschiedenen Felle.

Der Sommerfaden.

Da fliegt, als wir im Felde gehen,
Ein Sommerfaden über Land,
Ein leicht und licht Gespinst der Feen,
Und knüpft von mir zu ihr ein Band.
Ich nehm' ihn für ein günstig Zeichen,
Ein Zeichen, wie die Lieb' es braucht.
O Hoffnungen der Hoffnungsreichen,
Aus Duft bewegt, von Luft zerhaucht!

Uhland.



Bergstädters Bücherstube.

Kriegslyrik, Kriegserzählung, Kampfepik und anderes.

Buchanzeigen von E. M. Hamann in Scheinfeld (Mittelfranken).

Die Äolsharfe des unübersehbaren Zeitbegebnisses ist dem Sturmwind des Krieges aufgehängt, und brausend, sausend schallt es aus ihren Saiten. Wann ertönte je zuvor so viel Kriegslyrik wie jetzt? Das Gemüt der Kämpfer, das Gemüt derer, die daheim sich zu ihnen stellen und seelisch mit ihnen erleben, was das Geschick von ihnen fordert, was immer es ihnen auferlegt, ist auch heute noch bewegt und aufgewühlt fast wie im ewig denkwürdigen August 1914, verlangt nach Erguß und Aussprache. Der lyrisch Veranlagte findet den Weg zum Parnaß und löst den Musenquell für sich und andere. Nicht alles ist klar und erquickend, was dessen Wellen dann dahintragen, wohl aber kennzeichnend für Zeit und Menschen unserer sturmerschütterten Tage. Sammlung auf Sammlung erscheint, findet ihre Anhänger und Erwerber. Der Kenner legt sich einiges mit stillem Aufleuchten des Auges zur Seite, fügt anderes mit leisem Lächeln bei: „Zur Prüfung auf geruhsame Zeiten“, und wartet der Dinge, die auch auf diesem Gebiete noch kommen sollen.

Heute seien hier einige gewichtigere Veröffentlichungen der Art aufgeführt und streifend beleuchtet. Wer kennt nicht den Balladendichter und Gebetslyriker Gustav Schüler? Wer ihn nicht kennt, hat etwas nachzuholen. Eine Gelegenheit bietet sich eben. Bei Cotta Nachfolger in Stuttgart erschien: „Gottes Sturmflut. Religiöse Gedichte für die Kriegszeit“ von Gustav Schüler (8⁰ 95 S. 50 Pf.). Aus den gegen 70 Gedichten des Bändchens sind etwa zwei Dutzend den früheren Sammlungen „Gottsucherlieder“, „Mitten in der Brandung“, „In Waffen und Wahrheit“ entnommen. Die neu hinzugekommenen atmen denselben Geist glutvoller Gottsehnsucht und -Zuversicht sowie der Buß- und Läuterungsbereitschaft. G. Schüler „hat“ das Wort, sein eigenes, und so wird er wiederum an tausende von Herzen sprechen und hunderte für Gott gewinnen können. Er gilt mit Recht als hervorragender neuzeitlicher Kirchenlieddichter; hie und da findet man seinen Namen auch bereits in protestantischen „Gesangbüchern“. Umsonst suche ich ihn in der vom Insel-Verlag Leipzig neuerdings herausgegebenen kleinen Sammlung „Deutsche Choräle“ (8⁰ 123 S. In Pappe 50 Pf.). Ein Nachwort schreibt dem „die Schranken der Konfession überfliegenden“ deutschen Choral die gleiche Macht wie dem Vaterlandsliede zu: „Menschenmassen in die heilige Einheit eines Volkes umzuwandeln.“ Über andere Ausführungen dort, z. B. über das deutsche Kirchenlied und die deutsche Bibelübersetzung vor Luther, wäre nachzulesen. Die hier gebotene Auswahl, in der „von den Dichtern gewollten Fassung“, steht unter dem Zeichen des leidenschaftlichen Gottsuchens, Kämpfens und

=Siegens; sie umfaßt auch Kleinodien des katholischen Kirchenliedes in Urform oder bearbeitender Nachdichtung (durch Luther und andere). „Getragen auf Adlers Flügeln" kann als Motto für das Ganze gelten.

„Glocken im Sturm" nennt Otto König seine Sammlung „Gedichte aus dem Kriege" (Cotta Nachf., 8° 94 S. 60 Pf.). Das Büchlein dürfte geschichtlich mehr als dichterisch interessieren. Von den vier Hauptkapiteln: „Mobil!", „Helden", „Denksteine" und „Glocken im Sturm", hat mich das letzte künstlerisch am meisten angesprochen. — Leo Sternberg, Verfasser des im Verlag der Lese erschienenen Flugblattes: „Die Maske herunter!" (20 Pf.), einer temperament- und charaktervollen Antwort auf den offenen Brief Romain Rollands, veröffentlichte drei poetische „Flugblätter": „Mit bekränzten Kanonen" 1914 (dritte Auflage), „Von dem Volk der Ulanen" 1915 und „Das eiserne Zeitalter" 1915 (sämtlich zu je 30 Pf. im Verlag Heinrich Staadt, Wiesbaden). Bedeutendere Lyrik als diese, und zwar diese als Ganzes genommen, las ich bisher nicht über den jetzigen Weltbrand. Das sprachliche Gewand umkleidet klassisch schön das zum Ausdruck gebrachte Denken und Fühlen; der Rhythmus gibt sich vorwiegend stolz-eindringlich, doch findet sich auch reizvoll Gesangliches, z. B. die bereits in Musik gesetzten Lieder „Vaterland" und „Mütter". Auch der bekannte österreichische Dichter Richard Schaukal scheint seine lyrische Kraft teilweise zur Kernigkeit verdichtet zu haben für seine sämtlich bei Georg Müller in München erschienenen Kriegsbücher: „Kriegslieder aus Österreich" 1914 (8° 36 S. 50 Pf.). „Eherne Sonette" 1914 (8° 42 S. 1 M). und „Standbilder und Denkmünzen, der Ehernen Sonette zweite und dritte Reihe" 1914 (8° 85 S. 2 M), aus denen der Verfasser 40 Gedichte zusammenstellte: „1914 in Ehernen Sonetten und Liedern. Für Österreichs deutsche Jugend", während er zugleich eine „gesichtete, verbesserte und ergänzte Gesamtausgabe der Ehernen Sonette 1914" bewirkte. Es wird immer ein Wagnis bleiben, Rückerts berühmten „Geharnischten Sonetten" ähnliche neue folgen zu lassen. Schaukal hatte den Mut dazu und durfte ihn haben, denn er versteht bisweilen, Wahrheiten, auch große, in eindringlicher Weise zu sagen. Von seinen 100 Sonetten habe ich mir 23 als beachtenswert angezeichnet — gewiß kein ärmliches Ergebnis.

Jetzt zu einigen Kriegslyrik-Anthologien: Walther Eggert Windegg, der feinsinnige Ährenleser auf literarischem Felde, gab uns den stattlichen Band „Der deutsche Krieg in Dichtungen". (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck (8° XV und 199 S., geb. 2,50 M). Das Vorwort deutet auf Fortsetzung und zu erhoffenden Ausbau der hier begonnenen Arbeit: „Nun galt es mir, und wird weiter gelten, alle klingenden Stimmen zum Chore zu vereinen, der die erhabene Not und Größe des deutschen Volkes, unsern Krieg und Sieg, zum Tönen bringt." Nicht einfach literarisch, heißt es weiter, habe der Herausgeber eine Auswahl von Kriegsgedichten zusammenstellen wollen, sondern versucht, die vielartigen Töne und wechselvollen Bilder aufzufangen, zu sammeln und die stärksten und reinsten zu wirkungsvollem Gesamteindruck einzuordnen. Nach Abschluß der Gesamtarbeit möchten wir eine schärfere Sichtung erhoffen. Immerhin bietet auch jetzt das Buch manches Schöne und einzelnes Vollwertige. Der Text umfaßt diese Hauptabschnitte: „Der Krieg bricht los", „Feinde ringsum!", „Deutschland-Österreich über alles", „Die Truppen ziehen ins Feld", „Schlachten und Siege", „Deutsches Volk", „Ausblick". Berühmte Namen erklingen neben neuen verheißungsvollen, und bisweilen befremden, bisweilen erfreuen uns Überraschungen hinsichtlich der ersteren.

Eindrucksvoll gibt sich, schon äußerlich, „Des Vaterlandes Hochgesang. Eine Auslese deutscher und österreichischer Kriegs- und Siegeslieder", herausgegeben von Karl Quenzel (Leipzig, Hesse u. Becker, Verlag. 8° 238 S. Geb. 2 M). Schon liegt das 11. bis 15. Tausend vor. Bestes erscheint tatsächlich herausgehoben, wenngleich auch hier noch nicht unter zureichender Sichtung wie Berücksichtigung, die eben beide von späteren Auflagen besorgt werden müssen. Mit Recht sagt der Herausgeber in der „Einführung", daß diese Sammlung uns und unsere Kinder zur dauernden Erinnerung an den Geist einer großen Zeit und zugleich als Mahnung diene, einer solchen Zeit würdig zu bleiben. Was das Vorbild der Väter bedeutet, zeigt ein Anhang von über 50 älteren Vaterlandsliedern von Klopstock, Ramler, Kleist, Claudius, Schiller, Arndt, Schenkendorf, Körner, Goethe, Rückert, Uhland, Hauff, Becker, Seidl, Grillparzer, Herwegh, Hoffmann v. Fallersleben, Freiligrath, Geibel, Gerok, Sturm, Wildenbruch, Dahn und Rittershaus. Unter den fünf Kapiteln des Haupttextes: „Der Sturm bricht los!", „Unser braves Heer", „Unsere Waffenbrüder", „Unserm Feinde", „Die zu Hause Gebliebenen", hat man zutreffend das über unsere Gegner als das dichterisch Mindestwertige bezeichnet; immerhin bleibt es, kulturgeschichtlich genommen, von nicht geringem Gewicht.

Zwei weniger umfangreiche Anthologien finden wir in dem ebenfalls trefflich ausgestatteten: „Mit fliegenden Fahnen! Kriegsgedichte", und zwar zumeist epische, darunter einige vorzügliche, gesammelt von Wilhelm Schlipköter (Barmen, Emil Müllers Verlag, gr. 8° 126 S., 1,20 M) und die geschmackvoll zusammengestellte Nr. 177 der Wiesbadener Volksbücher: „Kriegs-

lieder aus 1914/15", ausgewählt von Leo Sternberg (Verlag des Volksbildungsvereins zu Wiesbaden. Mit schönem, farbigem Kaiserbildnis. (8° 58 S., 25 Pf.). Auch Fritz Philippi und Ina Seidel fand ich zu meiner Freude hier vertreten. — Ein Herz für die nicht selten auffällig wertvolle Lyrik aus dem zeitgenössischen Arbeiterstande zeigen die Sammler der bei Eugen Diederichs erscheinenden Serienveröffentlichung „Kriegsgedichte". Mir liegen Heft 4—6 vor (je 60 Pf.): „Der Kampf. Neue Gedichte aus dem Heiligen Krieg", „Die Heimat. Neue Kriegsgedichte", Sieg oder Tod", mit gleichem Untertitel. Die inhaltlich oft stark fesselnden Heftchen bringen über 30 Gedichte der Arbeiter Bauer, Bröger, Egle, Lersch und Petzold als „mit das Echteste der Kriegspoesie".

Wir wenden uns der Prosa zu. Auch hier nehmen die aus Krieg und Kampf den Vorrang ein. Da sind zunächst zwei tagebuchartige Bände: „Vogesenkämpfe. Kriegserlebnisse von Hanns Gobsch, Hauptmann" (Heilbronn, Eugen Salzer, 8° 120 S., 1 M) und „Feldgrau. Erste Kriegserlebnisse in Frankreich von Martin Lang" (Stuttgart, Thienemanns Verlag, 8° 126 S., geb. 2,50 M). Das Titelbild des erstgenannten zeigt den schweren Gebirgsaufstieg deutscher Artillerie mit einer lebendigen Anschaulichkeit, die auch dem Textvortrage durchweg anhaftet. Dieser hat die ruhmreichen August- und Septemberkämpfe der sächsischen Landwehr zum Gegenstande (Hohwald, Hochfeld, Schirrgut, Ufer der Meurthe). Hauptgepräge der Darstellung ist das Kernig-Heroische, als dessen Verpersönlichung der Erzähler selbst erscheint, der verwundet niedersinkt, kurz bevor das heldenhafte Ringen der Seinen sich in stürmenden Sieg verwandelt. — „Feldgrau" (geschmückt mit sechs Originalholzschnitten von Fritz Lang) enthüllt mehr noch als das obige Buch neben der Außenseite die Innenseite des Kriegsbegebnisses, indem es tiefer in das Seelische des Erlebten und Erlebenden greift, ohne das Sachliche des Berichtes aus den Augen zu lassen. Der Verfasser — im bürgerlichen Leben Schriftleiter der „Lese" — ist im Kriege ein schwäbischer Leutnant und Kompagnieführer, der ebenfalls den Kriegszug (durch Luxemburg nach Frankreich in die Feuerlinie: Maas, Reims, Verdun, Argonnenwald) durch die eigene Überführung ins Lazarett für sich zunächst abgebrochen sieht. „Eines Vormittags lagen wir im Lazarettzug, der nach der Heimat fuhr. Die glänzte reiseduftend in lauter Friede und Sonnenschein." „Und heute," heißt es gegen den Schluß, „wenige Tage, bevor ich zum Regiment zurückkehre, halte ich Briefblätter eines gefallenen Kameraden in der Hand. Erde ist auch unsere Hand, die wir noch leben, aber noch kann sie schießen und schlagen, und das werden unsere Hände tun, bis der letzte Feind am Boden liegt." Das goldene Gemüt des schwäbischen Volksstammes bricht überall durch in der bei ihrer großen Schlichtheit, Anschaulichkeit und Verinnerlichung dreifach anziehenden Darstellung, und das kerndeutsche, kernfromme Gewissen. Jeder müsse Hände und Gewissen reinhalten in diesem Kriege, wolle er nicht Schaden nehmen an seiner Seele, sagt der Autor einmal. „Der Mensch ist gut und böse. Auch die gewaltigsten Erfahrungen können sein Grundwesen nicht ändern, er kann auch durch diesen Krieg nur besser oder schlechter werden. Zarte Menschen werden gütiger, rauhe Menschen wilder, beide aber können die gleiche Richtung des Charakters einschlagen: es geht an dem Menschen nicht spurlos vorüber, wenn als sein täglicher Kamerad der Tod neben ihm steht, unser Bruder Tod, durch den wir das letzte Geheimnis erfahren." Martin Lang der Protestant setzt im Geiste unter die Paulusworte über den Eingang zur Herrlichkeit Gottes die Franziskusworte: „Lob sei dir, o Gott, durch unsern Bruder, den leiblichen Tod, welchem kein Lebender entrinnen mag. Weh über die, welche in Todsünde sterben! Selig die, welche der Tod in deinen Willen ergeben findet, denn der zweite Tod wird ihnen kein Leides tun." Und selbstpersönlich trägt er die Überzeugung, daß im Feuer der Schlacht in Augenblicken tiefster Selbstbesinnung alle Makel von der Seele getilgt werden, sodaß sie geborgen ist, ob ihr Leib zerrissen und zerfetzt auf der Erde verloren gehe. Er hat auch ein Herz für die stumme Kreatur, nicht nur für die leidenden und entbehrenden Menschen. „Du lieber Kerl," sagt er zu seinem Gaul, der einem toten schnaubend ausbiegt, „das ist ein Kamerad von dir. — Wer denkt der tausend und abertausend Pferde im Feld, die namenlos fallen? Mutig und treu tun sie ihren Dienst in den Strängen und unterm Sattel, leiden Schmerzen und Wunden wie wir, ertragen die Mühsal strenger Tage und wissen wenig. Aber um den Tod wissen sie Bescheid." Ich möchte das Buch in jedem deutschen Heim, in allen privaten und öffentlichen Büchereien, nicht zuletzt überall unter unsern Feldgrauen wissen.

Von äußerem und innerem Kampfe erzählen zwei schlesische Romane. Der eine: „Das Waldgeschrei" von Fedor Sommer (Halle, Richard Mühlmann, Verlagsbuchhandlung [Max Grosse], 8° 344 S., 5 M) führt uns zurück in den Beginn des 18. Jahrhunderts, da die Schweden noch in Deutschland mitzureden hatten über das Schicksal ihrer zum Teil gedrückten, zum Teil rebellierenden Glaubensbrüder. Die Handlung spielt in der Umgebung Krummhübels, und Bodenständigkeit, im Gewande reizvoller Schilderung der Heimatscholle, genauer Kenntnis der einschlägigen Volkstypen und „Historie", spricht ein entscheidendes Wort. Sommer ist tüchtiger Psychologe, mit warmer Anhänglichkeit für die, zu denen er sich bekennt.

Aber er sieht hier nicht nur Helles, sondern sehr energisch auch das Dunkle, ohne sich weiter groß mit Ausdeutung und Ausmalung der Gegner und ihrer Eigenart zu befassen. Zielbewußt und organisch baut er die mit packenden Szenen aus dem Volksleben durchwobene Handlung auf, stellt die Hauptpersonen zu rechter Zeit an den rechten Ort, verteilt planmäßig Licht und Schatten, hinterläßt aber keineswegs den Eindruck einer Zug um Zug ausgesponnenen Berechnung, sondern vielmehr den eines farbensprühenden Lebens- und Kulturgeschichtsausschnittes mit Menschen von Fleisch und Blut, Vorzügen, Fehlern, Überschüssen und Leidenschaften. Im Mittelpunkte der Geschehnisse stehen drei Prädikanten, von denen nur einer die vollberechtigende Amtswürde besitzt. Er ist der eigentliche Held, ein Edelmensch und Hochbegabter, zu dem der zweite Amtsbruder von reichlich weicher Art in Bewunderung aufschaut, während der dritte als Gegenspieler Verrat an der gemeinsamen Sache übt: im Banne rücksichtslosen Ehrgeizes und vor allem wilder Gier für eine vielumworbene bedeutende Frau, die sich durch Geburt und Erziehung berufen hält zur Mission der Glaubensrettung innerhalb ihrer Umgebung. Hohe Tragik tritt in ihr Leben, als sie, die Gattin eines anderen, irdische Liebe in sich erstehen fühlt für jenen Hauptträger evangelischer Glaubensverbreitung und, nach beider Überwindung der ihnen drohenden sittlichen Gefahr, ihn als Opfer seiner Überzeugung, mehr noch eines bösen Zufalls, fallen sehen muß. Hie und da dürfte manchen ein romantischer Ton als zu hoch gegriffen, ein konfessioneller als zu straff gespannt, für die künstlerische Durchführung eine verfeinernde Vertiefung als wünschenswert erscheinen. Aber als einheitliches Ganzes kann das Buch auch den Verwöhnteren befriedigen, von welcher Seite er es immer anschaue.

Ähnliches, und zwar dieses nach mehr als einer Richtung in gehobener Beziehung, läßt sich von dem erwähnten zweiten schlesischen Roman sagen: „Das schwarze Weib. Die Geschichte eines Einsamen aus dem Volk" von Robert Kurpiun (Berlin, Egon Fleischel u. Co., 8° 404 S., 4 M). Der Titel ist unglücklich gewählt, die Darstellung leidet wiederholt an zu großer Breite, aber sonst läßt sich von dem Buche viel Gutes sagen. Dieser Dichter kennt sein Volk, seine Personen und seinen Stoff jedenfalls gründlich. Die Handlung ist stark bewegt. Krieg und Aufruhr, Verfolgung und schweres Unglück spielen herein. Das schwarze Weib ist die Cholera, die Oberschlesien heimsuchte und das Leben des Helden furchtbar beraubte. Dieser, das Kind armer Eltern, ringt sich unter schier unglaublichen, aber tatsächlichen Hemmnissen durch wiederholt ihm unabweisbar aufgezwungene Wandlungen zu einem bekannten Großindustriekönig der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts auf. Mit einem Schlüsselroman haben wir es aber nicht zu tun. Die Buchanzeige deutet den Zusammenhang leise an; ich selber glaube ihn zu kennen und muß gestehen: Behutsamer, „diskreter" hätte er nicht behandelt werden können. Mit Recht bemerkt der Verlag: „Auch ohne die eingefügte dichterische Auffassung und Gestaltung war das nackte Leben dieses eigenartigen Mannes ein Roman." Ursprünglich weich und gefühlszart veranlagt, wird er vom Schicksal gleich einem blutigen Spielball hin und her geworfen, bis er, gänzlich verhärtet, sich von den eigenen ursprünglichen Klassen- und Arbeitsgenossen abwendet, nur nach Macht und Besitz strebt, nichts als Undank — den er erntet — und Schlechtigkeit bei den Menschen, zumal bei den Armen, vorausgesetzt, und endlich mit hungerndem Herzen, bei abstoßendstem Gebaren, völlig vereinsamt dasteht. Aber in seinem Schuldbuch findet sich ein gewaltiger verlorener Posten: derjenige mehrfach gebotener, jedoch vernachlässigter und vermiedener Gelegenheiten zu besserer Erkenntnis, zum Empfangen und Austauschen echter Liebe und Freundschaft. Als seine ganze Umgebung ihn endgültig jedes edleren Gefühls bar und ledig erachtet, rettet sich seine Seele in die Unschuld und töchterliche Zuneigung eines armen kleinen Mädchens, eines Kindes, das nicht vor seiner Härte zurückscheut, sondern in süßer Unberührtheit ihm nachgeht, Vertrauen zeigt und dadurch seine längst verschüttete Liebesfähigkeit zu neuem Erwachen anfacht. So erblüht dem Alternden, der das Mädchen an Kindesstatt annimmt, ein reinstes Glück, dessen er nicht lange genießen darf. Die Cholera kehrt wieder in das Land; er selbst wird nun „die Seele der Abwehr" und damit ein Wohltäter der Menschen. Dann fällt er selbst als Opfer. Als dem Abscheidenden schon alle Verbindung mit der Außenwelt zerrissen ist, überschaut er noch einmal sein ganzes Dasein. Und weiß alsbald dessen Sinn: Das Höchste ist — in tiefster Bedeutung — ein Kind sein. „Du — du hast mich doch nicht bezwungen — schwarzes Weib! — Das Kind — mein Kind! — mein Kind!" Dann gießt der befreiende Tod ein seliges Licht über die ersterbenden Züge, über die von einem harten Leben eingegrabenen Wundmale den Ewigkeitsstrahl der Verklärung.

Ein Kind, ein buckliges kleines Mädchen, ist die Heldin eines bemerkenswerten Buches, das im Verlag der Literarischen Anstalt Rütten u. Loening in Frankfurt a. M. erschien unter der Verheißung eines baldigen Fortsetzungsbandes, der leider bis jetzt ausblieb: „Lindeleid, das Kind und die Leute, Erzählung" von Andreas Thom (8° 290 S., 3,50 M). Eigentlich ist es eine träumerische Dichtung aus dem Seelenleben eines Kindes — eines der seltsamsten Bücher, die ich

kenne. Beileibe nicht gedacht für Kinder noch für sonstige Jugend, sondern für reife Menschen, vor allem für Eltern, die schon annähernd wissen sollten, was es Herrliches und Gefährliches um die Hut einer Kindesseele ist. Hier handelt es sich um ein Mägdlein aus sehr einfachen Kreisen, mit einer Mutter, die diesen ihren seltenen Schatz über alles liebt und ihn doch nicht — wie sollte sie wohl? — ganz versteht. Mitten hineingestellt ist Lindeleid unter Schicksale und Schicksalträger, in Fehl, Leidenschaft und Sünde, durch die sie unbeirrt ihren eigenen Weg findet, rein und unberührt, zugleich kindlich unzulänglich, in unmittelbarem Seelenleben. Das reiche arme Kind, das an seinem herrlichsten Feste, dem des Fronleichnams, zum ersten Male weiß, daß es ein „Buckele" ist, ein Ausgestoßenes! Und doch sich wieder aufrichten kann, weil es eine Mutter hat, deren Liebe weiter reicht als alle Roheit der Welt. Diese ergreifenden Szenen innersten Geschehens sind mit wundervoll zarter dichterischer Hand dargestellt; um so mehr überraschen dann die robust kräftigen, bisweilen geradezu grellen Züge eines ungemein empfänglichen Wirklichkeitssinnes, der hinter den aufgerufenen Persönlichkeiten und äußeren Ereignissen steht. Der Verfasser, Rudolf Esmarich, geb. 1884 zu Wien, ist, wenn nicht beruflicher, so doch jedenfalls geborener Pädagoge. Und ein Dichter dazu, was bekanntlich vortrefflich zusammen stimmen kann. Möge der Verlag recht bald den in Aussicht gestellten Band „Lindeleid und das Leben" bringen können, der — wenn nicht alle Anzeichen trügen — nichts Geringeres als den merklichen Aufstieg eines vielversprechenden jungen Talents bezeichnen wird.

Die Erinnerung an die mannigfachen volkstümlichen Stellen dieses Buches läßt mich jetzt nach einem anderen greifen: „Das sektische Derndl und andere Erzählungen aus den Bergen" von Sophie Freiin von Künsberg (Einsiedeln und Köln a. Rh., Verlagsanstalt Benziger u. Co., 8° 210 S., geb. 3 M). Ich habe schon früher an anderen Stellen nachdrücklich auf die bayerischen Gebirgserzählungen dieser Verfasserin hingewiesen und möchte das hier wiederholen. S. v. Künsberg könnte eine zweite M. v. Buol werden, nach ihrer eigenen Art, versteht sich. Sie hat prachtvoll klare Beobachteraugen und ein warmes menschheit- und menschenliebendes Herz, das aber gar nicht geneigt ist, mit dem Kopf auf und davon zu gehen. Im Gegenteil, diese Dichterin — denn das ist sie — steht auf festen Füßen und weiß sich umzuschauen, zu überlegen, ehe sie handelt, wirkt. Sie hat auf ihrem schöpferischen Entwicklungswege verhältnismäßig rasch gelernt, und ihr goldener Humor ist immer straffer, verinnerlichter geworden. Sie führt uns nicht in Tief- und Abgründe, aber sie erquickt, erfrischt und schenkt Ausruhstunden inmitten des Ermüdungsgetümmels. Und sie steht nicht still, sie wird weiter schreiten, den Höhen zu, von denen ihr und uns Sonne und Lebensluft kommt.

Und nun der Hinweis auf ein paar Erzählbücher, von denen das eine ein paar Stunden traulichen Rastens, das andere solche behaglicher Belustigung schaffen kann. Das erste ist eine „echte und rechte" Sommergeschichte von viel Liebreiz und Anmut: „Die Liebe der drei Kirchlein", Roman von E. Stieler-Marshall (Leipzig, Grethlein u. Co., 8° 329 S., 3,50 M). Die drei Kirchlein sind ein Vater mit Tochter und Sohn (Zwillingsgeschwistern), mitsamt prächtige Menschen, in denen allen dreien noch das Kind steckt — wie es sein soll und wie es nicht sein soll. Um diese herum ein Kreis gut gezeichneter Persönlichkeiten, von denen nur eine noch auf Schablone: die des „brünetten" Romanhelden weist, wie denn überhaupt dem gewiegten Leser der Gedanke ans Romanhafte nicht immer völlig in den Hintergrund tritt, ob er gleich sich selber sagen mag: Das Leben ist oft bunter als der bunteste aller Romane. Aber das Ganze darf doch schon als ein großes Stück Erfüllung des bei Anzeige von „Musik" (Juniheft S. 282) durch mich Gesagten gelten. Es steckt soviel reine, sonnige Gesinnung und doch auch so viel ansprechender Wirklichkeitssinn in der Darstellung, daß man sich auf die künftige Entfaltung dieses beachtenswerten, ersichtlich auf weitere Verinnerlichung zielenden Talents nur freuen kann.

Für kindliche Gemüter: solche, deren Blick noch dem spannend Vortragenden unverwandt an den Lippen hängt, ist der zweite Roman: „Der Kandidat" von Robert Braunschweiger (Leipzig, Verlag von Frankenstein u. Wagner, 8° 261 S.). Ich kenne den Verfasser nicht, Kürschner tut's auch nicht. Wahrscheinlich ist er ein ganz Junger, vielleicht ein Besitzloser und nicht Körperkräftiger mit einer an sich nicht unedlen Sehnsucht nach Lebensglanz, Nabobreichtum und Gladiatorenkraft, sonst hätte er das alles kaum so naiv glutvoll geschildert. Jedenfalls ist er ein kühner Erdichter — ob zukünftiger Dichter? — von harmloser Art; kein Tröpfchen Gift fließt mit unter. Einer, der seiner eigenen Überzeugungsgewalt und der Gläubigkeit des geliebten Publikums ungemessene Grenzen zieht. Was er gibt, ist im Grunde nicht mehr als ein reinlich-liebenswürdiger Schmöker — mit äußerst liebenswürdigem, schwerenöterischem, doch charakterfestem „Bravourjüngling" als Helden —, aber gut und rassig erzählt, sodaß auch ein ernsthafter Leser sich mehr oder weniger belustigt gefesselt fühlen mag, bis gegen das Ende, wo es ihm todsicher „zu dumm" werden wird.

Zum Schluß noch aus gut neutralem, nämlich skandinavischem Gebiet ein köstliches Sommerbuch für unsere Kleinen: „Kurres erster Sommer" von Nanny Hammar-

ström, verdeutscht von Marie Franzos, reich illustriert von Gustav Olms (München, Etzold u. Co., Verlag [Rudolf Jaspersen], Kl. Quartf., 116 S., geb. 3 M). Wir danken der für ihr erwähltes Gebiet ersichtlich sehr begabten Verfasserin schon zwei Werke, die rasch das Entzücken vieler deutscher Kinder wurden: „Die Abenteuer zweier Ameisen" und „Frau Frosch" (ebenda). Das oben aufgeführte ist eines jungen Eichhörnchens selbsterzählte Geschichte voll dichterischen Reizes, echter Naturliebe und -treue, unaufdringlich verwendeten wissenschaftlichen Naturverständnisses und — aus all diesem heraus — von reichem erzieherischen Wert. Der schmucke Band verdient ein Familienbuch und damit ein Familienschatz zu werden, denn wer die Kinder lieb hat, wird hier, sie selbst und sich bereichernd, mit ihnen gemeinsam sich rückhaltlos dem gebotenen Genusse hingeben.

Neue Bücher.

Von unserem Heer. Volkstümliche Schilderungen unseres Heerwesens, der Bedeutung, Verwendung und Kampfesweise unserer Truppen und der Marine. Leipzig, J. J. Arnd. 18 Bändchen mit zahlreichen Abbildungen. Einzeln für 25—50 Pf. käuflich, in einem Bande zusammen geb. 5 M.

Diese gut ausgestatteten Bändchen sind von hohen meist aktiven Offizieren und Militärbeamten geschrieben und durchaus volkstümlich gehalten, um jedem einen Einblick zu gewähren, wie unsere Helden im Felde, zur See und in der Luft leben, kämpfen und siegen, was sie leisten, aushalten und auch überwinden müssen, wie großartig unser Heerwesen organisiert, wie sorgfältig unsere militärische Ausbildung ist und wie zweckmäßig alle unsere Einrichtungen sind. Der Inhalt der Hefte zeigt die Bedeutung der einzelnen Waffengattungen, ihre Aufgaben, die Mittel, die ihnen zur Verfügung stehen, um sie zu lösen, und ihre taktische Verwendung im Kriege. Er führt hinein in den verwickelten großartigen Organismus unseres Heerwesens, dessen Leistungen — z. B. in der Mobilmachung, dem Sanitätswesen, dem Intendantur- und Verpflegungswesen — wir staunend erleben. Er unterrichtet über das dem größten Teil der Bevölkerung noch wenig bekannte Marinewesen, den Seekrieg und seine Mittel; über die Errungenschaften der modernen Technik im Belagerungskrieg und ihre Anwendung im Kampf unter dem Wasser und in der Luft. Das Werk eignet sich auch ausgezeichnet dazu, junge Soldaten, Freiwillige, Einjährige und Reserveoffiziere über die Aufgaben und die Taktik der verschiedenen Waffengattungen, ihr Zusammenarbeiten und ihr Ineinandergreifen zu unterrichten.

Der Seekrieg 1914—1915. Schiffspost- und Feldpostbriefe sowie andere Berichte von Mitkämpfern und Augenzeugen. Herausgegeben von Hermann Kirchhoff, Vize-Admiral z. D.] Leipzig, Hesse u. Becker Verlag. 319 Seiten. Mit zahlreichen Bildbeigaben. 2,50 M, geb. 3 M.

Das aufs beste ausgestattete Buch gibt eine ganz vortreffliche Übersicht über die deutschen Kriegstaten zur See. Die sieben Abschnitte werden eingeleitet durch allgemeinverständliche Erläuterungen des bekannten Marineschriftstellers Vize-Admiral z. D. Hermann Kirchhoff. Dann folgen Schiffspost- und Feldpostbriefe, die in ihrer lebendigen Anschaulichkeit von keiner späteren Darstellung übertroffen werden können. Die gediegene Ausstattung und die beigegebenen Bilder, etwa 50 an der Zahl, machen den Band zu einem schönen Geschenkwerk.

Der Luftkrieg 1914—1915. Unter Verwendung von Feldpostbriefen und Berichten von Augenzeugen dargestellt von einem Fliegertechniker. Mit Genehmigung des Kgl. Preuß. Kriegsministeriums und des Kaiserl. Reichsmarineamts. Leipzig, Hesse u. Becker Verlag. 278 S. Mit vielen Textbildern und vier Tafeln in Kupfertiefdruck. 2,50 M, geb. 3 M.

Neben den Schiffen auf dem Meere und den Unterseebooten erscheinen in dem Weltkriege zum ersten Male Luftkreuzer und Flugzeuge und vermehren die Art der Waffen, aber auch die Schrecken des Krieges. Was diese verderbenbringenden modernen Kriegswaffen bis jetzt geleistet haben und auf welche Weise ihnen die Feinde beizukommen suchen, das wird in dem stattlichen Bande von einem gut unterrichteten Fachmann an der Hand von Feldpostbriefen und anderen Berichten anschaulich und fesselnd dargestellt. Hierbei erhalten wir auch manchen Aufschluß über den Bau, die Taktik und die Art der Verwendung von Luftkreuzern und Flugzeugen. Ein weiterer Vorzug des Buches besteht in den zahlreichen Textbildern und etwa 60 Abbildungen in Tiefdruck, die fast sämtliche Flugzeugarten und Luftschiffe, auch ausländische, bringen und deren Vorlagen zum Teil sehr schwer zu beschaffen waren.

Unser Eisernes Kreuz. Ein deutsches Heldenbuch. Unter Mitarbeit von Paul Oskar Höcker, Rudolf Presber, Graf Ernst zu Reventlow, Landrat z. D. Kammerherrn Paul Freiherr von Roell, Geh. Regierungsrat Professor Dr. Max Gg. Zimmermann u. a. bearbeitet und herausgegeben von Ernst Boerschel. Mit sechs ganzseitigen Abbildungen. Leipzig 1915. Otto Spamer. Gebunden 4,50 M.

Das Buch soll Kunde davon geben, wie unter dem Zeichen des Eisens in den letzten hundert Jahren der Deutsche sein Leben dem Vaterlande opferte und mit seinem Blute endlich das Werk der Einigung schuf, das er jetzt zum erstenmal bitter zu verteidigen hat gegen eine Welt von Feinden. Der deutschen Jugend soll die Erkenntnis von der Bedeutung des gegenwärtigen Krieges aufgehen, und aus den Heldentaten, die übermenschlich geleistet worden sind, sollen ihr die sittlichen Elemente sich einprägen, die auch den jetzigen Kampf des deutschen Volkes erhaben über die Kampfesweise seiner Feinde stellen: Pflichtgefühl, Treue, Ausdauer und Gottvertrauen. Also ein gesunder Gedanke und — das lassen schon die Namen der Mitarbeiter erkennen — eine zweckmäßige und anregende Durchführung. Das Ganze ist flott und gehaltvoll geschrieben und abwechslungsreich zusammengestellt. Gute Bilder von Künstlerhand schmücken den stattlichen Band. Ein wirklich gutes Buch für unsere Jugend!

Deutschland über alles, 1914/15. Kriegslesebuch für Schule und Haus, herausgegeben von Wilhelm Müller-Rüdersdorf. Band 1: 176 Seiten. Mit Titelzeichnungen von Professor Anton Hoffmann, 8 Federzeichnungen von Karl Bauer, 8 Originalaufnahmen und einer Karte vom deutschen Reiche nebst den angrenzenden Kriegsschauplätzen. Fr. Seybolds Verlagsbuchhandlung, G. m. b. H., München. Pr. geb. 2 M.

Wilhelm Müller-Rüdersdorf ein junger, Dichter, Literarhistoriker und Pädagoge, hat in diesem schön ausgestatteten Buche einen erlesenen Schatz unterhaltender und belehrender Beiträge zum Verständnis der Kriegsereignisse unserer Tage zusammengestellt. In Bildwerken, Prosadarstellungen und Dichtungen, die durchweg Dauerwert besitzen, wird hier ein Werk von seltener Einheitlichkeit und Geschlossenheit geboten. Wegen seiner Gediegenheit, seiner künstlerischen Aufmachung und seines billigen Preises darf es allen Eltern, Lehrern und Schulleitern — und nicht zuletzt der reiferen Jugend — zur Anschaffung empfohlen werden. Band 2 des Werkes soll nach Beendigung des Krieges folgen.

Aus dem großen Kriege. Von Heinz Welten. Erzählungen. Leipzig, Philipp Reklam (Universalbibliothek 5754). 91 S. 20 Pf.

Eine Auswahl teils ernster, teils heiterer Erzählungen, die in deutschen, österreichischen und feindlichen Kriegslagern spielen. Eine davon („Der Sanitätszug") hat die Schwindelmethoden russischer Kriegsbedarfslieferanten zum Gegenstand. Welten erzählt lebendig und spannend; anziehend ist das Büchlein besonders auch durch die Herzenswärme, mit der ernste Stoffe behandelt sind.

---

*„**Unsere Feinde** — wie sie sich selber loben" — oder, wie es richtiger heißen müßte, was die Franzosen, Engländer, Russen, Japaner, Serben usw. in Stunden der Einkehr und Selbsterkenntnis an sich selber auszusetzen haben — ist der Titel eines stattlichen, mit über hundert Karikaturen geschmückten Bandes, der eben im Delphin-Verlag in München erschienen ist (Pr. geh. 3 M, geb. 4 M). Was er bringt, läßt sich freilich in einer knappen Übersicht nicht zusammenfassen. Es sei nur einiges kurz hervorgehoben. Da wird z. B. an frühere Schandtaten des Krämervolkes erinnert, dessen berühmtestes Bankinstitut als eine Schiebung entlarvt wird, oder an die Greueltaten der belgischen Gummihändler, welche pikanterweise Herr Conan Doyle aufdeckt. Neben das Kongoverbrechen tritt würdig als nächste Nummer der „Schwarzen Liste" ein Spaziergang durch die „Kulturzentren" russischer Strafanstalten. Damit aber das Gemälde nicht zu düster werde, sind auch weniger abschreckende Abschnitte eingefügt, in denen Art und Unart des bürgerlichen, gesellschaftlichen, familiären, militärischen Lebens unserer Feinde beleuchtet wird, und all das andere, was berücksichtigt werden mußte, damit die Sammlung erscheine als die Quintessenz dessen, was die Franzosen, Engländer, Russen usw. an ihrem eigenen Wesen auszusetzen haben. Die Karikaturen (aus den großen französischen, englischen, russischen, japanischen Witzblättern) sind in diesem Bande besonders zahlreich. So kann man von ihm dasselbe sagen, was von den beiden früher erschienenen: „Unsere Feinde — wie sie einander lieben!" und „Unsere Feinde — wie sie die Deutschen hassen!" gesagt wurde, daß er nämlich ein kulturhistorisches Dokument von bleibender Bedeutung darstellt.

Ostpreußens Not! Die Wirklichkeit des ostpreußischen Elends ist zu unfaßlich, als daß sie das beredteste Wort, die gewandteste Feder uns zur Vorstellung werden lassen könnte; nur das Auge ist imstande, im Angesicht der gemarterten Landschaft die Not Ostpreußens in ihrer ganzen ungeheuren Größe auszumessen. So zog es den Maler Bruno Bielefeldt nach Ostpreußen, um mit eigenen Augen die Bilder der Verwüstung zu schauen

und sie mit dem Griffel festzuhalten. Der „Dürerbund“ bietet diese Bilder, elf große Kohlezeichnungen, jetzt in einer Mappe unter dem Titel „Aus Ostpreußens Not“ dar (Preis 5 M, Verlag von Georg D. W. Callwey in München). Die Blätter zeugen von dem, was der Künstler sah und wie er es sah. Den Bildern sind Begleitworte von Edgar Alfred Regener vorangestellt, denen wir folgende Sätze entnehmen: „Nichts ist ergreifender auf den weiten Kampfgefilden mit ihren zerstörten Gehöften und zerschossenen Dörfern, mit den unbestellten Äckern und verwildernden Wäldern, als die gewaltige Einsamkeit, die Verlassenheit. Es ist wie ein Atemzug, der im Aushauchen angehalten wird, wie ein plötzliches, ruckweises Stehenbleiben des Herzschlages. Da ist eine moosbedeckte, bretterbeschlagene masurische Kate: die alte prächtige Linde, die noch im Sommer der Sonne wehrte, ist von einer Granate geknickt wie ein Streichholz, und aus den Splintern fließt das harzige Leben hin. Dort reden die Flüchtlinge die Sprache des schutzlosen Elends. Dann wieder liegen die stillen Gräber da. Hier ein Acker mit Pferdegerippen, die der Regen bloßgeschwemmt hat — das übrige taten die Hunderttausende von Krähen. Wo wir in Dörfer kommen, schreit grausam und nüchtern die Not aus den umgestürzten Mauern. Nur einmal klingt ein versöhnlicher Trost aus den Bildern: umrahmt von geschwärzten Tür- und Fensterresten steht das trutzige Neidenburger Schloß, das Bollwerk aus der Ordensritterzeit. Wie ein Symbol der deutschen Stärke, die weiter lebt.“ Als ein Denkmal dieser Zeit werden die Blätter vielen eine willkommene Gabe sein. Die technische Ausführung der Mappe ist gediegen und der Sache würdig. Es sei noch bemerkt, daß der Ertrag aus dem Verkauf der Kriegsarbeit des „Dürerbundes“ zugute kommt.

Uraltes Lied! Erzählungen von Ernst Zahn. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Geb. 5 M.

Zu dem deutschfreundlichen Schweizer Ernst Zahn, der bald nach Ausbruch des Weltkrieges für diese seine berechtigte und gerechte Gesinnung mannhaft eintrat, fühlen wir uns begreiflicherweise m hr denn je hingezogen. So liegt denn auch das oben aufgeführte Buch bereits im 15. Tausend vor, ein Erfolg, der — genau besehen — mehr dem Verfasser als dem Leser zu gönnen sein dürfte. Der Buchtitel deutet auf das Hauptthema der fünf Erzählungen: das uralte und für die Welt urewige „Lied von Leben und Lieben“. Mir hat dieser Novellenband mehr zu sagen als der jüngste Roman Ernst Zahns: „Der Apotheker von Weltwil“; der hier der Hauptgestalt aufgeprägte mephistophelische Zug steht dem Dichter nicht annähernd so gut wie die dort wieder zutage tretende Liebe zur sinnierenden Volkstümlichkeit, zum behaglichen Ausschöpfen des gewählten Stoffes, zum hin und her wendenden Ausspinnen des epischen, mehr noch das psychologischen Fadens. Die drei Hauptstücke tragen den Stempel Zahnscher Hochkunst: „Der Liberi“, „Der Gerngroß“ und „Die Rechnung des Joseph Infanger“; die Renaissance-Erzählung „Der Tod des A. Pro“ und die reizvolle Märchennovelle „Trewula“ treten nicht nur räumlich dagegen zurück.

E. M. Hamann.

---

* Der Verlag Hans von Weber in München, der es sich seit Jahren zur Aufgabe gemacht hat, wertvolle Bücher in besonders schönem Gewande erscheinen zu lassen und die sogenannten „Prachtwerke“ alten Stiles durch buchtechnisch einwandfreie, im modernen Sinne vornehme Werke zu ersetzen, hat seine ideale Tätigkeit auch in Kriegszeiten nicht aufgegeben. Er läßt eine feine, illustrierte Ausgabe eines der friedlichsten und lieblichsten Bücher erscheinen, die unsere schöne Literatur hervorgebracht hat: **„Aus dem Leben eines Taugenichts“** von Joseph von Eichendorff bringt er in einer schmalen Folioausgabe mit Steinzeichnungen von Emil Preetorius heraus. Die kleinen schwarzen Steinzeichnungen sind in den Text eingeordnet und wirken wie zierliche Arabesken oder Vignetten; die größeren farbigen Blätter nehmen ganze Seiten ein. Es ist die entzückendste Ausgabe des „Taugenichts“, die mir zu Gesicht gekommen ist. Es ist etwas Leises, ganz Unaufdringliches in den Zeichnungen von Preetorius: gerade dieses Anspruchslose und Bescheidene macht sie so sympathisch. Dieser Illustrator geht niemals über seine Kraft hinaus, er weiß mit seinem Talent hauszuhalten, weiß aber auch all die Anmut aus ihm herauszuholen, die darin verborgen ist. Die zierlichen Blätter passen ganz und gar zu dem Geiste der Eichendorffschen Dichtung, Palette und Leyer ergänzen sich hier in der erfreulichsten Weise. Eine stille Romantik, eine feine Anmut, etwas zart Schwärmerisches ist in den behutsam hingegriffelten Zeichnungen. Sie verbinden Grazie mit innigem lyrischen Gefühl. Der Geist, der in diesen Zeichnungen webt, ist verwandt dem Geist, den wir aus den Arbeiten Karl Walsers kennen, — da ist Romantik und Keckheit und Behaglichkeit in liebenswürdigem Gemisch. Eine frische, reizende Schelmerei macht sich geltend und eine Neigung zu drolligem Humor. Die kolorierten Blätter sind nur wie mit Farben angehaucht, sie sind hell und heiter und gleichsam nur in einen verklärenden Duft von Farbe hineingetaucht. Das Ganze trägt einen durchaus einheitlichen, harmonischen Charakter. Hier ist ein wirklich gelungenes Illustrationswerk zu begrüßen, das den wahren Bücherfreunden sehr willkommen sein wird.

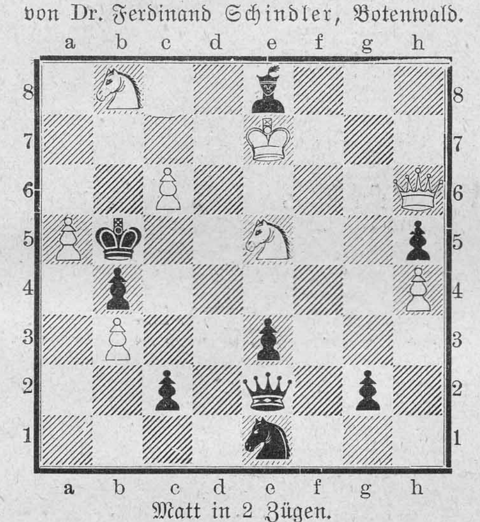
Hans Bethge.



(Originalbeiträge.)

Aufgabe Nr. 69

von Dr. Ferdinand Schindler, Botenwald.

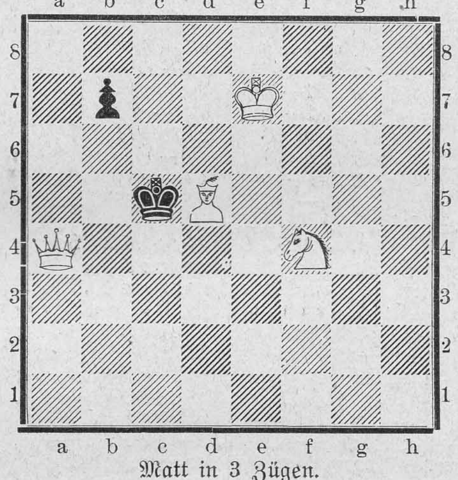


Matt in 2 Zügen.

Weiß: Ke7, Dh6, Sb8 und e5, Ba5, b3, c6 und h4; Schwarz: Kb5, De2, Le8, Se1, Bb4, c2, e3, g2 und h5 [8+9 = 17 Stück].

Aufgabe Nr. 70

von Dr. Hermann von Gottschall, Görlitz.

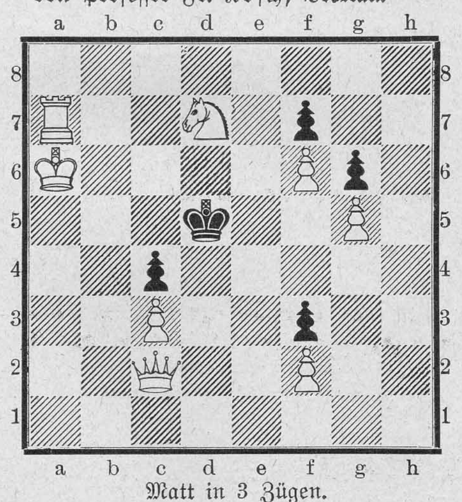


Matt in 3 Zügen.

Weiß: Ke7, Da4, Ld5, Sf4; Schwarz: Kc5, Bb7 [4+2 = 6 Stück].

Aufgabe Nr. 71

von Professor Fr. Kosch, Breslau.



Matt in 3 Zügen.

Weiß: Ka6, Dc2, Ta7, Sd7, Bc3, f2, f6 u. g5; Schwarz: Kd5, Bc4, f3, f7 u. g6 [8+5].

Lösung der Aufgabe Nr. 66

von Schindler. Matt in 3 Zügen.

Weiß: Kg3, Dd2, Le5, Se7 u. g4. Bd3 u. e3; Schwarz: Kh5, Tg1 u. h8, Sc1, Ba6 u. g2 [7+6 = 13 Stück].

1. Dd2—a5, Sc1—e2; 2. Kg3—h3 und Matt durch (13 mal) Läuferabzug. 1. . . . Sc1—b3; 2. Le5—f4+, Sb3×a5; 3. Sg4—f6#.

Lösung der Aufgabe Nr. 67

von Braune, Selbstmatt in 2 Zügen.

Weiß: Ka4, Dg8, Tc1, Sg1, Ba3, b2,, b5, d2 u. h2; Schwarz: Kf2, Dh3, Sa1, Bb3, b6, c3, d3 und g2 [9+8 = 17 Stück].

1. Dg8—g4!, Dh3—h4; 2. Dg4—f4+, Dh4×f4#. 1. . . . Dh3—h5 oder beliebig auf der h-Linie; 2. Dg4—h4+, Dh5 oder h6 usw.×h4#. 1. . . . Dh3—g3—f3—e3; 2. Dg4—f4+, D×f4#.

Lösung der Aufgabe Nr. 68

von Steinitz. Matt in 6 Zügen.

Weiß: Kc2, Lh5, Sd4 u. h3, Bc3 und f4; Schwarz: Ke3, Bd5 [6+2 = 8 Stück].

1. Lh5—e8, Ke3—e4; 2. Le8—a4, Ke4—e3; 3. La4—b3, Ke3—e4; 4. Lb3—a2; Ke4—e3; 5. La2—b1, Ke3—e4; 6. Kc2—d2‡. Der Zickzackweg des Läufers ist lang, aber doch leicht zu finden.

Partie Nr. 34.

Gespielt in der 3. Runde des Internationalen Meisterturniers zu Barmen am 16. August 1905.

Weiß: J. Mieses, Leipzig; Schwarz: Curt von Bardeleben, Berlin.

Französische Partie.

1. e2—e4 e7—e6
2. d2—d4 d7—d5
3. Sb1—c3 Sg8—f6
4. Lc1—g5 Lf8—e7
5. Lg5×f6 Le7×f6
6. Sg1—f3 0—0
7. Lf1—d3 c7—c5
8. e4—e5 c5×d4. Gewöhnlich spielt man für Lf6—e7
9. e5×f6 d4×c3. Erwähnenswert ist, daß v. Bardeleben schon bei dem vorletzten Zuge die Konsequenzen von 10. Ld3×h7+ ins Auge fassen mußte, welche nicht unbedenklich erscheinen, z. B. a) 10. ... Kg8×h7; 11. Dd1—d3+, g7—g6; 12. Sf3—g5+, Kh7—h6; [Kh7—g8; 13. Dd3—h3 und gewinnt]; 13. Dd3—g3! Dd8×f6; 14. Dg3—h4+, Kh6—g7; 15. Dh4—h7‡. b) 10. ... Kg8×h7; 11. Dd1—d3+, Kh7—g8; 12. Sf3—g5, und Schwarz kann das drohende Matt nicht abwenden. Bei richtigem Gegenspiel ist aber das Läuferopfer nicht gefährlich. Schwarz wird 11 .... Kh7—h6 spielen (wobei Weiß allerdings mit 12. Dd3—e3+, Kh6—h7! 13. De3—d3+ usw. remis halten kann) oder noch besser das Läuferopfer mit 10. ... Kg8—h8 ablehnen, da weder Sf3—g5 noch 11. f6×g7+? Kh8×g7 nachteilig wäre.
10. f6×g7 Kg8×g7
11. b2×c3 Sb8—c6
12. Sf3—d4 e6—e5.

Man erwartet nun natürlich als Antwort Sd4×c6, aber dieser Zug würde die ohnehin schon gewaltige Bauernstellung des Schwarzen noch verstärken. Mieses bringt daher ein kühnes Opfer, welches er schon bei Sf3—d4 im Sinne hatte.

13. Dd1—h5 e5×d4
14. Dh5×h7+ Kg7—f6
15. Dh7—h6+ Kf6—e7
16. 0—0 Lc8—e6
17. Ta1—b1 Ta8—b8
18. c3×d4 Tf8—h8.

Schwarz hat seine Stellung gesichert und geht allmählich zum Angriff über; Sc6×d4 unterläßt er wohlweislich wegen 19. Dh6—h4+.

19. Dh6—e3 Ke7—d7
20. f2—f4 f7—f5. In Betracht kommt hier Dh8—h4, doch würde nach f4—f5 der errungene Vorteil stark zusammenschrumpfen.
21. Tf1—d1! Ein sinnreicher und tückischer Zug. Auf 21. ... Dd8—f6 würde nun nicht c2—c3, sondern 22. c2—c4 folgen, z. B. I. 22. .... Df6×d4; 23. De3×d4, Sc6×d4; 24. c4×d5, Le6—f7 (falls Lc6×d5, so 25. Ld3—f1). 25. Tb1—b4! usw. Weiß gewinnt den Springer und die Partie. II. 22. .... d5×c4. 23. d4—d5, c4×d3; 24. d5×c6+; die schwarze Stellung ist zerrüttet und kaum verteidigungsfähig.
21. ..... Dd8—h4
22. h2—h3 Th8—g8
23. Ld3—e2 Tg8—g3
24. Le2—f3 Dh4×h3
25. Td1—e1. Den netten Plan 25. Kg1—f2, Dh3—h4!; 26. Td1—e1 mußte Weiß wegen 26. .... Tg3—h3+ aufgeben.
25. .... Le6—f7
26. c2—c4 Kd7—c7.

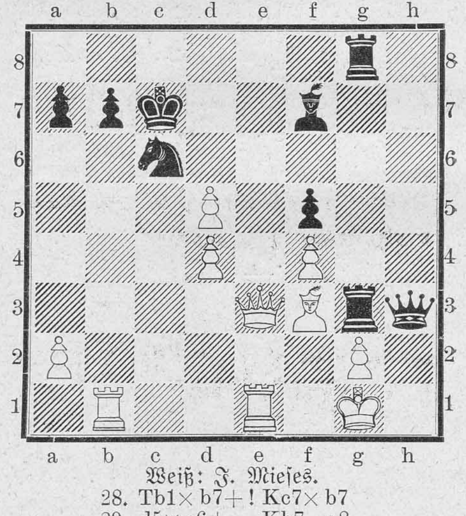
Sofort Tb8—g8 hätte den Angriff entscheidend verstärkt. Den Bauer b7 hätte Weiß ohnehin nicht schlagen können, da er nach 27. .... Kd7—c8 gegen die dreifache Drohung ganz wehrlos wäre. Es folgt nun ein köstlicher Schluß, einzigartig in der Geschichte der Schachturniere. Meister Mieses erhielt für seine kühne und glänzende Spielführung in dieser Partie den dafür ausgesetzten Schönheitspreis von hundert Mark.

27. c4×d5 Tb8—g8.

(Siehe Diagramm.)

Stellung nach dem 27. Zuge von Schwarz.

Schwarz: C. v. Bardeleben.



Weiß: J. Mieses.

28. Tb1×b7+! Kc7×b7
29. d5×c6+ Kb7—a8.

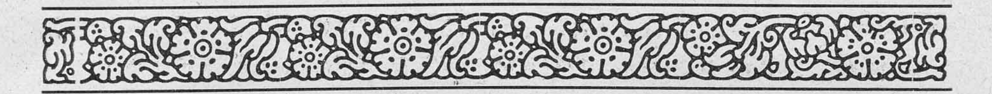
Auch nach Kb7—c8 hat Schwarz allerlei Abenteuer zu bestehen, z. B. a) 30. De3—e2, Tg3×f3?; 31. De2—a6+, Kc8—d8; 32. Da6—a5+ usw. mit Remisschluß. b) 30. De3—e2, Lf7—c4! (Den Läufer darf Weiß wegen Tg3×g2+ nicht schlagen.) 31. De2—b2, Lc4—b5; 32. Te1—e2! Tg3×f3; 33. Db2

×b5, Tf3—f1+! 34. Kg1×f1, Dh3—h1+; 35. Kf1—f2, Tg8×f2+; 36. Kf2—e3, Dh1—g1+; 37. Ke5—d3, Dg1—d1+; 38. Kd3—c3, Dd1—c1+ und Schwarz gewinnt, da er den Damentausch erzwingt. Oder: 33. Te2—e8+, Tg8×e8; 34. g2×h3, Te8—e1+; 35. Kg1—g2, Te1—e2+ und gewinnt. c) 30. De3—e2, Lf1—c4! 31. De2—b2, Lc4—a6; 32. Te1—b1, Kc8—c7; 33. d4—d5!! Weiß droht 34. Db2—e5 mit sofortiger Vernichtung. All diesen Schwierigkeiten glaubte Schwarz mit 29. .... Kb7—a8 aus dem Wege gehen zu können.

30. c6—c7+. Sofort De3—e8+ war noch schöner und zwingender: 0...... Tg8×e8; 31. Te1×e8+, Lf7×e8; 32. c6—c7+, Tg3×f3; 33. c7—c8 D#

30. ...... Tg3×f3
31. De3—e8 Tg8×e8
32. Te1×e8+ und Schwarz gab auf, denn nach 32. ..... Lf7×e8 folgt sofortiges Matt durch 33. c7—c8 D# und nach 32. ..... Ka8—b7; 33. c7—c8 D+, Kb7—b6; 34. Dc8—c5+ und Matt in wenigen Zügen durch Dame und Turm.

Bearbeitet von Julius Steinitz.



Handschriftdeutungen.

Zur Ermöglichung eines Urteils sind mindestens 20 Zeilen der unverfälschten Handschrift, am besten Teile von unbeeinflußt geschriebenen Briefen erwünscht. Das Honorar beträgt 1 Mark nebst Porto und ist mit der Schriftprobe einzusenden an die Redaktion der „Bergstadt“, Breslau 16. Nichtabonnenten haben 3 Mk. Honorar zu zahlen.

Fräulein Marianne. Ihr Freund ist ein liebenswürdiger, schöngeistiger, interessanter junger Mann, dem es bei allem Egoismus doch an Gutmütigkeit nicht fehlt. Stolz und Selbstbewußtsein, sowie etwas Bizarrerie, Sonderbarkeit im Betragen und eine gewisse Sucht nach etwas Seltsamem, Auffallendem sind deutlich aus der verschnörkelten Schrift erkennbar. Die spiralenförmigen Buchstabenanfänge am L, F usw. verraten, daß der Herr auch sehr eitel und selbstgefällig ist und viel Wert auf schönes Äußere und allerlei Nebensächlichkeiten legt. Er scheint überhaupt etwas an Selbstüberhebung zu leiden und ist sehr

Liebe Freundin!
Weit entfernt über deine
Kritik mißvergnügt zu sein, da

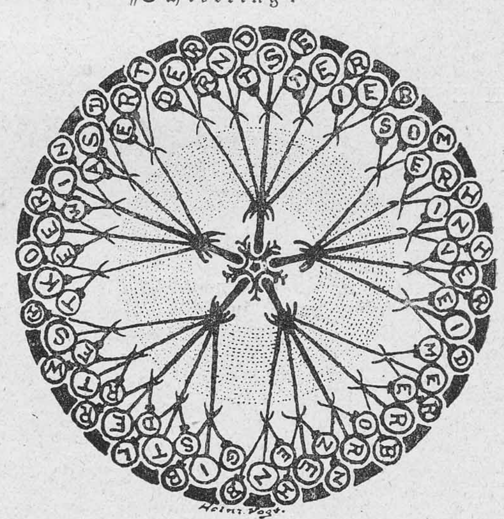
hochfahrend und eingebildet, nicht ohne Ironie und Spott. Obwohl er sehr rücksichtslos und scharf seine Meinung herausfagt, wird er doch in eigenen Angelegenheiten sehr diskret und verschwiegen sein und sich von anderen nicht in die Karten schauen lassen. Sein Temperament ist lebhaft und leidenschaftlich.

E. E.

Rätsel und Aufgaben.

Entzifferungsaufgabe

„Schierling“.



Welchen Text ergeben die obigen Buchstaben, nach Maßgabe der Figur richtig verbunden?

Versteckrätsel.

Von R. Karger.

Ich kenn' ein Wort, reichhaltiger ist kaum eins:
Ein köstlich Tröpflein winkt zur Gaumenlabe,
Auch für des Hungers Stillung ist gesorgt,
Sobald ich die drei Anfangszeichen habe.
Noch steckt darin ein edles Kartenspiel,
Ein schlichtes Haus, ein täglich Tischgeräte,
Ein Freiheitsheld, ein altes Längenmaß.
Wo ist der Leser, der es nun erräte?

Silbenrätsel.

bee, ber, den, des, e, em, en, erd, eu, gan, ge, gei, ges, go, go, gu, hard, la, mä, na, ni, o, pa, pa, pa, ra, re, re, ril, ro, ru, sa, sa, sä, te, to.

Aus diesen Silben sind folgende Worte zu bilden, deren Anfangsbuchstaben den Namen eines berühmten Schriftstellers ergeben: 1. Vogel, 2. Erdteil, 3. deutsche Kolonie, 4. Frucht, 5. Stadt in Dalmatien, 6. weiblicher Personenname, 7. Hafenstadt im Süden Rußlands, 8. Werkzeug, 9. Stadt in der Provinz Hannover, 10. Fluß in Vorderindien, 11. Säugetier, 12. männlicher Personenname, 13. Königreich.

Karl Lucas.

Rätsel.

Als Bote dient' ich von altersher
Und auch noch heutigen Tages.
Ich diene im Frieden, ich diene im Krieg,
Auch wenn Gefahr droht — ich wag' es.
Und wenn es gelingt, durch Kühnheit
Ich sichere Botschaft kann bringen,
Dann wird der Kampf erst zielbewußt,
Und der Sieg kann leichter gelingen.

Lösungen der Rätsel und Aufgaben in Heft 9.

Verschiebungsrätsel.

B Ü L O | W |
| E | M M I C H
H I N | D | E N B U R G
| D | A N K L
E | I | N E M
H E E R I N | G | E N
F A L K | E | N H A Y N
L U D E | N | D O R F

WEDDIGEN.

Rätsel.

Korn—blume.

Rätsel.

Fliege — Flieger.

Rösselsprung-Königsmarsch.

Zu Gott.

Was in den Gründen der Seele geruht,
alles, das heilige, deutsche Gut,
es hat es geläutert ans Licht gebracht,
das Blut der Schlacht, das Blut der Schlacht.
Aus dunkler Tiefe kommt es herauf,
aus dunkler Tiefe leuchtet es auf,
es steigt zum Himmel in loderndem Glanz
die Glut aus dem Herzen des Vaterlands.
Du warst es, Herr, der mit uns stritt.
Ein lautres Volk nun vor dich tritt.
Wir knieen vor deinem Angesicht,
wir halten dich, Herr, und lassen dich nicht.
Im Feuer der Schlachten werden wir rein.
Im Feuer der Schlachten werden wir dein.
Im Siegesjauchzen und Seelenleid
werden wir dein in Ewigkeit.

Charade.

Karpathen, Athen, Karten, Paten.

Zahlenrätsel.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15
W	a	c	h	t	m	a	n	n	s	c	h	a	f	t

Silbenrätsel.

1. Namur
2. Ostrolenka
3. Charkow
4. Hindenburg
5. Nikolai
6. Illyrien
7. Effendi
8. Wahehe
9. Arras
10. Rakete
11. Dolomiten
12. Daumen
13. Einbeere
14. Ulanow
15. Tungusen
16. Sappe
17. Celluloid
18. Hellenen
19. Lenau
20. Asow
21. Notwehr
22. Drude
23. Üsküb.

„Noch nie ward Deutschland überwunden, wenn es einig war!"



Aus der Ratskanzlei.



Die „Debatte" über die „Bergstadt" ist in flottem Gange. Immerhin hält noch ein viel zu großer Teil der „Bergstädter" mit seiner Meinung zurück. Warum? Wer nicht ausführlich schreiben will, tue es mit ein paar Zeilen. Die bisher eingelaufenen Briefe sind in Redaktion und Verlag zum Gegenstand langer Verhandlungen gemacht worden und haben uns durch das große Maß von Interesse, Liebe und Treue, das sich darin offenbart, von Herzen erfreut, uns aber auch die wertvollsten Aufschlüsse über Meinungen und Wünsche unserer Stadtbürger gegeben. Erfreulich ist, daß sich aus allen Teilen des jetzt zugänglichen deutschen Sprachgebietes Bergstädter zum Wort gemeldet haben: von Königsberg bis Zürich, von Hamburg bis Bozen, fast alle mit voller Namensnennung. Wer noch nicht geschrieben hat, suche den gelben Zettel aus Heft 9 hervor und schreibe darauf seine Meinung über die Bergstadt nieder. Es kann natürlich auch ein anderes Blatt Papier oder eine Postkarte sein. Werden Adressen von Leuten beigefügt, die wir einladen können, auch Bergstädter zu werden, so werden wir diesen freiwilligen Kommunaldienst besonders löblich finden. Die Briefe bitten wir auch fernerhin zu richten an Paul Keller, Herausgeber der „Bergstadt", Breslau 16, Fürstenstraße 41.

Eine Ehrentafel für im Kriege gefallene Bergstädter, ein würdiges Denkmal für alle diejenigen unserer lieben Mitbürger und Freunde, die den Tod fürs Vaterland starben, werden wir alsbald in unserer Stadt errichten. Wir bitten um Namhaftmachung der gefallenen Helden, soweit sie Bergstädter waren oder bergstädtischen Familien angehörten, unter Nennung von Namen, Stand, Wohnort, Regiment, Todestag und Todesort. Kosten entstehen dadurch nicht; die „Bergstadt" hält es für eine Ehrenpflicht, ihrer gefallenen Heldenbürger zu gedenken.

Paul Keller hat die Absicht, im Oktober und November d. J. zunächst in einer Reihe von Städten West- und Süddeutschlands Vorlesungen aus eigenen Werken, die der Stimmung der Zeit entsprechen, zu halten. Der gesamte Reinertrag soll der Fürsorge für erblindete Krieger zugewendet werden. Vereine oder Einzelpersonen, die in ihrem Ort eine solche Vorlesung in die Wege leiten wollen, werden freundlichst ersucht, sich mit Paul Keller, Breslau 16, Fürstenstr. 41, in Verbindung zu setzen.

Aus einem Unterstand im Argonnenwalde hat ein Urbürger der „Bergstadt" seinem Burgemeister folgenden Feldpostbrief gesandt:

„Ein erquickend kühler Abend hat einem heißen Tage ein ersehntes Ziel gesetzt und beruhigt mit seiner Kühle die durch die Ereignisse des Tages erregten Nerven. Mein Blick gleitet durch die Eingangsöffnung des Unterstandes hinaus vom reglosen, dunkeln Körper des Nachtpostens auf dem Postenstand über die Brustwehr hinweg zum französischen Sternenhimmel hinauf, der sich über dem Gewirr der Schützengräben wölbt in solch' unendlicher Ruhe, als wäre nicht Krieg, als gingen im schluchtenreichen Argonnenwald wie von jeher einsame Köhler und Jäger ihrer gewohnten Beschäftigung nach. Trotzdem hier Freund und Feind nur 30 Meter voneinander liegen, ist in das ewige Schießen ein ruhiger Augenblick eingetreten. Vereinzelte Schüsse knattern ja immerfort und muten mich, der ich beim traulichen Kerzenscheine mit angezogenen Beinen sitze und schreibe, gerade so an, als knisterten in lohenden Herdflammen dürre Scheite. Heimatlich zu Mute wird's mir

dabei, und meine Sehnsucht geht wandern mit geschlossenen Augen den schon oft gegangenen, ausgetretenen Pfad nach daheim. Daß man in der Fremde jedes Ding in Beziehung zur Heimat bringen muß! Wissen Sie, liebwerter Herr Burgemeister, wie schön die Heimat ist? Wer sie verlor oder vielmehr zu verlieren glaubte wie wir, der erschaut ihre Schönheit erst ganz. Man wäre in der Fremde glücklicher als jene, die da blind die Heimat besitzen, wenn nicht zu der Erkenntnis die — Sehnsucht träte . .

Erzählen möchte ich so gern Ihnen, Herr Burgemeister, Ihnen und meinen lieben Mitur- und sonstigen Bürgern, etwas Besonderes aus dem Felde. Doch ist der Stellungskampf nicht danach geartet, daß man in tönenden Worten glänzende Heldentaten berichten kann. Oh, hier sterben kämpfend die Großen und die Kleinen so still und unbesungen! Da hab' ich ein kleines ergreifendes Gedicht gelesen von Br. Frank, das schlicht und heilig von den schmutzigen, feldgrauen Kämpfern in den Gräben erzählt. Hier ist es:

Wohl, wir alle haben es gewußt,
Heut gilt kein lautes Heldentum,
Nicht mehr Brust an Brust
Mißt sich Ritterlust,
Stiller, aber höher ward der Ruhm.

Selig, wer in raschem Strauße siegt,
Von den Flammen seiner Tat umloht,
Größer, wer in nasser Höhle liegt,
Eisengrau dem Schicksal eingeschmiegt,
Und die Augen überfüllt mit Tod.

Ich habe es auf die erste Seite meines Kriegstagebuches geschrieben. —

Erzählen Sie den lieben Bergstädtern, daß auch in Frankreich in den Gärten die Rosen blühen, die roten und die weißen, und der wilde Mohn ganze Wiesen in blutrote Farbe taucht, — daß es in den Schützengräben in diesem Jahre keinen Frühling gegeben hat und die heiße Sonne Frankreichs auf mitleidloses, weißes Gestein brennt, — daß die Sonne auch dann scheint, wenn zwei Feldgraue einen toten Kameraden in einer Zeltbahn zu Tal tragen und ihn stumm und weh bestatten dort, wo schon viele Kreuzlein stehn aus Birkenholz in Sonnenglanz, in Mondenschein und regenschweren Tagen.

Doch erzählen Sie auch, verehrter Herr Burgemeister, daß deutsche Granaten Tag um Tag über Frankreichs Täler und Berge hinwegheulen und sich krachend in die eroberte Erde bohren und sie zerfleischen, daß sie in die Schützengräben der Welschen hineinkrachen, daß französische Tornister durch die Gewalt der Sprengung hoch gen Himmel geschleudert werden. — Und wo mögen ihre Besitzer sein! Oh, dann jubeln eure Söhne und Brüder, und ihre Hoffnung drängt zur Gewißheit, daß es einen Morgen oder einen Abend in fahlem Dämmerschein geben wird, wo sie zum Sprunge geduckt hinter der Brustwehr lauern und warten und warten — bis ein gedämpftes „Los!“ sie aus dem Graben hinweg durch die „spanischen Reiter“ der Rothosen hindurch rennen macht. Vor dem feindlichen Graben, über die Brustwehr hinüber, Handgranaten hinein — der Graben wird gesäubert, der Graben ist unser, ist euer.

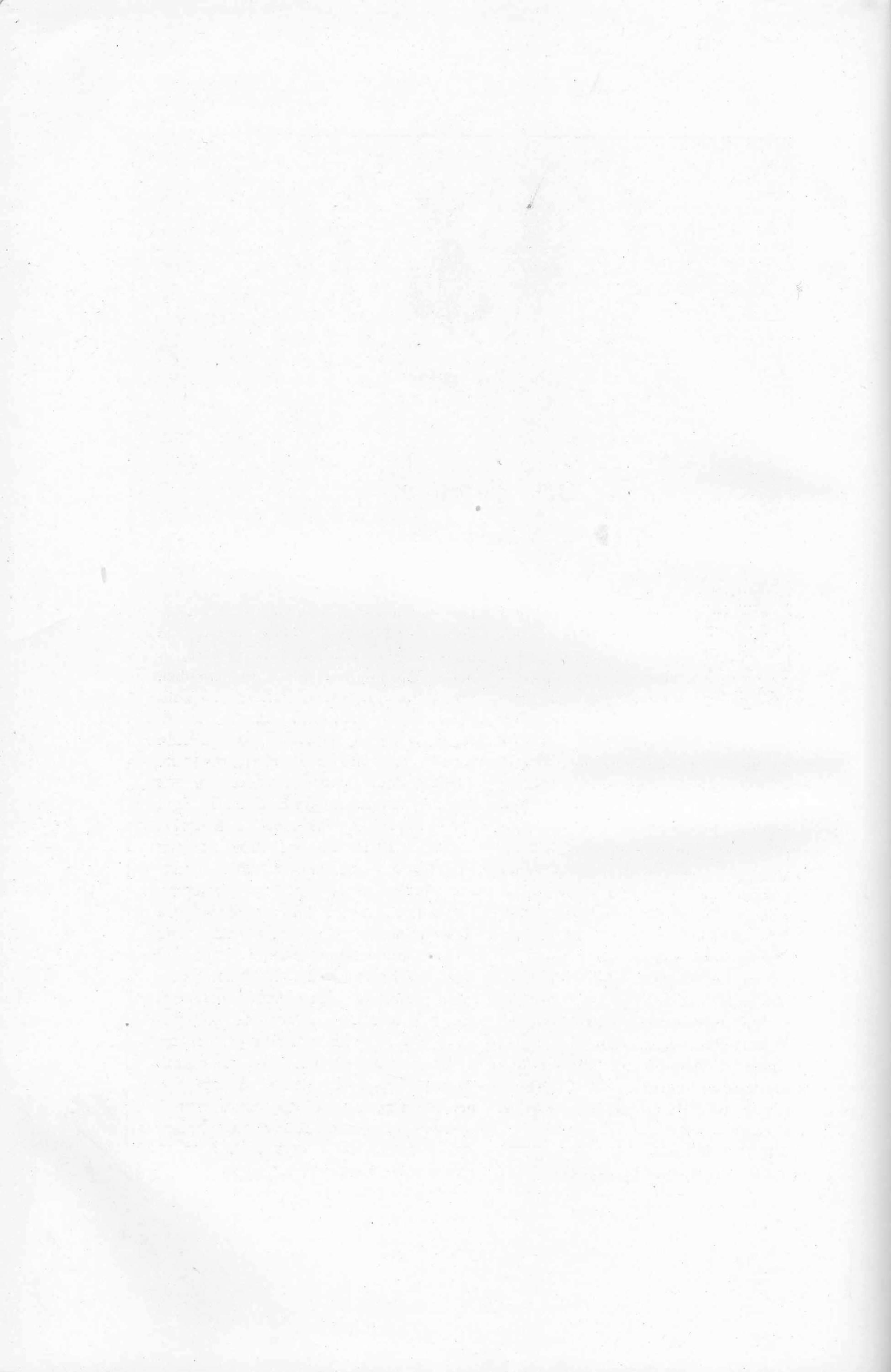
Und nun leben Sie wohl. Der liebe Gott möge alles zum Guten lenken. Und Er wird es!

Es grüßt seinen verehrten Burgemeister und alle die lieben Bergstädter

Unteroffz. Karl Kania.“

Wilh. Claudius: Im alten Park







Der Pavillon.

Novelle von Margarethe Schwab-Plüß.



Die Sonne schien matt auf den stillen Platz mit den herbstlich bunten Bäumen, an dem das einstöckige Haus der Geschwister Ultor stand. Sie saßen eben beim Mittagessen, aber getrennt, in dem einen Flügel die beiden ledigen Schwestern, im anderen die zwei ebenfalls unverheirateten Brüder, rechts am Tisch der eine, untersetzt mit tiefliegenden Augen und einer Habichtsnase, der andere links, schlank mit leuchtenden blauen Augen, die einen nicht unangenehmen Gegensatz zu dem schon weißen Spitzbart bildeten. Hätte man den einen nach Aussehen und Kleidung für einen pünktlichen, philiströsen Beamten halten können, so hatte der andere, von den weißen Locken und der leicht umgeschlungenen, leuchtend roten Kravatte an bis auf die perlbestickten Pantoffeln, entschieden etwas Genialisches an sich. Er erinnerte an Geibel und seinen Kreis.

Unter bedrücktem Schweigen war fast die ganze Mahlzeit dahingegangen. Die senkrechten Falten auf Herrn Christophs Stirn verkündeten nichts Gutes; in düsteres Sinnen verloren aß Herr Engelbert. Die dunklen Augen des zwischen ihnen sitzenden jungen Mädchens wanderten von einem zum andern. Gewiß war wieder ein Schreiben vom Gericht gekommen; dann lastete immer eine solche Gewitterschwüle über dem Hause. O, das kannte man aus langer Erfahrung. Jetzt lächelte Onkel Christoph unheimlich.

„Na, freust du dich über deinen Pyrrhussieg, Engelbert? Also pietätlos niedergerissen soll der Pavillon werden, den unser Vater erbaute? Es ist himmelschreiend, daß man nach einem jahrelangen Prozeß, nach all diesen Sühneversuchen, Urteilen, horrenden Kosten einen Wisch bekommt wie den heutigen. Dabei hat das Gericht eine Streitsumme angesetzt, die gerade soviel beträgt, wie das ganze Anwesen wert ist. Aber ich sage dir, der Pavillon wird n i ch t niedergerissen, sondern genau so restauriert, Bilder, Möbel, alles, wie es war, und wenn ich vors Reichsgericht gehen muß."

„Von Niederreißen war überhaupt nie die Rede," fiel hier sein Bruder erregt ein, „ich verehre das Alte und den Willen meines Vaters wie du; aber der Pavillon, so wie er jetzt ist, repräsentiert gar nicht seinen Willen; ich habe Zeichnungen von ihm selbst eingesehen, die das dartun. Ein Pfuscher hat dem Häuschen im Zopfstil diese geschmacklose Zwiebelkuppel aufgesetzt. Und was die Kosten des Umbaus betrifft, gegen die du immer gewettert hast, so ließe sich für das Geld, das wir jetzt schon dem edlen Juristenstand für nichts und wieder nichts in den Rachen geworfen haben, ein ganzes Haus bauen."

„Dummes Zeug," brummte Christoph. „Übrigens wäre es nie so weit gekommen, wenn nicht Marie Antoinette eigenmächtig, ehe wir gemeinsam über das Gartenhaus entschieden hatten, Wäscheleinen dorthin gezogen, Tinte, Einmachgläser, Koffer und wer weiß was darin aufgestellt und so den Ort, wo unser Vater am liebsten weilte, profaniert hätte. Ich kenne ihre selbstherrliche Art. Der mußte grundsätzsich entgegengetreten werden, ehe ein Gewohnheitsrecht daraus entsteht. Schon Vater verwies dergleichen der Mutter. Höre, Lieselotte, ich muß dich neuerdings nachdrücklich vor den Tanten drüben warnen. Wie wir vernehmen, haben sie nämlich deinen zweitältesten Vetter bei sich aufgenommen, der hier ein paar Semester studieren soll. Unser Bruder hat es nicht für gut befunden, ihn uns zu geben. Doch das ist seine Sache. Er hat vielleicht seine Gründe. Denn äußerlich soll der junge Mann recht dazu angetan sein, den Mädchen die Köpfe zu verdrehen, sagt die Salome."

„Innerlich jedoch ist er ledern; denn so muß einer sein, wenn er Jus studiert," fiel hier Engelbert ein, „das hat unser Prozeß wieder gezeigt."

„Laß mich wenigstens bei Tisch mit dem verfluchten Prozeß in Ruh'," schrie jetzt sein Bruder erbost, „du fängst die Sache überhaupt so dumm an als möglich. Nicht das ist das Belastende, daß Gotthard die Rechte studiert, sondern daß er daneben vertrackte Künstlerlaunen im Kopf hat, Baumeister oder was Teufels werden möchte, kurz, ein Luftikus ist. Bruder Gotthold hat mir schon verschiedentlich in Briefen über ihn geklagt. Er war zwar derselbe Querkopf, unser altes Geschäft war ihm nicht mehr gut genug, er hat ein neues in der Ferne gründen müssen, und doch hat es uns noch lange ernährt. Nun hat er seinen Zweiten mit einem Schlag von seinen sogenannten künstlerischen Freunden entfernt; aber ich fürchte, er kommt bei unsern Schwestern vom Regen in die Traufe. Marie ist zwar hierin vernünftig, Eva hingegen desto unvernünftiger, und verhätscheln und verzärteln tun sie den Jungen alle beide."

Liselottens blasse Wangen röteten sich. „Aber, Onkel Christoph, Ihr macht mich böse; ich bin doch kein Kind mehr und weiß, was ich zu tun und zu lassen habe. Übrigens habe ich die Tanten, seit ich hier bin, in all den Jahren nicht einmal gesprochen." „Haben sie dich 'm Anfang nicht mit Einladungen bombardiert? Sie können das wieder versuchen, um so mehr als sie wohl wissen, daß du mit unserm Erbe eine recht annehmbare Partie bist, und alte Jungfern ja ohnehin nichts im Kopf haben als Ehen zu stiften."

„Überhaupt," fiel sein Bruder ein, „hüte dich vor den Männern; sie sind geizig, dem Trunk ergeben, roh, ausschweifend."

Jetzt huschte ein Lächeln über Lieselottens strenge Züge. „Aber Onkel Engelbert, du bist doch auch ein Mann, und ich habe nie sowas an dir bemerkt."

„Dummes Zeug," brummte Engelbert geschmeichelt, „ich sage: im allgemeinen und die heutige Männerwelt im besondern."



Japanische Lilien. Photographie in natürlichen Farben von Hugo Pringsheim in Breslau.

„Auf jeden Fall versprich uns," schloß Onkel Christoph, „keine Einladungen von drüben anzunehmen." Lieselotte mußte ihm die Hand darauf geben, und nun erhob er sich schwerfällig, um sich an seinen Schreibtisch im Nebenzimmer rechts hinter die Börsenberichte und die Rechnung seines Anwalts zu machen, während Engelbert, nicht ohne seine Nichte beinahe ehrerbietig auf die Stirn geküßt zu haben, mit dem Urteil des Oberlandesgerichts und seiner Leibzeitschrift „Die moderne Kunst" als Trösterin hinter der Tür links verschwand, wo er auf dem geräumigen Divan seine Siesta hielt.

Lieselotte suchte ihr Zimmer auf. Sie blickte, trüben Gedanken anheimgegeben, in den mit welkem Laub bedeckten Garten hinaus. Nun wird wieder monatelang von nichts anderem die Rede sein als vom Prozeß; nun hat der Groll des einen Bruders gegen den andern und das Schelten über die Schwestern neue Nahrung, und das bißchen Frohsinn, das noch im Hause grünte, wird verdorren. Wie sehnte sie sich nach den Tanten, von denen man sie aufs neue fernhielt! Wie verlangend lauschte sie immer Tante Marie Antoinettes kraftvollem Klavierspiel, sie, die so gar keine Anregung hatte auf diesem Gebiet, das ihr das liebste war! Mit welch geheimer Zärtlichkeit sah sie Tante Eva zu, wie sie in einem zartfarbenen Morgenkleid ihre Blumen begoß oder die zierliche Kolonie ihrer Nippsachen zum Abstauben behutsam auf das Gesims pflanzte! So würde nun ihr Leben dahingehen, ohne Abwechslung, ohne Freude, neben der brummigen Salome, zwischen den zwei streitsüchtigen Onkeln, die sie ja alle auf ihre Art liebten, aber, aber . . . Warum konnten die Onkel einander nicht leiden, da doch jeder soviel Liebenswertes hatte? Wie großzügig waren ihre Eltern gewesen! „Deine Mutter

hat als die Jüngste an ihren Geschwistern ein abschreckendes Beispiel genommen und ist früh ausgeflogen," pflegte Salome zu sagen, die schon im Hause gedient hatte, als die Geschwister Ultor noch Kinder waren. Warum hatten ihre Eltern sterben müssen! Sie legte den Kopf auf das Fensterbrett und weinte.

Unterdessen saßen im nördlichen Flügel die beiden Tanten mit ihrem Neffen auch bei Tisch. Dieselben behaglichen Biedermeiermöbel wie drüben, nur daß hier das auf dem Büfett aufgestellte Porzellan und Silbergerät das Zimmer wohnlicher machte. Die Adlernase Onkel Christophs kehrte wieder bei Tante Marie, wie sie sich nannte; denn eigentlich hieß sie Marie Antoinette, brachte jedoch im Verein mit ihren großen klugen und kühnen grauen Augen eine ganz andere Wirkung hervor. Von der Schwerfälligkeit ihres Bruders hatte sie keine Spur. Immer wieder schoß sie vom Stuhl auf, ordnete bald einen Vorhang, dessen unschöne Falten sie störten, gab bald eine Anweisung in der Küche (sie hatte immer Anfängerinnen, da sie bei ihrem lebhaften Temperament kein Mädchen lange hielt), holte jetzt etwas aus dem Buffet. Wer sie kannte, merkte, daß sie etwas auf dem Herzen hatte; sie war noch unruhiger als gewöhnlich. Öfters streifte sie den Neffen mit einem zärtlichen, ihre Schwester Eva oder, wie sie sich selbst nannte, Eveline dagegen mit einem mißbilligenden Blick, worauf diese noch zusammengekauerter und hilfloser in ihrem Lehnsessel saß als vorher und ihre wasserblauen Augen, die dem von blonden, mit grau gemischten Löckchen umrahmten Gesicht etwas Kindliches gaben, niederschlug. Der Neffe in der Mitte, ein hübscher Mensch mit strahlenden blauen Augen, sah heiter und belustigt bald die eine, bald die andere der Tanten an.

„Nun, wie geht's denn bei euch?" Eine flüchtige Röte verjüngte Tante Marie Antoinettes strenges Gesicht. „Du wirst wissen, wie meine Brüder mir wegen des Pavillons mitspielen."

„Ich habe etwas tönen hören, Tante, ohne recht zu wissen, was," sagte der Neffe verlegen, nun er merkte, welchen Sturm er heraufbeschwor. „Vater sagt, das Gartenhaus sei die ganze Sache nicht wert."

„Nun, so höre. Als wir hier ansässigen Geschwister endlich das Haus, die Möbel und den Garten in vier Teile geteilt und alles andere geregelt hatten, konnte sich Christoph nicht entschießen, was mit dem Pavillon, der in der Mitte des Gartens, also auf jedem der vier Gartenabteile liegt, anzufangen sei. Da dachte ich: bis der sich ausbesonnen hat, kannst du immerhin dein Wäscheseil dort befestigen und deine Einmachgläser darin aufstellen, wie es schon unsere Mutter im Brauch hatte. Aber was tut Christoph? Er klagt gegen seine eigene Schwester. Daß ich nun auch zu meiner Handlungsweise stehe, kannst du dir denken. Nicht Christoph, sondern die Nässe hat mich schließlich vertrieben. Dann kam auch noch Engelbert hinterdrein mit seinem dummen, kostspieligen Vorschlag, das Gartenhaus nach alten Plänen umzubauen, statt daß man vernünftigerweise bei Zeiten die Decke geweißt, die Wände aufpoliert und das Dach frisch eingedeckt hätte. Tu mir den Gefallen, Gotthold," die Tante sah dem Neffen bittend in die Augen, „und mache keinen Besuch bei den Brüdern."

„Aber, Tante, wird das nicht auffallen? Ich werde gewiß nichts vom Prozeß erwähnen." Die Tante räusperte sich: „Es ist auch in deinem Interesse. Deine Base Lieselotte ist jetzt in einem für dich gefährlichen Alter. Als du vor drei Jahren als Gymnasiast da warst, hattest du für nichts Sinn

als für deine Aufsätze und Aufgaben und daneben für Pläne und Zeichnungen, und Lieselotte hat sich mit den Jahren eben auch gemacht; d. h. wem sie gefällt. Mir ist sie zu verschlossen und hochmütig; so hat sie z. B. unsere Einladungen alle abgelehnt."

„Sie soll im Hauswesen so ernst und unkindlich tätig sein wie eine Alte und etwas so Dezidiertes an sich haben, daß sie vor keinem Entschluß zurückschrecken würde," pflichtete Eva bei. „Genau wie ihre Mutter, die es durchsetzte, den ausländischen Künstler zu heiraten."

„Jedenfalls wäre sie nichts für dein sonniges Gemüt," nahm Tante Marie Antoinette den Faden wieder auf, „überhaupt die Frauenzimmer — verschwenderisch, eitel, unpraktisch, scheinheilig, usw. usw."

„Aber Tante, ich sehe keine dieser Eigenschaften an dir." „Ich rede von der heutigen Mädchenwelt," erwiderte Tante Marie Antoinette sachlich, ohne auf das Kompliment im geringsten zu reagieren. „Versprich mir also, drüben keinen Besuch zu machen."

„Wenn du es nicht wünschest, selbstverständlich. Ach, ich bin ja so gern bei euch. Wie still und behaglich ist es hier!" fuhr er mit Wärme fort, „wir haben es ja auch schön zu Hause; aber Papa hat eben doch das große Geschäft, dessen Seele er trotz meinem Bruder immer noch ist, und das ihn von früh bis spät in Anspruch nimmt und doch manches mit sich bringt, was ihn verstimmt. Mama aber hat das große Hauswesen unter sich. Wir sind mit der ganzen Dienerschaft, Schreibern, Knechten usw. oft so unser zwanzig, für die gekocht sein muß. Dann die notwendige Geselligkeit. Wie wohl tut einem da dies Stilleben bei euch!"

„Nun, sein vollgerüttelt Maß Ärger hat man auch hier," warf Tante Marie mit einem deutlichen Blick auf die Schwester ein. Der Neffe hätte sich ohrfeigen mögen für seine neue Dummheit. „Denn nicht genug an den zwei Brüdern, hat auch meine Schwester hier einen Anwalt genommen und gegen uns drei Klage erhoben. Ist das nicht heimtückisch und einfältig dazu? Nun sind wir vier Partien statt drei, und der Karren ist verfahrener denn je. Nichts als Anwaltsvorschüsse und Gerichtskosten!" Tante Marie Antoinette ereiferte sich immer mehr, vergaß aber trotz allem nicht, nach dem Rechten zu sehen und ihren Neffen zu bedienen. „Und als Gegenleistung orakelhafte Gutachten, verspätete Beschlüsse, nutzlose Sühneversuche. Die Sache ist schließlich vors Oberlandesgericht gekommen, und nach Jahr und Tag haben wir endlich auch ein Urteil erhalten, das genau das Gegenteil von dem will, was das Landgericht seinerzeit sagte. Eine Spitzbubengesellschaft, diese Juristen, ein unfairer Beruf!" Doch plötzlich hielt die Tante erschrocken inne, eilte auf ihren Neffen zu und umarmte ihn zärtlich. „Verzeih, ich vergaß, daß du einst dazu gehören wirst."

Doch der lachte herzlich. „Ach, Tante, ich habe dir nichts zu verzeihen; ich gebe dir alles zu. Ich betreibe die Juristerei ja nur auf Geheiß meines Vaters."

„Es ist noch nicht aller Tage Abend," bemerkte die Tante ablenkend, „einstweilen bin ich froh, daß du deinem Vater folgst. Ich hole, wenn es dir recht ist, die Akten, daß du sie studieren und mir raten kannst." Damit schoß Tante Marie Antoinette zur Tür hinaus.

Der Neffe sah sich erstaunt die passive, schüchterne Tante Eva an. „Sag', Tante Eveline, wie kamst du denn zu einem so selbständigen, ungewöhnlichen Schritt?"

„Ach," sagte Tante Eveline seufzend, mit einem ängstlichen Blick auf die Tür, „ich wollte das alles ja gar nicht. Meine Schwester machte nur immer so ein Geheimnis aus ihrem Prozeß, sodaß

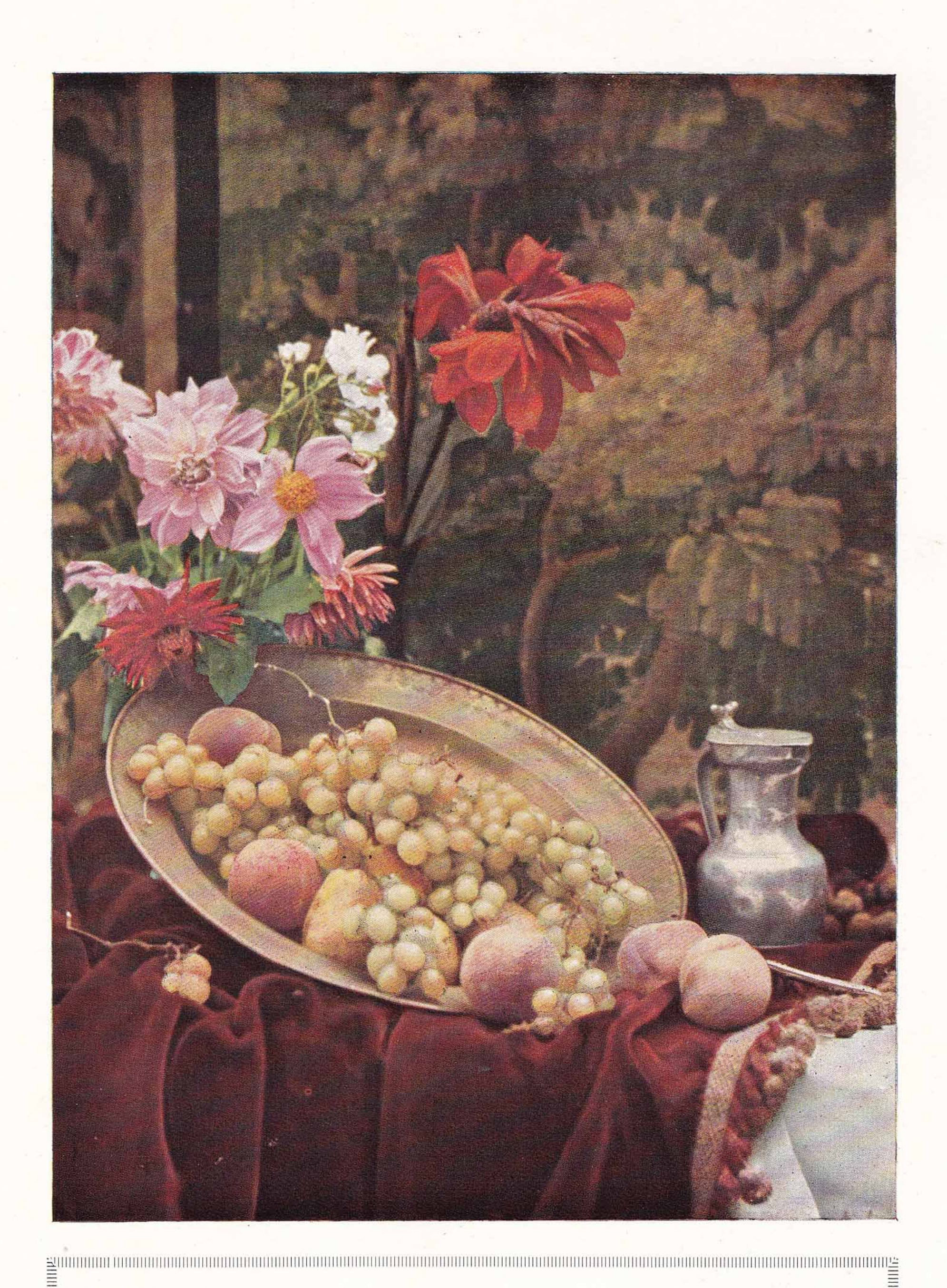


Motiv aus Meran. Farbige Photographie von Dr. Riesenfeld in Breslau.

habe ich am Portemonnaie gemerkt, wo der Mann hinaus wollte. Nun, ich bin jetzt wenigstens immer auf dem Laufenden für mein Geld; aber Angst stehe ich genug aus vor diesen Vorladungen, vor den Richtern, den Anwälten, den fremden Leuten und nicht zum mindesten vor meinen Geschwistern."

Der Neffe lachte. „So weißt du jetzt, worum es sich handelt?" „Augenblicklich werde ich nicht klug aus der ganzen Geschichte und bin froh, daß du da bist; denn du sollst mir helfen." Doch eben trat ihre Schwester wieder ein mit einer dicken Mappe, die ein Bündel Papiere enthielt, das die kleine Tante nur mühsam faßte und kaum zu schleppen vermochte. Der Neffe nahm es ihr lachend ab, setzte sich damit ans Fenster und blätterte darin, wobei er zum Erstaunen der Schwestern, die immer mehr oder weniger feierlich und tiefernst an das Studium der Akten gingen, eine lustige Weise pfiff. Nach einer kleinen Weile sagte er: „Liebe Tante, würdest du mir erlauben, die Papiere in den Garten hinunter zu nehmen? Ich kann dann gerade das ominöse Gartenhaus besichtigen und mein juristisches und architektonisches Urteil darüber abgeben." Die Tante sah es nicht gern, doch konnte sie das freundliche Anerbieten des hilfsbereiten Neffen nicht wohl zurückweisen. „Aber gelt, nimm dich auch recht in acht!" rief sie ihm nach.

ich so dumm dastand, wenn meine Bekannten mich darüber befragten. Ich ging deshalb zu einem Anwalt und fragte ihn, wie es eigentlich mit dem Prozeß meiner Geschwister stehe. Doch statt daß mir der dumme Mensch Bescheid gegeben hätte, fragte er mich aus und wollte vor allem wissen, was ich von der Sache halte. Ich erwiderte, mir sei sie im Grunde gleichgültig; ich ließe das Gartenhaus am liebsten so, wie es sei und wie wir es von den Eltern überkommen hätten. „Aber da müssen Sie doch Ihr Recht wahren," rief da der Anwalt und versprach, er wolle mir dazu verhelfen. Was wollte ich machen? Ich verstand ja nichts davon. Aber seither



Stilleben.

Aufnahme in natürlichen Farben von Lumière.
Original im Besitz von H. Götz in Breslau.

Lieselotte hatte das Pfeifen auch gehört. Sie richtete sich auf und blickte hinaus. Dort stand das Gartenhaus mit der halbeingefallenen Kuppel, das an allem Zwist schuld war. Wie oft schon hatte sie es weggewünscht, wie oft schon die Fäuste dagegen geballt! Von allen vier Seiten des Anwesens, das mit den jetzt unbenutzten Lagerräumen, Stallungen und Remisen ein Viereck bildete, zogen sich mit wildem Wein bewachsene Lauben darauf zu, zwischen denen die vier Gartenabteilungen lagen. Schräg gegenüber lagen sich die Gärten Onkel Christophs und Tante Marie Antoinettes, beide buchsumwachsen und in Beete säuberlich geteilt, jener mit Rosenstöcken bepflanzt — Onkel Christoph war ein gewiegter Rosenkenner — dieser mit Gemüse, das schon zum großen Teil eingekellert war. Strünke, Zweige und dürres Laub lagen auf einem Haufen geschichtet, aus dem ein Räuchlein aufstieg, zierlich und beweglich wie Tante Marie Antoinette selber. Die andere Diagonale bildeten die üppigen Gärten Tante Evelines und Onkel Engelberts. Jener stand drei Jahreszeiten hindurch in Blüte; dieser war eine Wildnis von Nadelbäumen und Büschen, Schilf aus dem einstigen Springbrunnen und Unkraut, in welchem sich Statuen und Kuriositäten von Reisen malerisch genug ausnahmen. Lieselotte lächelte. Der Humor für die ganze Situation kam ihr wieder. Wie, wenn sie das verhaßte Gartenhaus, das sie seit Jahren nie betreten hatte, sich einmal in der Nähe ansehen würde? Vielleicht ließ sich von dort aus etwas von dem übermütigen Pfeifer erspähen. Gesagt, getan. Scheu eilte das Mädchen durch die Wildnis in Onkel Engelberts Garten. Sie öffnete einen Laden des Pavillons; eine Staubwolke flog mit dem Herbstwind davon. Der Verfall, der überall zutage trat, setzte sie in Erstaunen. In hohem Berg lag der Stuck der Decke am Boden und bedeckte teilweise die polierten und gepolsterten, ovallehnigen Sesselchen. Durch die Kuppel hatte es hereingeregnet und das zierliche, eingelegte Tischchen in der Mitte verdorben. Der in die Wand eingelassene Spiegel war zerbrochen, der Fries aus Medaillons mit Landschaften zum Teil übermalt, zum Teil zerstört. Auf einmal wurden Lieselottens Blicke zum Eingang gegenüber gelenkt und begegneten dort einem Paar sprühender blauer Augen. „Gotthold!" „Lieselotte!" Unwillkürlich nannten sie sich wie seinerzeit als Kinder, und freudig wie Kinder begrüßten sie sich.

„Was tust du denn hier, Lieselotte?"

„Ich schaue mir das Gartenhaus an."

„Aha, den ewigen Zankapfel im Hause Ultor," sagte lachend der junge Mann. „Du nimmst es für dich in Augenschein, ich gewissermaßen offiziell im Auftrag der Tanten. Ein merkwürdiges Zusammentreffen übrigens."

„Es ist vielleicht nicht so merkwürdig," sagte Lieselotte und sah ihn lächelnd an, „ich hoffte nämlich dabei, von hier aus etwas von dir zu sehen." Der Vetter errötete: „Ja, man kennt sich wirklich nur noch vom Hörensagen."

„O weh, die Tanten werden gerade nichts Gutes von mir sagen. Gesteh' es nur; Selbsterkenntnis ist Fortschritt. Salome sagt, wenn die Onkel und die Tanten sich selbst so genau kennen würden wie ihre Geschwister, sie wären alle vollkommen."

Gotthold ärgerte sich über seine dritte Dummheit. „Nun, sie sagen, du seist sehr bestimmt in deinem Auftreten und zum größten Entschluß fähig." „O nein, das sicherlich nicht, nicht einmal zum kleinsten, sonst hätte ich längst dem Pavillon da den Garaus gemacht."

„Hier sieht's wirklich bös aus," bemerkte Gotthold, „da erscheint hier

das Urteil des Gerichts allerdings als gerechtfertigt."

„Ah, du hast es da? Bitte, laß mich's lesen!" Und lebhaft half sie Gotthold die Schleifen der Mappe aufknüpfen, in der das bewußte Papier zu oberst lag. Sie zog sich damit in eine Ecke des Gartenhauses zurück und las:

„Das Oberlandesgericht erkennt im Gegensatz zum Landgericht der Baufirma Lorenz u. Cie., deren Ausspruch dahin lautet, daß das in der Mitte des den Geschwistern Ultor gehörenden Anwesens Rehgraben Nr. 14 befindliche Gartenhaus wegen Baufälligkeit gefährlich und daher sofort niederzureißen sei, nicht im Sinne des Klägers lediglich Gutachter-, sondern Schiedsrichterrolle zu, so zwar, daß sowohl Kläger als Beklagte zu gleichen Teilen in die Kosten verfällt sind. Die Höhe des Streitwertes wird vom Gericht infolge des hartnäckigen Streites der Parteien auf 100 000 Mark festgesetzt. Bezüglich der Art des Wiederaufbaus werden die Parteien zu einem Sühneversuch eingeladen. Bis dahin ist sämtlichen Parteien jedwede Benutzung besagten Gartenhauses durch Aufstellen von Koffern, Tinten, Einmachgläsern usw., Befestigen von Wäscheleinen usw. als den Frieden störend, die Pietät verletzend und nicht im Sinne des Erbauers gelegen untersagt.

Gezeichnet
Ludwigsstadt, den 25. Oktober 19 . .
Stipelius, Vorsitzender.
Dotschenbacher. Langwuhr."

Gotthold hatte alle Muße, sich in den Anblick der Lesenden zu vertiefen, der ihm allerdings durch das große Schriftstück beeinträchtigt wurde. Er sah seine Base heute mit andern Augen an. Wohl war sie gerade noch so scheu, herb und wild, wie sie ihm immer erschienen war; aber etwas Neues, Reizvolles, Rätselhaftes, Fremdes, etwas Weiches, Sehnsüchtiges, Schwermütiges und doch Schalkhaftes war dazu gekommen. Was hatte sie eben zu ihm gesagt? „Ich hoffte dabei, von hier aus etwas von dir zu sehen." Das Herz klopfte ihm laut vor Freude. Hatte nicht auch er deshalb das Gartenhaus aufgesucht? Aus Liebe oder aus bloßer Neugier? Ein eigentümlicher Ton aus der Ecke, wo Lieselotte stand, weckte den Träumer auf. Aha, sie kicherte über das Urteil. Spaßhaft genug mochten ihr, die Charaktere und Verhältnisse kannte, seine Begründung und der gewundene Stil überhaupt vorkommen. Gotthold lachte auch und wartete darauf, Lieselottes schwarze Augen hinter dem Dokument aufblitzen zu sehen. Da nahm er wahr, wie sich über ihr in der Decke eine Wölbung bildete. Ein Sprung, und er riß Lieselotte auf die Seite. Fast im selben Augenblick lag auch schon tischhoch der Stuck und Mörtel in jenem Winkel des kleinen Raumes. Zwei erschrockene, tieftraurige, ja finstere Augen sahen den jungen Mann an, der etwas erblaßt war und jetzt die gefährliche Stelle in Augenschein nahm, um seine Erregung und Verlegenheit zu verbergen. Als er sich umwandte, sah er Lieselotte am Tischchen sitzen, auf das sie den Kopf gelegt hatte. Ein lautloses Schluchzen erschütterte sie und das wacklige Tischchen mit.

„Lieselotte, was ist dir?" rief er erschrocken. Er bekam lange keine Antwort auf seine teilnehmenden Fragen. Nun wagte er es, leicht ihr feines, schwarzes Haar zu streicheln.

„Du würdest mich doch nicht verstehen," murmelte sie endlich mit tränenerstickter Stimme. Womit sollte sie anfangen? Mit ihrem Heimweh, der Sehnsucht nach den Eltern, nach einer mütterlichen Beraterin, nach einer Freundin, nach Jugend und Lachen und Fröhlichkeit, nach Zärtlichkeit, nach Frieden?

„Du mußt nicht glauben, daß mir immer alles glatt gegangen sei, Lieselotte," sagte Gotthold ohne Empfindlichkeit, und sein hübsches Gesicht sah so ernst aus, als es bei den fröhlichen Augen immer möglich war. „Ich wäre gern Architekt geworden und muß nun Jurist werden, weil es der Vater so haben will. Das ist bitter." Etwas in seiner Stimme mußte Lieselotte aufgefallen sein. Sie hob ihr tränenüberströmtes Gesicht zu ihm auf. Er vergaß sogleich sein eigenes Unglück.

„Lieselotte, kann ich etwas für dich tun?" Da stand sie lebhaft auf, nahm seine Hände in die ihren, sah ihm bittend in die Augen und sagte: „Zünde mir das Gartenhaus an! Heut noch, Gotthold! O, wie ich es hasse! Jedes bißchen Sonne und Wärme deckt es zu. Ich weiß ja, wie es jetzt weiter geht. Onkel Christoph klagt wieder; dann gibt es neue Vorladungen und nutzlose Sühnetermine, und die armen Onkel sind unglücklich und reden untereinander kein Wort mehr."

Gotthold war starr. Er hätte jede andere Antwort eher erwartet als diese. „Lieselotte, das kann ich doch nicht; dazu bin ich doch zu sehr Jurist."

„Aber das Gericht verlangt es ja!" rief das Mädchen ungeduldig, „hier steht es ja schwarz auf weiß."

„Von einer Selbsthilfe steht nichts da, und ich speziell habe gar kein Recht dazu."

„Das geht über meine Begriffe."

„Hör', Lieselotte, das Gartenhaus ist doch eigentlich an der ganzen Geschichte unschuldig. Die Ursache des Streites zwischen den Geschwistern sitzt doch tiefer."

„Das kann sein," rief Lieselotte leidenschaftlich, „aber kann ich in die Herzen der Onkel und Tanten eindringen und jenes unbekannte Etwas ausrotten? Kann ich ihnen meine Augen geben und sagen: Ihr seid alle liebenswert; warum will es keins am andern sehen? Das Gartenhaus aber ist das greifbare Symbol alles Haders, und ein solches muß der Mensch haben zum Lieben und Hassen. Und ob es nicht eine Seele, eine schwarze Seele hat und an allem schuld ist, das weiß man nicht. Ich kann dir sagen, es hat oft etwas Aufreizendes, es nur anzusehen. Es entzieht den Brüdern den Ausblick zu den Schwestern und umgekehrt. Es ist eifersüchtig, es tyrannisiert alle. Damit es allein herrschen kann, soll das geistige Erbe der Großeltern zerfallen. Ist es einmal vom Erdboden verschwunden, werden die Onkel und Tanten aufatmen wie ich."

Jetzt lachte Gotthold. „Liebe Base, nimm mir's nicht übel, aber du bist eine Phantastin. Ich hoffe, daß wir uns noch öfters in dem geschmähten Gartenhaus sehen werden."

„Ich hoffe es nicht," gab Lieselotte schroff zurück und enteilte durch das Dickicht im jenseitigen Garten.

Gotthold Ultor wußte trotz seines Zwiespalts zwischen Pflicht und Neigung wenig von schlaflosen Nächten. Aber in dieser Nacht konnte er nicht einschlafen. Und doch wehte ein scharfer, erfrischender Herbstwind zum offenen Fenster herein. Etwas an seiner Base hatte den jungen Mann aufgeweckt, aber im Wecken zugleich geschüttelt und erschreckt. Zu was er erwacht war, wurde ihm jetzt klar. Er war ein Erznarr gewesen, o, ein vollkommener Esel! Er fühlte, wie er in Nacht und Einsamkeit über seine Dummheit errötete. Stundenlang hatte er heute gleichgültig in ihrer Nähe gehaust. Jahre hatte er verstreichen lassen, ohne sich ihrer zu versichern. „Engelbert ist ein Träumer und hat sich die besten Stellungen und die schönsten Mädchen an der Nase vorbeiziehen lassen," pflegte sein Vater zu sagen. Und er glich Onkel Engelbert aufs Haar. Unseliges



Gladiolen. Photographie von Hugo Pringsheim in Breslau.

Studium, überflüssiger Gymnasialballast, angetan, den Menschen zum Stubenhocker zu machen, der in einen Buchstaben hineinstarrt der durch eine Formel hindurchstiert und für weiche Flechten und dunkle Augen blind wird. Wie, wenn sie schon verlobt wäre und daher ihr Gram? Denn bei ihr saß er tief, nicht obenauf, wie sonst beim weiblichen Geschlecht. Toller Gedanke, noch bis zum Morgen warten zu müssen, ehe man sie fragen konnte! Doch nein. Wie sie ihn angelächelt hatte, wie ein Kind und doch wieder nicht, aber gewiß nicht wie eine Heuchlerin. Und er hatte diese kindliche Seele verletzt; denn schroff und erzürnt war sie von ihm gegangen. Er riß vor Verzweiflung ein Büschel seines lockigen Haares immerfort wagrecht von der Stirn weg. Wenn ihm heut Abend jemand zuvor gekommen wäre? Wenn sie aus Groll und Verachtung gegen ihn schnell einem andern das Jawort gegeben hätte? Denn daß es von Freiern um sie herum wimmelte, stand ihm fest. O, diese Ungewißheit! Und was hatte sie denn von ihm verlangt? Ein Nichts, weniger als Nichts. Daß er diese lächerliche, häßliche Ruine im Garten anzünden solle. Das Natürlichste der Welt! Er haßte es jetzt selber auch, dieses Gartenhaus, das sich breit vor seine Liebe zu stellen drohte.

Aber noch ist nichts verloren. Mit einem Ruck richtete er sich auf — und sieht die Wand gegenüber in lebhaftem Rot erstrahlen. Er dreht sich um nach dem Fenster. Das ganze Viereck des Kreuzstocks eine Röte! Einen Moment denkt er an Fernwirkung. Er eilt ans Fenster, von einer unerklärlichen Ahnung gepackt. Wahrhaftig, aus den halboffenen Läden des Gartenhauses, aus der Zwiebelkuppel züngeln die Flammen. Der Wind wirbelt sie durch den Garten hin, auf den jenseitigen Teil des alten Hauses zu. Die kahlen Ranken des wilden Weins winden sich wie feurige Schlänglein; in phantastischer Beleuchtung, wie eine Theaterkulisse, steht

der Wald in Onkel Engelberts Garten. An der Mauer dort drüben lehnt eine schlanke Gestalt. Lieselotte! Im Kopf des jungen Mannes wird es auf einmal ganz klar. Seine Kleider fliegen nur so; so schnell hat er sich noch nie angezogen. Mit einem Satz schwingt er sich über die Fensterbrüstung; in langen Sprüngen geht es durch den Garten. Lieselotte steht regungslos an der Mauer, die weitgeöffneten Augen, in denen die lodernden Flammen sich widerspiegeln, mitten in die Glut gerichtet, doch so, als ob sie ins Leere sähen. Eine große, dumpfe, trotzige Gleichgültigkeit ist über sie gekommen. Mochte nun werden, was da wollte. Mochten die Onkel sie fortjagen, Gotthold sich von ihr abwenden, wenn dies das Ende von allem war; sie hatte getan, was sie tun mußte.

„Lieselotte, gibt es einen Wasserhahn in Onkel Christophs Garten?" Sie schüttelt stumm den Kopf. Ach ja, dazu war er zu sparsam, trotz seiner Rosenzucht. „Und in Onkel Engelberts?" Dasselbe Kopfschütteln. Natürlich, Onkel Engelbert ließ alles wachsen, wie es der Himmel wachsen ließ. Aber Tante Eveline besaß ja alles, wessen man immer im Leben bedarf, und zwar doppelt und dreifach; denn wenn sie etwas verlegt hatte, suchte sie es nicht erst lange, sondern kaufte es gleich wieder.

„Weck' die Onkel!" rief er noch gebieterisch zurück. Richtig, da glänzt der Messinghahn, und drunter stehen gleich drei in der Brandhelle rotgrün funkelnde Gießkannen, immer sich verjüngend. Doch die Leitung ist abgestellt. „Tante Eveline," ruft er jetzt aus Leibeskräften an ihr Fenster hinauf, „es brennt, gib schnell den Kellerschlüssel, daß ich die Wasserleitung aufmachen kann." Zwei-, dreimal schreit er seine Bitte, jedesmal lauter. Jetzt antwortet eine schlaftrunkene und etwas klägliche Stimme: „Ich muß mich doch erst ein bißchen frisieren; so kann ich mich doch nicht zeigen."

„Lieber Himmel!" Gotthold stampft vor Ungeduld. Da taucht vor ihm eine grellrote, groteske Gestalt aus der Versenkung auf, in einem Gewand, das er noch an seiner Großmutter glaubte gesehen zu haben. Einen Augenblick stutzt er, doch schon ist die Erscheinung verschwunden, um gleich darauf beladen mit Eimern, wollenen Tüchern und einem Wasserschlauch zurückzukehren. Tante Marie Antoinette! Als Gotthold ihr beim Anschrauben und Aufriegeln helfen wollte, sagte sie hastig: „Laß nur und lauf mit den Eimern und den Halstüchern zu den Brüdern; sie sollen löschen helfen."

Die Onkel waren jetzt auch auf der Bildfläche erschienen. Engelbert, in einem gelben Schlafrock seines Vaters, hielt die dem Brandplatz zunächst stehende Tanne umarmt und sah mit verklärten Augen ins Feuer. „Wie schön! wie schön! Daß ich noch einmal jung werden und Maler werden dürfte! Möchte nur wissen, wer schon dort drüben löscht! Ein Glück, daß wenigstens Salome schwerhörig ist und uns mit ihrem Jammern verschont."

Eben kam Gotthold angestürmt, hing dem Schwärmer ein Tuch um den Hals und drückte ihm den Henkel eines Eimers in die Hand. „Von Tante Marie!" Dasselbe tat er Onkel Christoph, der, gut angezogen wie bei Tag, den Garten absuchte und dabei rief: „Wenn ich nur wüßte, wer das getan hat!" Auch Lieselotte bekam Tuch und Eimer.

„Was will denn dieser junge Mensch bei Lieselotte?" fragte der erstaunte Onkel Christoph. „Wer ist denn dieser Springinsfeld?" rief's erzürnt von der Tanne her. „Dein Patenkind, Onkel Engelbert. Geschwind, Lieselotte, ins Haus hinein, du bringst die Eimer gefüllt aus der Küche, Onkel Christoph

stellt sich vors Haus, Onkel Engelbert in den Garten und löscht." Weg war er wieder. Von drüben lenkte Tante Marie Antoinette mit kundiger Hand den Wasserstrahl. Tante Eveline war jetzt auch da, zur Feier des Ereignisses in einem duftigen, hellen Spitzengewand, ein kokettes Häubchen auf den grauen Löckchen, einen Pelzkragen um die Schultern, ihr kleinstes Gießkännchen in der Hand, mit dem sie die Blumen an ihrem Fenster zu begießen pflegte. So stand sie vor dem Gartenhaus und ließ den feinen Wasserregen durch das Sieb in die Flammen rinnen. „Holla, Eva!" rief's jetzt von der andern Seite, „nimm dich in acht, du brennst noch an mit deinen Spitzen!"

„Bist du's, Engelbert? Eine schöne Geschichte das."

„Möchte nur wissen, wer's getan hat!"

„Das habe ich getan, Onkel Christoph!"

„Lieselotte, mach keine schlechten Witze."

Die Organisation klappt vorzüglich auf beiden Seiten. Gotthold schleppt jedesmal zwei Eimer auf einmal vom Haus herbei. Das Feuer wird schwächer und schwächer; die Zwiebelkuppel ist längst eingestürzt; aus dem schwarzen Trümmerhaufen in des Gartens Mitte steigt ein Reigen von Räuchlein auf. „Jetzt löse ich dich ab, Tante Marie," schlug der Neffe vor, „geh hinein und ruh' dich aus."

„Lieselotte," ertönte jetzt Onkel Engelberts jugendliche Stimme, „bring' der Tante die Halstücher; wir haben's ohnehin warm genug."

Tante Marie Antoinette betrachtete rasch und forschend das junge Mädchen mit dem schmalen Gesicht und dem düstern Blick. Erinnerungen an die verstorbene Schwester durchzogen flüchtig ihre Seele. Interesse, mehr als das, Teilnahme und mütterliches Gefühl wurden in ihr wach. „Komm mit mir," sagte sie schnell entschlossen, „und hilf mir. Unsere junge Donna schläft wie eine Ratte; lassen wir sie schlafen. Wir wollen für die beiden Onkel und deinen braven Vetter einen Imbis richten. Kinder!" rief sie befehlend zurück, „Ihr kommt zu uns herauf, wenn Ihr fertig seid."

„Die Marie Antoinette führt, scheint's, immer noch ein strenges Regiment," meinte Engelbert lachend. Eva fuhr bezeichnenderweise mit der Hand hinter das Ohr, als ob sie etwas verscheuchen wollte, sah sich aber sofort erschrocken um.

Im Hause hantierten Tante und Nichte, jene heiter und gesprächig, diese ernst und schweigsam. „Die Teetäßchen hier sind noch von deinen Großeltern, Lieselotte." „Wie hübsch, Tante, wir sollten auch welche haben; ich muß den Tee immer in Kaffeetassen einschenken." „Kann ich mir denken, daß Christoph nichts anschafft; arme Kleine, dir geht's wie deinem Vetter."

„Wo ist denn Großvaters Reißzeug?" „Ach, das haben die Onkel." „Hatte Großvater nicht ein illustriertes Werk über Architektur?" „Drüben ist's bei den Onkeln. Bei dir heißt's: Das haben die Tanten." Während die alte Dame plauderte, ruhten ihre feinen Hände keinen Augenblick. Im Nu war Tee gekocht, der Tisch gedeckt, Schinken, Butter, Käse, Brot, Wein und Bier aufgestellt und in der Mitte eine mit Seidenpapier zugedeckte silberne Schale. Lieselotte, der es wohl tat, ihre Gedanken abzulenken, wunderte sich über die Vorräte der Tante, die dieses Tischleindeckdich ermöglichten. Unter Onkel Christophs Aegide wurde nur angekauft, was im Augenblick notwendig war, Pfund um Pfund, Viertel um Viertel; man lebte eigentlich von der Hand in den Mund. Die Tante wiederum staunte über Lieselottens Geschicklichkeit, wie sie ihr sozusagen die Wünsche von der Stirn abzulesen ver-

stand, ihr da eine Schublade öffnete, dort ein Tischchen frei machte, noch ehe sie etwas sagte.

Eben klopfte es. Herein trat Tante Eveline an Onkel Engelberts Arm. „Ach, Engelbert, du trägst noch immer Vaters Schlafrock?" „Ei, freilich, und hast du nicht Mutters Abendmantel an?"

„Gewiß, ich habe mir ein Hauskleid daraus gemacht. Ihre Garderobe hält auch mich noch aus; Eva hat mir sie überlassen."

„Ich habe dafür die Romanbibliothek unsrer Mutter."

„Weißt du auch, Christoph, wann Mutter diesen Abendmantel zum ersten Male trug? Beim Schlußball deines Tanzstundenkränzchens."

„Weißt du noch dies und weißt du noch das?" so flog es jetzt am Tisch lebhaft unter den alten Geschwistern hin und her. Dann kamen übers Kreuz ein Gespräch über Kunst und eins über Rosenkultur in Gang. Gotthold war als der letzte eingetreten und auf Lieselotte zugegangen, die an einem der dunkeln Fenster stand, und hatte leicht ihre Schulter berührt. Sie hielt die Hände vors Gesicht und flüsterte: „Gotthold, was mußt du von mir denken?" „Daß ich dich lieb habe und nicht mehr von dir lassen will," gab Gotthold ebenfalls flüsternd zurück. „Eine Überraschung, Kinder!" erscholl vom Tisch her triumphierend Tante Marie Antoinettes Stimme, sodaß die beiden im Winkel erschreckt zusammenfuhren, „Freudenstädter Küsse. Das wird dir lieb sein, Engelbert. Und für dich, Christoph, habe ich Gorgonzola. Darin schlägst du der Mutter nach, daß du den gern hast."

Die Brüder schmunzelten. „Kannst du dir denken, Marie Antoinette, wann ich die Freudenstädter Küsse zuletzt gegessen habe? Das war bei Charlotte Elisabeths Verlobung. Seither war Mutter so traurig, daß sie keine mehr machte. Und Lieselotte bringt sie trotz unserer genauen Angaben nicht fertig." Marie Antoinette lachte herzlich. „Deine Nichte bekommt das Rezept, Engelbert. Sie hat übrigens die Fähigkeiten zu einer ausgezeichneten Hausfrau."

„Wir haben an ihr getan, was wir konnten," bemerkte Christoph trocken. „Übrigens ist auch euer Neffe ein ganz handlicher junger Mann — mein Kompliment." „O, dafür können wir nichts, Christoph."

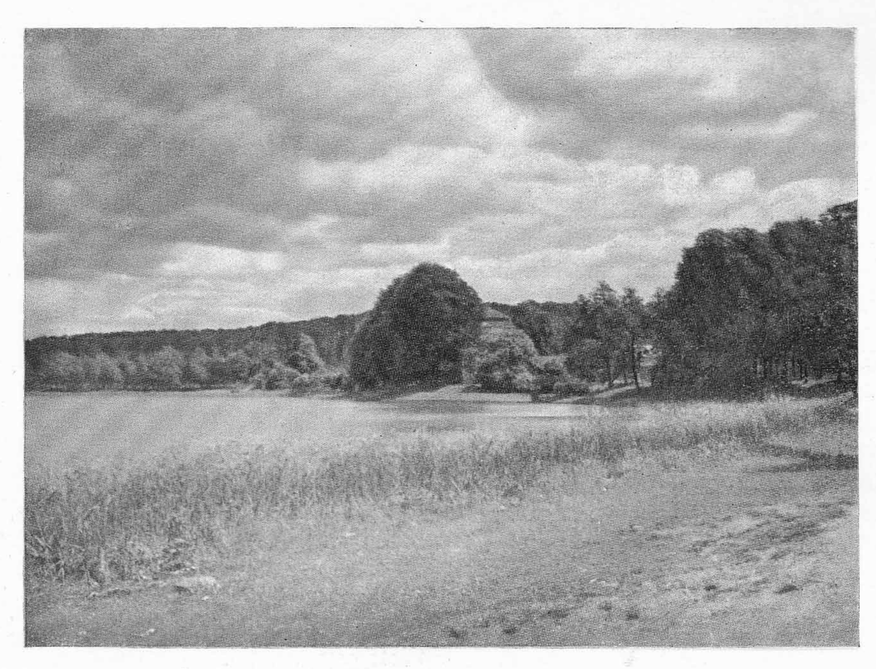
„Wenn er sich nur entschließen könnte, den Lederriemen der Jurisprudenz abzuschnallen und Künstler zu werden," unterbrach sie Engelbert, „es sollte mir nicht darauf ankommen, ihm eine Jahresrente auszusetzen."

„So, und Lieselotte zu berauben?" knurrte Christoph, „daraus wird nichts. Auch tut es not, einmal einen Juristen in die Familie zu bekommen; es sollte überhaupt jede Familie ihren Hausjuristen haben."

„Was das betrifft, so hat dein Patenkind, Gotthold's jüngster Bruder Christoph, im Sinn, die Rechte zu studieren. Und um auf deinen ersten Einwand zurückzukommen, so gäbe es wohl einen Ausweg, Gotthold einen Jahresbeitrag zu stiften und doch Lieselotte nicht zu berauben," sagte halblaut Marie Antoinette. Die Geschwister horchten auf und suchten mit den Blicken die jungen Leute, die aneinandergeschmiegt im Dunkel standen. Aber Onkel Christoph hatte keinen Sinn für Heimlichkeiten.

„Sag' mal, Lieselotte!" rief er herrisch über den Tisch, „von wann datiert denn diese Bekanntschaft?" Lieselotte trat erschrocken, doch mutig in den Lichtkreis der Lampe. „Von heute Nachmittag."

„Habe ich dir nicht streng verboten, mit deinem Vetter zusammenzukommen?" Jetzt schritt der junge Mann aus dem



Am Grunewaldsee. Farbige Photographie von Dr. Riesenfeld in Breslau.

Hintergrund hervor. „Onkel Christoph, tu deiner Nichte nicht unrecht. Wir haben uns unverabredet im Gartenhaus getroffen, und als ich, erfreut über dieses Wiedersehen nach Jahren, zu Lieselotte sagte, ich hoffe, sie noch oft dort zu sehen, erwiderte sie, das hoffe sie nicht, und ging davon."

„Das war ja auch mit ein Grund, weshalb ich das Gartenhaus in Brand steckte," mischte sich Lieselotte ein.

„Blödsinn!" riefen die Onkel gleichzeitig. „Ihr werdet nicht mehr Blödsinn sagen, Onkel Christoph, wenn ich es morgen beim Staatsanwalt anzeige."

„Lieselotte irrt sich," erklärte jetzt Gotthold ruhig und bestimmt, „ich habe das Gartenhaus angezündet.

„Nicht wahr! Schnickschnack!" riefen Lieselotte und die Tanten wie aus einem Munde.

„Als Ältester der Familie habe ich zu bestimmen, wer den Pavillon angezündet hat!" schrie Onkel Christoph mit Stentorstimme in das Gewoge der Meinungen hinein. „Und was diese Heirats- und Künstlerpläne anlangt, so geben Engelbert und ich Lieselotte nicht aus dem Haus; wir haben sie für uns erzogen. Überhaupt," setzte er mit nicht ganz fester Stimme hinzu, „Engelbert und ich können ohne das Kind nicht leben, punktum."

„So ziehe ich zu euch," sagte der Neffe fröhlich, „Lieselotte und ich sind ohnehin unserer Art nach Kinder des Südens. Dann baue ich die Magazine zu einer Wohnung um und jedem von euch auf sein Grundstück das Gartenhaus, das er wünscht."

„Aber nicht ohne deines Vaters Einwilligung," brummte das Oberhaupt.

„Wir legen ein gutes Wort für dich ein!"

„Hurrah, ein Künstler! Meine Träume gehen in Erfüllung!"

„Diese Verlobung ist unser Werk; es ist in aller Interesse, wenn sie unverzüglich zustande kommt."

Wir statten euch aus; wir steuern euch bei!“ so riefen die drei andern Geschwister mit jugendlicher Begeisterung.

„Und jetzt,“ rief Onkel Engelbert wie elektrisiert, „stoßt alle mit mir an auf die Zukunft des Hauses Ultor, Rehgraben 14. Marie Antionette, geh, spiel uns was zur Feier des Tages, die Aufforderung zum Tanz und den Hochzeitsmarsch. Das habe ich immer so gern gehört.“ So wurde die durch die Brandröte eingeleitete Nacht mit einer musikalischen Feier geschlossen.

Am Montag mit der ersten Post erhielt der Staatsanwalt ein halbes Dutzend Briefe, die alle am Sonntag ausgeheckt worden waren. Ich setze sie nach dem Alter der Absender hierher.

Nr. 1.

Ludwigstadt, den 3. November.

Herrn Staatsanwalt
Dr. Stanislaus Kürmser hier.

Sehr geehrter Herr Staatsanwalt!

Hiermit nehme ich mir die Freiheit, Ihnen zur Kenntnis zu bringen, daß ich in der gestrigen Nacht, also vom zweiten auf den drittenNovember d. J., im Gartenhaus des den vier Geschwistern Ultor gehörenden Heimwesens, wovon ich die Ehre habe, der älteste zu sein, Rehgraben Nr. 14, mit Rauchen und Lesen beschäftigt war (Christoph Ultor rauchte überhaupt nicht), wobei auf mir unbekannte Weise die Vorhänge besagten Gartenhauses (es hatte überhaupt keine) Feuer fingen. Da ein hohes Oberlandesgericht bereits die Niederreißung eben dieses Gartenhauses beschlossen hat und meine Geschwister Engelbert, Marie Antoinette und Eva Ultor keine Schadenansprüche bezüglich des genannten abgebrannten Gartenhauses zu stellen beabsichtigen, lebe ich der Hoffnung, daß der geschilderte Brandfall keine weiteren Folgen nach sich ziehen dürfte.

Indem ich Sie bitte, unserer lieben Nichte Charlotte Elisabeth Andreotti keinen Glauben zu schenken, da sie, um mich zu schonen, für mich eintreten will, zeichne ich mit dem Ausdruck vorzüglichster Hochachtung

ganz ergebenst
Christoph Ultor,
Kirchenältester.

Nr. 2.

Sonntag Morgen.

Verehrtester Herr Staatsanwalt!

Da mir die alte Baracke von Pavillon in unserm Garten längst ein Dorn im Auge war, habe ich sie endlich gestern nacht in Flammen aufgehen lassen und hoffe, daß dieser Zankapfel zwischen meinen Geschwistern und mir, der uns beinahe entzweit hätte, nun endlich auch im Sinne des Gerichts endgültig aus der Welt geschafft sei.

Mit ausgezeichneter Hochachtung
Engelbert Ultor,
Dr. phil. hon. caus.
Mitglied des Kunstvereins.

Nr. 3.

Ludwigstadt, den 3. November.

Geehrter Herr Staatsanwalt!

Aus Unvorsichtigkeit, durch meine Schuld, ist das Gartenhaus Rehgraben 14 abgebrannt. Ich bitte Sie, sich nicht durch die Aussagen meines hier auf Besuch weilenden Neffen Gotthold Ultor beirren zu lassen, der aus Gutherzigkeit versuchen könnte, die Schuld auf sich zu nehmen.

Hochachtend
Marie Ultor.

Nr. 4.

Hochgeehrter Herr Staatsanwalt!

Es tut mir leid, Ihnen ein Ereignis mitteilen zu müssen, das mich selbst nicht weniger erschreckt hat, als es Sie, sehr geehrter Herr Staatsanwalt, erschrecken dürfte.

An Samstag Abend sitze ich nämlich noch spät in unserem Gartenhaus, die brennende Petroleumlampe neben mir, bei einer Handarbeit und denke an nichts. Plötzlich — war es ein durchs Fenster hereinwehender Windstoß, war es eine ungeschickte Handbewegung von mir? ich weiß es nicht — die Petroleumlampe stürzt um, und ein brennender See ergießt sich über den Tischteppich (ein solcher war nicht vorhanden). Glücklicherweise stand ich bei der Türe; das war meine Rettung. Wie ich aber hinaus kam, weiß ich heute noch nicht zu sagen. Einen Blick noch auf das Flammenmeer, dann aber eilte ich rasch ins Haus und weckte Schwester und Brüder. Mit vereinten Kräften suchten wir des wütenden Elementes Herr zu werden, und wirklich, es gelang uns nach vielstündiger Arbeit, das Feuer von unserm Vaterhaus abzulenken, sodaß dieses heute unversehrt wie einst dasteht.

Ich hoffe, daß mein offenes Geständnis einen Milderungsgrund bedeutet, und bitte Sie dringend, die Gefängnisstrafe gefälligst in eine Geldstrafe umzuwandeln.

Mit höflicher Bitte um Entschuldigung
grüßt Sie ergebenst
Frl. Eveline Ultor.

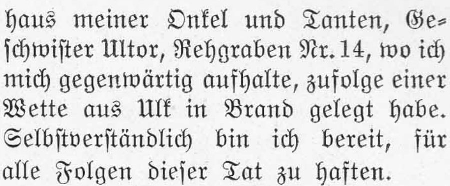
Nr. 5.

Ludwigstadt, den 3. November.

Sehr geehrter Herr Staatsanwalt!

Mit Bedauern muß ich Ihnen anzeigen, daß ich nach einem etwas animierten Abend das Gartenhaus meiner Onkel und Tanten, Geschwister Ultor, Rehgraben Nr. 14, wo ich mich gegenwärtig aufhalte, zufolge einer Wette aus Ulk in Brand gelegt habe. Selbstverständlich bin ich bereit, für alle Folgen dieser Tat zu haften.

Hochachtungsvoll zeichnet
stud. Gotthold Ultor.



Nr. 6.

Ludwigstadt, den 3. November.

Geehrter Herr Staatsanwalt!

Ich habe das Gartenhaus meiner Onkel und Tanten absichtlich angezündet, um sie und mich von diesem verhaßten Ding, das ihnen den Frieden raubte und uns alle unglücklich machte, zu befreien, und um ein Versprechen halten zu können, das ich sonst hätte brechen müssen.

Es reut mich nicht, und ich werde nicht zugeben, daß jemand für mich eintritt.

Achtungsvoll grüßt Sie
Charlotte Elisabeth Andreotti.

Kraft welchen salomonischen Urteils sich das Gericht mit Herrn Staatsanwalt Kürmser als öffentlichem Ankläger aus dieser Klemme zog, ist mir nicht bekannt. Allzu schlimm dürfte die Angelegenheit mit allem Drum und Dran nicht verlaufen sein. Wenigstens hat sich folgendes geflügelte Wort aus Tante Evelinens Mund erhalten: „Es ist trotz allem schade, daß Gotthold nicht Jurist geworden ist; er hätte uns schließlich doch noch unseren Prozeß gewonnen."





Przemysl am San.

Galizien.

Reiseerinnerungen
von
Margarete Hüttig in Düsseldorf.
Mit 18 Abbildungen.

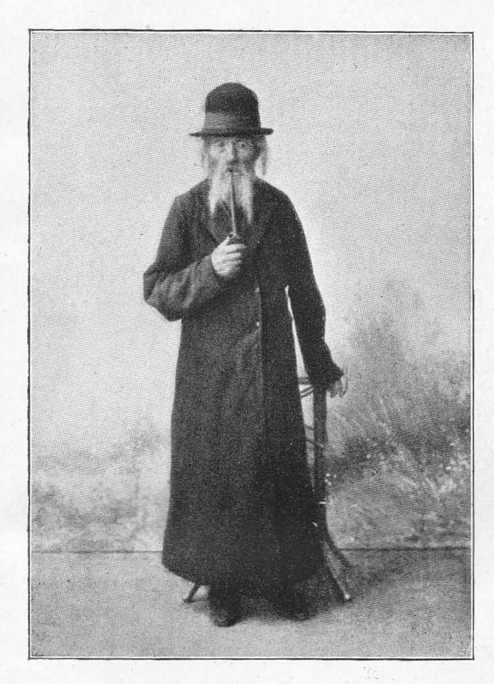


Das österreichische Kronland, auf das sich jetzt die Aufmerksamkeit der ganzen Welt erwartungsvoll richtet, nachdem die Kriegsfurie es mit lodernder Fackel erbarmungslos aus seiner träumenden Versunkenheit aufrüttelte, es war wohl bisher den allerwenigsten Mitteleuropäern der Beachtung wert erschienen.

Und doch, wer es einmal durchquert hat, wer sich nur einmal die Mühe genommen hat, sich in seine Eigenart zu vertiefen, vergißt es nicht wieder. Von Schritt zu Schritt fast enthüllt es dem Reisenden neue Reize — sei es landschaftlich, sei es in bezug auf das Leben seiner Bevölkerung, die sich zum größten Teile aus Bauern und Juden zusammensetzt und die so zähe festhält an den von den Vätern übernommenen Sitten, Gebräuchen und Trachten. Auch in den Städten zeigt sich wenig Fortschritt.

Es liegt daran, daß sich das Volk — Polen, Ruthenen und Juden — nicht gern mit anderen Nationen mischt, selten die Scholle verläßt und daß ein Zuzug von Fremden nur in sehr geringem Maße stattfindet, höchstens seitdem die Petroleumschätze des Landes entdeckt sind — und das geschah vor ungefähr fünfzig Jahren.

Auch fehlt in Galizien die eigentliche Großindustrie noch ganz. Die gewerbliche Erzeugung steht hinter der landwirtschaftlichen so sehr zurück, daß nach neueren Volkszählungen von den sieben Millionen des Landes nur eine Viertel Million ungefähr gewerbliche Arbeiter sind. Vier Fünftel der Bewohner treiben Ackerbau als Hauptbeschäftigung. Handel und Handwerk liegen fast ganz



Galizischer Jude.

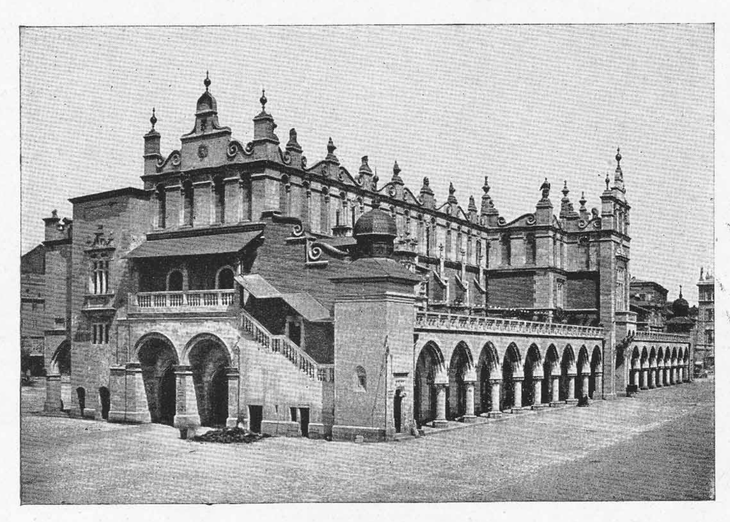
in den Händen der Juden. So ist Galizien noch immer mehr als jedes andere Land die Heimstätte der Hausindustrie, denn der Bauer verfertigt fast alles, was er zum Leben braucht, besonders in den einsamen Karpathendörfern, mit eigener Hand. Für den gesamten Handel und die Industrie hat das ganze große Land nur drei bedeutende Aktiengesellschaften, einschließlich der des Bergbaus.

An kleinen Betrieben fehlt es seit ungefähr einem Jahrzehnt zwar nicht, aber man kann sie kaum mit dem anspruchsvollen Namen „Fabrik" bezeichnen. Sie preisen in den Städten ihre Erzeugnisse, wie Holzschnitzereien, Spielwaren, Seife, Papiere und Kartonagen, als „wyrob krajowe" — Landesprodukte — an.

Hat man auf der Reise nach Galizien das freundliche Schlesien mit seinem Wohlstand, seinen sauberen, ordentlichen Landstraßen und üppigen Fluren verlassen, so erscheinen einem die ersten galizischen Dörfer, die dem Großherzogtum Krakau angehören, außerordentlich armselig und melancholisch. Ich habe bei meinen verschiedenen Reisen in die Karpathenländer stets den Weg über die Grenzstation Oderberg gewählt. Jedesmal kam ich hier in der Nacht an, und jedesmal hatte ich stundenlangen Aufenthalt, also Muße genug, den krassen Unterschied zwischen einem deutschen und einem polnischen Bahnhof festzustellen. In der Vorhalle lagen auf farbenreichen Bündeln abenteuerliche Gestalten, die meisten schliefen; niemand störte sie. Manche Mutter lehnt, den Säugling an der Brust, müde an der harten Mauer. Eine Schar von Zigeunern streckt sich auf den kahlen Steinboden. Sie durchziehen als Kesselflicker oder Korbbinder, als Pferdehändler und Musikanten das Land, benutzen aber, wo sie können, auch schon das bequemere Beförderungsmittel, die Bahn, statt wie



Betender Jude am Sabbath.



Die Tuchhalle in Krakau.

machte mir Heidenspaß, ihre ablehnende Kritik über mich zu erfahren. Sobald ein fahler Lichtstreif im Osten den erwachenden Morgen verkündete, befreite ich dann meine liebenswürdigen Reisegefährtinnen von meiner Person und hockte für ein gutes Trinkgeld draußen im Gang auf dem „Stockerl“ für den Schaffner.

früher auf Schusters Rappen oder noch öfter barfuß von Ort zu Ort zu streifen.

Wer selten schläft, das sind die Juden. Dort steht eine Gruppe zusammen im langen, fettigen Kaftan, mit den „Peiches“, den langen Locken, vor den Ohren, die unter dem pelzverbrämten Hut oder der hohen Pelzkappe hervorquellen. An den Fingern zählen sie sich unter lebhaftem Mienenspiel die Vorteile irgend eines „Geschäfts“ vor.

Nachdem ich mich an einem Glase heißen Tees, mit Rum und Zitrone aufgetragen, zur Weiterfahrt gestärkt hatte, ging es weiter, in den dämmernden Sommermorgen hinein.

Ich konnte es niemals lange in dem heißen, von jeder Luftzufuhr fast hermetisch abgeschnittenen Frauenabteil aushalten bei den schnatternden, stark parfümierten, zigarren- und zigarettenrauchenden Polinnen, die jedesmal darüber erstaunten, wenn sie merkten, daß ich die weite Reise allein unternahm; eine polnische Dame reist nicht allein, und darum sahen sie mich nicht für voll an. Sie äußerten sich darüber, meist französisch sprechend — nicht ahnend, daß ich jedes Wort verstand. Aber es

Auf diese Weise hatte ich dreimal den Genuß, die Sonne in unvergleichlicher Pracht hinter den violetten Höhenzügen der Karpathen aufsteigen zu sehen. Ein stilles, malerisches Land, in dem sich der fauchende Zug mühsam in die Höhe quält. Er paßt so gar nicht in diese Landschaft!

Vor kleinen, hölzernen Wartehäuschen nehmen armselig gekleidete Frauen mit einem Prügel im Arm den Zug ab.

Wie rührend erschien mir immer das Erwachen dieser einsamen Hirtendörfer mit ihren vermoosten Strohhütten, ihren schiefen Zäunen, den kargen Feldern und den stillen Menschen in malerischer Tracht, zu denen der steinige, grauweiße Boden, das magere Vieh und die nackten, braunen Kinder gehören, die mit großen, fragenden Augen dem Eisenbahnzug nachschauen — — —

Krakau!

Schon immer hatte ich vom Zuge aus sehnsüchtig zu den wuchtigen Zinnen der alten polnischen Krönungsstadt, die von der Königsburg und dem Dom überragt wird, emporgeblickt. Endlich auf meiner dritten Rückreise aus Galizien

gewann ich die Zeit, mich auch dort einmal länger aufzuhalten.

Welliges Hügelland, von Buchen und Tannen bestanden, ab und zu von weißen leuchtenden Felsstücken unterbrochen, bildet die liebliche Umgebung, in der sich die Ruine das alten Schlosses Tenzyn trutzig und schroff erhebt. Wilder Efeu umrankt die geborstenen Mauern, und durch die öden Fenster nicken hellgrüne Birkenreiser und lacht der blaue Himmel.

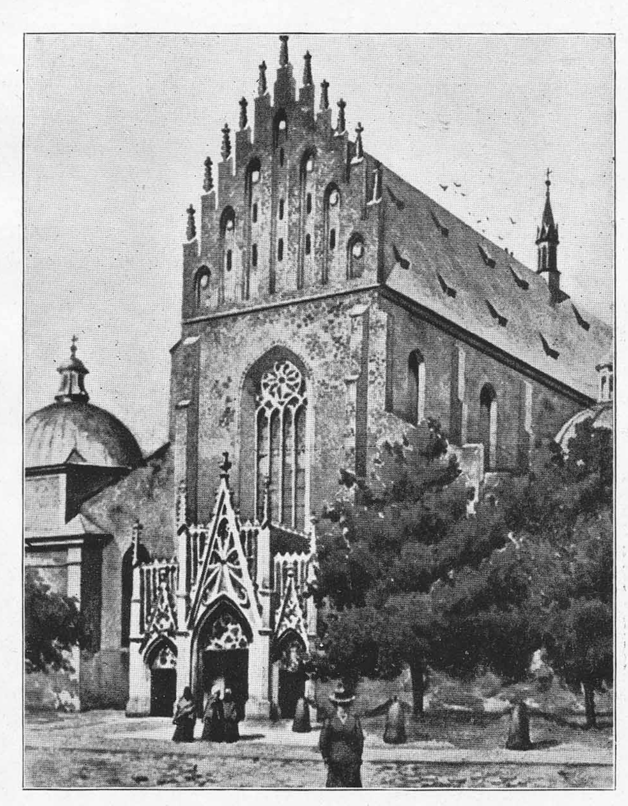
Krakau machte auf mich den Eindruck einer italienischen Stadt aus der Renaissance. Beredt spricht die Vergangenheit zum Reisenden, die Gegenwart entschwindet. Es war zu dämmernder Abendstunde, als ich die enge, krumme Gasse, in der seit altersgrauer Zeit die Domherren wohnen und die zum Schloß führt, durchschritt. Um Jahrhunderte glaubte ich mich zurückversetzt. Still, grabesstill war es um mich her! Ich blickte durch die stattliche Durchfahrt in einen der Höfe, den eine mittelalterliche Säulenhalle umgab. Aber kein Mensch ließ sich blicken, kein Schritt ertönte. Vor einem holzgeschnitzten Marienaltar schimmert ein rotglühendes Lämpchen. Fromme Hände haben die heilige Stätte mit frischen Blumen geschmückt . . .

Von der ehemaligen starken Befestigung der Stadt zeugen noch vier Türme an der Nordseite und ein Nordtor, das letzte von sieben. Es ist das Tor des Heiligen Florian, des Schutzheiligen gegen Feuersgefahr, den man in Galizien in Holz und Stein gar vielfach antrifft.

Ein interessanter Rest der alten Befestigungen ist in der „Barbakane“ übrig geblieben, einem runden Vorbau aus dem fünfzehnten Jahrhundert, dazu bestimmt, den Bürgern bei der Belagerung der Stadt Gelegenheit zu geben, aus sicherem Hinterhalt den nahenden Feind zu beschießen und mit Steinen zu bewerfen. Dieses schöne Denkmal mittelalterlicher Baukunst erhöht den malerischen Reiz der Stadt ungemein und hebt ihre kulturgeschichtliche Bedeutung.

Winklige Gassen führen zum Ringplatz mit seinen erinnerungsreichen alten Häusern, die schöne, gewölbte Vorhallen und von Arkaden umgebene Höfe aufweisen.

Bis ins dreizehnte Jahrhundert zurück reicht die Tuchhalle (sukiennice). Herr-



Das Portal der Dominikanerkirche in Krakau.

liche gotische Lauben schließen die lange, tonnengewölbte Halle ein. In den Lauben sind Kauf- und Kramläden aller Art, und reges Leben spielt sich hier ab. Im ersten Stockwerk der Tuchhalle hat das „Nationalmuseum" seinen Platz gefunden. Die Gemäldesammlung würdigt genugsam das deutliche Aufblühen der polnischen Malerei. Aus alter Zeit stammende kirchliche Malereien und Plastiken, ferner schöne Gemmen und Kameen, Töpfereien und Holzschnitzereien, Erzeugnisse der ruthenischen Hausindustrie, wie bemalte Leinwand und Teppiche, „Kelimki" genannt, bieten viel Sehenswertes und Lehrreiches.

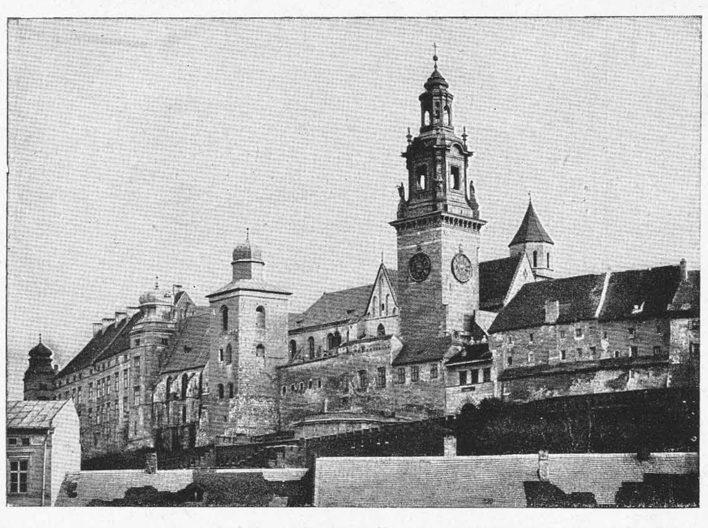
Und nun zur Königlichen Burg. Ihre gewaltige Architektur gibt der Stadt eine wundervolle Silhouette. Auf der Anhöhe des Wawel ragen ihre Zinnen in den blauen Äther — noch immer majestätisch, noch immer umweht vom stolzen Geiste der Piasten und Jagellonen.

Leider war diese alte herrliche Königsburg lange zu einer Kaserne herabgewürdigt worden. Hohe Fenster aus der Zeit der Gotik und der Renaissance hatte man zugemauert, Marmorsäulen durch rohe Holzpfeiler ersetzt und schöne kassetierte Decken zum Teil übertüncht. In den letzten Jahren hat man begonnen, den edlen Bau in alter Pracht wieder erstehen zu lassen.

Bei den Königs- und Heldengräbern in der Kathedrale fand auch ein Dichter seine letzte Ruhestatt: Adam Mickiewicz — der Sänger Polens, den das Volk so liebt, daß es ihn der höchsten Ehre, auf dem Wawel beigesetzt zu werden, würdigte, nachdem er den größten Teil seines Lebens in der Verbannung, fern von seiner geliebten Heimat, verbracht hatte.

Von den vielen und reichen Kirchen der Stadt erwähne ich noch die Dominikanerkirche, die ihres wundervollen Steinportals wegen zu den größten Sehenswürdigkeiten gehört; ihr Inneres wurde leider das Opfer einer unglücklichen Erneuerung.

Sage und Geschichte ranken um die alte polnische Krönungsstadt bunte Kränze, in die manches ruhmreiche, aber auch manches dunkle, bluttriefende Blatt mit hineingewunden ist. Von langen Kriegen und schweren Kämpfen, von den Taten der Helden und Heiligen berichten sie Erhebendes und Wunderbares. Unerschöpflich sind die Mythen und Legenden dieses merkwürdigen Volkes, das noch immer mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart wandelt, noch immer in jener Traumwelt lebt, in der sich Wahrheit und Trugbild, wirkliches und übernatürliches Wesen geheimnisvoll ineinander verweben.



Der Wawel in Krakau mit dem Dom.

Fröhliche Erinnerungen knüpfen sich an meinen mehrmaligen Aufenthalt in **Przemysl**, dieser schon so oft und auch im gegenwärtigen Kriege so heiß umstrittenen Feste. Der älteste slawische Chronist, Nestor, meldet, daß Przemysl „im Jahre der Welt 6489“ — also 981 n. Chr. — zum ersten Male belagert und erobert wurde und zwar durch den ruthenischen Fürsten Wladimir den Großen. Später wurde die Stadt die Residenz der ersten Dynastie des Landes, der „Rostislawiczen“. Im Jahre 1099 wird von einer großen Schlacht bei Przemysl berichtet, in der der Ungarkönig Koloman von den Rostislawiczen völlig aufs Haupt geschlagen wurde. Von nun an blieb die Dynastie lange Zeit unangefochten im Besitz ihres Landes. Ein späterer Fürst verlegte die Hauptstadt des Reiches weiter nach Osten, nach Halicz am Dnjestr, und damit verlor Przemysl auf lange Zeit seine Bedeutung, bis es im zwölften Jahrhundert ruthenischer Bischofssitz wurde. Aus Furcht vor Tatareneinfällen wurde im 14. und 15. Jahrhundert eine Reihe von Städten stark befestigt, darunter auch Przemysl. Zu einer modernen Festung wurde es vor ungefähr 40 Jahren umgebaut. Besonders verdient machte sich um diesen Bau der Feldzeugmeister Anton Galgoczy, der jetzt als 78jähriger Greis in Wien im Ruhestande lebt. Er ist seiner göttlichen Grobheit wegen ebenso volkstümlich wie wegen seiner Verdienste ums Vaterland.



Der Marienaltar von Veit Stoß im Krakauer Dom.

Auf mich machte Przemysl immer einen gemütlich kleinstädtischen Eindruck. In dem besten Gasthof, in dem ich kurze Zeit wohnte, bezahlte ich für das Prachtzimmer nebst Frühstück, das aus gutem, echt österreichischem Kaffee und köstlichen Kipferln bestand, vier ganze Kronen! Die meisten Häuser des Städtchens sind niedrig. Nur einige Straßen, wie die Mickiewiczgasse und der Franz-Josefs-



Mickiewiczgasse in Przemysl.

Quai, wollen großstädtisch sein und weisen charakterlose Mietskasernen mit modernen „Magazinen" auf. In den vorgeschrittenen Vormittagsstunden und gegen Abend waren der Markt und der Bahnhof die Treffpunkte für die vornehme Welt, zu der sich die zahlreichen Offiziere und die wenigen Juristen rechnen.

Jeder dritte Mensch war ein Soldat. Besonders viele Jäger und Infanteristen waren darunter; geschmeidige Gestalten im enganliegenden Waffenrock, mit blitzenden Augen, zwischen den blendend weißen Zähnen die Zigarette, in den gepflegten Händen die schlanke Reitgerte — kurz: „kolossal schneidige" Jungen, und dabei liebenswürdig und immer fidel.

Uns berührt das familiäre „Du", das zwischen den Offizieren herrscht, zuerst eigentümlich, aber es gefiel mir — es sind eben alles Kameraden, ob Oberst, ob Fähnrich!

Aber darin zeigt sich schon, daß der „Drill" nicht so festgewurzelt ist wie bei den Deutschen. Ein kleines, charakteristisches Erlebnis belustigt mich heute noch, wenn ich daran denke.

Ich schlenderte eines Septembervormittags gegen 10 Uhr am Franz-Josefs-Quai entlang, freute mich der hübschen Allee mit ihrer bunten, schon herbstlichen Färbung, blickte hinunter zum San, auf dessen teils gedeckten, teils offenen Kähnen die Schiffer, die Hände in den Hosentaschen, standen oder mit der kurzen Tonpfeife im Munde halb schlafend sich ausgestreckt hatten, als ich einen raschen, elastischen Schritt hinter mir hörte. Ich werde eingeholt. Ein reizender kleiner Leutnant begrüßt mich freundschaftlichst, derselbe, der mir am Abend vorher seufzend geklagt hatte, er müsse morgen von 9 bis 12 Uhr vormittags auf dem staubigen Kasernenhof drillen.

„Ja — Sie haben doch Dienst?" fragte ich erstaunt. „Ich geh' jetzt grad' hien!" „Aber — da sind Sie doch eine ganze Stunde zu spät?" wagte ich ein bißchen vorwurfsvoll zu mahnen. „Ei — was schad't das!" lachte er sorglos, „es gibt immer a Hintertierl, wo ma durchschliepfen kann."

Er hatte auch noch Zeit, in der Konditorei am Markt mit mir einen „G'spritzten" zu trinken. Er ist auch durch das Hintertürchen unbemerkt durchgeschlüpft, wie er mir noch am selben Abend strahlend erzählte. Ich habe seitdem nie wieder etwas von ihm gehört. Ich bin aber fest überzeugt, daß der sorglose hübsche Junge in den schweren Kämpfen des Weltkrieges, die auch an ihn hart herangetreten sein müssen, einer der Verwegensten und Pflichttreuesten ist!

* * *

Je weiter man nach Osten vordringt, um so mehr offenbart das Land seine Eigenart.

Zu wiederholten Malen hörte ich die Behauptung aufstellen, Lemberg erinnere an Berlin. Dem kann ich durchaus nicht beipflichten, denn ich habe immer das Empfinden gehabt, als sei Lemberg von den größeren Städten Galiziens die „galizischste".

Allerdings ist es keine alte Stadt wie Krakau. Durch den furchtbaren Brand im Jahre 1507 wurden die meisten Zeugen einer früheren Zeit vernichtet, nur durch die Chronisten wissen wir, daß Lemberg von altersher eine reiche Stadt war mit bedeutenden Bauwerken. Von ihnen wurde außer der Domkirche, deren Ursprung in das vierzehnte Jahrhundert fällt, nichts in die Gegenwart hinübergerettet.

So haben wir in Lemberg wohl schöne Plätze, einige moderne breite Straßen, wie die Karl-Ludwig-Gasse, mit eleganten Geschäften, vornehmen Wohnhäusern, prachtvollen Kirchen und großen öffentlichen Gebäuden. Der Justizpalast, die Sparkasse, das Statthalterpalais, das Polytechnikum, das Post- und Telegraphenamt sind Prachtbauten voll architektonischer Harmonie. Dazu kommen zahlreiche Gasthöfe, die dem verwöhntesten Reisenden genügen dürften. Elektrische Straßenbahnen verbinden die entfernteren Stadtteile miteinander.

So mag Lemberg dem flüchtig vorüberstreifenden Touristen ja tatsächlich eine durchaus neue, rasch angewachsene Stadt sein. Aber das alte Lemberg, das kleine, engabgegrenzte, das seine Entstehung auf die Spätrenaissance und Barockzeit zurückführt, zu dem auch das Judenviertel, das „Ghetto" gehört, das ist mein Lemberg, das ich kenne, das ich liebe.



Franz-Josefs-Quai in Przemysl.

Da ist der Ringplatz — rynek —, an dem noch alte, zierliche Patrizierhäuser zu finden sind, deren Höfe schöne Arkadengänge aufweisen, wie das „Venetianische Haus" mit dem Markuslöwen über dem Eingang, oder das des einstigen Leibmedikus des Kaisers Sigismund III., daneben die schmalen dreifenstrigen Bürgerhäuser mit reichgeschnitzten Fassaden im Geschmack orientalischer Ornamentik oder armenischer Schnörkelei oder italienischer Renaissance.

Der christliche Teil der Lemberger Bevölkerung gehört drei Bekenntnissen an, so daß sich hier drei Erzbischöfe befinden, ein römisch-katholischer, ein grie-

chisch-unierter und ein armenischer. Daher besitzt Lemberg einen seltenen Reichtum an prachtvollen, bemerkenswerten Kirchen mit den verschiedenartigsten Architekturen.

Sehr schön und interessant ist auch das jüdische Gotteshaus, die „Krypto-Synagoge", „Goldene Rose" genannt.

Daß Lemberg einst die wichtigste Zwischenstation für den Handel mit dem Morgenlande war, macht sich noch heute bemerkbar. Ich fühlte mich dort immer dem Orient näher als dem heimischen Mitteleuropa, denn Lemberg hat mit seinem vielfarbigen Gemisch von Juden und Bauern, mit seinem lebhaften Straßenhandel, seinen weißen, flachgedeckten Gebäuden schon einen orientalischen Anstrich.

Der gesamte Kleinhandel spielt sich in den alten Stadtteilen auf der Gasse ab. In schmalen Hausfluren und auf Tischen vor der Haustür stapelt sich alles auf, was zum täglichen Gebrauch gehört, und wird mit viel Geschrei zum Kauf ausgeboten. Hat man gelernt zu handeln, so kauft man bald gut und billig.

Ich machte die Erfahrung, daß man bei den Juden am vorteilhaftesten in der Stunde, da das Versöhnungsfest sein Ende gefunden, kauft, und zwar auf folgende seltsame Weise:

Sechsunddreißig Stunden sind sämtliche Geschäfte geschlossen gewesen, die frommen Juden haben sich mit Fasten und Beten solange völlig religiösen Übungen gewidmet. Um 6 Uhr abends erschließen sich die Magazine wieder dem jetzt sehr kaufbedürftigen Publikum. Aber wehe, wenn das erste Geschäft zu keinem befriedigenden Abschluß kommt! Das bedeutet Unglück für das ganze Geschäftsjahr!

Ich wartete auch schon auf die Eröffnung der Läden, denn eine eigenartige Tasse hatte schon vor Tagen meine Aufmerksamkeit erregt, ich wollte endlich einmal nach dem Preise fragen.

„Sechs Kronen, Pani!" antwortete mir die Verkäuferin.

Mir schien das für die Tasse, trotz ihrer Zierlichkeit, zuviel, und ich verlegte mich aufs Handeln.



Ruthenische Bäuerinnen an der Straße nach Lemberg.



Bernardynski-Platz in Lemberg.

„Möchte ich sofort tot zu Boden sinken," versicherte die Jeduwka mit lebhaftem Minenspiel, „wenn ich verdiene mit sechs Kronen einen Heller!"

Trotz dieser leidenschaftlichen Beteuerung bot ich nur vier Kronen. Aber mein Angebot rief nur eine neue Flut von Schwüren hervor und wurde nicht angenommen. Ich wollte den Laden verlassen, fühlte mich aber plötzlich am Arm festgehalten: für fünf Kronen sollte ich die Tasse haben, trotz des großen Schadens, den die Händlerin erlitte.

Aber ich dankte und machte mich los, um möglichst rasch herauszukommen.

Kaum aber war ich einige Schritte die Straße hinuntergegangen, da war auch die Verkäuferin schon hinter mir samt der Tasse: ich möchte sie nur für vier Kronen nehmen, beschwor sie mich, sonst würde Unglück über sie und ihr Haus hereinbrechen. Die ganze Nachbarschaft beteiligte sich jetzt an dem Handel, endlich nahm ich das Täßchen für drei Kronen. Die Jeduwka bedankte sich in den heißesten Liebesbeteuerungen, woraus ich ersah, daß sie auch mit drei Kronen kein schlechtes Geschäft gemacht hatte.

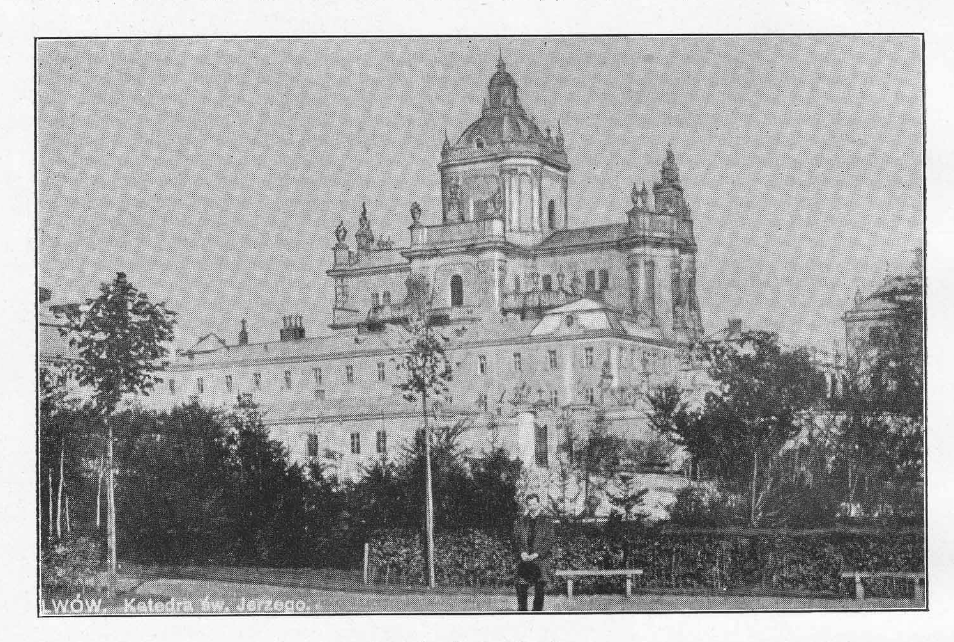
Eine schöne farbige Note erhält das Straßenbild durch die bunten und geschmackvollen Trachten der Bauern, die die Erträge ihrer ländlichen Arbeit in den jüdischen Geschäften zum Verkauf anbieten. Sie werden dabei oft stark übervorteilt, geraten leicht völlig in die Hände gewissenloser Handelsjuden, von denen sie häufig bis aufs Blut ausgesogen werden.

Manchmal fährt eine Bauernhochzeit mit Peitschenknallen über den Ringplatz. Die schön geschmückte Braut sitzt mit ihren Angehörigen im Wagen, dem die jugendlichen Brautführer auf wilden Pferden voranjagen.

Ein wunderbares, farbenfrohes Bild gibt eine Prozession, denn gar viele ländliche Gemeinden sind in Lemberg eingepfarrt. Dann kommen die schönen, vielseitigen Nationaltrachten wundervoll zur Geltung, bei denen die Farben weiß und rot eine Hauptrolle spielen. Er-

bauend ist die tiefe Andacht und die Sammlung der einfachen, von der heiligen Handlung ganz durchdrungenen Menschen; es sind schöne, stattliche Gestalten mit großen, fragenden Augen und melancholischem Gesichtsausdruck.

* * *



Kathedrale in Lemberg.

Einen tieferen Einblick in das galizische Volksleben gewann ich durch einen langen Aufenthalt in dem Landstädtchen S t r y j , das durch die furchtbaren Kämpfe, die es umtobten, plötzlich eine weltgeschichtliche Bedeutung erhalten hat. Und es war doch Jahrhunderte lang nur ein bescheidenes kleines Nest, das still und unbekannt in seinem Erdenwinkel zufrieden zu Füßen der Riesenberge, der Karpathen, kauerte, froh, abseits des „Tatarenschlundes“ zu liegen, in dem das vielbedrohte Lemberg schon von jeher den schwersten Angriffen ausgesetzt gewesen.

Betritt man Stryj vom Bahnhof her, so gelangt man in eine hübsche promenadenähnliche Straße; sie ist breit und mit zwei Reihen schattenspendender Bäume besetzt. Stryj ist überhaupt freundlich, breit und weitläufig gebaut, wohl nicht sehr planmäßig, stellenweise völlig dörflich. Man hat ja Raum genug, sich auszudehnen!

Auch einen Stadtgarten hat Stryj, Olszyna genannt, von dem man einen hübschen Blick auf das Städtchen mit der kleinen ruthenischen Kirche hat.

Die große ruthenische Kirche hat einen schönen Kuppelbau. Sie gehört samt der großen Eisenbahnbrücke und dem Kriegerdenkmal, das den 1859 Gefallenen vom 9. Infanterieregiment gewidmet ist, zu den drei Sehenswürdigkeiten, die Stryj aufzuweisen hatte, ehe der verheerende Krieg über seine friedlichen Mauern hereinbrach.

Der weite Ringplatz ist von einstöckigen, dreifensterbreiten Häusern umschlossen. Fast ein jedes hat unten ein kleines Lädchen mit kleinem Schaufenster. Über

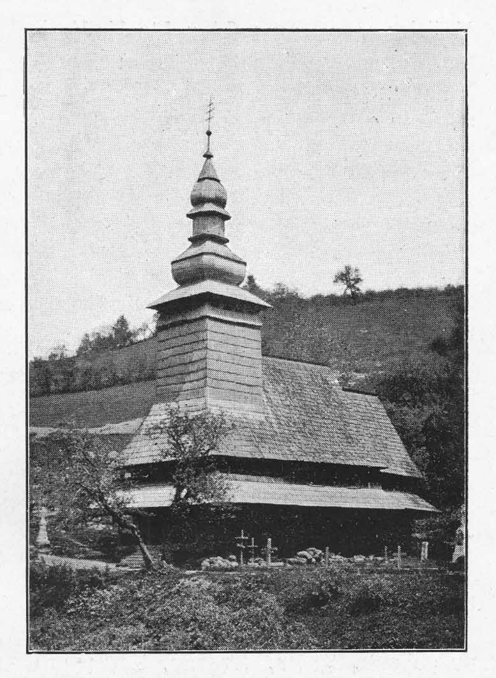
der Tür zeigen Schilder mit den merkwürdigsten jüdischen Namen den Besitzer des Geschäfts an. So hat „Jankel Stuhlbeinsaft“ auf mich einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Aber auch „Chain Wieselthier,“ „Edge Lusthaus,“ „Hersch Leib Apfelgrün,“ „Josel Backenroth,“ „Pitzele Nussenblatt“, „Sally Bauchweh“ und andere sonderbare Namensbezeichnungen fand ich nicht übel.

Was es für Waren in dem Magazin zu verkaufen gibt, das zeigt häufig eine bunte Bildertafel an. Diese Schrift verstehen die Bauern, die Hauptkunden der Juden, die fast durchweg Analphabeten sind, weder lesen noch schreiben können.

In Stryj hatte ich Zeit und Gelegenheit zu beobachten, wie das ganze Leben der Juden durch ihre Religion, durch die Vorschriften des Talmuds beherrscht wird. Sie halten an seinen Satzungen so zähe fest wie an der althergebrachten Kleidung, dem Kaftan mit dem Gürtel, dem Samtkäppchen, unter dem die langen Locken hervorquellen und das selbst im Schlaf nicht abgelegt wird, dem Schabbesdeckel, dem pelzverbrämten Hut oder der hohen Pelzmütze.

An der jüdischen Frauentracht wird nicht mit solcher Strenge festgehalten. Schon daraus erhellt, daß das Weib ein untergeordnetes Wesen für den Juden ist, der täglich im Morgengebet Gott dankt, daß er nicht als solches zur Welt gekommen ist. Darum herrscht auch bei der Geburt eines Mädchens im Hause nur halbe Freude. Welch ein Jubel dagegen, wenn ein Stammhalter, ein Erbe des väterlichen Namens, das Licht der Welt erblickt!

So ist auch die Erziehung des Knabens sorgfältiger als die des Mädchens. Schon im vierten Lebensjahre wird er in die Judenschule geschickt, um die hebräische Quadratschrift und Beten zu lernen. Soviel Bildung wird auch den Mädchen zuteil. Am Bibel- und Tal-



Ruthenische Holzkirche.

mudunterricht aber beteiligen sich nur die Knaben bis zu ihrer frühen Heirat.

Die jüdische Heirat ist ein Geschäft, das meist durch die Vermittlung des „Schadchens“ zustande kommt. Das Brautpaar sieht sich, wenn beide Teile an verschiedenen Orten wohnen, oft erst in dem Augenblick zum ersten Male, wenn es ehelich verbunden wird. Und da die Sache eben rein geschäftsmäßig abgemacht wird, soll es vorgekommen sein, daß ein besonders schlaues Väterpaar zwei Söhne miteinander verlobt hat, da sie beide immer nur von dem „Kind“ und hauptsächlich von der Mitgift gesprochen hatten.

Die Synagoge in Stryj ist ein schöner Bau. Die Juden wohnen in ihrer Nähe im Innenbezirk der Stadt. In den Außenstraßen finden wir hier schon vielfach das typische galizische Blockhaus mit weit überstehendem Dach, das vor dem Eingang von kräftigen Holzsäulen getragen wird. Der natürliche, dem

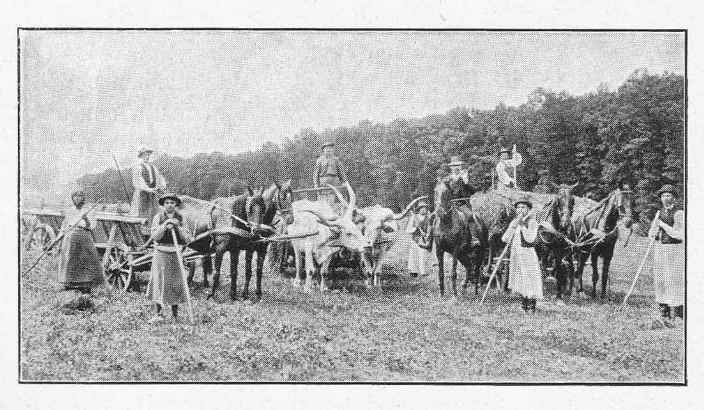
Galizier angeborene Sinn für Architektur, kommt in diesen hübschen Landhäuschen zum Ausdruck. Sie sind meist hellblau getüncht und geben dem Landschaftsbilde einen freundlichen Charakter.

Die wunderschöne Umgebung von Stryj verlockte uns immer wieder zu den ausgedehntesten Streifereien. Soweit als möglich benutzten wir unsere Stahlrosse, und wenn auch die „Kaiserstraße", die das Land von Biala aus über Lemberg, Tarnow bis nach Czernowicz durchzieht, sich mit unsern glatten Landstraßen nicht vergleichen läßt, so war es doch, mit dem Rucksack auf dem Rücken, ein gar fröhliches Reisen, dessen Reiz durch eine gelegentliche kleine Panne noch erhöht wurde.

Schwieriger zu befahren war schon die Karpathenstraße, die quer über die Gebirgsausläufer zieht, auch von Biala ausgehend, Jaslo, Krosno, Stryj mit der Bukowina verbindend. Es sind dieselben Richtungen innegehalten, auf denen sich Jahrhunderte lang der Welthandel von Osten nach Westen bewegte.

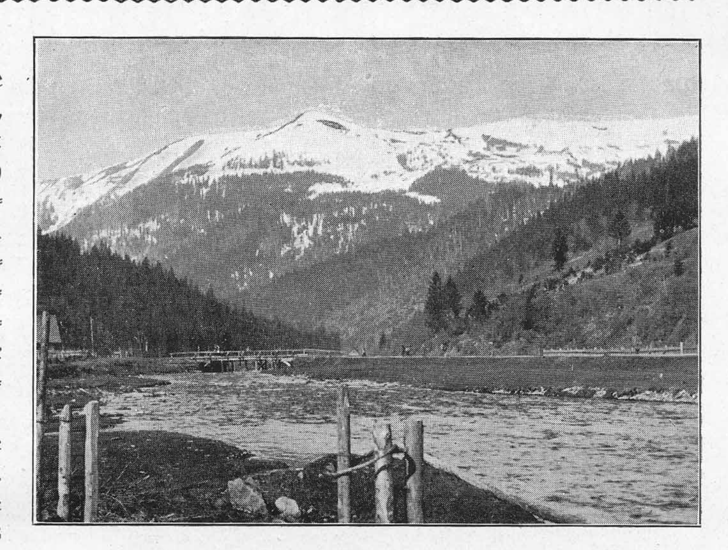
Wir hatten unsere Räder in einer Karczma — das ist ein ländliches jüdisches Gasthaus — eingestellt und uns eine Britschka, ein federloses Bauernwägelchen, zur Weiterfahrt gemietet. Unser Bäuerlein, ein wackerer Bojke, trug trotz der sommerlichen Wärme seinen langen Pelzmantel, nur daß er das Schafsfell desselben nach außen gekehrt hatte. Im Winter kommt das wärmende Fell nach der Innenseite, ein einfaches und praktisches Verfahren, das entschieden die Kleidersorge vermindert. An den Füßen hatte er die dort allgemein getragenen „Chodaki", jene aus einem Stück ungegerbten Leders geschnittenen Halbschuhe, die der Bauer selbst verfertigt. Sie sind mit roten und blauen Bändern verschnürt, mit denen auch das untere Ende der Hose festgebunden wird. Vielfach sieht man noch, ob heiß, ob kalt, bei den Bauern auf dem Kopfe ein Fuchsfell, wie eine struppige, hohe Perrücke.

Das war eine Fahrt! Mit der langen Peitsche über den Köpfen der flinken Braunen knallend, trieb unser edler Rosselenker die unermüdlichen Tiere zu immer schnellerem Lauf. Bergauf, bergab ging es, mit Hü und Hallo, über Stock und Stein, so daß wir manchmal ganz durcheinander geworfen wurden. Aber unsere Not rührte den tüchtigen Kutscher nicht, immer toller wurde es. Unten in der Tiefe schimmerte der „Schwarze Dunajek". Der Schwarze und der Weiße Dunajek vereinigen sich mit der Bialka und bilden dann den mächtigen Dunajekfluß. Ich kann es begreifen, daß bei seinem steilen Gelände ein Truppenübergang mit riesigen Schwierigkeiten verbundensein mag. Auch wir mußten hinüber. Schon sausteunsere Britschka, hin- und hergeschleudert, ohne Bremse oderHemmschuh, in die Tiefe, gerade auf dasschäumende Wasser zu. Hoch auf spritzte die Flut, als unser



Heuernte in den Karpathen.

Gefährt hineinplantschte. Ich konnte mich nicht enthalten, meinem gepreßten Herzen jetzt durch einen lauten Aufschrei Luft zu machen. So war mein Übergang über den Dunajek weniger ruhmreich als der der tapferen österreichischen Truppen!



Swicatal mit Blick auf die Karpathen.

In der Mitte der Furt angelangt, mußten wir die Füße auf die Sitze des Wagens hinaufziehen, um einigermaßen trockene Kleider zu behalten. Aber es lief alles glücklich ab. Auf der andern Seite des Dunajek ging's wieder steil in die Höhe. Schließlich aber kamen wir doch wohlbehalten am Endziel unserer Fahrt an.

Wir standen vor der „Kantakpforte", einem großartigen Felsentor.

Nachdem wir es durchschritten, sahen wir vor uns eine blumenreiche, buntleuchtende Wiese. Zwischen goldäugigen Margaretenblumen, gelbem Hahnenfuß, violetten Glockenblumen leuchtete tiefblau die Enzianblüte, so kräftig, wie ich sie in Tirol und in der Schweiz nicht gesehen habe. Manneshohe Disteln entfalteten ihre schimmernden Silbersterne neben dem purpurglühenden Hagebuttenstrauch. Und über dem vielfarbigen Wiesenteppich schwirrten und brummten glänzende Käfer und emsige Binen, gaukelten samtene Schmetterlinge und zog der harzige Odem tiefdunkler Tannen. Den ernsten Rahmen zu dem fröhlichen Bilde gaben die schroffen Felsen und Abhänge der Koncysta und der Kopka.

Als ich mir aus der Blumenfülle ein Sträußlein pflückte für meinen Lodenhut, da trat der alte Führer, den wir uns unten gedungen, mit besorgter Miene an mich heran und bat mich, doch von den „Hexenkräutern" zu lassen, die Unglück brächten. Da ich mich aber von der gutgemeinten Warnung nicht beirren ließ, sah er mich von nun an öfters ängstlich und scheu von der Seite an. Ich glaube, er hielt mich für eine jener Hexen, die auf den Weiden Kräuter sammeln, um den Kühen die Milch zu entziehen, die sie dann aus jedem beliebigen Gegenstand, sei es ein Stuhl oder eine Leiter oder ein Karren, zum eigenen Nutzen wieder herausmelken.

Durch einen schönen alten Lindenhain gelangten wir an die „Eisquelle". Selbst im heißesten Sommer erreicht ihr Wasser keine höhere Temperatur als höchstens 4 Grad. Am „Kraszewskitor" treten die Felsen dicht zusammen. Eine Marmorgedenktafel kündet, daß die Pforte ihren Namen zu Ehren eines polnischen Dichters trägt.

Durch die einsame Wildnis ertönte auf einmal der gleichmäßige Schlag des Holzhauens. Ein Bauer, in der schlichten Tracht der Gebirgsbewohner, der

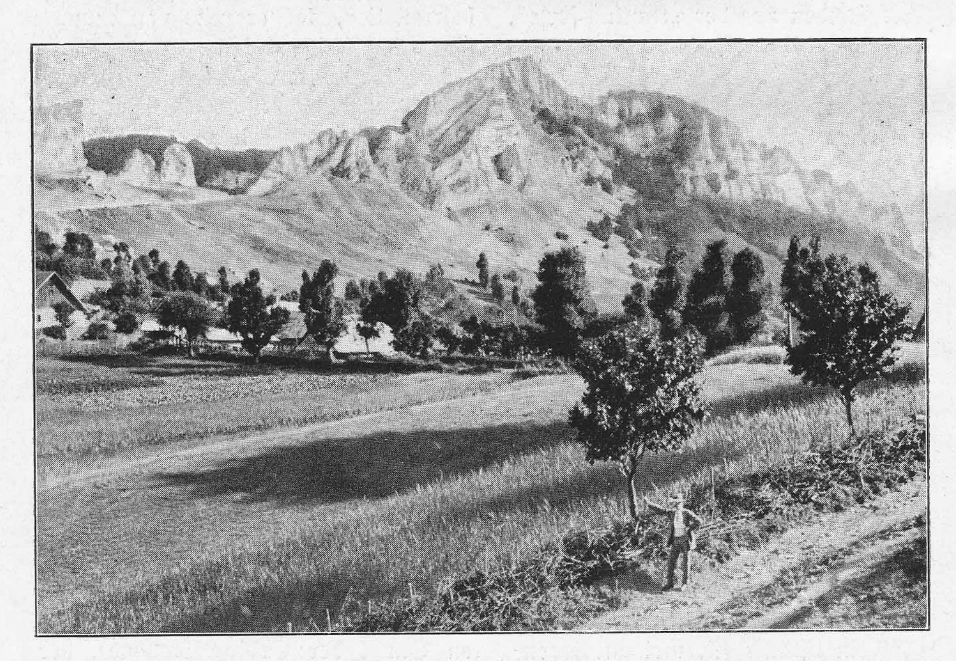
Goralen, ging hier auf schwer zu erklimmender Höhe seinem mühsamen Verdienst nach. Mit großen erstaunten Augen blickte er uns fremden Gestalten entgegen; unsere freundlichen Grüße aber machten ihn zutraulich, und er machte uns darauf aufmerksam, daß wir bald „Großes“ sehen würden. Und tatsächlich, als wir die enge Schlucht verlassen, tauchte vor unsern erstaunten Blicken eine ganze Felsenstadt auf, in der die lebhafte Phantasie des Volkes die verzauberte Königsstadt Krakau sieht: das Schloß mit seinen stolzen Zinnen, die Kirchen mit ihren Kuppeln und Türmen, das Rathaus und die Stadttore. Wie still und feierlich war es — unser Lachen verstummte, wir standen und staunten. Die Sonne schien hell durch die Bogen des „Räuberhauses“ und durch das Geäst der Riesentannen.

„Aber in der Nacht,“ so berichtete der Waldbewohner mit scheuem Flüstern, „da jagen die Geister der Polenkönige über die Zauberstadt hinweg, da beginnen die Augen der steinernen Rieseneule, die dort oben tiefsinnig auf dem Felsen hockt, zu funkeln, und durch die „Orgel“ dort pfeift der Wind und singt die alten traurigen Heldenlieder.“ — —

Und weiter ging es in eine Hochgebirgswildnis, die ergreifend wirkt. Mitten darin ein hohes ragendes Kreuz mit der schlichten Inschrift: „Und nichts über Gott!“ Es ist zur Erinnerung an den polnischen Dichter und Naturforscher Vincenz Pol errichtet.

In der Tiefe stürzt aus den Felsen ein schäumendes, gurgelndes Wasser, ein unterirdischer Fluß, der einen langen, verborgenen Lauf in dunklen Felsenhöhlen hinter sich hat und hier wieder an die Oberwelt tritt.

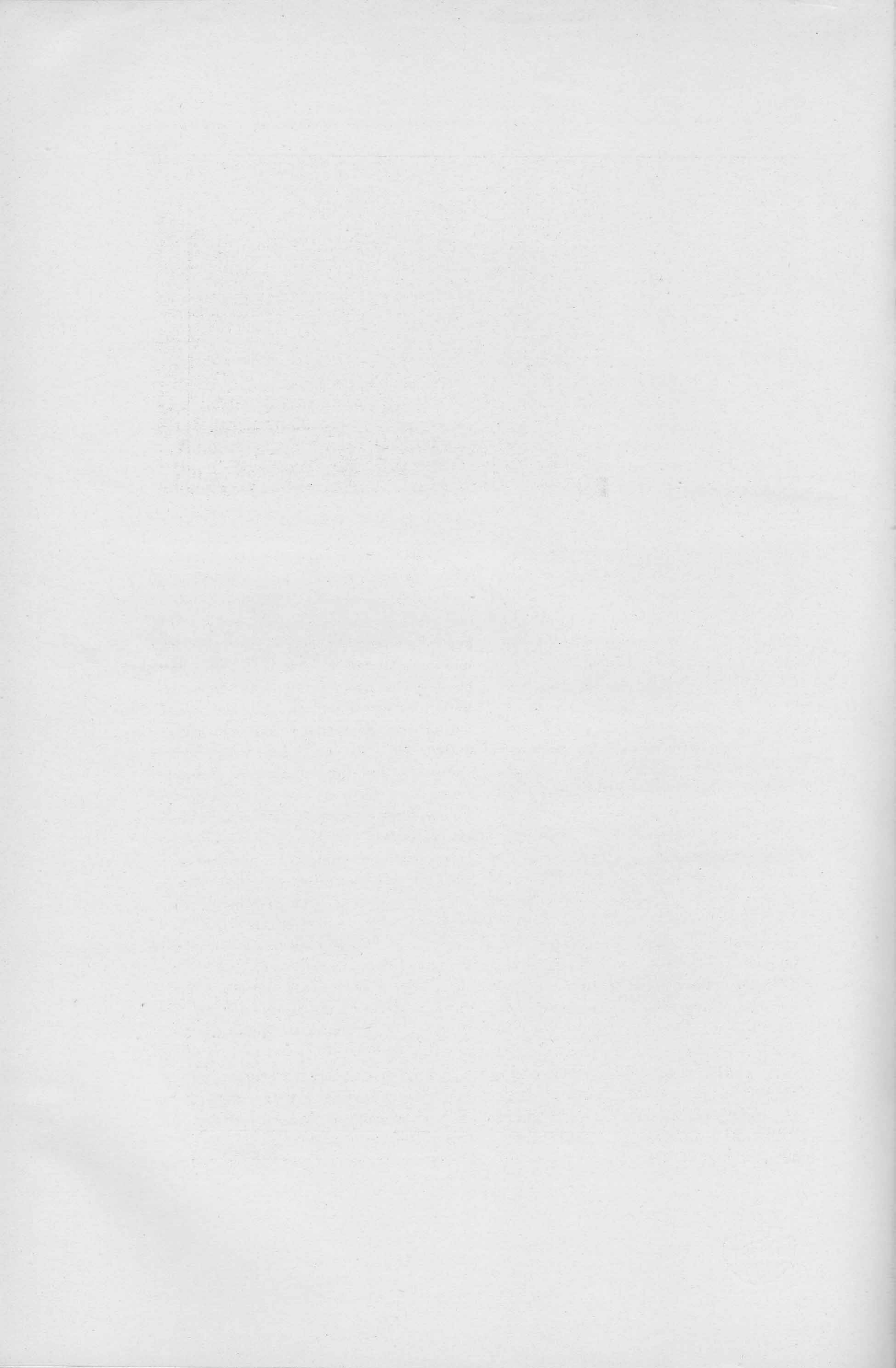
Und nicht mehr weit, da kamen wir in das Gebiet der Wasserfälle, die mit Donnergetöse ihre smaragdgrünen Wassermassen schäumend und brausend in die Tiefe stürzen. Hier sahen wir uns



Hochtal in den galizischen Karpathen.

Otto Protzen: Mondnacht





unerwartet der Hauptkette der Hohen Tatra mit der gewaltigen Bystra gegenüber.

* * *



Der Schwarze Teich in der Tatra.

Nach einigen Tagen erreichten wir die Gastwirtschaft wieder, in der wir unsere Fahrräder eingestellt hatten. Heller Kerzenschein strahlte uns entgegen, als wir das Gastzimmer betraten; ein langer schmaler Tisch war mit blendend weißem Leinen bedeckt, und zwischen den blankgeputzten siebenarmigen schönen Messingleuchtern lagen Schaubrote [und silberne Gerätschaften; in einem geschliffenen Pokal blinkte der Wein: es war Freitag, und beim Aufgang des ersten Sternes am Himmelszelt hatte der Sabbat begonnen.

Wir hatten eigentlich gehofft, noch eine Stadt zu erreichen, aber es war dazu doch zu spät geworden. Die Frau bot uns in gastfreier Weise an, in ihrem Hause Wohnung und Imbiß zu nehmen, sie sei darauf immer eingerichtet. Es blieb uns auch kein anderer Ausweg.

Um uns den Rest unseres mitgenommenen Mundvorrats nicht verderben zu lassen, aßen wir ihn zu der köstlichen dicken Milch, die uns vorgesetzt wurde. Da trat die Wirtin ängstlich an uns heran und bat, wenn wir Schinken oder „schweinerne Wurst" auf dem Brot hätten, so möchten wir es nicht auf den Tisch legen; den Gefallen taten wir ihr gern.

Das Nachtquartier, das uns angewiesen wurde, war weniger angenehm. Zwei niedrige, modrig riechende Zimmer, für vier Personen eine einem Finkennapf gleichende Waschschüssel, eine gemeinsame Kerze! Und als wir die Betten einer Prüfung unterzogen, da machten wir die uns nicht gerade überraschende Entdeckung, daß sie scheinbar schon recht lange nicht mehr frisch bezogen waren. Es hätte uns gewundert, wenn es anders gewesen wäre! Wir hofften, in unsere Lodenumhänge gewickelt, ein paar Stunden Schlaf zu bekommen, aber in den Betten wurde es lebendig, und unzählige kleine Lebewesen suchten sich unserer zu bemächtigen.

Die kurze Sommernacht neigte kaum ihrem Ende zu, da standen wir alle schon wieder reisefertig vor der Tür. Ein herrlicher Sonnenaufgang entschädigte uns für die Unbilden der Nacht.

Hinter den violetten Bergen der Tatra, die wie gemeißelt aus der Erde wuchsen, stieg langsam und majestätisch das Tagesgestirn auf, einer hohen, gütigen Göttin gleich, die durch ihr Lächeln das Grau der erwachenden Welt in rosiges Licht verwandelt.

Eine Schar fleißiger Bauern, die ihr schweres Tagewerk schon aufs Feld rief, Männer und Frauen, beugte sich voller Andacht vor dem Licht, Wärme, Leben und Gedeihen spendenden Gestirn,

um das Morgengebet zu verrichten. Es war ein rührend schöner, mir unvergeßlicher Anblick!

Der Brauch der Ruthenen, sich vor der aufgehenden Sonne zu neigen, ist auf die vorchristliche Zeit zurückzuführen. Sie beteten die Sonnengottheit an, und in ihren Weihnachts-, Neujahrs- und Johannisfestliedern sind noch Anklänge an den Sonnenmythus zu finden.

* * *

Zahlreiche größere und kleinere Seen — es sollen deren über 120 sein — geben der Tatra ein ganz eigenartiges Gepräge. Es sind Reste ehemaliger Gletscher. Sie heißen auf galizischer Seite „stawy", Teiche.

Eisige Luft, die im Sommer bedrückend wirkt, herrscht an dem „Gefrorenen Teich", der, von hohen Feldwänden eng umschlossen, selbst im Hochsommer nie ganz auftaut.

Sein Nachbar ist der „Schwarze Teich", „czarny staw". Wie ein dunkles Auge blickt er aus dem steinernen Antlitz zu den Bergriesen, die an seinen Ufern Wache stehen, stumm und ernst empor. Um ihn herum ist alles Leben erstorben. Die Blumen an seinem Gestade sind Steingeröll, kein Fisch spielt in seiner blaugrünen Flut, kein Vogel findet einen Ast, wo er sein Nest bauen kann. Ein düsteres, aber ewig unvergeßliches Bild.

Lieblich erscheint dagegen das „Meerauge", „morskie oko". An seinen Ufern hebt sich die Tanne stolz und schlank über niederem Knieholz. Frischgrünes Moos bedeckt die Steine, in der Flut plätschert lustig die Forelle.

* * *

Eine Nachmittagsfahrt führte uns in den anmutigen Marktflecken S k o l e.

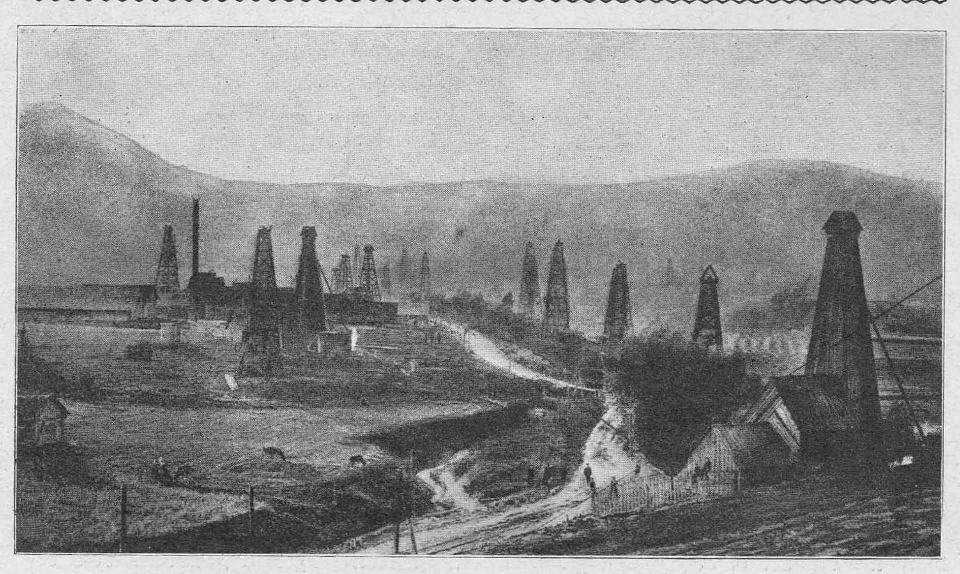
In diesem kleinen Ort zeigt sich die für das slawische Volk charakteristische Holzbaukunst. Blockhaus reiht sich an Blockhaus, stillos und doch anmutig und vor allem in das Landschaftsbild passend. Die Dächer sind mit Stroh oder Schindeln gedeckt, an den Seiten ab und zu zierliche Giebel. In den letzten Jahren sind allerdings neuere Straßen mit anspruchsvolleren Häusern aus Stein entstanden.

Skole liegt in dem engen, schluchtartigen Tal des Oporflusses. In lustigen Stromschnellen bahnt er sich energisch seinen Weg durch hartes Gestein, in den dichten Eichen-, Tannen- und Buchenwäldern, die ihn begleiten, balzen im Frühjahr der Auerhahn und der Birkhahn. In dem urwaldähnlichen Dickicht haust noch der Bär, lauert der Luchs. Im Winter findet der Wolf aus seinem Versteck den Weg zu den Ställen der Bauern. Dem Weidmann jauchzt aber das Herz beim Anblick des edlen Hochwildes und des wilden Ebers. Im Sommer wird Skole von den in der Nähe wohnenden Städtern zur Erholung aufgesucht.

Um einen Einblick in die Erdölindustrie Galiziens zu gewinnen, besuchten wir einmal B o r i s l a w, dieses europäische Kalifornien, das teils berühmt, teils berüchtigt ist. Schon von weitem sieht man die unzähligen Bohrtürme, die den Bohrer 500 bis 600 Meter tief in die Erde hineinstoßen, so daß das Petroleum oft wie ein Geiser aus der Erde heraussprudelt.

Und welcher Lärm, wenn man näher kommt! Es hämmert und stößt! Kreischend durchdringt der Bohrer hartes Gestein, eine Sirene läßt ihr langgezogenes Pfeifen ertönen. Und die Menschen dazwischen wie die Ameisen in steter Hast.

Nie sah ich etwas Häßlicheres und Schmutzigeres, als diesen Ort! Auf den Wegen liegt es wie staubiges Mehl — fußhoch, wenn trockenes Wetter ist. Bei Regen verwandelt sich dieses Mehl in eine zähe, klebrige Masse, in der der



Erdölwerke in Rowne am Duklapaß.

Fußgänger die Schuhe unfreiwillig ausgezogen bekommt, wenn er hineingerät.

Deshalb sind zu beiden Seiten der Straßen hochliegende schmale Brettersteige angebracht. Man kommt sich vor, wie in der Luft schwebend. Wehe, wenn sich zwei Personen auf diesen schwankenden Planken begegnen! Dick dürfen sie nicht sein, sonst muß einer in den Schmutz hinunter — oder beide!

Dieser klebrige Schmutz ist eine Folge des Erdwachses, das hier gefunden wird. Aus diesem fertigt man Ceresin, das bei der Kerzenfabrikation das Bienenwachs fast ganz verdrängt hat.

Welche Unmengen von Petroleum in Borislaw noch gefunden werden, ergibt sich aus den Tausenden von Bohrtürmen, die auf diesem kleinen Stückchen Erde angelegt sind. Häufige Unglücksfälle sind nicht zu vermeiden. Glücklicherweise haben in den letzten Jahrzehnten die Bergbehörden dem von Amerikanern und Engländern eingeführten Raubbau Einhalt geboten und geordnete Verhältnisse eingeführt. Sonst wäre der Segen des Landes diesem zum Unsegen geworden.

Die Beamten- und Arbeiterschaft bildet jetzt einen intelligenten und geordneten Kleinstaat auf einer solchen Grube. Anfangs war das anders! Die gescheiterten Existenzen aus aller Herren Ländern suchten hier Reichtümer zu gewinnen, um ein neues Leben zu beginnen, ein verpfuschtes wieder einigermaßen ins Gleis zu bringen. Manchem ist es ja auch gelungen!

Wie anmutig liegt im Gegensatz zu Borislaw das große Naphthawerk Rowne am Duklapaß, tief eingebettet in Wäldern und Bergen, fern vom Getriebe der großen Welt, in idyllischer Einsamkeit. Nicht weit davon das unbedeutende Städtchen Dukla, das jetzt in den blutigen Kämpfen mit den Russen eine bedeutende Rolle gespielt hat.

* * *

Und nun noch ein kurzer Besuch in der podolischen Steppe! Über dem Kopf schlägt uns das duftende Gras zusammen, Blumen und Falter, Käfer und Bienen — — da stößt unser Fuß an einen Hügel.

„Ein Heldengrab!" erklärt mein Begleiter. „Galizien war ja von jeher das Bollwerk der abendländischen Kultur

gegen die Habsucht und Blutgier der Horden des Ostens."

Ist es das nicht jetzt auch wieder? Um wieviele mag die Zahl der alten Heldengräber jetzt durch neue vermehrt worden sein? Armes Galizien!

Im fernen Süden blaut die Kette der Karpathen. Dort in der Niederung tauchen Riesenvögel auf.

„Pst — still — das sind Trappen!" Leise versuchen wir näher zu kommen. Der Wind trägt ihnen doch wohl den Schall unserer Schritte zu; sie stutzen, stehen wie aus Stein gemeißelt, dann wenden sie sich und sind im Augenblick unsern Blicken entschwunden.

Wie idyllisch dort die Viehherde! Die weißen Hemdärmel des Hirten glänzen in der Sonne. Er trägt das Hemd, das ein breiter Gürtel festhält, über der Hose.

Leise tönen die Kuhglocken. Mit zufriedenem Brummen legt sich das eine Rind zum friedlichen Wiederkäuen ins hohe Steppengras.

Aus den schilfumstandenen Sümpfen tauchen Wildenten auf. Silberglänzende zierliche Reiher stehen neben dem breitspurigen Storch im Tümpel und lauern auf ein unvorsichtiges Fröschlein. Der Storch ist dem Bauern unverletzlich. Wer ihn schießt, wird schwer krank, wer ihn ärgert, dem trägt er den Brand aufs Dach. Aber wer ihn schützt, den schützt er wieder und bewacht ihm Haus und Hof.

Welche Fülle von Landschaftsbildern drängen sich noch in der Erinnerung auf, die bald in stille Dörfer, bald in lebhafte Städte jenes eigenartig schönen Landes führen oder in die Einsamkeit der Berge oder in die liebliche Ebene.

Und die Sagen und Legenden dieses gläubig frommen und doch abergläubischen Volkes werden in mir wach, und ich höre ihre schwermütigen und ihre schelmischen Lieder, sehe sie ihre Tänze auf der Diele stampfen, und stille wehmütige Sehnsucht ergreift mich.

Der Krieg wird auf manchem Gebiet Wandel schaffen. Vielleicht wird Galizien nicht mehr das Stiefkind des gebildeten Europa bleiben, nachdem es in unseren Tagen so schweres Leid erfahren mußte und den heimischen Boden mit dem Blute der eigenen Söhne tränkte.

Möge auf diesen tausendfach geheiligten Feldern bald wieder der Bauer seinen Pflug führen, möge ihm unendlicher Segen aus der blutigen Saat ersprießen. Wenn er sich auch schwer von der Scholle trennt, um seiner Militärpflicht nachzukommen, so hat er doch, als er in den heiligen Kampf fürs Vaterland zog, mit derselben Begeisterung, wie unsere Soldaten ihre „Wacht am Rhein", sein uraltes Soldatenlied erschallen lassen:

„Ein Bursch' bin ich erzogen,
Vom Vater wohlgewogen,
Die Mutter hat's gewendet,
Der Kaiser hat's vollendet!"

Sprüche vom Kriege.

Der Krieg ist ein Hauptwort, ein einsilbiges, also laßt das Schwätzen.

*

Wer schuld ist, fragst du? Tor, der du bist: Du diskutierst noch, wenn dein Haus brennt?

*

Was immer einem Krieg zur Last fällt — daß er uns das Sterben wieder lehrt, statt des Vertrocknens, steht groß und rein auf seiner Habenseite.

*

Krieg stülpt alle Säcke um: Laßt sehn, was drin ist.

Fritz Müller.



Weidmanns Jahreszeiten in der Märkischen Heide.*)

Von Friedrich Christian.

Herbst.



„Oh, daß es Herbst im ganzen Jahre bliebe, das wäre, was mein Herz begehrt!“ So singt ein altes Jägerlied. Wie für den Winzer das Wort Herbst gleichbedeutend ist mit der Ernte der köstlichen Reben, so bei uns Jägersleuten mit der Brunft des edlen Hirschen. Man sehnt der Zeit entgegen wie ein Kind dem Weihnachtsfest. Kaum kann man's erwarten. Längst ist die Jagdhütte eingerichtet für längeres Wohnen. Sie steht weit draußen im tiefsten Walde, dort, wo seit Jahrzehnten sich das Rotwild zusammenzieht im Herbst, meilenweit keine Stadt, kein Dorf. An einem kleinen See steht sie, dessen Ränder, längst zum Fenn geworden, den Hirschen willkommene Gelegenheit zum Suhlen bieten. Weiß leuchtende Birken mit hängenden Zweigen, fein wie Frauenhaar, raunen dort, und die Blätter schimmern wie Gold.

Vier Stämme, deren gewachsene Gabeln ineinandergreifen, bilden das Grundgerüst. Die Zwischenräume sind mit dünneren Stangen ausgefüllt. Darüber Bretter, Dachpappe und schließlich Rasenplaggen. Die Form, kreisrund, ist die der Köhlerhütten des Harzes oder des Spitzzeltes fahrender Völker. Zwei Holzpritschen, Strohsäcke, Decken. Man glaubt es kaum, wie wunderbar es sich darauf schläft, wenn man sich erst richtig eingeschoben hat und so wonnig müde ist und einen herrlichen Tag in Aussicht hat. Ein kleiner eiserner Herd sorgt für die Wärme und köstliche Mahlzeiten. Es ist noch Platz für einen schräge sich anschmiegenden Schrank mit Geschirr und Vorräten, für einen Tisch, Gewehrständer und Waschzeug. Und dann für zwei Leute, die nicht gerade unbedingt tanzen müssen, die sich aber verstehen und sich etwas zu sagen haben. Bei brodelndem Wasser mit bräunlichem Rum, bei dampfender Pfeife, beim Schein der Kerze in leise schwingender Laterne. Und die auch schweigen können und lauschen auf das, was der Wald erzählt in heimlicher Feierstunde. Wovon wir sprechen, mein Freund, der Doktor, und ich? Von beruflichen Freuden und Pflichten. So weit sie auch von einander entfernt sind, nimmt doch jeder Anteil an denen des anderen. Ich bin über Tuberkulin und I. K. so genau informiert wie er über Grubenhölzer und Nutzholzprozente. Und „Herzensschutt wird abgeladen“, wie es eben nur unter guten Freunden möglich ist. Meist aber ist es der Wald und das Wild, die jagdlichen Ereignisse des

---

*) Vergl. S. 117 ff. dieses Jahrgangs.

Tages, frohe Erinnerungen an gemeinsam verlebte Weidmannsfreuden. Oder auch über die Zweckmäßigkeit des Dienstjahres für den fachmännischen Griff, der den ödesten Strohsack in ein schwellendes Polster verwandelt, wird geplaudert, über die Schwierigkeit, eine Rehleber zu braten, oder die Bekömmlichkeit von Eisbein mit Sauerkohl.

Heute gibt der Bock, den der Doktor gerade eben geschossen hat, ausgiebigen Stoff. Immer war er vor ihm hergezogen, und quer durch das „Bienenluch“ pürschte man hinterher auf allen Vieren; und wenn man dann mal still liegen mußte, weil der Bock aufwarf, dann kluckerte es, und kühl stieg es herauf um das Bäuchlein. „Ich fische ja auch für mein Leben gern, aber man muß das reinlich auseinander halten; und ein nasser Jäger und ein trockner Fischer ....“ „Du, da meldet ein Hirsch!“ „Donnerwetter, wo? Ich habe keinen Ton gehört.“

Wir treten hinaus. Ein Zauber umfängt uns. Ist das unser Fenn? Ein weiter, glänzender Festsaal ist's. Die Elfen schwingen ihren Reigen mit langen wehenden, duftigen Schleiern, und kleine Erdmännlein mit knorrigen Gesichtern, sie spielen zum Tanz, leise, ganz leise. Sieh nur den langen Kapellmeister, wie er besänftigend seinen Arm krümmt. Und die langen Locken! Daran erkennt man den wahren Künstler. So recht voll und zufrieden schmunzelt Freund Mond dazu. Ja, das kann sie mir nicht nachmachen und nie bekommt sie etwas so Feines und Liebliches zu sehen, die große Schwester mit ihrem unangenehm aufdringlichen, heißen Licht ...

Wie verhaltenes Donnergrollen tönt es durch die Heide. Das ist er, der König. Und Antwort wird ihm von fern und nah, sich vereinigend zu einem mächtigen Chor, zu gewaltigem Lied.

Wir lauschen stumm, lange Zeit ....

Das wird ein guter Morgen. Ein paar Stunden Schlaf müssen wir aber noch haben. Ich werde den Ofen mit Torf vollpacken. Es ist kalt, bitterkalt.

In den Traum hinein noch klingt der Schrei des Hirsches .... Da steht er, so breit wie eine Scheibe auf dem Stand, und der Schuß geht nicht los. Um alles in der Welt nicht. Endlich schiebt sich das Schloß vor, langsam, ganz langsam. Patsch, sagt es, und mit einem seltsamen Rasseln fliegt, nein kriecht die Kugel aus dem Lauf. Ich sehe sie, sehe sie ganz deutlich, im Bogen geht sie und bohrt sich zehn Schritt von der Mündung in das Moos und schnurrt dort weiter, als müßte sie den Mittelpunkt der Erde erreichen, als wäre Schnurren der Lebenslauf eines Büchsengeschosses. ....

Holla! das ist ja der Wecker! 3 Uhr! Denn helpt dat nich! Vorsicht! Schnell auffahren, das gibt erstens eine Beule für den Kopf von der schräg aufstrebenden Wand, und dann fällt sicher der Tisch um mit vielerlei unersetzbaren Sachen. Es glückt, und ich schlupfe erst mal in meinen alten Kommißmantel. Es ist hundekalt. Der Torf hat aber noch Glut gehalten, und ein paar Stücke Kien lassen das Feuer lustig aufprasseln. Der Doktor hat sich zur Wand gedreht, ich höre ihn etwas murmeln. „Wie? Mensch, wir haben doch jetzt nicht Griechisch. Latein, das könnte ich unter sotanen Umständen eher verstehen. Ach so! Pneumothorax! Unsinn! Mit der Büchse sollst du operieren, und die Hirsche haben keine zusammengefallenen Lungen, sonst könnten sie nicht so kapital schreien.“

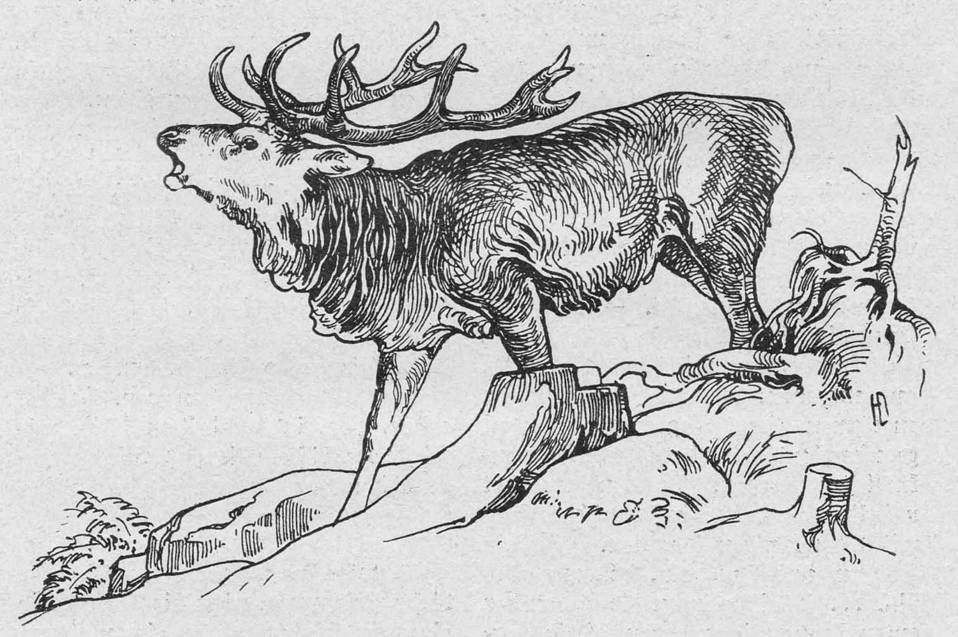
Na, endlich! Und der Mann behauptet, er könne nachts nicht schlafen.

Das Frühstück ist eine erhebende Sache und eine Hauptsache. Man soll ja nicht behaupten, daß Schwarzbrot, Eier, Schinken oder köstliche Wildwurst zum Kakao nicht schon um ¼ Uhr morgens vor-

züglich schmecken. Nur versuchen muß man es.

Die Gläser glitzern von Reif im Mondschein. Es ist etwas Schönes um eine Lederweste, und gut ist es, daß wir zunächst noch einen kleinen Marsch haben. Der Doktor will einen Hochsitz beziehen, von dem er eine große alte Ackerfläche, die jetzt aufgeforstet ist, übersehen kann. Der Platz ist gut. Zwei Hirsche schoß ich dort, nicht von der Kanzel, aber dicht bei ihr. „Weidmannsheil!"

von rechts und links, doch keiner reicht an des Basses Grundgewalt heran. Fast fange ich an zu laufen. Gleich hier hinter dem Findlingsblock geht der Pürschsteig durch die Dickung. Die Zweige schlagen mir ins Gesicht, als ich hineindringe. Soll doch der Fußweg von der Straße aus nicht zu sehen sein. Er ist nicht für jedermann. Immer näher tönt das Orgeln. Vor mir ein Dünenzug, dahinter liegt der Brunftplatz, eine weite, niedrige Kultur.



Ich wandere nach Norden, dem wohlbekannten Brunftplatz am „Seggschlag" zu. Wohl kenne ich hier Weg und Steg. Doch trügerisch ist der Mondschein, und wenn ich in die Stangen einbiege, lasse ich tastend den einen Fuß im Wagengleise. Es ist alter Jägerbrauch, und unfehlbar schützt er den Weidgesellen, wenn Wodans wilde Jagd durch die Wipfel braust.

Der erste Ruf dringt durch die Nacht. Der offene Mund hilft lauschen. Ein kurzes Anstoßen, dem das Orgeln folgt. Das ist er, das muß er sein. Antwort

Gerade will ich mich anschicken, die ziemlich steile Böschung zu erklimmen, als ein Poltern jenseits mich erstarren läßt. Der letzte Schrei, er klang so nah! Auf der Höhe erscheint, gegen den Himmel sich schon deutlich abhebend, der Schattenriß eines Hirsches. Herrlich! Aber das ist er nicht. Das Glas zeigt schwache Stangen, wenn auch mit guter Auslage. Ein Zukunftshirsch. Der alte Herr mag ihm wohl jenseits ein etwas unsanftes Geleit gegeben haben, er ist nicht unbedingt von der Uneigennützigkeit eines Beihirsches überzeugt.

Aber einen Schrei riskiert er noch, der junge Held, wenn's auch nur blechern klingt; dann verschwindet er prasselnd in der Dickung bis zu gelegenerer Zeit.

Lautlos schiebe ich mich hinauf. Die Sterne sind verblaßt, bald will die Sonne erscheinen. Wäre sie nur erst da. Das Pürschglas hilft zwar über die Dämmerung hinweg. Dort unten im schiebenden Nebel ein starkes Rudel, das äsend hin und her zieht. Wo aber ist der Hirsch? Ich hörte ihn doch eben noch einem Nebenbuhler antworten. Da schiebt es sich schwarz und massig hinter einem Erlenbusch heraus. Hell blitzen die Enden des Geweihs, das weit im Nacken liegt; der Atem steht vor dem weit geöffneten Geäse, und der Kampfruf schmettert heraus, der Ruf, der jedes Jägerherz erbeben macht. Er umkreist das Rudel, und nicht fein sind die Schläge, mit denen er seine Schönen zusammenhält. — Wohl erkenne ich das alles im Pürschglase; aber immer noch reicht das Licht nicht aus, um einen sicheren Schuß anbringen zu können. Jetzt mag es gehen. Fast grausam durchbricht der scharfe Büchsenknall den Morgen. Das Rudel poltert nach links ab, rechts hin stürmt der Hirsch mit wahnsinnigen Fluchten. Da ein Poltern und Rumpeln. Dann alles still. ... Weiß glänzen die Enden der guten Krone mir entgegen, als ich vorsichtig über die kleine Höhe luge, hinter der mir der Hirsch verschwand. — —

Scharf mit sechsfacher Vergrößerung sah der Doktor nach meinem Hut, als ich mich der Kanzel näherte. „Der Bruch daran! Horridoh! Weidmannsheil! Wieviel Enden?" Und schon kletterte er behende die steile Leiter herab. „So ein Dusel! Und ich habe die ganze Zeit einen geringen Sechser vor mir gehabt. Der tat so, als wenn er ein richtiger Mann wäre. Er hatte ein Alttier bei sich. Das Schreien markierte er sehr diskret. Ich glaube, es war ein Snob unter den Hirschen und Madame nicht mehr in den ersten Jugendjahren. Aber du? Wo liegt er? Sind die Haken gut? So rede doch, Mensch! Wenn ich so einen Hirsch geschossen hätte, ich schrie vor Vergnügen." „Kommt noch, mein Junge, laß mir nur erst mal ein bißchen Zeit. Ich habe den Hirsch gleich aufgebrochen. Wärst du nicht von der Natur mit einer absolut negativen Nase begabt, würdest du dich grausend von mir wenden. Das Parfüm „Brunfthirsch" ist noch nicht allgemein anerkannt im Salon. Ein schönes Stück Arbeit ist es, allein einen starken Hirsch herzurichten. Aber freuen, freuen tue ich mich ganz unbändig. Und morgen früh schießt du deinen Hirsch, und ich führe dich."

Im Türbalken der Hütte glänzen Reihen seltsamer Nägel, zierliche Messingsterne, an Größe abnehmend. Sie bezeichnen die Hirsche, das Kahlwild und die Böcke, die beim Pürschen von der Hütte aus geschossen wurden.

Drei Nägel strahlten neu in der ersten, zwei in der dritten Reihe, als wir, vom bösen Dienst gerufen, trauernd schieden.

Winter.

Es wäre noch dunkel um 7 Uhr zu dieser Zeit, wenn nicht die Schneedecke eine gewisse und doch so unsichere Helligkeit verbreitete. Der Korbschlitten mit meinen beiden Braunen steht vor der Tür. Es ist ja eigentlich recht selten Schlittenbahn in der Mark. Da sind die Ostpreußen besser dran, die sozusagen fünf Monate nicht vom Schlitten herunterkommen. Diesmal geht es aber. Wir fahren ja auch fast nur durch Wald. Der Oberförster vom Nachbarrevier hat zur Treibjagd eingeladen. —

Die Schelle haben wir im Schlitten, sie wird nur im Notfall in Bewegung gesetzt. — Ist alles mit? Gewehr? Patronen? Sitzstock? Rucksack? Mollig

sitzt es sich im dicken Fahrpelz. Los! Im Dorf überall Licht in den Häusern, zumteil auch in den Ställen, sonst wenig Leben. Im Winter fängt auch der Bauer seinen Tag später an. Fast hörbar ist die Stille, als uns der Wald umfängt. Nur die Braunen schnauben und sind übermütig. Der Schnee gefällt ihnen. Vielleicht denken sie an die weißen Flächen ihres Heimatlandes Masuren, vielleicht an lustige Fahrten über den klingenden Spiegel des Spirdingsees. — Mehrere Kilometer geht es eine alte Trift entlang von einer so vornehmen Breite, daß gut sechs Fuhrwerke nebeneinander Korso fahren könnten. Alte Birken fassen sie ein, und jetzt, wo es heller geworden und das Auge sich gewöhnt hat, sieht man jeden der lang herab hängenden Zweige mit Millionen kleiner Kristalle überzogen in märchenhafter Pracht. Der Zauber des Rauhreifs! Selbst der Draht des Fernsprechers sieht köstlich aus in seiner funkelnden Dicke. Und gar erst die Äste der Kiefernschonung! Ein Diamantenregen glitzert hernieder, wenn ein Reh beim Durchziehen die weichen Äste berührt. Man sagt dem wirtschaftenden Forstmann wohl nach, er zerstöre den Zauber selbstwaltender Natur. Nun ja! Aber er tut es ungern. Und wenn er den Rauhreif zu den manchmal schädigenden Naturgewalten zählt, entschuldigt er sich gewissermaßen dem Wunder der Erscheinung gegenüber. Er gibt ihm einen zarten und lieblichen Namen, der nichts mit dem rauhen Reif zu tun hat. Ihm ist er — „Duft".

Jetzt gar, wo die aufsteigende Sonne alles klar mit ihrem Schein vergoldet, wer wollte einen anderen Namen gebrauchen? —

Gewohnheitsmäßig schweifen die Blicke über die weiße Decke des Weges. Es ist Spurschnee. Ein offenes Buch für den, der es lesen mag. Hin und her gehen die Spuren der Hasen neben den zierlicheren der Kanin̈chen. Das alte Wagengleise hat sich ein Fuchs als Pürschpfad ausgesucht; schnurgerade stehen die Abdrücke vor einander. Dort hat er einen Sprung gemacht. Es ist wohl fehl gegangen, alter Herr? Der von der Rute fortgefegte Schnee zeigt eine gewisse Erregung an. Ja, es ist ärgerlich, wenn das Mäuslein einem gerade entwischt, wenn man einen so bildschönen Hunger hat. — Flüchtig mit gespreizten Schalen spürt sich ein Reh über den Weg. Dicht daneben die breite Pranke eines Hundes, der es gehetzt hat. Wieder so ein infamer, wildernder Köter! Warte, mein Junge, dir soll das Handwerk gelegt werden! —

Ein Rudel Rotwild ist im hohen Holz umhergezogen. Weithin sieht man die durch den Schnee gepflügten Fährten und die Stellen, an denen es die weiße Decke fortgeschlagen hat, um zum Heidekraut zu gelangen. — Die unverkennbare Spur eines Marders führt dort zu der alten hohlen Eiche. Er hat seinen kostbaren Balg in Sicherheit gebracht, obgleich das gar nicht nötig gewesen wäre. Ist er doch zum Naturdenkmal erklärt und sein Fang, in den königlichen Wäldern wenigstens, verboten. Wüßte er es, ich denke, es müßte für ihn dasselbe angenehme Gefühl sein, wie es „Zilinder-Willem" hat, dem der „Jagdschein" es verbürgt, daß er wegen Unzurechnungsfähigkeit nicht bestraft werden kann. —

Langsam kommt uns ein Schlitten entgegen. Die kleinen struppigen Russen gehören einem Förster des Reviers. In ein paar Minuten sind wir am Stelldichein. Den Haufen der Hasenmordenden Männer überragt um Hauptlänge die sehnige Figur des Revierverwalters. Tausend freundliche Falten durchziehen sein Gesicht, als er mich willkommen heißt. „Weidmannsheil", „Guten Morgen" tönt es mir entgegen,

als ich mich händedrückend durch die Zahl der Gäste schlängele. Alle sind mir liebe Jagdgenossen, die ich seit Jahren kenne und mit denen mich manche schöne Erinnerung verbindet. Meist sind es Forstbeamte. Da ist der Hegemeister Wächter, der heute die Jagd leitet. Trotz seiner 65 Jahre hat er auch noch nicht den geringsten Feist angesetzt. Wie wohlgegerbtes Leder ist die Haut. Der dicke Forstaufseher Bernt behauptet, er könne mit seinen Armen nicht in die Stiefelschäfte des Herrn Hegemeisters hinein. So wenig umfangreich ist die Gegend, die man sonst wohl Waden nennt. Dabei ein Jäger, wie man ihn heute selten findet. Dem grimmen Bassen geht er am liebsten allein zu Leibe. Nur sein Dackel ist bei ihm, der auf den schönen Namen „Schuft" hört oder auch nicht hört. Ihn die Geschichte erzählen zu hören, wie er den fünfjährigen Keiler, der ihn annahm, auf zwei Schritt die Kugel zwischen die Lichter setzte, ist reine Freude. Da sind die Gebrüder Pockrandt, der eine mit einem wahren Mephistogesicht, während der andere ohne weiteres den Jünger Johannes mimen könnte. Der Schein trügt. Mephisto ist der gutmütigste Mensch von der Welt und Johannes der fährtensicherste Weidmann des Reviers.

Und all die andern. — — —

Von dem nahen Städtchen haben sich auch einige Herren eingefunden, die Freude an der Sache haben, auch wenn sie auf große Strecken bei diesen Jagden nicht rechnen können. Teils ist daran das wirklich mäßige Vorkommen von Hasen schuld, teils auch die sehr schonende Verwendung der Doppelflinte neuester Konstruktion. Da ist der Herr Katasterkontrolleur. Gelbe Gamaschen und Schnürschuhe mit Sporenhaltern betonen ganz diskret den Reserveoffizier. Der Herr Bezirkskommandeur sticht mit seinem Räuberzivil stark ab von seinem eleganten Adjutanten mit englischem Jagdanzug und Browningflinte. Dafür schießt er aber erheblich besser. Allen sieht man die Freude an, einmal ganz die Berufsgeschäfte vergessen zu dürfen und Mensch unter Menschen zu sein. ...

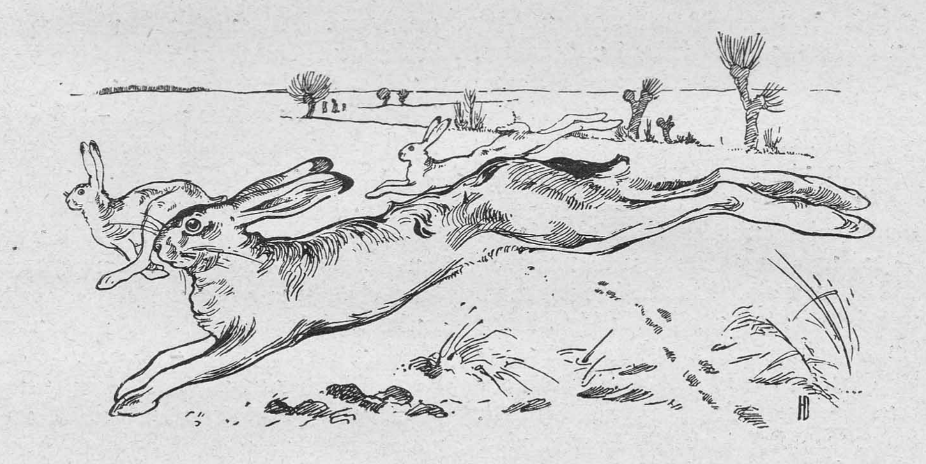
Gerade fängt der Jagdherr an: „Einen Augenblick, meine Herren!", da erhebt sich ein wütendes Hundegebeiße. Wächters Rino und Justizrats Harras leben in langjähriger Feindschaft. Die ganze Zeit schon hatten sie sich knurrend und mit offizieller Rückenbürste betrachtet. Nur die Leine ihrer Gebieter hielt sie zurück von offenem Kampf. Nun war aber doch einmal der Abstand zu kurz geworden, und wütend suchten sie einander an die Kehle zu kommen. ...

„Also, meine Herren, nach dieser Ouvertüre will ich fortfahren. Es wird geschossen auf Hasen, Kaninchen und Raubzeug, wozu ich aber Sauen nicht zu rechnen bitte!" „Ich bitte zu folgen!" tönt der Baß des Hegemeisters. Die Treiber sind schon aufgestellt. Nun erhalten die Schützen ihre Plätze, so mancher mit einer kleinen, Hoffnung erweckenden Ansprache. „Hier hat vor zwei Jahren der Herr Referendar Neumann drei Hasen hintereinander — vorbeigeschossen!" „Auf diesem Stand kommen Sie sicher zu Schuß, Herr Leutnant; hier steht sonst immer der Herr Forstrat." „Durch den Grund da kommt er gerne." „Sie wissen doch, Herr Oberförster, hier schossen Sie vor 5 Jahren zwei Hasen." „Da unten im Bruch auf den Kaupen, da sitzt der ganze Hase."

Hell tönt vom Flügel das Signal „Antreiben", schnell von den anderen Hörnern aufgenommen. Der Hilfsjäger, der die Treiberwehr leitet, antwortet, und bald hört man von fern den Ton der Klappern. Weit hinten

huscht es wie ein Schatten durch das hohe Holz. Hinter dem Buchenbusch dort ist er nicht wieder herausgekommen. Er wird wohl seinen Plan machen. Näher rücken die Treiber, heraus saust es aus dem Busch, gerade auf mich zu. Plötzlich ein Haken. Noch ist er zu weit für mich. Bald darauf knallt es bei meinem Nachbar, und ich sehe etwas Weißes. Ein Schuß auf dem Flügel, dann wieder einer in der Front. Der Hase scheint gut zu laufen, obwohl der Hegemeister mir versicherte, zweifelllos werde der Krumme sich drücken, er habe ganz gewiß Tauwetter im Kopf; denn drei Tage nach Duftanhang gibt es immer Schlack. — Die erste Treibergestalt wird sichtbar. Ganz zuletzt wischt noch ein Lampe, der anscheinend die ganze Zeit dort gesessen hat, aus einem Wachholder heraus und fährt zwischen die Treiber, die sich mit großem Hallo auf ihn stürzen. Ein paar blitzschnelle Haken, durch ist er nach rückwärts. „Hahn in Ruh!“ rufen die Hörner.

„Folge nach!“ hatte der Leiter beim Anstellen gesagt, also rücken wir auf. Am Flügel kommt alles zusammen. Die Treiber laufen von neuem aus. Es wird Strecke gemacht und die einzelnen Erlebnisse besprochen. Jeder, der etwas zu melden hat, gibt stolz sein Ergebnis dem Forstschreiber an, der es gewissenhaft einträgt und mit der Strecke vergleicht. Ein Hase ist krank geschossen. Es macht mir besondere Freude, ihn mit meiner alten bewährten Hündin nachzusuchen. Dort ist der Anschuß, es liegt Wolle. „Such' verloren, mein Hund!“ Sie prüft bedächtig und geht mit tiefer Nase



los. „So recht, mein Hund!“ Noch ein paar Minuten erscheint sie wieder auf der Kuppe, stolz den Hasen tragend.

Es geht zum nächsten Trieb. Der Hegemeister, der sonst seine Stimme gut zu gebrauchen weiß und gerne einen kleinen Schnack macht, winkt mit geheimnisvoller Mine. „Fuchsposten!“ flüstert er mir ins Ohr. Ich richte mich ein. Vor mir ein Busch gibt Deckung, ohne die Aussicht zu behindern. Ich sehe auf ein Erlenbruch mit ziemlich dichtem Faulbaumunterholz, hin und wieder blitzt der Stamm einer Birke hindurch. Die Sonne leuchtet durch

die Kronen und ein leiser Luftzug läßt die Eiskristalle niederrieseln. Neben mir ein Weg, der als Knüppeldamm das Bruch durchquert. Fest gefroren sind die Gräben auf beiden Seiten. Bequem auf dem Jagdstuhl sitzend, freue ich mich der lieblichen Bilder. Die Augen wandern, doch der Körper bleibt unbewegt.

Rechts von mir steht der Bezirkskommandeur. Er hat die Eigentümlichkeit, bisweilen ziemlich laut mit sich selbst zu reden. Ein Zischeln dringt an mein Ohr, und deutlich höre ich das wiederholte Wort: „Ausgeschlossen, ausgeschlossen!" Ja, ich halte es auch für ausgeschlossen, daß dir der Fuchs kommt. Der Nachbar zur Linken macht Kasino mit dem folgenden Herrn, d. h. sie stehen vor dem Antreiben noch zusammen und erzählen sich etwas.

Ein verstärktes Rieseln des Reifs macht mich aufmerksam. Jetzt huscht es rot und lang über den Damm nach links. Zu weit! Und drüben stehen sie und beraten das nächste Klubfest. Beim Fuchs ein Zeichen geben? Ausgeschlossen, wie der Herr Bezirkskommandeur soeben wieder richtig bemerkt. Ob er wohl Kehrt macht? War da nicht eben ein dunkler Fleck? Das muß er sein. Er hält schräge auf den Weg zu. An der Seite des Grabens sehe ich den spitzen Fang aus dem Faulbaum lugen. Jetzt nur nicht gerührt. Auf den Weg muß er erst. Schlank übers Eis und hinauf auf den Damm. Nun gilt's! Im Knall verschwindet er im anderen Graben. „Hol her, Inge!" Da saust sie schon hin, hat sie doch in zitternder Aufregung alles mit erlebt. Gedeckt von dem Damm höre ich das wütende Zufassen. Ich kenne den Griff, er ist schon so mancher Katze totbringend gewesen. Da erscheint der Kopf. In der Mitte gefaßt, hängt der verendete Fuchs zu beiden Seiten herunter, die buschige Lunte schleift auf dem Schnee. Die lustigen Klänge des Waldhorns, das gerade jetzt das Treiben anbläst, sie bilden die köstlichste Begleitung zu diesem Bild froher Weidmannslust.

Ein Treiben reiht sich genau nach dem vorher wohl erwogenen Plan an das andere. Ein dreijähriger Keiler, der, quer durch das hohe Holz trollend, fast der ganzen Schützenkette sichtbar war, erregte viel Freude. Natürlich rannte er den Lehrling beinahe um. Doch selbst der läßt sich nicht zu einem Schuß hinreißen. Sauen mit Schrot schießen? Da wäre der sonst so freundliche Lehrherr wohl sehr unangenehm geworden. Ja, auf der Saujagd nach vorherigem Einkreisen, bei hellem Geläut der Hunde, da dürfte auch er das Glück seiner Kugel versuchen. — „Frühstück" verkündete das Waldhorn. Zwei lodernde Feuer lockten mit traulicher Wärme. Es gibt Erbsensuppe mit Speck. Daß sie allen vortrefflich schmeckt, braucht kaum erwähnt zu werden. Lustig geht die Rede hin und her, und wer so recht sauber vorbeigeschossen hatte, der braucht für den Spott nicht zu sorgen. Der Herr Oberstleutnant hält dem neugebackenen Forstreferendar und Leutnant im Reitenden Feldjägerkorps einen bildenden Vortrag über Hundeerziehung. Der lauscht andächtig, so scheint's. Als ich mal hinsehe, blinzelt er mit dem einen Auge und ich höre bei leichtem Zusammenschlagen der Hacken: „Die Hündin soll ja so vorzüglich verloren apportieren, Herr Oberstleutnant." Warte, du Schlingel! Dazu erzählte ich dir nicht die Geschichte, wie ich besagtes Tier beim Einbuddeln eines halben Hasen traf, nachdem die andere Hälfte von ihm gefrühstückt worden war. Ist das Respekt vor deinem militärischen Vorgesetzten? —

Ein klein wenig wird auch „Holz gehackt", d. h. forstliche Sachen besprochen, ein wenig wird über die hohen Vorgesetzten gelästert, wie das Recht und

Pflicht eines preußischen Beamten ist, und viel wird geulkt und aufgezogen. Wer auf die Parade den gutsitzenden Hieb folgen zu lassen weiß, den lohnt fröhliches Gelächter. Nicht verletzen wollen die Waffen gutmütigen Spotts, nur erfreuen. —

Weiter folgt Treiben auf Treiben. Stets wechselnd ist das Bild und der Erfolg. Bis der Feuerstrahl sichtbar wird aus knallender Flinte bei beginnender Dämmerung. Dann rufen die Hörner ihr „Jagd vorbei!“ und für jede Wildart tönt ein besonderer Satz schmetternd über die Strecke hin.

Ein Weidmannsdank dem freundlichen Jagdherrn, und heimwärts geht's durch den dunkelnden Wald bei blitzendem Sternenschein.

Einsamkeit.

O Einsamkeit, du Mutter tiefgeliebt,
Und doch im Weltenwühl so leicht verloren,
Wie dir sich lösend meine Seele gibt,
Nun ich zu dir fand aus dem Land der Toren.

Wie war ich kleiner Stunden Weggenoß,
Wie war ich Magd im Dienst der Tagesfrone,
Vergessen warst du Mutter, königsgroß,
Du Heil'ge mit des ew'gen Schweigens Krone.

Du, deren Trost aus Weltenurgrund steigt,
Wie weißer Nornen heil'ger Weihesegen,
Die letzte Wahrheit groß-entschleiernd zeigt,
Die abgrundtief in Gottes Schoß gelegen.

O Einsamkeit, du aller Güte voll,
Du immer wartend, bis wir weinend zeigen
Den Strom, der uns aus Qual und Unrast schwoll,
Daß du ihn bettest in dein Meer von Schweigen.

Du Gottes Freundin, die vor Weltbeginn
Sein Antlitz sah — vorm ersten Schöpfungsmorgen,
Sing mich zur Ruh. In deinen Mantel bin
Ich wie in weiche Ewigkeit geborgen.

Martha Grosse.




Granatfeuer.

Aus der Frontzeit eines Bergstädters.

Von Franz Walter.



Der Sturm ist vorüber. Wir haben die Franzosen zurückgeworfen und ihren Graben besetzt. Dreißig Gefangene sind in unserem kurzen Abschnitt abgeführt worden. „Pardon, camarade — père de famille!“ haben sie gerufen, als wir mit blankem Bajonett unter brausendem Hurra, den Sieg in den Augen, in ihren Graben sprangen, und zitternd haben sie die Arme gen Himmel gestreckt. — Lauter ältere Männer. An vielen Fingern haben goldene Eheringe geglänzt. Nun kommen sie fort aus dem Grauen des Krieges — fort in unsere Heimat.

Wir arbeiten aus Leibeskräften, um wieder herzustellen, was unsere Granaten und Minen zerstört haben, und den Graben zur Verteidigung einzurichten. Die Franzosen könnten einen Gegenstoß versuchen. Ich hantiere mit dem kurzen Spaten, als sei ich nie etwas anderes denn Erdarbeiter von Beruf gewesen. Wenn ich wieder heimkomme, werde ich mich wahrscheinlich in unserem Garten unterirdisch einlogieren und wie ein Maulwurf die Nachbargärten und Äcker durchwühlen.

Ein helles, schmetterndes Krachen über uns. Ein niedliches Wölkchen, als stünde ein schneeweißer Kirchweihballon da oben. Ein Prasseln in den Hecken, die den Graben von einer Seite einfassen. Noch einmal dasselbe Schauspiel weiter links. Wieder, noch weiter von uns. — Sie „suchen“ uns mit Schrapnellen. Vorerst ist das gar nicht so schlimm. Wir hacken und spaten und schaufeln weiter. Mein Platz ist schon von Schutt und Geröll gesäubert. Eine Höhle in der gegen den Feind liegenden Wand ladet zum Ausruhen ein. Vor einigen Stunden noch hat einer mit roten Hosen und rotem Käppi die Glieder darin gedehnt, die vom Postenstehen und vom Schießen gegen uns müde geworden waren.

Da — ein Pfeifen durch die Luft, erst dumpf, dann hell und zuletzt wieder dunkler: weit links von uns ein Blindgänger. Einen Augenblick Ruhe. Dann wieder das Pfeifen und gleich ein Krach und eine graue Rauchwolke — weit links von uns. — „Leute, wir bekommen Granatfeuer — Deckung!“ — Ich krieche in meine Höhle. Fast könnte ich mich darin ausstrecken. Aber meine Beine sind etwas zu lang gewachsen. Ein wenig muß ich sie schon anziehen. Die Helmspitze macht sich selbst Platz, indem sie sich in die Erdwand einbohrt.

Nun das Pfeifchen gestopft. Es ist das beste Schutzmittel gegen Granatfeuer. Nicht gegen die scharfkantigen Eisenfetzen, die den Leib suchen, sondern gegen das Andere, Unnennbare, das sie bei sich haben, welches die Seele sucht. — Huiiho — wumm! Es kommt näher. Sie streichen den Graben ab. — Krach! Krach! Krach! Krach! — — Schnellfeuer! Im Graben bei uns alles still. In der gegenüberliegenden Wand liegt Freund Müller. Auf dem Rücken, die Augen geschlossen, eine Zigarette im Mund. — Nun höre ich auch regelmäßig den Abschuß drüben:

ein heller, metallischer, scharfer Klang, dann das Pfeifen und dann der Krach bei uns. Aber es kommt nicht heran zu mir. Fast immer an derselben Stelle schlägt's ein. Die wollen gründliche Arbeit leisten.

Das Pfeifchen schmeckt. — Nun kracht es wieder — etwas näher. Langsam, langsam schleicht's heran. Der Tod wie eine Riesenschlange, der die Beute sicher ist. — Käm's doch rasch, rasch! — Ich schätze: Rauch — Krach! 80 Meter. — Müller zündet eine neue Zigarette an. Er macht Züge, als müsse er Schrapnellwolken fabrizieren! — — Uiiumm! — 60 Meter. — — Ich muß auch fester ziehen, sonst geht das Pfeifchen aus. — 50 Meter. — Ich schließe die Augen und versuche, an daheim zu denken. — Krach! Krach! Krach! Krach! 30 Meter. — Müller hat schon wieder eine neue Zigarette. — 20 Meter. — Meine Pfeife dampft wie ein Schlot. — 10 Meter. — Müller liegt auf dem Bauch und hat das Gesicht in den Händen.

Die Hölle ist da. Heulen, Brausen, Zischen, Donnern, Krachen. — „Barmherziger Gott, sei meiner armen Seele gnädig!" — Es schmettert, Erde kollert über mich. — „Allmächtiger Gott, schütze mich!" — Ich fühle noch das Mundstück der Pfeife zwischen den Zähnen. — Ich wende mich, sehe hinüber zu Müller. Er hat das Gesicht in Händen, ist weiß wie ein Leintuch — Krach! Bersten! Feuer! Feuer! Schwarze Fetzen! Hölle! — „Gütiger Gott, rette mich!" — Der Baum da oben ist weg. — Krach! Feuer! — Ich spüre meine Beine nicht mehr. Vor den Augen nur Feuer und darin wild tanzende schwarze Teufel. In der Nase ein erstickender Qualm. In den Ohren ein donnernder Wasserfall. — „O Gott, nicht wie ich will, sondern wie du willst!" — Seit jener Stunde weiß ich, was beten heißt.

Immer mehr Schneeflocken. Große, dicke. — Sie hatten mich zuerst nicht gekannt — ja, ja, der Bart! — Huu! Schrecklich war's! Feuer und Dreck und Donner! — Aber jetzt bin ich sicher. — Weihnacht! — Wie die Soldaten stehen sie auf dem Tisch — in einer Reihe — die französischen Patronen mit den Kupferköpfen — blank geputzt — wie ein Seitengewehr beim Sturm. — Aber man ist das Schlafen im weichen Bett nicht mehr gewöhnt. — Mutter, nicht so viel Decken auf die Beine! — Warum hier die Erde im Zimmer? Die riecht — und das Pulver weg!

— — — — — — — — — — — — —

Mit einem tiefen Atemzuge wache ich auf. Ein durchdringender Erdgeruch — Pulverdampf — Erde auf mir — ein Brausen in den Ohren — Nacht ringsum. — Peng — peng — djiu, djiu. — Der Brotbeutel drückt mich mit seinen hundert Patronen, der Kinnriemen schnürt an der Kehle, die Beine schmerzen, etwas Nasses tröpfelt mir ins Gesicht. — Nicht wahr! — Nicht daheim im Bett! — Ich bin namenlos unglücklich. Ein furchtbares Weh ist in meinem Herzen, eine grenzenlose Sehnsucht zerreißt mir das Hirn. Bin ich noch bei klarem Verstand? Eine entsetzliche halbe Stunde vergeht — eine Ewigkeit, in der, ich fühl's, mein gesunder Geist einen fürchterlichen Kampf kämpft mit den finsteren Mächten des Irrsinns.

„Franz, bist du wach?" Ich fahre auf und starre in die Finsternis. — „Hörst du?" — „Ja!" — „Du hast Horchposten im Graben. Stundenweis wird abgelöst." — Jetzt ist gewonnen. Ich will aufspringen. Ein starrer Druck auf meinen Beinen hält mich nieder. „Hilf mir, Jakob, ich bin zugedeckt." — Mit den Händen schafft er die Erde von mir. Nun bin ich frei. — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Mit dem gesicherten Gewehr in der Hand stehe ich und spähe und lauere in die Nacht. Hie und da gebe ich einen Schuß ab. Dann — knack — fliegt der Sicherungsflügel wieder herum. — Es ist eine unheimliche Nacht. Ein kalter Sturm heult vom Meere her und treibt eisige Tropfen ins Gesicht. Kein Sternlein. Im Gesträuch raschelt das dürre Laub, daß man jeden Augenblick ein paar funkelnde Gurkha-Augen zu sehen glaubt. Engländer und Inder sollen ja da drüben sein. — Süß und falsch schmeichelnd sirren die Gewehrgeschosse vorüber. Fernes, dumpfes Donnergrollen. Am Horizont ein furchtbares, blutrotes Flackern — ein Dorf brennt.

Meine Postenstunde ist vorüber. Ich wecke meinen Nachbar und krieche in meine halbzerstörte Höhle.

Das war vor St. Eloi am 10. November.

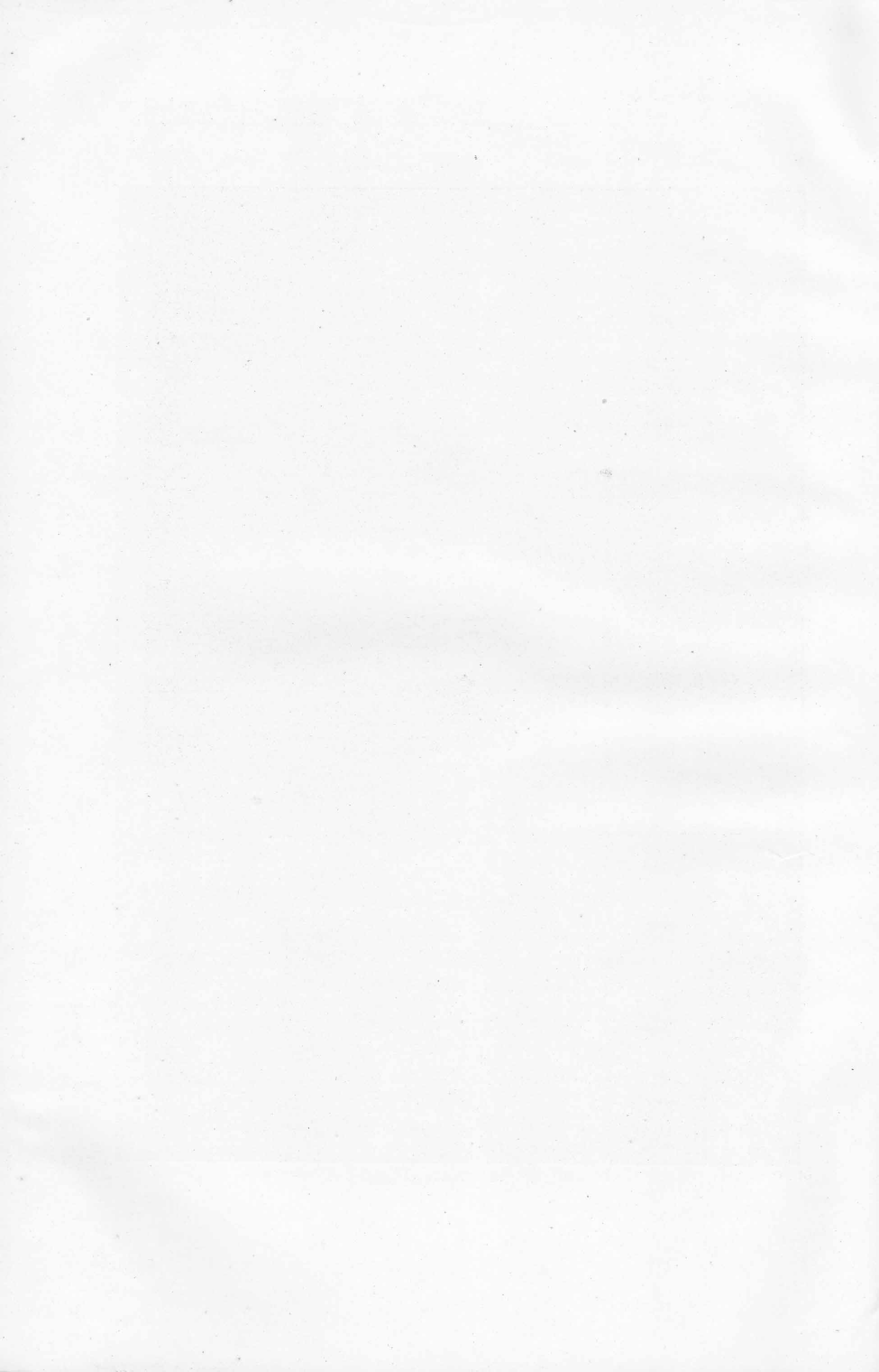
Spiele.

Jungengeburtstag! Da sieht immer das Haus
Wie eine Stätte des Wahnsinns aus!
Der Nachmittag hatte viel gebracht.
Vor allem das Spiel der Spiele — Schlacht!
Zum Ergötzen wen'ger für alt als für jung
In erschreckend naturwahrer Darstellung.
Wie Kanonen haben die Türen gekracht,
Und Pulverdampf haben sie auch gemacht;
Ein Schränkchen, mit Spielzeug hoch aufgetürmt,
Wurde als „feindliches Fort“ gestürmt.
Der Angriff glückt, die Unsern, allzumutig,
Hauen vor Stolz dem Feind die Nase blutig.
Und einer spricht befriedigt: „Nu ja — eben,
Ein paar Verwundete muß es auch geben!“
Das kleine blonde, sanfte Schwesterlein
Muß Kriegshund erst, dann Krankenschwester sein.
Die Nase wird befühlt, behorcht, beklopft
Und abgeschrubbert, bis sie nicht mehr tropft.
Dann kann, nach diesen blutigen Einzelheiten,
Die Heldenschar zu neuen Taten schreiten.
Was mögen sie nur noch für Pläne hegen,
„Kampf in den Lüften“ oder „Minenlegen“?
— Ich fand schon einmal Spuren auf der Diele —
O, deutsche Phantasie der Kinderspiele!
Kurt scheint was ganz Besonderes zu planen,
Und wenn der plant — das läßt nichts Gutes ahnen!
Die Badewanne wird zum Schützengraben
(Sie wird bald keine Spur von Glanz mehr haben —
Wohl, weil man hier den Ernst des Worts verstand,
Das aus der Kriegszeit allen Glanz verbannt).
Es wird gestürmt — bald tobt das Handgemenge
Erschrecklich in des Badezimmers Enge.
Und jetzt kommt Kurts genialer Feldherrnplan.
Behende stürzt er zu dem Wasserhahn,
Dreht ihn mit heldenhafter Geste auf.
Das Wasser strömt — Unheil, nimm deinen Lauf!!
Ein griech'scher Weiser sprach einst: Panta rei;
Will heißen: Alles fließt. Und hat dabei
Nicht mal geahnt, wie Kurtchen sich betätigt —
Wie fänd' er seinen Lehrsatz hier bestätigt!
Das Wasser rauscht — das Wasser schwoll —
Die Badestube ist schon übervoll,
Jedoch für der Elemente Gewalten,
Der wilden Wasser gibt es nun kein Halten.
O, wie sie glucksen, laufen, strömen, fließen
Und talwärts sich durchs Treppenhaus ergießen!
Das untre Stockwerk gleicht schon einem Teich.
Da kommt des Hauses Herrin schreckensbleich
Und sieht — der Atem will ihr fast vergehen —
Die Schreckenstat, die hier geschehen.
Wes Augen damals ihre Wohnung sah'n,
So genial als Sintflut hergerichtet,
Und wär' an Nervenkraft er ein Titan —
Vor diesem „Kriegsgreul“ wär' er glatt vernichtet.
Ein Drama spielt sich ab in ihren Mienen:
O, diese Kinder!! Alles, was man ihnen
So innerlich an guten Wünschen zollte,
Würgt uns, als ob man grad ersticken sollte,
Und ringt sich der beleidigten Natur
In einem Worte ab: „Na, wartet nur!“
Sie stürmt treppauf. — Rungsum das edle Naß,
Kurtchen schwimmt froh in einem Wäschefaß.
„Um Gottes Willen, Kinder, was ist los?“
„Ach, Muttchen, weiter nichts, wir spielen bloß!“
„Du Unglückskind! Was denn in aller Welt?“
Mit stolzem Blick schweigt der geniale Held.
Doch froh im Chore rufen es die andern:
„Muttchen, da fragst du noch?
Das siehst du doch!
Wir spielen grade überschwemmtes Flandern!“

Christa Niesel-Lessenthin.



Gertrud Staats: Fischerhütte an der Ostsee



In der Ratskanzlei
der Bergstadt.



Wie auch in unserer schweren Zeit die Freude, der Humor und die Gemütlichkeit nicht gestorben sind

Ist denn die Freude gestorben in deutschen Landen? Ist die holde Fee erstickt in der Kriegsschwüle?

Hat man den deutschen Humor, den gesunden Kerl, als „Muschko" eingezogen und ihn in Flandern oder Polen totgeschossen oder in eins der Gefangenenparadiese unserer so hoch zivilisierten Feinde verschleppt, nach Sibirien oder Dahome?



Bergstadtgasse.

Was ist aus der deutschen Gemütlichkeit geworden? Sitzt sie noch behaglich wie einst an Tisch und Herd, feiert sie noch ihre stillen Triumphe an den Stammtischen und in den Vereinen? Oder hat sie das graue Kleid der Frau Sorge angezogen?

* * *

Die Freude ist nicht tot. Sie ist nur ernst geworden. Es gibt nichts Ergreifenderes auf der Welt als ernste Freude. Sie ist der Sieg, sie ist die Höhe alles Menschlichen.

Seht unsere Feinde an, wie sie sich freuen, wenn ihnen ein wirklicher oder vermeintlicher Erfolg ward. Sie lärmen, sie schreien, sie werfen die Mützen und schlagen Räder, sie sind im Taumel, sie verlieren Würde und klare Umsicht, sie sind wie die Berauschten. Das ist freilich keine Schuld von ihnen, das ist Temperamentsache.

Ich aber sehe mich in meiner deutschen Bergstadt um. Da denke ich an die blasse Frau, die niemals mehr gelacht hat, seit der Mann fortzog von ihr und ihren drei kleinen Kindern. Als Lemberg gefallen war, ging sie mit ihrem ältesten Jungen nach dem Marktplatz, sie kauften eine kleine schwarz-weiß-rote Fahne für eine Mark und trugen sie heim. Sie gingen stumm und feierlich; aber die kleine Fahne flatterte im Sommerwind, und die Augen leuchteten in tiefer Freude. Wie zwei Heilige des Vaterlands zogen sie mit ihrer Fahne den Weg daher.

Ich denke an Euch, all ihr guten, verängstigten Augen, wie ihr schön und hell werdet, wenn ein kleiner verdrückter Brief von draußen ankommt: „Ich lebe, ich bin gesund."

Wir alle kennen den Alten, der sein Lebtag selten sein Haus verließ und jetzt schon auf allen Wirtsbänken der Stadt saß und „ganz unauffällig und ganz zufällig" dem fremdesten Mann erzählt: Ja, mein Junge bekam das Eiserne Kreuz, und so und so ging das zu! und dabei auch beim hundertsten Mal des Erzählens feuerrot wird vor Freude.

Nein, die Freude ist nicht tot. Und wenn die Erfüllung des soviel gesungenen Liedes: „In der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn" kommen wird, dann wird das der freudenvollste Tag sein, den unser Vaterland sah, seit es besteht.

Inzwischen wollen wir stille sein und uns im Geiste der Frau und dem Jungen anschließen, die die kleine Fahne nach Hause trugen.

* * *



In Gedanken.


Die Sicherheit zu Hause.

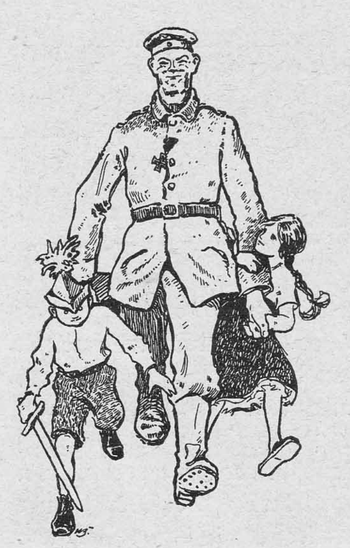
Der Humor ist wirklich zu den Waffen eingezogen worden. Wer den rotbäckigen Kerl mit dem gesunden Herzen, den springlustigen Beinen, der kräftigen Muskulatur und den treffsicheren Augen kannte, hat sich nicht gewundert, daß dieser vielgediente Landstürmer eingezogen wurde. Es wird uns glaubhaft berichtet, daß der Humor überall im Felde anzutreffen ist — in Flandern, im Argonnerwald, in Galizien und Polen, auch drunten im Süd an der Schurkengrenze. Manchmal, das kann nicht geleugnet werden, hat Muschko Humor sich gedrückt. Wenn der Todeshagel kam oder die furchtbaren Marsch- und Regentage waren, verkroch er sich in dem letzten Winkel des Unterstandes oder saß bei der allerhintersten Bagage; dann sagte Muschko Humor, der Humor sei ihm ausgegangen. Aber kaum ging es nur einigermaßen erträglich, so war er wieder in Reih' und Glied, hockte auf dem Rand der Gulaschkanone, schnurrte durch die Schützengräben und hatte das ihm angeborene lose Maulwerk. Das ist sicher: zehn Millionen feindliche Scharfschützen können den deutschen Landstürmer Humor nicht totschießen. Fragt jeden, der von draußen kommt, ob das wahr ist oder nicht.

Was der Humor eigentlich für eine „Charge" hat, weiß der liebe Himmel. Gemeiner ist er sicher, denn jeder ist mit ihm „auf Du", aber auch die Offiziere und Generale laden ihn als lieben Kameraden gern ins Zelt, und selbst der Herr Kommiß-Feldwebel spricht ihn von Zeit zu Zeit wohlwollend an. Und das ist doch die Höhe! Ich bin dafür, daß der deutsche Humor den „Pour le Mérite" bekommt. Da läge doch Humor darin.

* * *


Landsturm, 4. Aufgebot.

Die Gemütlichkeit! Als ich vor drei Jahren meine „Bergstadt" begründete und mich selber — da ich allein auf dem Bauplatz stand — unter Zustimmung des Echos zum „Burgemeister" ausrief, dachte ich: die Gemütlichkeit,


Vater auf Urlaub.

das wäre so recht ein Schutzgeist für deine Stadt. Und es gelang. An fünfzehntausend Bürger siedelten sich alsbald in meiner „Bergstadt“ an, und ich glaube, es war wirklich ganz gemütlich. Wie ich aber gerade den stadtväterlichen Plan für das dritte Jahr machte und fest überzeugt war, jetzt käme für die „Bergstadt“ eine ungeheuerliche Blütezeit, fuhren mir der Zar, Herr Poincaré und Edis unselige Erben mit ihrem blöden Weltkrieg ins Konzept. Was sollte ich tun? Verhindern konnte ich die Störung nicht, also verband ich mich in Eile mit dem deutschen und dem österreichischen Kaiser und dachte: Zunächst wird es vielleicht ein bißchen sehr heiß zugehen, aber wir werden die Sache schon schmeißen. Und richtig! Heute nach einem aufregenden Kampfjahr stelle ich meinen hohen Verbündeten Wilhelm und Franz Joseph das aufrichtige Zeugnis aus, daß sie ihre Sache gut gemacht haben. Hätte ich mich auf die Seite der Entente geschlagen, wahrhaftig, ich wäre mit meiner „Bergstadt“ pleite geworden. Aber ich bin ja nicht so dumm wie die Italiener. So steht meine Stadt noch fest und stark da, trotz der Stürme der Zeit.

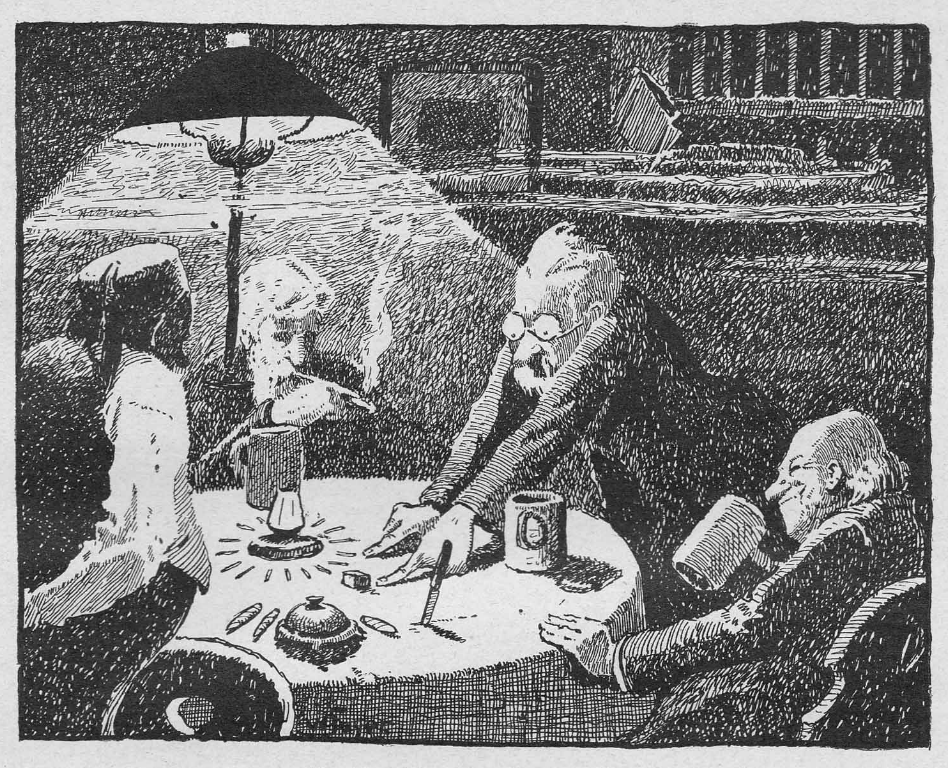
Freilich hatte auch die „Bergstadt“ harte Verluste. Viele ihrer Bürger zogen in den Krieg; andere schrieben: Lieber Burgemeister, die Schuhsohlen und das Fleisch sind teuer; wir können die Stadtsteuer nicht mehr bezahlen. Aber die allermeisten waren doch der Meinung, daß geistige Anregung und Auferbauung ebenso wichtig sind wie Stiefelsohlen; denn trotz der dicksten Sohlen kann der Mensch innerlich zum Erbarmen frieren. Dagegen hilft dann kein dicker Flausch und kein Dauerbrandofen, dagegen hilft nur die Erwärmung des Gemütes.

Gemütlichkeit! Die französische Sprache hat kein gleichbedeutendes Wort. Auch wir können den Sinn des Wortes nicht aus bloßem Behagen heraus, sondern nur aus einer Summe von Wohlwollen und Wohlgefühl erklären, deren Ergebnisse Humor, Freundlichkeit, Friede, Sicherheit, Trost sind.

* * *

Liebe Bergstädter! Noch bläst der Sturm gar grausig über die Welt. Der Winter steht vor der Tür. Ob durch seine kalten Nächte weiterhin der Völkermord rasen wird oder ob in seinen Weihnachtstannen der Friede wartet, wissen wir noch


Der Herr Ratsdiener.



Der Herr Apotheker erklärt die Kriegslage (Bergstädtische Kriegsberichterstattung).

nicht. Eins wissen wir, daß wir uns auch in diesem Winter in unserer „Bergstadt“ ein friedliches Heim schaffen wollen, eine warme Stube als tröstliche Zufluchtsstätte. Noch leben die alten Käuze: der Burgemeister, die Ratsmannen, die Philosophen und Strategen aus dem „Goldenen Löwen“, der Ratsdiener Klammt mit seiner Jerichokanone; — noch spinnen sich Geschichten und Märchen am Herdfeuer, noch tönen traurige und lustige Lieder. Wir horchen hinaus auf das große Drama unserer Zeit, aber wir horchen auch in uns hinein und fühlen den Schlag des alten treuen Herzens.

Wir wollen, Ihr lieben Bergstädter, noch näher zusammenrücken in dieser schweren Zeit, und wer sich uns guten Willens zugesellt, soll uns in Freundschaft willkommen sein.

Im August 1915.

Paul Keller,
Burgemeister der „Bergstadt“.

Besuch beim Ehrenbürger.

Von Paul Linde in Neubabelsberg.



„. . . Und daß es für unsere Gemeinde eine große Ehre ist, darüber sind wir wohl einig. Wolltest du etwas sagen, Karl?“

Der Gemeinderat Fleischermeister Karl Klinkerfuß erhob sich. Das geschah nicht mit einem Male, sondern nach und nach. Das übermenschliche Format dieses Mannes erklärte das ohne weiteres.

Die kleinen Augen, das einzige, was zu dem Koloß nicht recht passen wollte, funkelten aus dem breiten, schmalzigen Gesicht heraus. Er räusperte sich. Da seine sämtlichen Kollegen das kannten und starke Nerven hatten, geschah es ohne Unheil.

„Der Junge bekommt von mir eine Wurst!“ sagte der Fleischermeister. Er sah seine Kollegen der Reihe nach herausfordernd an.

Die Gemeinderäte hatten die Köpfe gesenkt. Sie dachten angestrengt nach. Das erforderte Zeit.

Da stand der Ökonom Walter Habich auf.

„Und die Gemeinde?“ fragte er mit Nachdruck. Dann setzte er sich wieder.

Es entstand abermals Schweigen. Nun meldete sich der Sattlermeister Bruno Seilkopf.

„Recht hast du, Walter!“ sagte er. Und dann sah er den Gemeindevorsteher vorwurfsvoll an und — setzte sich.

Der Schuhmachermeister Fritz Milde spitzte die Ohren. Er stellte in diesem engen Kreise die Opposition dar. Er wollte immer anders als die anderen und stimmte stets für sich gegen alle. Jetzt witterte er einen solchen Fall. Der ließ sich ganz gut an.

„Na, was sage ich denn immer?“ fragte er. „Geschieht denn hier überhaupt etwas?“

„Weil du im Kollegium sitzest!“ trumpfte der Hafnermeister Emil Held ihn ab.

„Der Junge bekommt seine Wurst!“ warf Fleischermeister Klinkerfuß ein.

Da erhob sich der Lehrer. Es ward Ruhe. Der war gescheit. Seine Vorschläge und Ideen gingen immer durch. Gegen eine Stimme selbstverständlich.

„Natürlich muß etwas von der Gemeinde geschehen,“ sagte er. „Und ich weiß auch, was!“

Die Gemeindevertreter sahen gespannt zu ihm auf. Im Gesicht des Schuhmachermeisters Fritz Milde malte sich bereits der Widerspruch.

„Die Gemeinde hat einen Ritter des Eisernen Kreuzes unter sich!“ sagte der Lehrer mit Betonung. „Ist denn in Schnarsleben oder in Beckendorf, ja, ist denn in Torfhau und Borne schon einer? Nein!“

„Der Junge bekommt von mir seine Wurst!“ warf Meister Klinkerfuß nachdrücklich ein.

Der Lehrer nickte ihm zu. Dann fuhr er fort: „Da muß etwas von der Gemeinde geschehen.“

„Er bekommt ein Denkmal!“ rief der Ökonom Walter Habich triumphierend.

„Jawohl, jawohl!... Nein!... Ja, doch!... Nein!... Nun gerade!...“

Kampfbereit standen sich die Parteien gegenüber. Die eine bestand nur aus einem Mann. Das war natürlich Meister Milde...

„Ruhig, Freunde!“ Der Lehrer besänftigte mit einer Handbewegung die erregten Wogen. Dann fuhr er fort: „Er bekommt sein Denkmal! Aber keins aus Stein und Eisen: nein, aus Papier!“

Diesmal waren alle Gesichter gleich langgezogen. Meister Milde machte keine Ausnahme.

„Ich will es kurz machen,“ blieb der Lehrer beim Thema. „Unser Ordensritter bekommt ein Diplom. Wir ernennen ihn zum Ehrenbürger von Harxhausen!“

Langes Schweigen. Meister Milde räusperte sich. Da stand der Gemeindevorsteher auf, noch ehe es der Opposition gelang, ihren Widerspruch zu äußern.

„Freunde, der Vorschlag unseres Herrn Lehrers ist gut. Er ist glänzend. Das wird die Gemeinde nicht vergessen, solange ein Stein auf dem andern steht!“

„Unser Lehrer! Ja, unser Lehrer!“ ging es anerkennend im Kreise.

„Wir wollen bei der Sache bleiben,“ lehnte der Lehrer das Lob ab. „Wer überbringt dem Helden das Diplom?“

„Ja, wer denn? Wer tut denn das?“ fragte man durcheinander.

„Ich!“ sagte Meister Milde, dem diesmal kein Widerspruch einfiel. Aber nun wurde ihm widersprochen.

Der Meister Klinkerfuß stand in seiner ganzen Mächtigkeit auf, deutete auf seine Brust und sagte langsam:

„Nein, ich! Denn ich muß dem Jungen seine Wurst bringen. Und überhaupt muß ich so wie so nach Frankfurt, wo der Junge im Lazarett liegt. Ich will drei fette Schweine kaufen, da nehme ich das Diplom gleich mit!“

Der Vorschlag wurde zum Beschluß erhoben, und dann ging das Kollegium erregt auseinander. Der Lehrer aber machte sich an den Entwurf des Ehrenbürgerbriefes.

* * *

Meister Klinkerfuß neigte sich über das Bett des Verwundeten.

„Er schläft!“ flüsterte der Wärter. „Warten Sie doch, er wird bald aufwachen.“

Der Gemeinderat nickte. Zu sprechen wagte er nicht. Er stellte den umfangreichen Koffer, den er mitgebracht hatte, vor dem Bett nieder und öffnete ihn. Dann entnahm er daraus Wurst auf Wurst und türmte sie kunstvoll auf das Nachttischchen.

Die Verwundeten traten staunend näher. Was war mit dem Manne? Wollte der hier im Lazarett eine Fleischerei errichten?

Meister Klinkerfuß achtete nicht auf seine Umgebung. Er sah auch nicht, daß „sein“ Verwundeter längst erwacht war und mit großen Augen beobachtete, wie das Wurstgebirge höher und höher wurde. Als es nun aber einzustürzen drohte, erhob der Verwundete flehend die Hände und rief: „Genug, Meister Klinkerfuß, es ist genug! Wenn das jetzt einfällt, erschlägt es mich!“

Der Meister, der gerade eine pralle Blutwurst in den Händen hielt, fuhr erschrocken herum. „Diese eine noch!“ murmelte er halb unbewußt. Dann aber kam er zu sich.

„Ah, du bist endlich munter?“ sagte er erfreut. Er reichte dem Verwundeten die Hand und drückte sie, daß sich dessen Mienen schmerzhaft verzogen.

„Ja, mein Sohn, die Schweine sind jetzt teuer. Drei Mark mehr kostet der Zentner schon wieder. Aber das macht nichts, du bekommst deine Wurst!

Du bist der einzige Harxhausener, der in die Welt paßt!"

Der Verwundete lächelte. „Außer Euch natürlich, Meister," sagte er.

„Natürlich, natürlich," machte Meister Klinkerfuß zerstreut. Dabei fuhr er mit den Händen über seine Kleider, wühlte in allen Taschen und strich sich dann verzweifelt über das Gesäß.

„Was ist denn, Meister, sucht Ihr etwas?" fragte der Verwundete.

„Ach Gott, ja, freilich suche ich etwas," sagte der Meister. Er hob den leeren Koffer auf, schaute hinein, kehrte ihn um, sah auf den Boden, kniete dann nieder und spähte unter das Bett.

Als er nicht fand, was er suchte, ließ er sich zerknirscht auf einem Stuhl nieder. „Das Diplom," murmelte er zwischen den Zähnen, „wo ist das Diplom?"

„Was denn, Meister, was ist Euch nur?" fragte der Verwundete.

„Was mir ist?" schrie ihn der Meister an, „was mir ist? Ich bin der größte Ochse, der lebt!... Oder stimmt das nicht?"

„Das kann ich nicht so genau beurteilen, Meister, das müßt Ihr besser wissen," gab der Verwundete schalkhaft zurück. „Aber, um was für ein Diplom handelt es sich denn?"

„Um was für ein Diplom? Das weißt du nicht? Ehrenbürger von Harxhausen bist du, und ich sollte dir das Diplom bringen. Nun liegt es zu Hause auf dem Tisch!" Der Meister schwieg einen Augenblick. Dann hellten sich seine Mienen auf. „Aber ich bin nur froh, daß ich die Wurst nicht vergessen habe. Deine Wurst, mein Sohn, die mußt du haben. Aber freilich, das Diplom —"

Der Verwundete hatte die Decke etwas zurückgeschlagen. Ein schlichtes, schwarzes Kreuz mit weißem Rande lag auf seiner Brust. Er deutete darauf und sagte lächelnd: „Das, Meister, genügt ja vorläufig. Das Diplom hole ich mir selbst bei Euch ab, wenn ich erst kommen kann."

Der Meister sah mit verklärten Augen auf das schöne Kreuz. Seine Hände tasteten behutsam und andächtig darüber hin, und leise sagte er:

„Du bist ein Held, Junge, du bist ganz sicher ein Held... Aber ich bin —"

Das weitere ging in einem undeutlichen Gemurmel unter. Aber man verstand ihn auch so.

Warschau gefallen!

Ein wartendes Fragen,
ein Hoffen und Zagen
in Deutschland auf jeder Lippe ruht.
Die Antwort: — Geduld, die Sach' geht gut. —
Dagegen ein Zittern in Herz und Hand,
ein Atemstocken in Feindesland:
Wär's möglich? — So kläglich der Plan
— Ob Warschau fällt? [zerspellt? —
— Ein jubelndes Brausen vom Rhein zum Sund,
Viktoriarufe aus jauchzendem Mund,
ein Kirchglockläuten und Böllerschießen,
aus jedem Fenster ein Fahnengrüßen,
ein Paukenschmettern, ein Jubelgesang,
ein Händedrücken die Straßen entlang,
ein goldener Lohn für ein eisernes Ziel:
— Warschau fiel! —
Das quaderne Bollwerk von zarischer Macht
Durch deutsche Fäuste zu Fall gebracht.
Herunter der russische Adler vom Turm,
ein Jericho-Bersten durch deutschen Sturm. —
Nun fliegt's durch die Welten wie Falkenflug,
ein ewiges Merkblatt im Völkerbuch,
ein Gottesurteil, ein Richtspruch allen:
— Warschau gefallen!

H. Biesenbach in Düsseldorf.

Randglossen zur Zeitgeschichte.

Von Paul Keller.

Nach dem ersten Kriegsjahre.



Auch die schwerste Zeit vergeht. Mancher Tag dieses Jahres lief so träge, als dehne er sich zu Wochen; manche Stunde war so voller Angst und Pein, als könne sie gar nicht enden.

Und doch ist ein ganzes Jahr vorübergegangen. Ein ganzes Jahr Krieg. Jeden Tag, jede Nacht Kampf, jede Stunde Bluten und Sterben. Selbst durch den Weihnachtsfrieden heulten die Granaten, selbst am Auferstehungsmorgen starben deutsche Helden; am Pfingsttage begingen die Italiener die Sünde gegen den heiligen Geist: ihren schmählichen Treubruch.

Und doch ist auch dieses Jahr vergangen. Die Jahre rinnen, das Leben rinnt. Vergehen wird der Schmerz um die gefallenen Lieben, bei manchem Vater, mancher Mutter, Frau oder Braut freilich erst, wenn sie selbst vergehen — — späte Jahre werden auf unsere Zeit ohne Schmerzen zurücksehen, nur mit einer großen Bewunderung.

Es war einmal ein großer Krieg...

So werden unsere Enkel staunend sprechen.

— — — — — — — — — — — —

„Wenn die Blätter fallen, wird der Krieg aus sein."

So sprachen wir im August 1914.

„Zu Weihnachten werden meine braven Landwehrleute bei ihren Lieben sein."

So sollte der Kaiser im Herbst 1914 gesagt haben.

„Längstens bis Pfingsten!"

So hieß es an Silvester.

Zu Pfingsten, als die welschen Verräter eingriffen, wußten wir: es dauert noch lange.

Jetzt splitterte die stärkste Säule unserer Feinde: die russische Macht. Die Italiener bluten aus hunderttausend Wunden. Die unfreundlichen Neutralen halten erschreckt das Schwert in der Scheide.

Wird nun Friede werden? Der Papst steht mit hoch erhobener Palme vor der Welt. Aber noch ist kaum sein Friedensruf erschallt, tönt es aus allen Winkeln des Kampffeldes: „Nein!"

Sie wollen noch nicht; sie wollen noch weiter ringen um den Siegespreis; jeder fürchtet das „Vae victis!"

Könnten wir jetzt auf eine Friedenskonferenz gehen? Etwa auf eine, wo neben den Kriegführenden auch die Neutralen mitsprächen? — Jetzt? —

Für eine solche Konferenz haben unsere Feinde eine Formel gefunden: Wir sitzen auf dem Richterstuhl, die Zentralmächte auf der Anklagebank.

Wir danken! Der deutsche Michel läßt sich nicht hängen, bevor man ihn hat.

Aber selbst wenn die Feinde in begreiflicher Sorge vor der Zukunft den Ton änderten, wenn sie nicht mehr davon sprächen, die Deutschen zu den für sie robotenden „Sklaven Europas" zu machen, wenn sie uns wieder „Deutsche" nennten, nicht mehr „Barbaren" und „wilde Schweine", mit einem Wort, wenn sie durch die Not zum Anstand bekehrt würden, könnten wir dann auf eine allgemeine europäische Friedenskonferenz gehen?

Wie lange würde eine solche Konferenz dauern? Sagen wir sechs bis

neun Monate. Und dann? Dann wäre für die Franzosen der gefährliche Winter vorbei, der sie ihrer afrikanischen Hilfstruppen beraubt. Dann hätten sich die Engländer inzwischen Unmassen Munition beschafft, dann hätte das zerschlagene Rußland sich neu erholt.

Dann — ja dann würde die Konferenz zu Ende sein und der Krieg aufs neue anfangen.

Nein, wir können nur Frieden schließen im Sinne der schönen Worte unseres Kaisers am Jahrestage der Kriegserklärung: wenn Deutschland die stärksten militärischen, politischen und wirtschaftlichen Garantien erhält, die es gegen abermaligen Überfall schützen. — Wer einen solchen Frieden vermittelt, soll uns gesegnet sein.

Noch muß das deutsche Volk das schwere Kreuz weiter tragen. Es ist stark, nicht schwächer geworden in dieser harten Prüfungszeit. Der Herr der Heerscharen war mit ihm; in Feuersäulen schritt er vor ihm her und ließ es nicht verhungern in der abgeschiedenen Wüste seiner Vereinsamung.

An anderer Stelle habe ich einmal geschrieben: Alle Tyrannen der Welt werden am Ende lächerlich; auf dem Schindanger grasen die Gänse.

Was ist aus den furchtbaren Drohungen unserer Feinde geworden?

So dräute England: Die schwarzäugigen Gurkhas werden auf den Marmorbänken von Sanssouci sitzen; — die Franzosen höhnten: Im Juni wird das deutsche Volk, soweit es nicht vor Hunger sprachlos ist, auf den Knieen um Frieden bitten; — die Russen polterten: Die Dampfwalze unserer Millionenheere wird in Deutschland auch den letzten Grashalm zermalmen.

Wo sind die Gurkhas? Wo blieb das verhungernde Deutschland? Und wo ist die russische Walze? Sie walzt gen Ost, zermalmt furchtbar das eigene Land.

Unsere Feinde haben nur zwei Töne auf ihrer Trompete: der eine schmettert Sieg, der andere ruft um Hilfe.

Ist das nicht unsäglich lächerlich? Kränzen sie nicht Tag für Tag ihre Stirnen mit Vorschußlorbeeren, sprechen sie nicht immerfort von ihrem unausbleiblichen Sieg, und gehen sie nicht trotzdem mit dem Bettelkorb um Kriegsbeistand von Tür zu Tür?

Die Japaner hatten recht, als sie sagten:

„Wenn Ihr unsere Hilfe braucht, habt Ihr schon verloren.“

In diesem Kriege heißt es mehr als je: Wer sich auf andere verläßt, der ist verlassen.

Selbst ist der Mann!

Die Herzländer unseres Kontinents werden gesund bleiben, und nur darum, weil sie so ein gesundes Herz hat, das alle Fieber durchhält, wird die alte Frau Europa nach dieser schweren Krankheit wieder gesunden.

Wer ist der schlimmste Feind?

Die meisten Deutschen werden auf diese Frage ohne viel Besinnen antworten: England! Und das ist ja richtig: England hat nicht nur den Ausbruch des Krieges verschuldet; es verhindert auch den Friedensschluß. Aber wir wollen uns nicht verhehlen, daß auch die Franzosen arge Feinde in des Wortes schlimmster Bedeutung sind. Sie haben unauslöschlichen Haß gegen uns, einen Haß, der wahrscheinlich auch in Zukunft die vertrauensvolle Annäherung der beiden Nationen verhindern wird. Frankreich wird nach fünfzig Jahren noch wütend nach Revanche brüllen, wenn sich England längst die blutende Nase gewischt und uns neue Geschäftsfreundschaft angeboten haben wird. Am ehesten — denke ich — wäre eine Verständigung mit den Russen möglich, die ja früher stets unsere guten Freunde waren. Wenn wieder gesunde Russen in Rußland re-

gieren werden, nicht in Paris an Leib und Seele verdorbene französelnde Sarmaten, dann wird im Osten Deutschlands blauer Himmel sein. Die Russen, die Deutschland den Krieg bereitet haben, waren in Wirklichkeit Franzosen; ihre geistige und moralische Heimatstadt war Paris. Von den Italienern wollen wir nicht reden; sie sind nicht unsere schlimmsten Feinde, sie sind nur die verächtlichsten. —

Aber Feinde kenne ich, die heuchlerischer als die Briten, grausamer als die Franzosen, verräterischer als die Italiener sind; und diese Feinde wohnen im eigenen Land.

Es sind alle jene gottverfluchten Kreaturen, die die Not des Vaterlandes benutzen, um durch wucherische Handelsverdienste sich am Hunger ihrer armen Volksgenossen zu bereichern. All jenes schamlose, wenn auch äußerlich noch so loyale Gesindel, das von anständigem Gewinnsatz nichts mehr weiß, das durch hundert und tausend Finten, wie den Aufkauf und darauf folgende enorme Preissteigerung wichtiger Produkte, unser Volk begaunert, den armen Kriegerkindern die Butter vom Brote stiehlt, die ohnehin kargen Sonntagsbissen des Volkes an Fleisch schmälert, auf jedes Hemdlein, auf jedes Wollkittelchen, auf jede Schuhsohle ihre räuberische Steuer legt, diese gierigen Hyänen auf dem sozialen Schlachtfelde dieser Tage sind die schlimmsten aller unserer Feinde.

Wir wollen ihnen an die Gurgel fahren! O, nicht totschlagen, nicht ihre Häuser anzünden wollen wir, nicht mit Pogromen oder sonstigen ungesetzlichen Mitteln wollen wir ihnen ans Leder. (Mit dem Worte Pogrom spiele ich übrigens nicht auf die Juden an; denn ich bin überzeugt, daß der Prozentsatz der „christlichen" Kriegswucherer ebenso groß ist wie der der „semitischen".) Wir — die ganze Riesengemeinde der Bestohlenen — wollen durch gesetzlichen Zwang bewirken, daß das Gesindel der Kriegswucherer wenigstens den größten Teil seiner Beute wieder herausgeben muß.

Es ist viel von einer Kriegsgewinnsteuer die Rede. Sie wird wohl das einzige Mittel sein, zu unserem Ziel zu gelangen. Aber es muß ein energisches Gesetz sein, was da zustande kommt. Ich denke mir es so, daß Kriegsgewinne, die sich in anständigen Grenzen halten und durch vermehrte Arbeitslast gerechtfertigt sind, unbesteuert bleiben, daß aber alles, was darüber hinausgeht, stufenweise (wie bei der Einkommensteuer) zur Abgabe herangezogen wird und daß man bei den Millionengewinnen ruhig bis zur Einziehung von 90 Prozent des Gesamtgewinnes geht.

Wir brauchen Geld!

Und wir brauchen Gerechtigkeit!

Zimperlichkeit mögen wir in dieser Sache nicht. Bloße Geldstrafen müssen bei falscher Angabe der Kriegsgewinne ganz ausgeschlossen sein. Die Regierung muß ihre Mittel, solche Irreführungen herauszubekommen, verzehnfachen.

Herrgott, wäre das eine Wohltat gewesen, in diesen Tagen mal zu lesen: Der Kriegswucherer so und so bekam 4 Jahre Gefängnis und 100 000 Mark Geldstrafe aufgebrummt. Flaggen hätte man müssen bei solcher Nachricht; denn sie hätte einen großen Sieg bedeutet. Ich habe nichts derartiges gelesen. Hin und wieder wurden einem Bäuerlein, das von einem feindlichen Nachbarn denunziert wurde, seinen Hühnern Getreidekörner gegeben zu haben, ein paar Mark Geldstrafe abgenommen. Geschreckt hat das nicht. Man denke an die „Einschätzung" der Kartoffelvorräte, die das unglückliche Gebot der Schweineabschlachtung verursachte.

Deutschland ist rundum belagert. Nur winzige Bruchteile fremder Waren kom-

men noch zu uns. Was wir verbrauchen, produzieren wir selbst. Folglich müssen wir auch bestimmen können, was unsere Waren kosten.

Unser Volk muß nicht bloß hinreichend, sondern auch zu normalen Preisen zu leben haben, dann wird es die schwere Last des Krieges stark und unverzagt weitertragen bis zum Tage des Sieges.

Alle aber, die an der Gesetzesmaschine sitzen, erleuchte der Himmel, daß sie die rechten Wege finden, unseren schlimmsten Feinden sofort das Handwerk zu legen und ihnen die Diebesbeute auch sofort abzunehmen, noch ehe die Bande das Geld nach Friedensschluß über die wiedergeöffneten Grenzen nach — der Bank von England bringen kann.

Tirol Anno Fünfzehn.

Von Carl Marilaun.



Fast auf den Tag sechs Jahre ist es her, seit Österreichs alter Herr seine letzte Heerschau über den Landsturm von Tirol hielt. Zur Jahrhundertfeier von Anno Neun war alles, was lodene Hosen, Janker und Spielhahnfeder am Hütle trägt, ausgerückt und marschierte unter den wehenden Fahnen der Väter stunden- und stundenlang an dem weißen, feinen und gütigen Soldatengreis vorbei, der stumm und fest trotz seiner damals neunundsiebzig Jahre in der brennenden Hochsommersonne von Innsbruck aushielt, um die abertausend Buben, Männer und Greise des „heiligen Landls“ zu grüßen. An vier Stunden stand Franz Josef, silberweiß das Haupt, blühendfrisch von Angesicht, und wurde nicht müde des unendlichen, dieses nicht endenwollenden Zuges tirolischer Mannheit, der mit Fahnen und Feldzeichen, roten Adlerstandarten, mit Blumen, Kreuzen, Kränzen, mit allen unzählbaren Ehrenzeichen der Standschützen, durchlöcherten Zielscheiben, mit Bläsern, Trommeln und Schwegelpfeiflein an seinem abgöttisch geliebten „Franzel“ vorübermarschierte. Durch vier Stunden donnerte der Boden von Innsbruck unter den eisernen Füßen des tirolischen Landsturms, viele Zehntausende von Fäusten klammerten sich straffer um die geliebte Büchse, mit Armen wie Dreschflegel winkten die Buben dem stillen, lächelnden, uralten Kaiser zu, der in der wunderschönen scharlachfarbenen und weißen Tracht der österreichischen Generale, federnd von Strammheit und Eleganz, ungebeugt in der glühenden Sonne aushielt.

Die Enkel und Urenkel des Sandwirts zogen damals an ihrem Herrn und Vater vorüber. Aus allen Tälern Tirols waren sie gekommen, in den farbigen, altmodischen Röcken, die noch die Väter trugen. Und aus den steilsten Almschroffen waren sie heruntergeklettert, als die Glocken des heiligen Landes zur Jahrhundertfeier von Tirols größter Zeit riefen. Ihr Festtagskleid war dasselbe, das die Väter trugen, gelbe und weiße Röcke, lederne und lodene Hosen, blaue Strümpfe, weiße Strümpfe, grüne Wadelstutzen, verwetterte Kühbubenhütchen mit Almrausch und Adlersflaum und hohe, schwarze, breitgekrämpte Filze, in deren Hutband

die Geiersfeder und die altsilberne Medaille unserer lieben Frau hängt, die schon in Andrä Hofers großem Jahr in ihrem Mantel schützend die Kugeln der Feinde auffing. Schöneres mag der alte Kaiser Franz Josef in seinem langen, reichen Leben nie gesehen haben als dies Aufgebot des Landsturms von Tirol . . .

Von denen, die vor sechs Jahren ihrem alten Herrn mit der wildfrohen Stimme von Bär und Hirsch zujubelten, sind oben in Galizien und Polen wohl viele und viele still geworden. In der fremden Erde, die dennoch eine Heimatserde ist und die Österreich ist, liegen langausgestreckt im Sand Tiroler neben Ungarn, Slowaken, Wienern, Tschechen und Ruthenen. Fremd klingen die Namen der Orte, wo ihre aus Birkenästen geschnitzelten Kreuze stehen, und nicht ihre heiligen, teuren Tiroler Berge verteidigten sie, sondern hielten im wilden, fremden Gebirgswall der Karpathen einen blutig harten Winterkrieg aus, bis der Schlachtentod auch für ihre Brust die eiserne Kugel goß. Derweil hielten die zu Haus', die in Hofers und Speckbachers Heimat den Atem an. Von Süden her, von den Welschen herüber zog neues Unwetter. Mit jedem Tag ballte sich's schwärzer, und durch Monate standen die Männer, Buben, Greise, die Frauen und Kinder von Tirol des Blitzes gewärtig, der dann am Pfingstmontagabend niederschlug. Hunderttausend Tiroler Augen starrten südwärts, indes andere Hunderttausend im Norden mit den Russen rausten. Und wie ein Alp von Schweigen und wortlosem Zuwarten lag's in diesen Monaten auf jeder Brust. Jeder ahnte die tückisch geballte welsche Faust. Jeder wußte um den Verrat, der dort unten hinter den heiligen, geliebten Bergen giftig schwärte und reif wurde. So blutig glühten in keinem Frühjahr Schlern und Rosengarten und Ortler und Venediger wie heuer. Als ob alles Blut, das in galizischem Sand versickerte, von neuem über die Firnen und Schneefelder flösse, brannten die Berge ihre Wettersanale ins schweigende, wartende Land. Und was dort hauste unter steinbeschwerten, moosbartumhangenen Dächern, in Hütten und Bergkeuschen, verstand die Sturmzeichen. Abertausend Tiroler trugen freilich schon längst die feldgraue Tracht der Tiroler Kaiserjäger und Blumenteufel, andere Tausend lasen wir auf dem groben, grauen Papier der Verlustlisten, die die trübe Kehrseite auch des glänzendsten Sieges sind. Aber noch immer gab der Boden von Tirol Männer her, und Sechzehn-, Siebzehn-, Achtzehnjährige ließen Pflugschar, Spaten und blaues Fürtuch und übten Aug' und Hand am sonntägigen Schützenstand, an dem es nun Tag um Tag von früh bis abends krachte. Und die ganz Alten fühlten ein spätes Fieber in ihren Adern brennen, krochen hervor aus ihren Waldklausen und Einsiedeleien und Altenteilen und meldeten sich, sechzig-, siebzig-, fünfundsiebzigjährig, zum Dienst. Ihre faltigen, altersknotigen Hände spannen sich wie Schraubstöcke um den Stutzen. Ihre versunkener Knie straffen sich, ihre vorhängenden Schultern werden eisenhart, und jung ist das blaue Tirolerauge mitten im verwitterten und zerrunzelten Gesicht, jung die Großvatershand, die das Gewehrzüngel wieder spannen wird. Älteste neben Jüngsten, Krumme neben jungen, lebendigen Lärchenstämmen, Gebeugte Hand in Hand mit halbgewachsenen Buben, und alle brennend, eine einzige Faust, ein einziger, grimmiger, blutiger, tödlich furchtbarer Bauerngrimm — der Landsturm von Tirol.

Tirol Anno Fünfzehn. In Galizien schlagen sich Männer, die ihre Pflicht tun, vor allem und über alles ihre

Pflicht. In Tirol aber schlagen sich Liebende. Erzengel müssen so um ihr Paradies kämpfen, wie die Nachfahren der großen, unvergeßlichen Tiroler heute jeden Fußbreit angestammter Erde wider die andringenden Buschklepper verteidigen. Anno Neun ist heute noch in jeder Mannesbrust lebendig und kann nicht vergessen werden, bis die Boten des jüngsten Tages den Sandwirt und seine Getreuen aus ihren Gräbern zu wecken kommen. Anno Fünfzehn aber muß noch mit dröhnenden Tirolerfäusten an die Tore der Ewigkeit donnern . . .

Als der Sturm losbrach, stand das pfingstlich geschmückte Land im Blust und Heiligenschein seiner Blüte. Am Inn prangten die Apfel- und Birnbäume, von der Schneeschmelze schossen die grünen Wässer zutal, und um jede der hundert edlen, alten Tiroler Burgen flochten Schlehdorn und Hundsrose ihre duftenden und blühenden Festgewinde. Freilich, diesen Frühling voll Sonne, blauen Himmels, Blütenschneien und Vögelsingen zu sehen und zu hören, hatte niemand Aug' noch Ohr. Denn schon krachte es hallend und widerhallend in tausendfältigem Echo bei den Scheibenständen. Über jeden der vielen, altertümlichen, giebelumstandenen Stadtplätze rückten die grauen Schützen zu Pfeifenschall und Trommelklang. Die Tirolerpfeifer führten wie einst den übenden Landsturm an, und mit ihrer herzlichen, rührenden Einfalt vertrugen sich gut die Haydnschen Bläsersignale, der Habtachtruf, „Zum Gebet!“ „Marsch, marsch!“ und der schwermütig aushallende, langhinziehende, rufende und heimlockende österreichische Zapfenstreich. Unterdes bestellten die Weiber das Feld, säten die Mütter; blondhaarige Dirnen stießen mit der braunen Faust die Pflugschar, so gut es gehen mochte, in die wartende Erde. Die Männer und Söhne waren ja fort, und zeitlich im Frühjahr gingen auch noch die Großväter und Enkel. Auf allen Straßen sah man sie, nicht mehr in der buntgescheckten Tracht des historischen tirolischen Landsturms, der mit Prügel, Flegel und Morgenstern bewehrt das letzte Aufgebot besorgte. Sondern jeder trug nun die Farbe von Anno Fünfzehn, das helle Grau: die knappe Joppe, die kurze Hose mit Stutzen und Wickeln, die Militärkappe, und daran, zwischen ein paar Blumen vom Gartenzaun, den silbernen Adler von Tirol. Über die Schulter aber den Gewehrriemen, auf dem Buckel den Rucksack, das Bajonett an der Seite, so zog der neue Landsturm aus, und an dem Tag schienen die Gesichtchen der Ältesten jung vom Feuer ihrer Augen, und der Jüngste war männlich geworden in der unvergeßlichen Stunde, als die Fahne mit dem Tiroler Adler, dem roten Tiroler Adler ausgebreitet den Schwur der Tiroler Herzen empfing.

Der Inn treibt seine klargrünen Wellen und spritzt den weißen Gischt an ein leise schütterndes, altersschwarzes Brückenjoch. Über die Brücke läuft ein Zug Frischausgemusterter, Riesen, die noch keine neunzehn Jahre im Rucksack auf dem Buckel tragen. Blau sind ihre Augen wie der Himmel dieses Landes und gelb ihr Haar wie das reifende Korn und der Hafer, der im August zum Schnitt kommt. Im Sturm dröhnen ihre schweren, neuen Genagelten über die alten Bretter des Stegs. Inmitten am Geländer steht unter rostigem Blechdach ein Liebfrauenbild im weitausgebreiteten, blauen Mantel, den jedes Jahr fromme Hände mit neuen silbernen Sternlein bemalen. Das Kind trägt sie im Arm, ein Schwert im Herzen, und um die Krone, die ihr pausbäckiges Bauernmadonnengesichtchen arg beschwert, flocht ihr eine uralte Mutter einen Kranz frischer Ackerblumen. Schweigend schaut die Gnadenvolle her-

unter auf den tirolischen Wettersturm, der zur Trommel über ihre Brücke tost, und neigt sich tiefer, stumm zu ihrem Kind. Von den Buben im Staub der Heerstraße denkt keiner, daß mit diesem wehen, stillen Blick der Gottesmutter eine irdische Mutter seiner Jugend nachsah. Auf ihren Kappen welken die Blumen des Bauerngärtchens, nur die geweihte Medaille flimmert, und der silberne Adler von Tirol reckt Schnabel, und Fänge über den blühendroten, prangenden Jungengesichtern. Als ob es von hier auf den Kirchweihtanzplatz ginge, lachen und strahlen diese Gesichter, und dabei haben sie einen Tagmarsch hinter sich, eine Nacht im Acker, und zwischen Schlaf und Weitermarsch nichts als den kalten Wasserstrahl eines Felsenbrünnleins im staubigen Gesicht. Patronentasche, Brotbeutel, Rucksack und Gewehr beschweren sie weiter nicht, unter solcher Last strafft sich der Rücken, die Bubenschultern gehen auseinander, die Brust wölbt sich, Muskeln runden sich und Sehnen, und Gnade Gott dem welschen Nacken, um den sich der eisenharte Griff solch magerer, aus stählernen Bändern und Sehnen geflochtener Tiroler Fäuste flicht!

Der späte Nachmittag sieht diese Buben, die zwischen Fels und Tann' trotzig und leutscheu aufwuchsen, in Innsbruck, wo Fahnen in farbig frohen Wellen über jedes Dach fliegen. Der Krieg hat diese Stadt im Hochgebirg kaum verändert. Ihre roten und grauen Gassen sehen mit Fenstern voll Blumen zu den Felsen der Frau Hitt hinüber, die schwindelnd steil, von Tannen und Lärchen grün bekränzt, über den blinkenden Tiroler Kloster- und Kirchentürmen in einen Himmel von italienischer Bläue und Klarheit klettern. Zu den schwarzgelben und tirolischen Fahnen ist jetzt übrigens eine neue Farbe gekommen, das Schwarz-weiß-rot der Deutschen, die oben in Galizien einen neuen Sieg vom Himmel gerissen haben. Die Morgenblätter von Wien kommen mit großen, fettgedruckten Titelüberschriften, und die Italiener, melden die gelben Zettel des Korrespondenzbureaus, holten sich eine Tagreise unter unserem Innsbruck wieder blutige Köpfe. Unter den blühenden Oleandern eines Wirtshausgartens ist es laut und lebendig; da sitzen Einjährige von den Tiroler Kaiserjägern, lassen italienischen Roten und gelben redlichen Terlaner auffahren, klingen mit den Gläsern zusammen und jubeln mit ihren hellen, zwanzigjährigen Mannbubenstimmen die stille Innsbrucker Gasse an die Fenster. Morgen früh rücken sie aus, und davon brennen ihre Wangen, flammen die Augen, lacht der Mund, dieser noch nicht zwanzigjährige, licht beflaumte Männermund, den noch kein Weib geküßt hat.

Drüben bei den Franziskanern, wo um Kaiser Maximilians leeren Steinsarg achtundzwanzig schweigende Gewappnete mit Fackeln in den Händen wachen, liegen flüsternde, stammelnde Schatten auf den Steinfliesen vor dem Bild der gnadenreichen Mutter des Herrn. Mütter sind es, die Mütter der Lärmenden dort im Wirtshausgarten. Die werfen ihre grauen Kappen in die Luft, läuten ihre Gläser zusammen und zählen die Stunden, die sie noch im heiteren Frieden ihrer Heimatstadt versitzen und versauern müssen. Der übermorgige Tag bringt sie vielleicht schon an den Feind, ins Jagen der brennenden Geschosse, wo Tod und Verderben hinter jedem Busch und Stein aufbrennen. Sie aber jubeln, und heute erst halten sie ihr junges Leben mit den beiden starken Armen, da sie scheiden müssen und vielleicht nie wiederkehren werden. Beim Gnadenbild draußen aber haben die Mütter ihre Opferkerzen angezündet. Der Mann steht im Feld. Der Bruder fiel im fremden Land

Galizien. Der Großvater, der Vater ging: vom Misurinasee schrieben sie eine Karte mit dem Juchschrei, daß sie die ersten Alpini „dersehgn und derglengt" haben. Und morgen läuft der Bub' aus dem Nest. Zitternd falten sich die Hände ineinander, schwer schlägt die Stirn auf das kühle Steinpflaster, Herzen schlagen laut in der weihrauchdämmerigen Stille der Franziskaner, und die Opferkerzen schwelen, glühen und verzehren sich rund um das altersgebräunte, stumme Gnadenbild.

Von diesen Müttern aber, die aufgelöst in Gram und Angst auf den Kirchenfliesen vergingen, sagte draußen unter den verblühenden Bäumen des Innsbrucker Hofgartens die eine: „Froh bin ich nur, daß sie alle Zwei gehen, alle zwei Buben. Denn der Taferl hätt' sich doch nur hart getan, allein zu Haus ohne den Bruder. Soviel bitt' hat er, daß er mit darf mit dem Florian. Soviel bitt' hat er mich . . . ."

Drauf die andere: „Wie alt ist er denn, der Taferl?"

Und die Mutter der zwei Helden: „No, nicht einmal gar so jung ist er mehr. In sein Siebzehntes geht er."

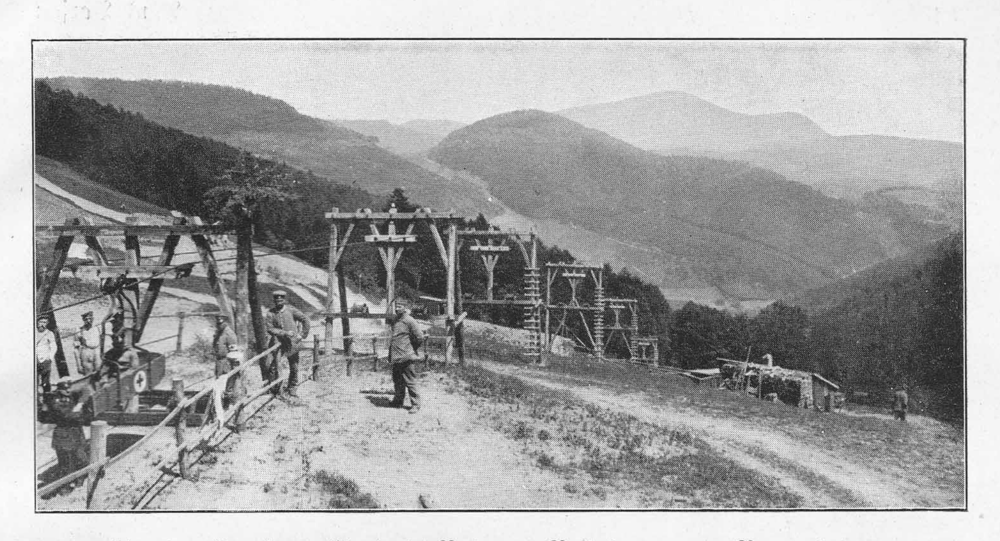
Andern Morgens, früh fünf Uhr, rief die Tagwache die Buben aus dem Kasernenstroh. Oben die Firnen um Innsbruck blühten schon gelb und rot, um die Wälder der Frau Hitt drehten sich noch die Nebel von Inn, und weit im grünen Tal begannen sachte die Frühglocken zu singen und zu läuten. Dies Singen und Läuten klang den Ausrückenden auf ihrem Marsch zum Bahnhof nach als letzter Gruß der Heimat. Aber keiner mochte ihn hören. Eisern droschen ihre Füße in das Pflaster der aufwachenden, stillen Bergstadt. Hart klammerte sich die Faust um den Gewehrriemen. Brust heraus rückten sie durch die Gassen, die ihre Bubenspiele, ihre ersten glücklichen Stunden und die kleinen Schmerzen der Kindheit sahen. Das Geleit der Mütter hatten sie sich verbeten, und es war wohl besser so. Besser für den Buben, kaum für die Mutter, die die kurze, schwüle Sommernacht in ihrer Kammer durchgewacht hatte und mit zerrissenem Herzen den Gesang der Ausziehenden durch die Morgenkühle wehen hörte. Dann pfiff die Lokomotive, Wagen klirrten, der fahrende Zug rollte donnernd über die Eisenbrücke, und wie ein Sturm über das Donnern flogen noch einmal die jungen Stimmen, die singenden, in die Stadt, die grünumkränzt hinten im Tal versank.

Singend, wie anders zöge er aus, der Landsturm von Tirol! Die Alten mit den zahnlosen Kiefern summen halbvergessene Lieder, die kein Mensch heute mehr weiß und die wohl Anno Neun wie ein Sturmwind über dieselben Berge flogen, die heute wiederum in Brand stehen. Und die Männer, deren Schläfenhaar der erste Reif anflog, vergessen, was gestern ihre Sorge war, Haus und Hof lassen sie in Gottes Namen in den Händen der Frauen. Wie im Rausch neuer Jugend schlägt das Blut in ihren Adern, ihre starken Stimmen fallen in den Chor der Jungen, den Baß der Alten ein, singend fährt der Militärzug mit dem Tiroler Landsturm südwärts an der glasklar treibenden, gischtenden Eisack. Berge sehen zum Fenster herein, entschwinden; Burgen winken und versinken. Aus den schwarzen Tannen werden grüne Eichen, dann prangt das weiter offene Tal, südlich überflammt vom hellen Laub des blühenden Weins, und der erste italienische Steinturm läutet ein zärtlich gestimmtes Mittagsglockenläuten dem fahrenden Zug nach. Hofers, Haspingers und Speckbachers Mannen fahren drin. Landsturm vom Jahre Fünfzehn. Wiederum rief ihn der Herr in der Burg zu Wien, und sie kamen wie ein einziger Mann: die Enkel derer von Anno Neun!

Arnold Busch: Der Brautbitter







Aus den Vogesen: Eberhardt-Bahn zur Beförderung von Verwundeten.

Bergstädtische Kriegsberichterstattung.

Von Paul Barsch.



„Daß der Krieg ein großer Verwandler ist, weißt Du ja so gut wie ich, Onkel. Du wirst aber den Kopf schütteln, wenn ich behaupte, daß er es sogar fertig bringt, die abscheulichsten Untugenden, die Heimtücke, die Niedertracht und die Schadenlust, zu Tugenden umzukrempeln. Ich brauche da nur an Dammerkirch zu denken. Das ist ein Städtchen im Oberelsaß, und ich hörte sagen, daß es zu den ältesten Orten jener Gegend zähle, vor tausend und hundert Jahren zu Ehren der Muttergottes gegründet worden sei und sich noch jetzt durch Frömmigkeit auszeichne. Der Dammerkirchener Wein wird im ganzen Elsaß gepriesen. Wir konnten ihn aber nicht kosten, da sich die Franzosen dort eingenistet hatten und nicht vertreiben ließen. Der Ort gehört zu dem einzigen Streifen oder Winkel deutschen Landes, den sie besetzt halten. Furchtbar schwer ist es, sie hinauszubefördern; doch ich bin überzeugt, daß es uns glücken wird. Als sie hinkamen, entdeckten sie zu ihrem Verdruß, daß die hohe Bahnbrücke gesprengt war. Es handelte sich um einen mächtigen Kunstbau, der eine breite und gähnende Kluft überbrückt hatte. Diese Kluft bereitete ihnen bei der Zufuhr von Kriegsgerät, Geschossen und Nahrungsmitteln die tollsten Schwierigkeiten. Sie mußten, wenn ein Bahnzug vor der Schlucht angelangt war, den ganzen Kram abladen und durch Pferde- oder Rindergespanne auf weiten Umwegen den Endzielen zuführen. Das war sehr umständlich, mühevoll, zeitraubend und teuer. In solcher Not entschlossen sie sich, den sogenannten Viadukt wiederherzustellen. Bedeutende Baumeister wurden zu Rate gezogen und mit der Aufgabe betraut. Scharen von Steinmetzen, Maurern, Zimmerleuten und Arbeitern

rückten heran, und ganze Kompagnien Soldaten mußten am großen Werke helfen. Von unseren Schützengräben aus konnten wir freilich nicht bis Dammerkirch sehen. Wir hätten es auch dann nicht vermocht, wenn uns der Ausblick nicht durch Berge versperrt gewesen wäre. Dennoch nahmen wir an dem Brückenbau in reger Weise seelischen Anteil, und wir suchten von Woche zu Woche zu erforschen, wie weit er gediehen sei. Alle Botschaften, die wir vernahmen, stammten von unseren Fliegern her. Da erfuhren wir von riesigen Gerüsten, die aus der Tiefe des Grundes hoch emporstrebten, vom Herbeischaffen gewaltiger Eisenträger und Steinquadern, von einem wimmelnden Arbeitsgetümmel und einem drängenden Fleiße, der auch in den Nachtstunden nicht erlahmte und den kein Unwetter zu schrecken vermochte. Wir erfuhren von ungeheuren Dampfmaschinen und kranartigen Hebewerken, die mit spielender Leichtigkeit Hundertzentnergewalten heben und die sorgsam behauenen Quadern nach den ihnen zugewiesenen Stellen leiteten, und wir lauschten begierig allen Mitteilungen über die großen Dinge, die von den Eisenarbeitern vollbracht wurden. Es war ganz so wie in friedlichen Tagen, als wir Bergstädter von Zeit zu Zeit genau wissen wollten, wie weit in Breslau der Bau der Kaiserbrücke vorgeschritten sei. Nur fragten wir hier nicht aus blanker Wißbegierde und aus Liebe für unser „Gruß-Brassel“, sondern aus einem viel tieferen Grunde. Du mußt wissen, Onkel, wir hatten dort den Franzosen gegenüber einen fürchterlichen Stand. Sie gingen toll ins Zeug, weil sie durchaus ins Mittelelsaß und weiter hinab durchschlüpfen wollten. Auf den Weg, den unser Truppenteil versperrte, hatten sie es besonders abgesehen, und mit wahnwitziger Leidenschaftlichkeit beschossen und berannten sie unsere Stel-



Aus den Vogesen: Schützengraben mit Artillerieunterstand, 40 m vom Feinde entfernt.

lungen. Sie trachteten danach, uns zu umgehen, bohrten sich in der Erde auf uns zu, zündeten Wälder an und wollten uns ausräuchern, versuchten, uns in die Luft zu sprengen, beschlichen uns wie Katzen, schleuderten giftige Stinkbomben nach uns und zermarterten ihre Schädel mit dem Ersinnen neuer Vernichtungskünste, hatten jedoch mit alledem kein Glück. Ach, Onkel, Du ahnst nicht, wie hart sie uns zu Leibe gingen! Sie haben die Spannkraft unserer Nerven auf Proben gestellt, die vordem als unmöglich galten. Unterkriegen aber ließen wir uns nicht. Im Gegenteil! Wenn sie glaubten, daß sie uns sicher gefaßt hatten, und wenn es Brust gegen Brust mit blankem Stahl ging und der Flintenkolben zu reden begann, erhielten sie regelmäßig gräßliche Dresche, und dann jagten wir sie über ihre Gräben hinaus und schoben die Linie weiter vor.



Schützengraben und Grabensperre, 40 m vom Feinde.
Bei Eindringen des Gegners wird der über dem Graben schwebende „Spanische Reiter“ heruntergelassen und der Feind aus den Blenden in der Mitte beschossen.

So ging es wochen- und monatelang, und mittlerweile hieß es, daß der Viadukt nahezu fertig sei. Mit diesem Viadukt suchten sie uns Angst zu machen. Oft geschah es, daß irgend einer, der Deutsch radebrechen konnte, von einem Erdloch aus herüberschrie: Wenn erst die Bahnzüge über die Schlucht von Dammerkirch fahren könnten, würden wir unsern jüngsten Tag erleben. Das sollte heißen: dann würden schwere Geschütze nebst einer Überfülle von Munition auf die leichteste Weise herbeigeschafft werden, und wir könnten dann unser Testament machen.

Zwar vermochten uns solche Drohungen nicht zu schrecken; aber Du darfst nicht an unserem Heldenmute zweifeln, lieber Onkel, wenn ich Dir sage, daß uns ein wenig beklommen zu Mute war. Die neue Bahnlinie bedeutete doch wirklich einen großartigen Vorteil für unsere Gegner. Sie erleichterte ihnen die Kriegführung, und wir mußten uns auf noch ärgere Anstrengungen gefaßt machen. Da war's doch, wie Du einsehen wirst, ganz natürlich, daß wir bei jeder Gelegenheit zu erfahren suchten, ob drüben bald das Richtfest gefeiert werden könne.

Viel schneller, als wir's erwartet hatten, scholl uns die Kunde zu: „Fertig!“ Unser Offizierstellvertreter brachte sie aus dem Hauptquartier mit. Er erzählte, daß die Franzosen für den ersten Zug, der die Schlucht überfahren sollte, eine Ehrenpforte errichtet hätten. Woher die weiteren Botschaften kamen, weiß ich nicht; doch unser Schützengraben war gut unterrichtet. Ich ver-

mute, daß Gefangene geplauscht hatten. Ein Fest wurde drüben hergerichtet. Die Baumeister, die Handwerker, die Arbeiter, die Lieferanten, die Generalität und Abordnungen französischer Regimenter sollten daran teilnehmen. Was dann weiter geschah und wie dieses Fest verlief, erfuhren wir erst später.

Der erste Bahnzug stand zur Fahrt bereit. Er war mit Blumen geschmückt, und wahrscheinlich hatten hohe Persönlichkeiten darin Platz genommen. Soldaten mit Fahnen waren aufmarschiert, Herren in Frack und Zylinder und Offiziere in glänzenden Uniformen standen zum Empfange gerüstet, und Musikkapellen warteten auf das Zeichen zum Loslegen. Es läßt sich wohl annehmen, daß auch Redner bestellt waren, denen es zukam, das neueste Wunder französischer Baukunst und den unvergleichlichen Geist der herrlichsten Kulturnation in überschwänglichen Worten zu preisen. Da — ein Dröhnen und Tosen in den Lüften, ein betäubendes Krachen, markerschütternde Todesschreie, und ein Fliehen in wahnwitziger Hast und Angst. Und noch ein Krachen, und abermals eines, und der neue Schienenweg ist schauerlich zerborsten und seine Eisenmassen hängen zerrissen an den steinernen Strebepfeilern. Das Meisterwerk, an dem viele tausend Menschen lange Monate hindurch rastlos gearbeitet hatten, ist mit Minutenschnelle zerstört worden. Das war der Gruß der Deutschen zur Eröffnungsfeier....

Jetzt waren wir an der Reihe, vergnügt zu sein. Wir hüpften vor Freuden wie die jungen Lämmer, und wir beglückwünschten unsere schweren Kanoniere, die nur auf das Fertigwerden des Viadukts geharrt und sich beizeiten einen geeigneten Platz zum Mitwirken am Feste gesichert hatten.

Grausam, Onkel, grausam und herzlos war das! Wir aber haben noch tagelang in Lust geschwelgt und den Schaden belacht. So muß es dieser Nation gezeigt werden, was es heißt, mit den Deutschen anzubinden und uns gegenüber mit ihrer Tüchtigkeit zu prahlen! Auch auf unserer Seite wird gebaut; aber nirgends dort, wohin die französischen Kanonen reichen. Solche Schildbürgerstücke, wie sich die Franzosen eines bei Dammerkirch geleistet haben, kommen bei uns nicht vor....."

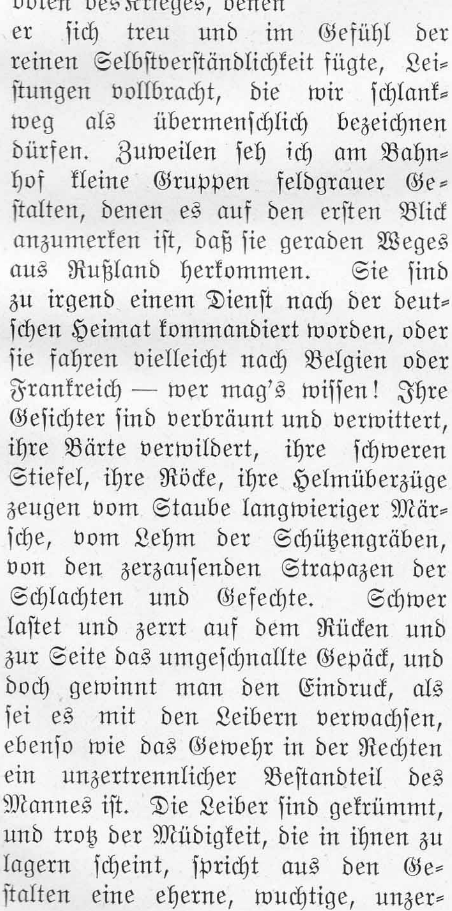
Der Junge, meines Schwagers Ältester, wußte prächtig zu erzählen. Er hat den Krieg so gründlich wie nur irgend einer kennen gelernt, bei sibirischer Kälte und tropischer Hitze, sowie im Schmutzwetter des Spätherbstes und des Vorfrühlings, zuerst in den Dachslöchern der Argonnen, dann in den Fuchsbauen der oberelsässischen Berge. Bei der Erstürmung des Hartmannsweilerkopfes hat er sich sein Eisernes Kreuz, in andern Gefechten lobende Anerkennungen geholt. Manchen lieben Kameraden sah er in die Grube sinken, und mancher herzzerreißende Jammerschrei von Freundeslippen ist ihm zu Ohren gedrungen, und dennoch hat er sich den frischen Jugendmut, die kecke Soldatenlust und die edle Begeisterung zu wahren gewußt. Er saß während seines kurzen Urlaubs an zwei Abenden in meinem Garten. Wir tranken dabei die letzten beiden Flaschen des dunkelblütigen Burgunders, den ich mir einst zu Ehren der ungarischen Freunde beigelegt hatte, die zu unserem bergstädtischen Sängerfeste hergekommen waren, und mir zu Gefallen sprach er. Ich lauschte mit heißer Begier den Schilderungen seines kriegerischen Erlebens und erlebte dabei selber den Krieg.

Dabei betrachtete ich ihn mit liebevoller Ehrfurcht, wie ich jeden zu betrachten pflege, von dem ich weiß, daß er schon „draußen" war. Nie zuvor

ist mir meine Onkelwürde so beglückend wie hier zum Bewußtsein gekommen. In feierlichem Stolze hob sich meine Brust bei dem Gedanken, daß dieser jungfröhliche Held zu meiner Sippe gehöre. Wir können die Jünglinge und die Männer, die unsere Feinde besiegen halfen, gar nicht genug ehren und lieben. Auch nicht genug bewundern. Wohl jeder einzige von ihnen hat unter den eisernen Geboten des Krieges, denen



Verteidigung eines Bauernhauses gegen den anrückenden Feind.



er sich treu und im Gefühl der reinen Selbstverständlichkeit fügte, Leistungen vollbracht, die wir schlankweg als übermenschlich bezeichnen dürfen. Zuweilen seh ich am Bahnhof kleine Gruppen feldgrauer Gestalten, denen es auf den ersten Blick anzumerken ist, daß sie geraden Weges aus Rußland herkommen. Sie sind zu irgend einem Dienst nach der deutschen Heimat kommandiert worden, oder sie fahren vielleicht nach Belgien oder Frankreich — wer mag's wissen! Ihre Gesichter sind verbräunt und verwittert, ihre Bärte verwildert, ihre schweren Stiefel, ihre Röcke, ihre Helmüberzüge zeugen vom Staube langwieriger Märsche, vom Lehm der Schützengräben, von den zerzausenden Strapazen der Schlachten und Gefechte. Schwer lastet und zerrt auf dem Rücken und zur Seite das umgeschnallte Gepäck, und doch gewinnt man den Eindruck, als sei es mit den Leibern verwachsen, ebenso wie das Gewehr in der Rechten ein unzertrennlicher Bestandteil des Mannes ist. Die Leiber sind gekrümmt, und trotz der Müdigkeit, die in ihnen zu lagern scheint, spricht aus den Gestalten eine eherne, wuchtige, unzerstörbare Festigkeit. Sie sind so schweigsam, daß man glauben könnte, sie hätten an den Stätten der ungeheuren Taten das Reden verlernt, oder sie seien so übersättigt von unerhörten Erfahrungen und so abgestumpft von allen den blutigen und feurigen Schrecknissen, die ihre Augen geschaut, daß sie einstweilen am liebsten nicht davon sprächen. Auch ist es so, als kämen sie aus einer andern Welt, in die sie sich binnen einer Reihe von Monaten so gänzlich eingelebt haben, daß sie sich jetzt in der Heimat, in die sie jäh zurückversetzt wurden, als Fremdlinge fühlen, und als trügen sie ein Wissen in den Seelen, für das sie bei uns kein Verständnis erwarten. Bei ihrem Anblick schwillt mir jedesmal das Herz, und mein Sinn schweift hinaus in feindliche Lande, und ich sehe die Heermassen im sengenden Sonnenbrande auf elenden, zerwühlten Straßen dahinziehen. An verwüsteten Feldern entlang und durch verbrannte Dörfer führt der Weg. Von allen Wangen trieft der Schweiß, alle Zungen lechzen nach einem Trunk, alle Häupter sind geneigt, in allen Gliedern summt die Ermattung. Seit Mitternacht marschieren sie, und eine

halbe Stunde nur haben sie gerastet. Die Feldflaschen gaben längst den letzten Tropfen her, und immer wieder kommt von vorn die trostlose Botschaft, daß es noch nicht gelungen sei, trinkbares Wasser aufzutreiben. Die Russen haben auf ihrer Flucht alle Brunnen verpestet, alle Nahrungsmittel vernichtet. Hie und da bückt sich einer, rupft ein Kräutlein vom Wegrain, schiebt es in den Mund und beginnt zu kauen. Vielleicht gewährt es dem vertrockneten Gaumen eine Spur von Feuchtigkeit.

„Kinder, bald haben wir's ermacht!" ruft ein jugendlicher, anscheinend frischgebackener Leutnant seiner Schar zu.

Die bärtigen Gesellen danken dem knabenhaften Führer durch einen zärtlichen Blick. Er hat sich als ein unerschrockener, kluger und treuer Kamerad erwiesen, und darum erfreut er sich ihrer Zuneigung und ihres Vertrauens.

Alle wissen, was los ist. Weit hinter jenen dunklen Wäldern wütet die Schlacht. Dort kämpft das benachbarte Korps, wahrscheinlich gegen übermächtig starke, gut verschanzte Truppen. Immer wieder bemühen sich die Russen verzweiflungsvoll, den Vormarsch der verbündeten Armeen zu hemmen. Auch diesmal soll's ihnen nicht glücken. Schon droht ihnen das Verderben.

Nur weiter, weiter! Zum Verschnaufen ist keine Zeit. Jede Minute zählt. Die kämpfenden Brüder harren auf den Puff, der den Feind von der Seite her treffen und ihn zum Wanken bringen soll. Näher und näher dröhnt der unheimliche Schlachtendonner. Schon verfinstern Rauchwolken den Himmel über jenen waldigen Höhen. Die Beine müssen pendeln, auch wenn sie nach Schmieröl schreien.

„Geht's noch, Leute?" ruft ein reitender Befehlshaber fragend.

„Zu Befehl, Herr Major!" tönt es zaghaft und kleinlaut zurück.

Einer der schwer bepackten Graumänner widerspricht mit dreister Stimme dieser Erklärung.

„Herr Major, es geht nicht mehr, aber es muß!" spricht er lachend.

„Jawohl, es muß! Wir werden erwartet!"

Da ist es, als ginge ein Hauch der Erfrischung durch die Reihen. Die Leiber straffen sich, die Tritte schallen härter. „Wir werden erwartet!"... Auch jetzt noch würden die meisten ohne Besinnen Jahre ihres Lebens hingeben, wenn es ihnen dafür vergönnt wäre, nur ein halbes Stündchen im Schatten zu liegen. Doch sie bezwingen den unbändigen Ruhedrang, und jeder sagt sich, daß es eine ewige Schmach für ihn wäre, wenn er jetzt versagte. Keiner bleibt zurück.

„Aha, sie sind da!... Die Musike spielt zum Tanze!"

Die Vorhuten sind auf den Feind gestoßen. Fern hinter einem Dorfe prasselt Schrapnellfeuer. Maschinengewehre rattern, Gewehrfeuer knattert. Reiter kommen von vornher gesprengt und bringen Weisungen an die Bataillone. Wie durch Zauberschlag ist alle Müdigkeit verschwunden. Elektrische Kräfte walten in allen Menschenadern, auch in den Adern der Pferde.

Weiter, weiter! Über das Dorf hinaus. Nun Platz gemacht für die Artillerie! Straße frei!... Eine Kompagnie nach der andern erhält den Befehl zum Vorgehen, zum Ausschwärmen. Jeder wird durch Sendlinge des Regimentsführers die Bahn gewiesen. Ganze Bataillone sollen meilenweite Flankenmärsche ausführen. Vorwärts, vorwärts! Die Artillerie spektakelt bereits. Aus unsichtbaren Gründen und von vielen Seiten her sendet sie über die Köpfe der Stürmer hinweg Tod und Vernichtung zu den Wäldern hinüber. Bis in die sinkende Nacht währt die Raserei des Kampfes.



Kaiser Wilhelm an der Ostfront bei der Besichtigung eines von unseren Truppen besetzten russischen Gehöfts.

Die Russen wollen nicht weichenl Graben um Graben muß ihnen mit blankem Stahl entrissen werden. Über Leichen und zuckende Leiber hin führt die Siegesbahn weiter. Das kostet Opfer. „Bleib du im ewigen Leben, mein guter Kamerad!"... Endlich! Den zwiefachen Druck vermögen sie nicht auszuhalten, und im Schutz der Wälder fluten die zarischen Streithorden unter dem gestirnten Himmel von dannen. Aber sie wehren sich gegen die Verfolger. Sie suchen den Abzug zu decken, und vielleicht raffen sie sich gar zu Gegenangriffen auf. Nur ein Teil der Siegerscharen darf nun Erquickung suchen unter dem gütigen Himmelsdache. Völlig erschöpft sinken sie hin, denken nicht an Durst oder Hunger und hegen nur das zwingende Verlangen, zu schlafen, süß zu schlafen. Der größere Teil jedoch, der ebenfalls seit zweiundzwanzig Stunden auf den Beinen ist und nicht minder arg auf endlosen Märschen die Pein der Sonnenglut und des Wassermangels durchkostet und der ebenfalls in Sturm und Kampf den Ruhm des Armeekorps mehren half, muß noch rauh arbeiten oder marschieren bis in die Frühe hinein. Der neue Morgen aber wird sie allesamt erfrischt vorfinden, und alle werden bereit sein zu neuen Anstrengungen, zu neuen Siegestaten....

So ist mir's erzählt worden, und so hab' ich's gelesen. Wahrlich, des Staunens ist kein Ende! Wir können unsere treuen Kämpfer nicht genug lieben, nicht genug bewundern. Ich möchte den feldgrauen Gestalten, die da am Bahnhof schwerfällig und schweigend einherschreiten und auf ihren Zug warten, innig die Hände drücken und ihnen Worte der Verehrung sagen. Sie aber würden mich nicht verstehen. —

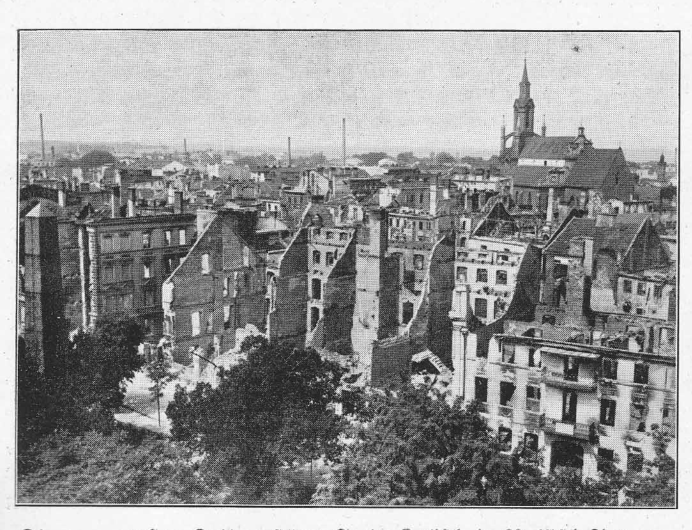
Mein Neffe machte mir einen Abschiedsbesuch. Wieder saßen wir im Garten, und wieder ließ ich mir vom Krieg im Oberelsaß erzählen. Doch er kam nicht weit. Wir waren von meinem alten Nachbar, dem Apotheker, erspäht worden, und da seine teutsche Mannesbrust wieder einmal vor einer Überfülle von Begeisterung bersten wollte, sprang er herüber und erkor uns zu Opfern der Entladung.

„Der Woyrsch — was sagen Sie zum Woyrsch?“ rief er schon im Heraneilen. „Was das für einer geworden ist! Wie der mit unserer schlesischen Landwehr und unserem Landsturm an der Weichsel runter auf Warschau losging! Und wie er sich vorher in den Bergwäldern bei Kielce mit der Bande herumgeschlagen hat! Sie haben ja keine Idee, was das heißt! Wie können Sie so stumm dasitzen, wenn ich von Woyrsch und seinen Schlesiern rede! Die Leute hier sind so stumpf und dumm wie Mehlsäcke, wie Sirupfässer, wie — wie.....“

„Wie Dachleitern, Heuwagen und Vogelkäfige,“ unterbrach ich ihn hastig. „Bevor Sie weiter schimpfen, setzen Sie sich hin und trinken Sie einen Schluck mit uns. Das hier ist mein Neffe, der ...“

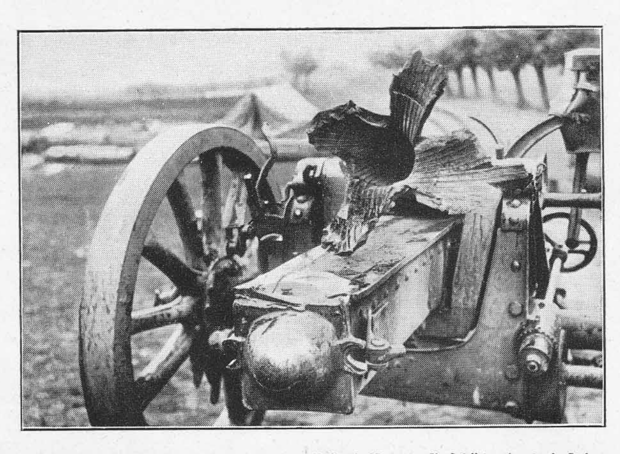
Ich fand kein Gehör bei ihm. Er warf mir einen zornigen Blick zu und redete weiter von den Großtaten der Schlesier. Aus einem unversieglichen Borne sprudelte seine Beredsamkeit. Da erfuhren wir, daß er den gefeierten Sieger schon gekannt habe, als dieser noch ein grüner Leutnant war, und er schilderte uns dessen ganzen Lebenslauf.

„Mit seinem Vater, dem alten Herrn v. Woyrsch, bin ich so gut bekannt gewesen, wie mit Ihnen. Oft hab' ich ihn begleitet, wenn er seine Äcker und Wälder besah, zu Pilsnitz bei Breslau, und da haben wir Kriegsrat gehalten gegen die Wildschützen und die Feldspitzbuben, und dann sind wir diesem Gelichter zuleibe gegangen, wie jetzt sein Sohn Remus, der Generaloberst, den Russen zuleibe geht. Der hat bei Kozienice — ja, so heißt, glaub' ich, das Nest — den Übergang über die Weichsel erzwungen, dort, wo die Pilica hineinmündet, und was das bedeutete und wie wichtig das für den ganzen Angriff auf Warschau war, davon haben die meisten Menschen hier bei uns keinen blassen Dunst. Sie freuen sich bloß über jedes neue Zehntausend gefangener Russen, und hinterdrein wimmern sie, daß wir all das fremde Volk füttern müssen. Die Galle kann einem überlaufen. Ich hatte schon damals, vor ein Stücker fünfzig Jahren, so eine dunkle Ahnung, daß in dem jungen Herrn etwas stecke. „Herr von



Die zum großen Teil zerstörte Stadt Kalisch in Russisch-Polen.

Woyrsch," sagte ich, „aus Ihrem Remus wird etwas! Entweder ein berühmter Soldat oder ein berühmter Gelehrter. Der hat Kopp, Genie und Ellenbogen." Und ich habe recht behalten, und ich bedaure nur, daß es der alte Herr nicht erlebt hat. Sie können sich gar nicht denken, was das für ein einfacher und schlichter Mann war, trotz seines Reichtums und seines Ansehens! Ich seh' ihn noch leibhaftig vor mir in seiner bäurischen Kleidung mit seinem alten rotkarierten Regenschirm. Wenn er doch das erlebt hätte! Warschau unser! Beinah ganz Polen unser. Die Russen überall verhauen. Und sein Sohn Remus einer der größten Sieger! Sie haben ja gar keinen blassen Dunst, was das für ein Riesenkunststück war, so plötzlich über den achthundert Meter breiten, hochgeschwollenen Weichselstrom zu setzen und die Russen drüben zu überraschen. Wie die Schießhunde haben sie aufgepaßt, und doch sind sie reingefallen! Ja, der Woyrsch, der Woyrsch und unsere Landwehr, und die österreichischen Pioniere . . .!"



Von den Russen bei Lemberg zurückgelassenes Geschütz, das infolge schlechten Materials bei einem Schuß vollständig zerplatzte.

Es gelang mir zwar, den Alten auf einen Sessel niederzuzwingen, nicht aber, ihm den Neffen vorzustellen. Sein Geist war abwesend. Der trieb sich bald in fernen Vergangenheiten, bald auf den Schlachtfeldern Rußlands umher, und wenn er auf Augenblicke nach der Bergstadt zurückkehrte, so geschah es nur, um sich zu giften über unsere Blödigkeit, Unwissenheit und Pomadigkeit. Jetzt entwickelte er uns den großen Kriegsplan Hindenburgs und beteuerte, daß dieser Feldherr an Tüchtigkeit und Großzügigkeit alle Feldherren der ganzen Weltgeschichte glatt in den Schatten stelle. In hohen Tönen auch pries er den Freiherrn von Hötzendorf und erläuterte, wie dieser gemeinsam mit andern hochbefähigten Männern die österreichisch-ungarische Armee zu einer Macht emporgearbeitet habe, vor der nun Rußland und Italien in Ängsten zittern. Hindenburg und Hötzendorf, Hötzendorf und Hindenburg — diese zwei Namen schwirrten fortwährend in betäubender Art durch seinen Vortrag, und dabei beschoß er uns mit Wutblicken und fuchtelte so feindselig mit den Händen auf uns los, daß ich, der ich ihm am nächsten saß, unwillkürlich von ihm abrückte. Der Herr Apotheker sah gewissermaßen die ganze Bewohnerschaft der Bergstadt in uns verkörpert, und so hielt er uns für Klötze, die keinen Sinn besaßen für die herrlichen Offenbarungen des Krieges. Er bemühte sich, uns zu erwecken, uns empfänglich zu machen für sein unbegrenztes Wissen und seine Begeisterung, und weil wir auf unsern Stühlen sitzen blieben, anstatt jubelnd umherzuspringen und „Hurra, Hindenburg! hurra Hötzendorf!" zu schreien, fraß der Zorn in ihm, und ich glaube gar, daß er uns am liebsten der Landesverräterei geziehen hätte.

Wunderlich hat der Krieg auf den alten, vortrefflichen Mann gewirkt. Er hat ihm, sozusagen, die Zunge gelöst und ihn mit Quecksilber erfüllt. Früher war mein Nachbar eine stille, zurückhaltende Natur, die am Stammtisch im „Löwen" nur zeitweilig einmal auf Minuten den Koller bekam, meist dann, wenn die Regierung wieder einmal nicht fest genug gewesen war oder wenn ein Redner im Reichstag ihm in die Quere geredet hatte. Jetzt aber wichen ihm die Menschen ängstlich aus, weil er allen, die ihm versehentlich ins Gehege gerieten, so eindringlich von des Reiches Herrlichkeit und den Siegen unserer Armeen predigte, daß sie Kopfschmerz davon bekamen. Ein Glück nur, daß immer Sinn und Kern und Schwung in seinen rednerischen Ereiferungen waren!

An uns sprühte jetzt von seinen Lippen die Forderung hervor, daß wir gefälligst unsere Klümpchen Gehirn ein wenig anstrengen möchten, damit wir wenigstens den Schimmer eines Begriffs von der urmächtigen Geistesgewalt eines Hindenburg gewännen. Dann erst würden wir die Größe dieses Mannes so ermessen und würdigen können, wie alle nachkommenden Geschlechter sie würdigen werden, und dann erst würden wir ein Recht haben, über den Feldzug in Rußland mitzusprechen. In der ersten Zeit des Krieges hätten alle Dummköpfe geglaubt, die deutschen und die österreichisch-ungarischen Armeen seien nicht stark genug für ein regelrechtes Vorgehen in Rußland. Sie könnten sich nicht messen gegen die Millionenheere, die da von allen Seiten gegen unsere Grenzen heranquollen und hie und da über die Sperren hinwegfluteten. Die Unseren seien gezwungen, sich ihnen bald da, bald dort mit ganzer Kraft entgegenzuwerfen, um solchermaßen wenigstens die gefährlichsten Löcher zu verstopfen. Blödsinn! Hindenburg habe von vornherein gewußt, wie er die Sache bedeichseln werde. Er habe die unerschöpflichen Völkermassen des langen Nikolai, des russischen Goliaths, zunächst einmal durch unerwartete Boxerstöße der derbsten Gattung erschreckt und verwirrt gemacht, ihnen auch gelegentlich ein paar hunderttausend Rippen gebrochen, bis er sie endlich für reif zum Anfassen hielt. Nie wär's möglich gewesen, sie in ihrer Gesamtheit zu überwältigen, wenn nicht sein Feldherrngeist eine allumfassende Kraft besessen hätte. Sein Vorgehen, das sich von der Ostsee bis an die rumänische Grenze erstreckte, sei so unergründlich kühn ausgreifend und tief und genial berechnet gewesen, daß weder die Russen noch die gescheiten Franzosen und die noch gescheiteren Engländer ergründen konnten, was er bezweckte und wo er hinauswollte. Bei der Durchführung seines beispiellos großzügigen Unter-

Italienische Alpini.

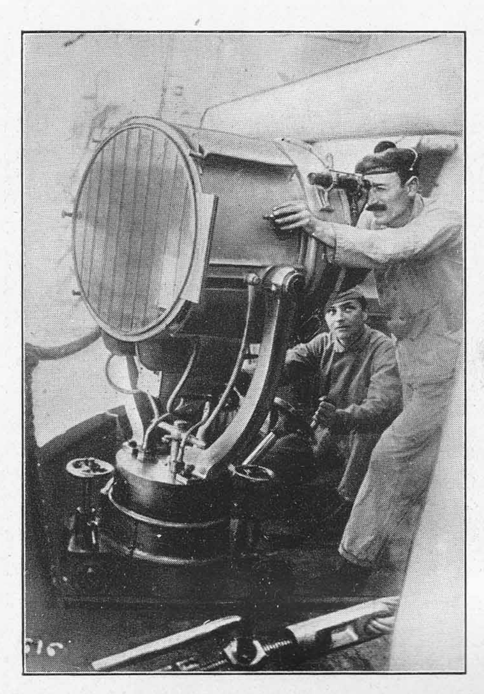


Die letzten Serpentinen der Stilfserjochstraße mit dem Schutzhaus „Ferdinandshöhe", welche die Italiener seit Wochen vergeblich zu erstürmen versuchen. An dieser Stelle stoßen die drei Grenzen von Oesterreich, Italien und der Schweiz zusammen.

nehmens habe die Welt eine gewaltige Überraschung nach der andern erlebt, und allemal seien unsere Feinde bleich geworden vor Schrecken. Und dann, nach zahllosen Schlachten und Gefechten, sei das unermeßliche Russenheer plötzlich so zusammengequetscht und von vorn und seitwärts und hinten bedroht gewesen, daß es Hals über Kopf durch das letzte Schlupfloch ausreißen und die schwere Festung Warschau mit samt dem ganzen Polenlande im Stich lassen mußte. Das Wappen von Warschau zeige eine Seejungfer, die in der Rechten einen krummen Säbel schwinge und in der Linken einen Schild mit dem polnischen Adler halte. Die Russen hätten das auf ihre Art so gedeutet, daß die Seejungfer ein Sinnbild der Weichsel und der vielen unwegsamen Sümpfe in den Stromniederungen sei, durch die kein feindlicher Fuß schreiten könne, und der Säbel...

Hier wurde der Alte jäh unterbrochen durch einen Kanonenschlag, der so heftig war, daß die Weingläser und die Tassen auf unserem Gartentische klirrten. Mit dem Ausruf: „Eine Bombe! Ein feindlicher Flieger!" stürzte er von dannen, durch den Hausgang nach der Straße. Der Edle wollte nachschauen, wo das Geschoß eingeschlagen sei, und sich am Rettungswerk beteiligen.

Wahrhaftig, es surrte ein Flugzeug irgendwo in den Lüften! Zu sehen war es nicht. Aber woher sollte denn hier in unsere Bergstadt ein feindlicher Flieger kommen? In der Tonart des Apothekers sprach ich das Wort: „Blödsinn!" Mein Neffe und ich begaben uns



Zum Untergang des italienischen Panzerkreuzers „Amalfi". Das Bild zeigt zwei italienische Matrosen bei den riesigen Scheinwerfern dieses Schiffes, die zum Absuchen der österreichischen Adriaküste dienten.

gleichfalls auf die Straße. Dort sahen wir, daß die Leute einander fragend anstarrten. Auch hörten wir, daß allerlei Vermutungen ausgesprochen wurden. Jemand wollte wissen, daß die Gasanstalt in die Luft geflogen sei. Von anderer Seite her kam die erschreckliche Kunde, daß ein Spion die neue Wallgrabenbrücke in die Luft gesprengt habe. Die glaubhafteste Lösung des spannenden Rätsels aber brachten ein paar kleine Jungen, die im Vorüberlaufen schrien: „Klamt hat geschossen!"

Bei kurzem Nachdenken aber erschien mir auch das nicht zutreffend. Warum sollte Klamt geschossen haben? Weil Warschau für die Russen verloren war? Ganz recht! Aber er hätte sich dann nicht sechs oder sieben Tage lang besinnen sollen. Jetzt galt ein solcher Freudenknall nicht mehr . . . Doch nein: Das war kein Schuß aus unserer alten Jerichokanone! Das war auch kein Böllerschlag. So ungefähr mag sich ein Krach aus der dicken Berta anhören. Gewiß waren viele Fensterscheiben zerklirrt . . .

Wir gingen einige Schritte weiter und kamen auf den Walpurgisplatz. Dort lief mir mein Freund Stadtrat in die Hände. Er kam voller Hast aus dem Badergässel und schien es sehr eilig zu haben. Doch ich vertrat ihm den Weg.

„Was ist los? Was war das für ein Kriegsknall?"

„Ach, der Klamt!" entfuhr es ihm wie ein anklägerischer Seufzer. „Was soll man mit diesem alten Kremper anfangen? Die ganze Bergstadt hat er in Aufruhr und Schrecken versetzt!"

„Hat er geschossen?"

„Ich bin nur froh, daß er mit dem Leben davongekommen ist!" fuhr der Stadtrat fort, ohne auf meine Frage zu achten. „Hat doch der Unmensch die Kanone zersprengt! Die Metallstücke sind — wer weiß, wie weit! — umhergeflogen. Ein vermaledeiter Kerl! Gestern brachte er dem Bürgermeister eine Strafanzeige, weil vor Bürgermeisters Hause früh um sieben Uhr die Straße noch nicht gefegt worden war, heute macht er diese Rhinozerosdummheit. Na, das mit der Strafanzeige ist ihm ja gut bekommen. Sein von ihm angezeigter Oberchef hat ihn gelobt und ihm eine Handvoll Zigarren geschenkt wegen unparteiischer Pflichttreue. Aber das mit der Jerichokanone, die doch ein altes Wahrzeichen unserer Stadt ist, dürfte ihm übel bekommen. Seinen Wischer wird er schon kriegen."

„Warum hat er geschossen?"

„Ich hab' ihn soeben deswegen zur Rede gestellt. Er gebrauchte die Ausrede, es wäre wieder ein großer Sieg erfochten worden. Aber er wußte nicht, was für einer. Aber ich weiß genau, was ihn dort hinauf auf die Schanze getrieben und ihn bewogen

hat, das alte brüchige Rohr dick voll mit Pulver zu sacken und den Schlund fest mit alten Lappen zu verstopfen. Heut ist sein Sohn aus Rußland auf Urlaub gekommen, na, und der Junge, der früher ein Taugenichts war, soll sich ja, wie Sie wissen, gebessert haben. Er ist ein kernstrammer Soldat geworden und trägt das Eiserne Kreuz. Da ist der Alte ganz verrückt geworden vor Freuden, und weil er nicht wußte, was er mit seinem unbändigen Vaterglücke anfangen sollte, hat er zu Ehren des wiedergefundenen Sohnes seine Zuflucht zur Kanone genommen und ihr eine Ladung versetzt, die ausreichen sollte, der ganzen Provinz Schlesien das frohe Ereignis zu vermelden. Aber ein Prachtkerl bleibt er trotzdem. Ich muß eilen, sonst putzt ihn der Bürgermeister gar zu derb ab! Leb' wohl! Morgen abend im Löwen!"



Eine Kaffeemühle.

Er rannte dem Rathause zu.

O, Klamt, Klamt!

Mein Bruder! Mein Bruder, war auch dabei!

von Eugen Jürisch, Berlin.

General von Below durch Kurland fegt
Gewaltig mit eisernem Besen,
Und überall er die Russen schlägt,
Die fünfte Armee ist gewesen,
Zersprengt und zerrieben wie haltlose Spreu. —
Mein Bruder! Mein Bruder war auch dabei!

Zehn Tage ständig im Marsch und Kampf;
Nicht Ruhe und Rast sie kannten;
Im Sturmangriff und durch Pulverdampf
Die Russen sie überrannten;
Nun sind die gefangen und nicht mehr frei —
Mein Bruder! Mein Bruder half auch dabei!

Es haben von Belows stolze Armeen
Den Sieg bei Schaulen errungen,
Nun läuten die Glocken, die Fahnen weh'n!
Der Feind ist in Kurland bezwungen.
Bald werden in Riga die Deutschen sein —
Mein Bruder! Mein Bruder zieht auch mit ein!

Da sieht mein Auge von ungefähr
Die Namenslisten von allen,
Die 's Licht der Sonne schauen nimmermehr,
Weil sie im Kampfe gefallen.
Der Brust sich entringt ein dumpfer Schrei! — —
Mein Bruder! Mein Bruder ist auch dabei!

Warschau.

Ein Streiflicht auf polnische Geschichte.

Von Paul Keller.



Dort, wo die Weichsel am weitesten nach Rußland ausbiegt, im tiefsten Schoß des gewaltigen Stromlandes, war wildes Wald- und Sumpfland, als Krakau, Breslau, Ratibor, Gnesen, Thorn und andere Städte des damaligen Polenlandes längst ansehnliche, zum Teil blühende Gemeinwesen waren. Die Sage erzählt, daß eines späten Abends ein Fremdling ermüdet und hungrig in das halbzerfallene Nest eines Jägers am Weichselstrom einkehrte und daß in dieser Nacht dem Jäger zwei Söhnlein geboren wurden. Als sie der Fremde sah, sagte er: „Der eine soll ,,War", der andere ,,Sawa" heißen, und dieses Gelände heiße fortan ,,Warsawa". Ich verordne das also, ich, König Kasimir von Polen."

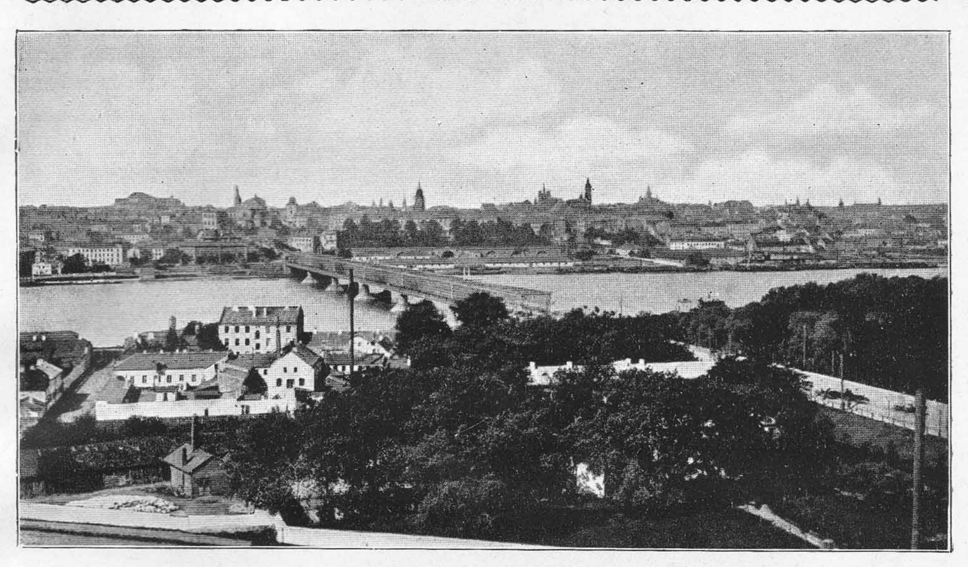
Warszawa ist noch heute der polnische Name Warschaus, den ihm Kasimir der Große gegeben hat.

Weiter den Fluß hinab saßen zu Plozk die Herzöge von Masuren. Die Masuren waren wilde, schöne Leute, Kerle, die am Tag den Urwald bekämpften oder Schiffahrt auf der Weichsel trieben und abends mit ihren Weibern die wilde Mazurka tanzten. Ihre Herzöge streiften nun oft auf ihren Jagdausflügen bis nach Warszawa hin, und es gründete sich daselbst eine Stadt.

Warschau blieb das ganze Mittelalter hindurch ein wenig bedeutender Ort. Die polnischen Könige saßen zu Krakau, und von hier aus spannen sich die Millionen kreuz und quer sich widerlaufender Fäden polnischer Geschichte, die dem oberflächlichen Betrachter fast wie ein unentwirrbarer Knäuel vorkommen.

Die Geschichte der Piasten mit ihren tausendfältigen Erbsplitterungen und Kämpfen ging vorüber, als Warschau kaum bestand. Um die Zeit, als Jadwiga (St. Hedwig) Herzogin in Breslau war, tobte ein Kampf, der vielleicht mehr Menschenleben gekostet hat als der heutige Weltkrieg. In siebenjährigem Krieg von 1211—1218 zerschlug der Dschingischan Temudschi Asien bis an die Küste des Stillen Ozeans, tötete jeden Mann, erwürgte jedes Weib, ermordete jedes Kind, verbrannte jede Siedelung. Abermillionen unbestatteter Menschengerippe bleichten in der Sonne. Temudschis Nachfolger Batu brach mit seinen vertierten Horden in Europa ein, schlug die uneinigen Rurikfürsten Rußlands, verwüstete Ungarn, drang bei Halicz in Galizien weiter nach Westen, verbrannte Krakau, verwüstete Schlesien und fand den ersten entscheidenden Widerstand erst 1241 bei Liegnitz. Polnische und deutsche Ritter haben die europäische Kultur vor der gelben Gefahr jener Zeiten gerettet.

Warschau bestand damals kaum. Die Deutschen drängten von Westen her, Barbarossa drang bis an die Warthe vor, die Masuren riefen den deutschen Ritterorden ins heidnische Preußenland, Pommern (po morze, am Meere) ging verloren, die Dänen siedelten sich an und gründeten Danzig, den Dänenhafen, die Böhmen nahmen Schlesien. Der letzte Piast in Polen war Kasimir der Große, der Gesetz-



Ansicht von Warschau, von Praga aus gesehen.

geber, der „Bauernkönig". Er starb ohne Söhne, und Polen kam an Ludwig von Ungarn. Auch dieser hinterließ nur eine Tochter Hedwig, deren Herzensbund mit dem Deutschen Wilhelm von Österreich zerrissen und die an Jagello von Litauen gewaltsam vermählt wurde. Der slawische Stamm der Litauer hatte seinen Sitz am Njemen. Wilna war ihre Hauptstadt. Jagello war ein willensstarker Kerl; er ist der Gründer des jagellonischen Herrscherhauses; 1410 zerschlug er bei Tannenberg die Macht des Deutschritterordens, den er durch Verrat des „Eidechsenbundes", des einheimischen Kleinadels, bezwang. Dieser Jagello war der erste polnische Deutschenfresser in Reinkultur, ein Verwandtenmörder wie Paricida, in seiner Jugend ein zügelloser Heide, in seinem Alter ein von Gewissensängsten gepeinigter Frömmling. Immerhin ist er der Begründer des polnisch-litauischen Doppelstaates.

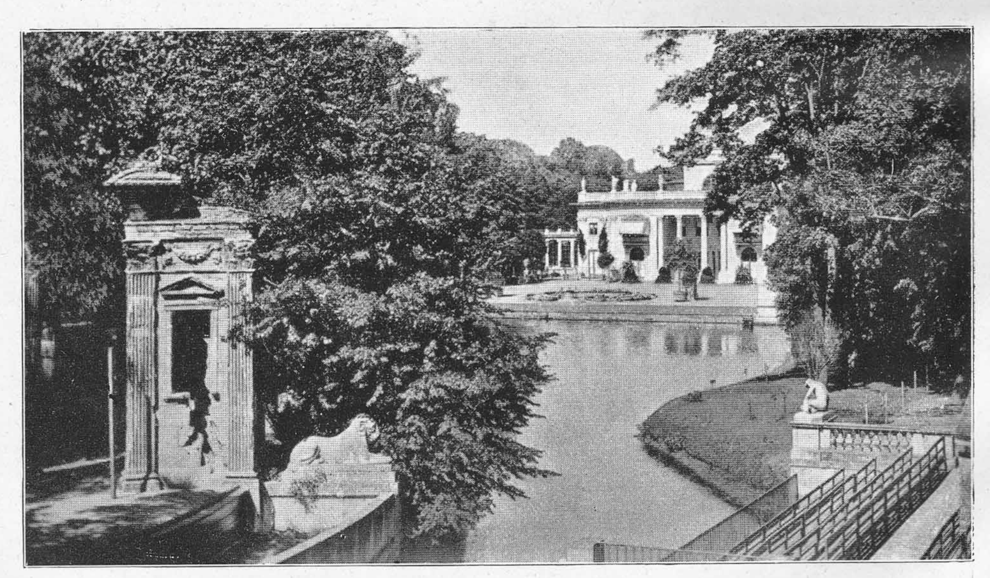
Die Jagellonen beherrschten Polens Geschicke etwa durch zwei Jahrhunderte (15. und 16. Jahrhundert). Ihr letzter Sproß war Sigismund II.; seine flatterhafte Mutter, die Italienerin Bona Sforza, hatte gefunden, daß es sich zu Warschau lustiger leben ließe als im altehrwürdigen Krakau. Mit ihr hatte der allmächtige Adel Geschmack an Warschau gewonnen, und da die Litauer nicht mehr zu den Reichstagen nach dem entfernten Krakau oder nach Petrikau kommen wollten, die Polen aber noch weniger Lust hatten, nach Wilna zu ziehen, wurde, als in der großen Union von Lublin im Jahre 1569 Polen und Litauer sich zu einem einzigen Staatswesen verbanden, Warschau zur Hauptstadt des polnischen Reiches erhoben. Damals stand Polen in Blüte, war $1^3/_4$ mal so groß als heute das Deutsche Reich, reichte von der baltischen Küste bis an die Karpathen, von der Warthe bis tief ins jetzige Rußland hinein.

Nach den Jagellonen kam das unglückliche Wahl-Königtum auf. Bei Warschau, auf dem Felde zu Wola, wurde der König gekürt. Widerlichster Wahlschacher ging der Wahl voraus, Händel aller Art, Einmischung des Auslands. Dem Kandidaten wurden die „Pacta conventa" zur Beeidigung vorgelegt. Darin stand ungefähr: Ich,

der Köng, habe so gut wie gar nichts zu sagen, alle Rechte stehen eigentlich dem Adel zu, dagegen verpflichte ich mich, so und so viel zum Heile Polens zu bezahlen. Gleich der erste Wahlkönig, ein französischer Prinz, kniff vier Monate nach der Wahl heimlich aus. Dann kam ein Siebenbürger, der zu den schweren Pflichten der „Pacta" noch die eine übernehmen mußte, die sehr alte, häßliche Schwester des letzten Jagellonenkönigs zu heiraten. Dieser Siebenbürger schlug den Zaren, nahm Riga, aber gegen seinen Adel kam er nicht auf. Der hohe und niedere Adel, der als Senat und Landbotenstube die Regierung ganz über des Königs Kopf weg führte, hatte folgende menschenfreundlichen „Grundgesetze" aufgestellt, an denen keiner, dem sein Leben lieb war, rütteln durfte.

Zur „Nation" (narod) gehört nur der Adel; die Bürger der Städte sind „Gäste"; die Bauern sind Sklaven. Dem Adel gehören alle höheren weltlichen und geistlichen Ämter, er hat das Recht, soviel aus den Einkünften des Landes zu saugen, wie ihm beliebt, dem König wird, sobald er muckt, der Brotkorb höher gehängt oder man verweigert ihm nach den „Pacta" den Gehorsam; den Bürgern ist sämtliche Aus- und Einfuhr, infolgedessen jeder großzügige Handel, gesperrt; der Bauer hat zu roboten, sein Richter ist der Gutsherr, er darf seine Kinder nicht zur Schule schicken, denn er kann nur in schwärzester Unwissenheit sein Sklavenlos ertragen. Zwischen dieser lieblichen Staatsordnung liefen ungezählte Juden umher, die gänzlich rechtlos waren, aber doch gute Geschäfte machten. Ganz schlimm wurde es, als die „Herren" dahinter kamen, daß durch Schnapsbrennerei viel Geld zu verdienen sei. Nimmt man noch die Religionsstreitigkeiten hinzu: Reformation, Gegenreformation, Dissidenten, Kalvinianer, Orthodoxe — das ganze Sammelsurium, so wundert sich kein Mensch, daß Polen zugrundegehen mußte. Die Adeligen, die „Patrioten", haben ihm das Grab gegraben in ihrer maßlosen Herrschsucht, ihrer Vergnügungs- und Prunklust, ihrer kolossalen Dummheit.

Die schwedischen Wasafürsten wurden als Wahlkönige ins Land gerufen. Zweimal ist Warschau von den Schweden



Lustschloß Lazienki mit dem Sommertheater.

Beim Plausch

Zeichnung von Albert Reich.



genommen worden. Der abenteuerliche Romantiker Karl XII. zog über Krakau hinaus nach Schlesien und diktierte dort den Polen den Frieden. Inzwischen verrieten ihn seine bisherigen Bundesgenossen, die Russen, weil sie selbst große Teile Polens haben wollten, und die Weichselmonarchie neigte immer mehr dem Verfall zu.

Die Reichstage wurden immer verrückter. Wenn ein einziger Landbote (M. d. L., Mitglied der Landbotenstube) gegen einen Gesetzesvorschlag protestierte, so war dadurch der Reichstag aufgelöst, alle schon gefaßten Beschlüsse, auch diejenigen, auf die sich das „Veto" gar nicht bezog, null und nichtig. (Himmel, wenn es so etwas in unseren Tagen gäbe, was würde Dr. Karl Liebknecht tun! Unser Krieg wäre nicht, denn er hätte als Einziger protestiert.)

Unter Johann Sobieski flammte Polens Stern noch einmal golden auf, aber nur auf ruhmreichen Kriegspfaden; zu Hause wurde auch dieser König, Polens Heros, gemißhandelt.

Nun kamen die Sachsen. August der Starke wurde durch Österreichs Hilfe gewählt, vom Adel vertrieben, durch Peter den Großen wieder eingesetzt. Dieser starke August war ein genußsüchtiger Mensch. Er machte den Versuch, in Polen den Absolutismus einzuführen, trat Litauen an Rußland ab, um sich dessen Hilfe zu sichern, und — erreichte nichts. Für Kunst und Wissenschaft aber hat er mancherlei Gutes getan. Sein Nachfolger August III. war ein fauler, unfähiger Mensch. Der Alte Fritz nannte ihn den „Mantelsack". Auch mit dem Hause Wettin, das doch sonst eine Reihe hervorragender Fürsten aufweist, hatte Polen kein Glück,

Nach dem Tode Augusts III. wußte Katharina II. einen ihrer Liebhaber, Stanislaus Poniatowski, auf den Thron in Warschau zu bringen. Das war das Vorspiel zur ersten Teilung Polens im Jahre 1772. Polen verlor damals 5 Millionen Einwohner; der polnische Reichstag von 1773 genehmigte die Abtretungen, die Preußen Westpreußen ohne Danzig und Thorn, Österreich Galizien, Rußland den Löwenanteil brachten; 1793 und 1795 wurde die Auflösung Polens vollendet.

Die Russen errichteten Warschau gegenüber Praga, den Strom aufwärts Iwangorod als Zwingburgen für die Polen. Den polnischen Patrioten gingen endlich die Augen auf, als es zu spät war. Alle Wiederherstellungsversuche und Aufstände, an denen das 19. Jahrhundert reich war, waren erfolglos. Napoleon erschien in Warschau, als er die Preußen bei Eylau geschlagen hatte. Er stellte ein Großherzogtum Warschau her, zu dem selbst Krakau gehörte. Der König von Sachsen wurde polnischer Großherzog. 1812 schon starb das neue Staatsgebilde im russischen Wintersturm. Im Wiener Kongreß wurde Polen vor genau 100 Jahren an Rußland, Preußen und Österreich so verteilt, wie es bis in unsere Zeit war. Warschau, das infolge seiner glänzenden zentralen Lage die Hauptstadt des russischen „Kongreßpolens" blieb, hatte vor hundert Jahren 30 000 Einwohner und zählt jetzt mit den Vorstädten eine Million.

— — — — — — — — — — — —

Der 5. August 1915!

Warschau wird von den Deutschen erobert; am gleichen Tage fällt Iwangorod in die Hände der österreichisch-ungarischen Streitkräfte.

Wie wird sich nun Polens und Warschaus Schicksal gestalten?

Gott und der Weisheit mächtiger Menschen befohlen!

Das Polenvolk ist das intelligenteste aller slavischen Völker; starke Kräfte, gute Instinkte schlummern in ihm; sein Land ist nach unseren Begriffen auch noch heute verwahrlost, aber es birgt Schätze aller Art und reichste Entwicklungsmöglichkeiten.



Aus H. V. von Unruhs „Erinnerungen“.

Masurische Seen und Tauroggen.

Von nicht unbedeutendem Interesse für die Gegenwart sind die an heut zu blutigen Schlachtfeldern gewordene Gegenden sich knüpfenden Schilderungen des hervorragenden Technikers und Politikers H. V. von Unruh aus seiner in die Jahre 1839 bis 1840 fallenden Amtszeit als Regierungs- und Baurat in Gumbinnen.

Er erzählt in seinen von H. von Poschinger herausgegebenen „Erinnerungen“ z. B. sehr anschaulich, in welchen Zustand im Frühjahr die Chausseen durch den bei Tag schmelzenden und nachts frierenden Schnee versetzt wurden, so daß ein Aufeisen nötig war. In Berlin aber, wo man von dem litauischen Klima keine Ahnung hatte und sich unter „Aufeisen einer Chaussee“ nichts Rechtes vorzustellen vermochte, strich man einfach die dafür veranschlagte Summe. Da mußte der junge Baurat denn auf seine eigene Verantwortung handeln. Es fehlte jedoch an genügenden Arbeitern, und der Landrat schaffte solche aus den Dörfern erst dann herbei, als der Oberpräsident von Schön sein Kommen angemeldet hatte. So kam es, daß dieser die Straße noch in fast unfahrbarem Zustande fand und „ganz zerstoßen“ ankam. In der nun stattfindenden Sitzung hatte von Unruh über „eine peinliche Sache, die zu Schöns Steckenpferden gehörte“, Vortrag zu halten, und zwar handelte es sich um Masuren und einen seiner Seen. Es fehlte, wie der Oberpräsident erkannt hatte, in Masuren zur besseren bäuerlichen Kultur an Futter, vor allem an Heu. Er meinte nun, die nötigen Wiesenflächen würden sich „durch Senkung des Wasserspiegels der vorhandenen vielen Landseen, also durch Trockenlegung bisher unter Wasser stehenden Grund und Bodens“ gewinnen lassen. Der Minister hatte sich zur Bewilligung einer Summe zur Senkung des Kruglankers Sees bewegen lassen; mit den Arbeiten war begonnen worden. Da stellte sich ein erheblicher Nivellementsfehler und dementsprechend eine

ungeheure Verteuerung des Planes heraus. Der Oberpräsident ließ sich dadurch nicht beirren. Der Fehler sei dankenswert, erklärte er, denn er habe den geringeren Kostenanschlag verursacht, auf den der Minister eingegangen sei. Jetzt werde er die Mehrkosten auch herausrücken; von Unruh solle nur immer mit den Arbeiten anfangen. Da die Instruktionen von der Regierung aber anders lauteten, so wollte der Baurat diesen Befehl nur dann ausführen, wenn er ihn vom Oberpräsidenten schriftlich erhielte. Das versprach von Schön. Allein der schriftliche Befehl traf nie ein, und deshalb unterblieb auch seine Ausführung. Ob vielleicht, wenn der Befehl geschrieben worden wäre, die Masurenschlacht sich wesentlich anders hätte entwickeln müssen?

Bemerkenswert sind die Beobachtungen, die von Unruh an den Landleuten diesseits und jenseits der Grenze machte. Der preußische Litauer war anständig gekleidet, gut genährt, hatte einen aufrechten, strammen Gang, ein selbstbewußtes, gewecktes Wesen und verhältnismäßig gute Manieren, nur daß er dem Trunke ab und zu etwas reichlich zusprach. Die meisten konnten lesen, viele auch schreiben. Ihr Recht ließen sie sich nicht so leicht nehmen, was sich in zahlreichen Prozessen bekundete. Der russische Litauer in der Gegend von Tauroggen hatte vom Lesen und Schreiben keine Ahnung. Zerlumpt, verwahrlost und halb verhungert aussehend, mit schlechter Gesichtsfarbe und ungekämmten, langen Haaren, furchtsamem, aber tückischem Blick, ging er den Höherstehenden gebückt und scheu aus dem Wege, und während der Preußisch-Litauer zum Gruße militärisch die Hand an die Mütze zu legen pflegte, bückte sich der Russisch-Litauer bis zur Erde und küßte den Rockzipfel. Kurz, er war der Typus des rechtlosen, geprügelten Menschen. Ebenso groß war der Unterschied in den Häusern und Ställen. Und doch war die Abtretung des bis 1807 preußisches Domänengut gewesenen Russisch-Litauen erst 30 bis 36 Jahre her, und vor 1807 war kein Unterschied zu bemerken gewesen in den Dörfern und bei den Menschen. Boden, Klima, Sprache und Abstammung waren genau die gleichen, verschieden waren seit 1807 nur die Gesetze und die Regierung. Und sie hatten einen so traurigen Unterschied zuwege bringen können!

Belgien.

H. V. von Unruh bereiste als Leiter der Vorarbeiten für die oberschlesischen Eisenbahnen 1837 Belgien, um den Betrieb der dortigen Eisenbahnen kennen zu lernen. Er schreibt darüber: „Die beiden obersten belgischen Eisenbahnchefs Simons und de Ritter gaben mir in Form einer offenen Order eine Empfehlung an sämtliche Beamten. Aber welchen Unterschied fand ich im Vergleich mit den Bayern. Die belgischen Ingenieure, unter denen sich doch jedenfalls auch Vlamländer befanden, die mehr oder weniger deutsch verstehen, ließen sich nur auf französisch ein, das ich mangelhaft sprach. Dabei fehlte die Liebenswürdigkeit der Franzosen gegen Fremde und die Nachhilfe beim Sprechen gänzlich. Von Begleiten nach den Werkstätten und Baustellen war nicht die Rede. Man konnte mir den Zutritt und das Umhergehen nicht verweigern, aber ich bekam nur ganz kurze, mürrische Antworten trotz der offenen Order der Chefs und mußte mich mit Trinkgeldern bei den unteren Beamten einführen. Dabei sah ich öfters recht Mangelhaftes, sowohl auf Baustellen wie beim Betriebe. Später bin ich mehrfach in Belgien gewesen, habe oft mit Belgiern geschäftlich zu tun gehabt und bin auf Reisen in der Schweiz mit Belgiern zusammengetroffen. Diese Begegnungen haben mich mit reisenden Engländern vollständig ausgesöhnt. Es kommt mir so vor, als ob bei den Belgiern eine Kombination mancher schlimmen Eigenschaften der Franzosen und der Deutschen stattfände, z. B. französische Anmaßung und deutsche Püffelei."

v. Unruh, dem übrigens schon vorher im Rheinlande Belgien als „der zentralisierte Polizeistaat unter freiheitlichen Formen" bezeichnet worden war, meint, daß nach früheren großen Leistungen die belgische Industrie nicht gleichmäßig mit der anderer Länder vorgeschritten sei. Vor der Schwindelperiode von 1871 bis 1873 habe z. B. die belgische Tuchfabrikation kaum noch mit der sächsischen, rheinischen und schlesischen konkurrieren können. Er selbst habe im Maschinenwesen, speziell im Bau von Lokomotiven und Eisenbahnwagen, nur mangelhafte, ja ganz schlechte Ware aus Belgien gesehen, ebenso auch in einer der größten belgischen Fabriken unglaublich schlechte Arbeiten und bedenkliche Arbeitsmethoden gefunden. Dazu komme noch, daß es den belgischen Fabrikanten an kaufmännischer Zuverlässigkeit mangele und man sich stets von Hause aus den Rücken decken müsse. Er habe schließlich bei Beziehungen aus Belgien immer ein deutsches Haus dazwischen geschoben und lieber Kommission bezahlt als Prozesse wegen mangelhafter Lieferung geführt. Auch in Rußland haben damals die belgischen Eisenbahnbetriebsmittel im schlechtesten Rufe gestanden, wodurch die siegreiche Konkurrenz der deutschen Fabriken sehr erleichtert wurde. v. Unruh schließt, indem er zugibt, daß die Belgier bei längerem persönlichen Verkehr gewinnen. Er ging damals von Belgien nach Holland, wo ihn alles, was er sah, hoch befriedigte. Auch fand er die Holländer ganz im Gegensatze zu den Belgiern liebenswürdig und stets bereit, dem Fremden Auskunft zu geben, ihn zurechtzuweisen, ja, ihm wertvolle Dienste zu leisten.

Frankreich und England.

Im Januar 1848 unternahmen verschiedene beim Bau der Magdeburg-Wittenberger Eisenbahn und der Elbbrücke bei Wittenberge

mitwirkende leitende Fachmänner des deutschen Bahn- und Maschinenbaues eine Reise durch Frankreich und England, um sich über die dortigen eisernen Brücken zu unterrichten. Über diese Reise berichtet von Unruh u. a., daß sie beim Flanieren in Paris eine der weit gespannten Bahnhofshallen erblickten, durch die sich Paris auszeichnete. Sofort gingen sie hin, um das Bauwerk anzusehen, jedoch der Pförtner verweigerte ihnen den Eintritt und verwies sie an den Bahnhofsvorsteher. Dieser jedoch gab die erbetene Erlaubnis nicht, sondern wies die Fremden an den Unteringenieur, der wiederum erklärte, es fehle ihm jede Ermächtigung, die Halle zu zeigen. Ärgerlich stellten ihm die Deutschen vor, daß sie ja weder den Bahnhof noch die Werkstätten, sondern nur die Halle sehen wollten, die ja doch das ganze reisende Publikum zu sehen bekäme. Wenn in der nächsten halben Stunde ein Zug abginge, so würden sie sich Fahrkarten niedrigster Klasse zur nächsten Station kaufen und dann ohne weiteres hineindürfen. Es half alles nichts. Nur der Generaldirektor könne die Erlaubnis zum Eintritt erteilen, und er sei augenblicklich auf dem Lande. Die Unterredung war französisch geführt worden. Aber als sich jetzt von Unruh zu einer kräftig deutschen, klassisch gewordenen Aufforderung an die französischen Herren hinreißen ließ, sprang einer der Bureaubeamten mit rotem, wütendem Gesicht auf, so daß Unruh seinen Reisegefährten zurief, jetzt wollten sie nur gehen, sonst würden sie noch hinausgeworfen. „Der Vorfall“, schreibt von Unruh, „ist charakteristisch für das ganze französische Beamtentum, einschließlich der Privatunternehmungen, und steht nicht vereinzelt da. Mir ist es später mehrmals in Frankreich ebenso gegangen. Trotz der dringendsten Empfehlungen mußte ich eine ganze Woche von einem zum andern laufen, um endlich eine der größten Gasanstalten besichtigen zu dürfen, in welcher ich auch nicht das mindeste Neue, sondern fast nur veraltete Einrichtungen vorfand. Dasselbe Volk, welches jede Autorität vom Herrgott herunter, die des Monarchen wie die der republikanischen Spitze mißachtet und zeitweise gestürzt hat, fordert und verlangt von jedem Beamten absolute Unterwürfigkeit, gewährt ihm keine Spur von Selbständigkeit und konzentriert alle Gewalt nur in den obersten Spitzen. Aus dem Munde von Angestellten selbst weiß ich, daß sie von sich heraus keinen Vorschlag zu Verbesserungen machen, ja, einen augenscheinlich sogar sehr gefährlichen Mangel gar nicht zur Sprache bringen dürfen, wenn er außerhalb ihres ganz speziellen Wirkungskreises liegt.“

Von den mannigfachen hierauf bezüglichen Fällen, die er selbst erlebte, führte von Unruh den eines deutschen Ingenieurs an, der bei der französischen Staatsbahn entlassen wurde, weil er eine die Vermeidung eines teuren und unnützen Tunnels ermöglichende andere Bahnlinie vorschlug, ferner den eines Ingenieurs, der in Deutschland den Bau von Wagen für die französisch-russische Bahn überwachte und es ablehnte, seinem Vorgesetzten über wünschenswerte Verbesserungen und über grobe Konstruktionsfehler in den französischen Zeichnungen zu berichten. Aus diesem Grundsatze erklärt sich von Unruh den Schematismus in allen französischen Organisationen. „Hat man die Organisation einer französischen Bahnverwaltung kennen gelernt, so kennt man die aller anderen Bahnen bis auf die Details, während in Deutschland und England die wesentlichsten Verschiedenheiten vorkommen. Es erklärt sich daraus aber auch die Leichtigkeit, mit der sich in Frankreich große Umwälzungen vollziehen. Sämtliche Angestellte sind gewohnt, blind der Spitze zu gehorchen, nicht zu mucksen. Es kommt also nur darauf an, sich der Spitze zu bemächtigen.“ Hieraus erkläre sich auch der Widerspruch, daß die Franzosen ein militärisch besetztes Land schnell zu organisieren verstehen, jedoch nicht kolonisieren können.

Gänzlich verschieden waren die in England empfangenen Eindrücke. Die Reisenden sahen viel mehr, neben kühnen, gelungenen Werken freilich auch recht abschreckende Beispiele. Sprachen sie aber ihre Verwunderung über eine kostspielige, törichte Konstruktion aus, so antwortete man ihnen: „Gerade dadurch kommen wir vorwärts, daß wir alles probieren. Das Beste bleibt dann übrig.“

Auffallend war der Umstand, daß es den englischen Ingenieuren meistens an wissenschaftlicher Vorbildung fehlte. Dadurch werden auch die kostspieligen Versuche erklärlich, deren Mißlingen dem wissenschaftlich gebildeten Techniker nicht zweifelhaft sein konnte. Dagegen sei der englische Ingenieur sehr praktisch und wisse sich immer zu helfen. Abgesehen von einigen Fällen, wo man ihnen kurz und entschieden sagte, es sei keinem Fremden der Zutritt gestattet, wurden die Reisenden — es waren auch Borsig und Schwartzkopff darunter — überall ohne Umstände eingelassen und erhielten vollständige Auskunft. „Niemals berief sich ein Vorsteher auf einen Vorgesetzten, sondern urteilte und handelte selbständig.“ Schriftliche und kaufmännische Empfehlungen waren nicht nötig, blieben sogar unwirksam. Die beste Empfehlung war die Visitenkarte eines anderen Ingenieurs, der nichts als den Namen des Empfohlenen daraufschrieb. „Während der Franzose, wenn er es nicht vermeiden kann, jemand in seiner Anstalt herumzuführen, sehr viele höfliche Redensarten macht, aber so wenig und so schnell als möglich zeigt, wird man vom Engländer in seinem Bureau, den Hut auf dem Kopfe, anscheinend oft mürrisch mit sehr trockenen Worten empfangen, erhält aber dann von ihm sehr gründliche Auskunft.“

* * *

Zum 100. Geburtstag des Komponisten der „Wacht am Rhein“.



Der Komponist Musikdirektor Karl Wilhelm, der namentlich durch die Tonsetzung der „Wacht am Rhein“ berühmt wurde, hat am 5. September dieses Jahres seinen 100. Geburtstag. Geboren in Schmalkalden (Thüringen) als Sohn des dortigen Organisten, wirkte er 1840—1865 als Direktor der Liedertafel in Krefeld und lebte dann infolge geschwächter Gesundheit zurückgezogen in Schmalkalden. Anläßlich der silbernen Hochzeit des nachmaligen Deutschen Kaisers Wilhelm I. ließ er am 11. Juli 1854 von 100 Sängern seine „Wacht am Rhein“ (Text von Schneckenburger) singen, dasselbe Lied, welches 1870 die deutschen Krieger in Frankreich begeisternd zum Kampf begleitete. Wilhelm erhielt, nachdem er schon 1860 zum königlich preußischen Musikdirektor ernannt worden, auf Grund dieses Liedes 1871 einen Ehrensold von 3000 Mark jährlich, starb aber schon am 26. August 1873 in seiner Vaterstadt, wo ihm ein Denkmal errichtet wurde. Von seinen übrigen zahlreichen Kompositionen, meist Männerchören, hat keine auch nur einen annähernd gleichen Erfolg gehabt.

Ein Schweizer Dichter zum jetzigen Weltkrieg.

Mitgeteilt von Josef Reber in Besenbüren (Schweiz).

In der Regel gelten Dichter keineswegs als gute, weitsichtige Politiker. Eine bemerkenswerte Ausnahme macht der am 1. Juli 1879 verstorbene hervorragende Schweizer Dichter Heinrich Leuthold, der im Verein mit Geibel deutsche Übersetzungen französischer Lyrik herausgab. Von ihm stammt das nachfolgende in klassischem Metrum gehaltene Gedicht, das er 1871 an das siegreiche Deutschland richtete. Einen scharfen politischen Blick verrät die Mahnung, die er damals dem deutschen Volk gab. Was die letzte Strophe betrifft, so ist sie nichts anderes als eine glückverheißende Prophezeiung, die — wie es sich immer deutlicher zeigt — in Erfüllung gehen wird.

Das Eisen.

Lang' genug als Dichter und Denker priesen
Oder höhnten andre das Volk der Deutschen;
Aber endlich folgten den Worten Taten,
Taten des Schwertes.

Nicht des Geistes, sondern des Schwertes Schärfe
Gab dir alles, wiedererstandnes Deutschland:
Ruhm und Einheit, äußere Macht und Wohlfahrt
Dankst du dem Eisen.

Laß die Harfen tönen von Siegesgesängen,
Aber halte mitten im Jubel Wache!
Unter Lorbeerzweigen und Myrtenreisern
Trage das Schlachtschwert!

Denn die Zeit ist ehern und Feinde dräun dir
Wie am Hofe Etzels den Nibelungen;
Selbst zur Kirche nur in den Panzerhemden
Gingen die Helden.

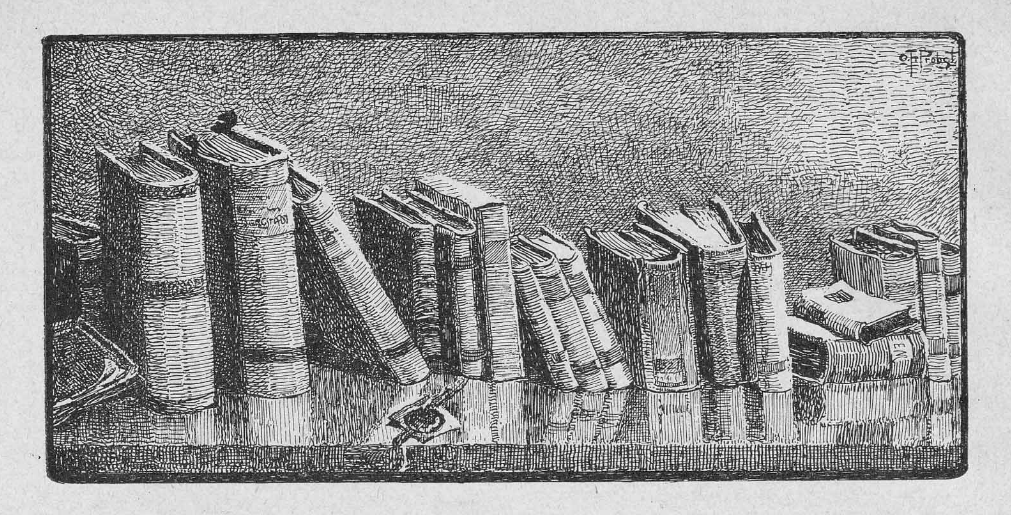
Meine Mahnung wird erst der Enkel segnen,
Wenn er unverdrossen die Waffen wahrte
Menschenalter hin, bis es ihm obliegt,
Im Weltkrieg zu siegen.

* * *

Auf die Franzosen, als sie dem Kaiser die Flucht andichteten.

Armer Franzos, du tröstest dich selbst und erdichtest dir Freuden,
Daß nur keiner im Volke glaube, dir geh' es so schlimm.
Lüge nur zu und tröste mit Hehlen dich über dein Unglück,
Wenn nur der Kaiser indes Taten und Taten vollbringt.
Rühme dich immer, er sei kriegsmatt und beginne den Rückzug,
Während mit Siegesgewalt er dich im Nacken bedrängt.

Ulrich von Hutten 1513.



Bergstädters Bücherstube.

Was kommt und geht und was besteht.

Buchbesprechungen von E. M. Hamann, Scheinfeld in Mittelfranken.

Die Schicksalskugel der Welt und ihrer Geschichte rollt und rollt. Wir hören — zuversichtlich — ihr nahes oder fernes Tönen; wir horchen auf beides und lernen immer schärfer darauf unterscheidend achten. Wo so viel junges Leben dem Tode erblüht, wo so viel rotes Herzblut die alte Mutter Erde tränkt, wo so viel Trennungsweh und Sorge, Mitfreude und -schmerz die Augen feuchtet und das Herz erschüttert vor zurückgedämmtem Jauchzen und Weinen um Lust und Leid: da lernt man allmählich immer mehr den mangelnden, unzureichenden Wert des Flüchtigen, den Voll- und Dauerwert des Bleibenden erkennen. Und Seele und Hand strecken sich aus nach diesem, das freilich nicht immer in ungemischter Ausgestaltung, in reiner Prägung sich darbietet. Oft steht Tüchtiges neben Untüchtigem, Vergängliches neben Unzerstörbarem. Erst recht in der Literatur dieser unserer Zeit nie dagewesener riesenhafter Geschehnisse, deren Wucht im Entwicklungsschritt nur das starke Lebensfähige für die Zukunft widerstehen kann.

So ist es natürlich, daß das meiste des jetzigen literarischen Neugeschaffenen von vornherein das Zeichen des Flüchtigen, des für immer Vorübergehenden trägt. Doch dürfen wir nicht vergessen: Was, ob noch so unscheinbar, einmal in unserem Herzboden Wurzel schlug, was einmal in der Seelenverborgenheit uns ein Echo weckte: das bedeutet, wenn nicht künstlerisch, so doch ethisch für wenigstens einen Menschen ein Bleibendes und bestätigt sich eben darum auch als solches, zutiefst gesehen, der lebendig sich fortsetzenden Einheit des Ganzen gegenüber. Das ist der Dauerkern des Flüchtigen, der selbst dem Verzagten noch als Trostlicht winkt — und dem unerbittlich Absprechenden noch ein „Halt!" als Schranke aufrichtet.

Mir ist es in diesen Tagen literarischer Überfülle und Überkritik immer eine besondere Freude, junge Kräfte dem Ziele des Bleibenden zustreben zu sehen. Und so vermerke ich hier mit Genugtuung, daß die im Juliheft besprochenen „Zeitgesänge" von Theodora Korte und Hans Hoppe inzwischen eine zweite, vermehrte Auflage erleben durften, und daß Heinrich Zerkaulen, dessen Name eben jetzt wiederholt auf der Verheißungssaite künftiger Vollgeltung erklang, seinen „Kriegsliedern 1914: Leier und Schwert" — siehe die früher von mir hier angezeigte Sammlung „Blühende Kränze" — im M.-Gladbacher Volksverlag, Sekretariat Sozialer Studentenarbeit, ein zweites lyrisches Heft erscheinen lassen konnte: „In Reih und Glied. Neue Kriegsgedichte" (15 Pf.). Auf den fünfzehn 8°-Seiten steht ein reichliches Dutzend sangbarer Gedichte, die den Kranz jugendlicher Frische, auch Schelmerei und Naivität sowie den Kronreif des Gedanken-, Bilder-, Gefühlsreichtums und sprachlich einfacher Schöne tragen. Wir empfinden's sofort: Da ist ein echter Lieddichter, dessen Seele aber in erster Linie nicht auf den äußeren Wohllaut, sondern auf innere Klarheit der Wahrheit und Tiefe lauscht.

Das Augustheft brachte Hinweise auf österreichische Kriegslyrik. Von dorther, aus Tirol, das vor einem Jahrhundert neben Hofer, Straub und Speckbacher den Feldpater Haspinger kannte, braust jetzt das Sturmlied eines Priestersängers: „Das blutige Jahr. Gedichte von Br. Willram" (Brixen, Verlagsanstalt Tirolia, kl. 4° 152 S.). Hinter dem bekannten Pseudonym steht der ebenso bekannte Innsbrucker Prof. Anton Müller, Verfasser der wiederholt aufgelegten lyrischen Sammlungen „Kiesel und Krystall", „Wanderweisen und Heimatlieder", „Grünes Laub und weißer Flieder", „Aus goldenen Tagen". Die dort sich bekundenden Vorzüge dichterischen Feuers, plastischer Bildhaftigkeit, melodiösen Flusses, zündender Ausdruckskraft sowie verinnerlichter Gefühlswärme kommen auch in dem jetzt vorliegenden Bande, den der Autor bezeichnenderweise seinen „wackeren Schülern im Felde" widmete, mehr oder weniger zur Geltung. Manches der hier gebotenen Lieder hat schon seinen oder sogar seine Vertoner gefunden. Ein heißes patriotisches Herz durchpulst diesen Poeten von auffallendem Einfühlungsvermögen, der auch so trefflich in der lyrisch-epischen Form zu erzählen weiß. Nur hier und da möchte man seiner Laute einen harmonisierenden Dämpfer aufsetzen, hier zumal in dem letzten Hauptabschnitt des Bandes, wo bisweilen der stürmischen Unmittelbarkeit der Sprache gegenüber der Eindruck des wirklich „poetisch" Dichterischen schwindet.

Leo Sternberg, dessen bedeutender Kriegslyrik wir neulich Gerechtigkeit angedeihen ließen, hat eben jetzt ein Stück „Friedensarbeit" vollendet, in dem er aus seinen früheren Büchern eine stofflich bescheidene, inhaltlich schwerwiegende lyrische Summe zog: „Leo Sternberg, Ausgewählte Gedichte" (Hamburg und München, Genzsch u. Heyse, Fol. 20 S.). Auch hier ist der erste und bleibende Eindruck: Ein wirklicher Künstler mit eigenen hohen — bisweilen überfliegenden? — Zielen. Also einer „nicht wie alle anderen"; einer, der sich allem Gottgeschaffenen wesensverwandt fühlt, weniger vielleicht in pantheistischem als franziskanischem Sinne; einer, der noch große, lichte Weiten vor sich hat, die er sämtlich verwirklichend durchschreiten kann, wenn er dem Besten in sich ausschließlich getreu zu bleiben versteht.

Ähnliches, mit einer gewissen Beschränkung wie Ausdehnung, mag gelten von der „ungarischen Sappho" Renée Erdös, die Johannes Mumbauer für uns Deutsche entdeckte — so etwas wie ein literarischer Wurf, will mich bedünken. Er hat uns in eigener Übertragung, die sinngemäß mehr den gedanklichen Inhalt als die formale Ausprägung der Urschrift wahrte, einen Band aus den bisher erschienenen sechs lyrischen Sammlungen der Dichterin wählend herausgehoben unter dem von ihm selbst bestimmten Titel „Die Perlenschnur" (Saarlouis, Hausen Verlagsgesellschaft, 8° 117 S., geb. 3 ℳ). Den zwei Hauptabschnitten des Buches: „Die trüben Perlen" und „Die klaren Perlen", — die Frage zureichender Treffsicherheit dieser Benennungen bleibe hier unerörtert — geht ein einführendes „Vorwort" vorauf, in das sich auch beleuchtende Einzelproben aus der anfänglichen Liebespoesie usw. dieses gewaltigen Talents weben. Das erste Kapitel des Haupttextes umschließt vor allem Stücke aus der noch das Leitmotiv tastenden Gottsuchertums anschlagenden Sammlung „Ich kam zu euch", mit der unausgesprochenen Ergänzung: „Ihr aber habt mich nicht verstanden!" Das zweite enthält solche aus den späteren Gedichtebänden „Die goldene Schale" und „Das Buch der Sibyllen". Die Zusammenstellung des Ganzen hat als ethischen Hauptzweck die „große Wandlung in der Psyche der Dichterin" darzutun. Denn Renée Erdös, geboren 1879 als Jüdin, hat sich nach hellenischem Liebesfrühling auf sich selbst besonnen, die Gottsehnsucht in sich ausgelöst und den Weg vom „dionysischen Heidentum" zum (katholischen) Christentum gefunden. Und zwar ließ sie sich da nach Mumbauers Zeugnis nicht führen von müder Resignation noch Kulturübersättigung noch ästhetischen oder „rein sentimentalen" Gründen, sondern von „tiefinnerer" Überzeugung, einem „unwiderstehlichen Zug aller Seelenkräfte". Und niemals, betont ihr Verdeutscher, habe sie Größeres und Ergreifenderes geschaffen als seit jenem „großen Morgen" (s. die gleichnamige Gedichtereihe) der Konversion auf dem Aventin 2. 6. 1909. Wie auffällig die Ansichten just darüber auseinandergehen mögen: das uns durch Johannes Mumbauer Übermittelte bestätigt zweifellos sein Urteil, trotzdem eine ob noch so intuitive Nachdichtung niemals den Schmelz und Glanz des Urbildes, falls es hoch steht, erreichen kann, ganz abgesehen von der ungewöhnlichen Modulationsfülle des Ungarischen gerade für den lyrischen Ausdruck. Dennoch gewinnen wir beim Lesen, noch mehr beim Hören den Eindruck einer intimen, starken, zugleich zarten Seelenoffenbarung in einer Sprache, die „echt menschlich" und doch einzigartig an den religiös gestimmten Leser redet, voll Glut, Tiefe und weithin leuchtender Klarheit. Alles hier Gegebene ist interessant, und zwar packend-interessant, manches von wundervoller Kraft, Weichheit und Schönheit, wenn auch einzelnes noch, zumal im ersten Teil, ein Auf und Ab, ein halbes Verstehen, ein suchendes Tasten andeutet. Doch das ist begreiflich, weil menschlich-natürlich, und es vermag dem überragenden Wert des Ganzen kein Jota zu rauben.

Mitten ins heutige Ungarn führt uns eines der schmucken Kriegsnovellenbücher des Eugen Salzerschen Verlages: „Die Karpathen. Ungarische Kriegsnovellen und Skizzen", herausgegeben und übertragen

von Stefan J. Klein (Heilbronn, 16° 108 S., geb. 1 M). Die Verlagsanzeige hält sich an Tatsächliches, wenn sie besagt, der ungarische Soldat sei seit Kriegsbeginn ein ständiger Künder ungarischen Heldentums, ungarischer Soldatentugend. So habe das Wort Ungar in den letzten zehn Monaten eine neue Prägung bekommen, und das Lied vom ungarischen Krieger habe längst zu klingen begonnen, noch ehe ein Dichter die Verse dazu verfaßte. „Die Karpathen-Novellen dieser Sammlung blühten in Form von Dichtungen und Wahrheit, von Legende und Wirklichkeit aus der blutgedüngten ungarischen Scholle, und die ungarischen Dichter mußten sich nur niederbücken, um die Blüten zu pflücken und kunstvoll zu binden." Das besorgten in durchweg charakteristischer, vorwiegend auch künstlerisch wirkungsvoller, dichterisch abklärender Weise: Ludwig Biró, Ludwig Barta, Alexander Bródy, Eugen Heltai, Zsigmond Móricz, Ernst Szép und Emil Isac in den Beiträgen: „Jetzt ist die Zeit des Moskals", „Der einsame Trompeter", „Jewsey in Ungarn", „Der Komitatschi", „Das Dachsloch", „Die Serbin" und „Ein rumänischer Soldat". Tief zurück in die hunnisch-ungarische Vergangenheit greift dagegen Graf Nikolaus Bánffy in der psychologischen Novelle „Das Geheimnis des Kaisers" (wurde im Verzeichnis versehentlich unterdrückt) und stellt damit das historische Einst und Jetzt in interessanten Vergleich und Gegensatz. Das Büchlein hat fraglos kulturgeschichtlichen wie literarischen Voll- und Sonderwert.

Es ist begreiflich, daß wir jetzt gern nach Büchern greifen, die das Nationale und Volkstümliche, zumal das Deutschpatriotische in oder außer der Kriegszeit in sich aufnahmen. Leider ist da nicht alles Gold was glänzt. Wir finden Echtes und Unechtes nicht selten vielfach in ein und demselben Bande. So in Kurt Martens' Schlußwerk seiner Roman-Trilogie aus dem Bereiche deutscher Gefühlswelt: „Die alten Ideale" mit den zwei Anfangsbänden „Deutschland marschiert. Ein Roman von 1913" und „Pia. Der Roman ihrer zwei Welten". Der Schlußband überschreibt sich: „Hier und drüben". (Berlin, Egon Fleischel u. Co., 8° 253 S., 3,50 M). Das Wort aus dem Prediger Salomo III. Kap. von der Fröhlichkeit in der Arbeit als dem „Teil" des Menschen, der nie sieht, was „nach ihm geschehen wird", bildet mit dem anderen von der „Erneuerung des deutschen Wesens" die Grundidee, deren Durchführung aber nicht annähernd das von ihr umschlossene Versprechen erfüllt. Mich persönlich wenigstens mutet sie als zu breit (bis zu stellenweise trockener Langweiligkeit), als zu kühl und, bei allzu reichlich verbrauchter Redegewalt, als zu wenig kraftvoll umrissen und ausgeprägt an, wiewohl sie immer wieder von jeweiliger gesunder Auffassung und auch technischem Können zeugt. Der Held ist ein älterer leidenschaftlicher Deutschreformer, aus bäuerlicher Wurzelscholle entsprungen und von unabhängigem Reichtum, den er, wie sein geistiges Vermögen, in praktischem Idealismus der „deutschen Idee und ihrer Kulturaufgabe" ausschließlich widmen möchte. Aber er hat geheiratet und in an sich gleichgültig belassender Ehe eine Tochter gewonnen, deren sich durchbildende Persönlichkeit ihm mählich zum Ein und Alles wird. Ihr frühzeitiger Tod, schon ihr selbst ein Versucher, wird dies in der Folge auch für die Eltern. Die Mutter fällt ins Garn des von Kurt Martens stark, mitunter etwas brutal ironisierten Spiritismus und dadurch in geistige Umnachtung. Den willenskräftigen Vater überschleicht gleichfalls das „Erdenelend der Kreatur", bis er sich wieder auf sich selbst und den bisher in ihm stets regen Stolz „auf geistigen Vorrang und selbstbewußte Mannesbedeutung" besinnt. So nimmt er den „ewig unentschiedenen Kampf zwischen Schicksal und Persönlichkeit" mutig auf, besiegt den lockenden Drang der Sehnsucht nach Selbstvernichtung als eine Torheit, da sich „am allerwenigsten die Wiedervereinigung mit einer abgeschiedenen Seele erzwingen läßt". Der stets von ihm vertretenen Meinung, daß die Deutschen lieber ihr eigenes als fremdes Land bereisen sollten, folgt er nun von neuem selbst, ohne sich durch die Liebe zum Deutschtum „mit Blindheit schlagen" zu lassen.

Kurt Martens selbst zeigt da sehr deutlich seine eigene schon früher bekundete und gewiß nicht durchweg als vollgültig zu nehmende Anschauung deutscher Wesensart. „All die unzähligen äußeren Unebenheiten in diesem Volkscharakter, die Beschränktheit, Engherzigkeit, Schwerfälligkeit, die plumpen Formen, das spröde Empfindungsleben, die blinde Ehrfurcht vor der überlieferten Gewalt, der Mangel an Schwung, an Schneid und Selbstbewußtsein, das alles kannte und durchschaute er nur zu genau. Aber er sah darin nur Schönheitsfehler der Oberfläche, Reste aus den völkischen Flegeljahren, im Laufe der nationalen Entwicklung bei gutem Willen zu beseitigen." Nachdem Magnus Roloff, der Held, „allerorten" den Atem seines Volkes belauscht hat, „einen Atem, der von der Arbeit keuchend geht, in schwerem, einförmigem Rhythmus", gehorcht er einem Antriebe „matten Heimwehs" und kehrt in sein Haus zurück, das keine Herrin mehr sieht, wohl aber ein auffällig an die verstorbene Amaranth erinnerndes, jung aufblühendes Leben, „geradezu das Urbild köstlichen Menschenmaterials, das nach Formung und Vollendung durch eine liebevolle Meisterhand" verlangt. Diese leiht er selbst her, zugleich schließt er sich eng und enger an die Gesamtheit der „freideutschen Jugend", und zwar in einer Weise, die uns die Erinnerung an jene radikale Bewegung innerhalb der Jungdeutschlandwelt unmittelbar vor dem Kriege wachruft.

In diesem Teil des Buches springt manches bleibend Bemerkenswerte vor, vor allem die Liebe zu dem Lande unserer Zugehörigkeit, unserer Sprache und Kultur, „die wir für die gegenwärtig vollkommenste des Erdballs erklären dürfen“; jene „wahre, unabhängige, opferfreudige“ Vaterlandsliebe, deren Ausbreitung der offizielle Patriotismus im Wege steht, weshalb dessen Überwindung als eine unserer „vornehmlichsten Aufgaben“ betrachtet werden muß; eine Liebe, der das Vaterland nichts anderes ist als „das erweiterte Vaterhaus, wo sich unter einem Dache alle Volksgenossen nicht als Widersacher und erbitterte Konkurrenten, sondern als verträgliche Brüder einzureihen haben“ mit dem „höchsten“ Familienehrgeiz, „ihr Haus zum stärksten, schönsten und glücklichsten der Welt zu machen, sodaß jeder einzelne stolz und froh sein kann, darin zu wohnen“. Endlich wie eine Verheißung auf das jetzt sich Erfüllende und zum Teil schon Erfüllte: „Noch immer war vor jeder großen Tat das leidenschaftliche Gefühl.... Die innere, wahrhaft fruchtbare Begeisterung zwingt den Erfolg. Sammeln wir alle unsere kleinen, heftigen, allzu irdischen Instinkte wie in einem Brennpunkt in einer einzigen, unwiderstehlichen Leidenschaft, lassen wir sie zusammenströmen zu einem gewaltigen Flammenherd: in die Liebe zur Sache, die sich zugleich stets als ein zäher, urkräftiger Wille zur Sache kundtut!... Leicht und schmerzlos stirbt, wer wie die Helden und Märtyrer dahingeht für die angebetete Idee. Seinem eigentlichen Wesen entgleitet der Körper wie eine lästige Bürde. Tod und Leben sind eins geworden: Aufschwung, seliger Aufschwung!“

Hiergegen wirkt der Schluß matt. Roloff hat sich aus der Irrenanstalt die nicht völlig geheilte Gattin zu einer „zweiten Ehe“ geholt, einer „schwermütigen, kinderlosen Distanzehe, die doch dem mystischen Sinn der Ehe nicht völlig“ widerspricht, da sie auf dem Grunde der „angelobten und ausgeübten Treue“ ruht, dem der „gemeinsam zu tragenden Vergangenheit“. Jetzt aber verlegt er, der Volks- und Jugendfreund, seine Wohnung aus dem alten Heimatstädtchen in das große Berlin am Ufer des brausendsten Lebensstromes. Zuvor noch durchzuckt ihn „ein kleiner Schreck“, da ihm die Pflegetochter ihr bevorstehendes Verlöbnis mit Amaranths einstigem Bräutigam mitteilt — ein Schreck „wie von dem Stich einer ganz feinen Nadel, die sich tief einbohrt, ohne doch gefährlich zu verwunden“. Denn er weiß sich eingereiht in jene „eine Rangordnung der Seelen“, in der ihm „niemand seinen Platz zu bestreiten wagt“ — eine stolze Lebenssumme, deren Niederschrift für manchen Leser nur die voll zureichende Kraft der Überzeugung vermissen lassen dürfte.

Spezifisch deutsche Stammesart spiegelt ein Buch wider, das an der Spitze eines neuen Unternehmens steht: „Die schlesischen Bücher“, herausgegeben von Paul Barsch. Der erwähnte erste Band trägt die Namen Paul Keller, Marie Muthreich, Marie Klerlein, Hermann Stehr unter der Zusammenfassung: „Erzählungen und Dichtungen.“ Erstes bis drittes Tausend (Schweidnitz, L. Heege Verlag, 8° 148 S.). Das Unternehmen verdient, weit über die schlesische Grenze zu dringen; daß der vorliegende Anfang dies tut, verbürgen schon die Namen der zwei männlichen Beiträger. Ein Vorwort des Herausgebers: „Von den schlesischen Büchern“, und eine über die „Vielfältigkeit schlesischen Wesens“ orientierende Skizze Hermann Stehrs: „Der Schlesier“, leiten das Ganze geist-, gemüt- und humorvoll ein. Jedem Gesamtbeitrage geht eine knappe biographische Skizze voraus. Und was diese Beiträge bieten! Da ist Paul Kellers hochergötzlicher „Bergkrach“ — las man je ähnliches an volkswitziger, echt dichterischer Verpersönlichung einer großartigen Natur? — dem sich knappste, vielsagende Skizzen: „Breslau“, „Die Oder“, „Die Grafschaft Glatz“ und das bei der großen Schlesienfeier Sommer 1913 in der Jahrhunderthalle gesprochene, von herrlichem, gemütstiefem Humor durchleuchtete Gedicht im Dialekt: „De Schläsing und ihre Kinder“ anschließen. Ihnen folgen sieben volkstümliche Gedichte von Perlenglanz, unter denen „Das Volkslied“ als Kronjuwel strahlt und leuchtet. — Hermann Stehr gibt (am Schlusse des Bandes) aus seinem letzten Roman „Geschichten aus dem Mandelhause“, den Paul Barsch ein wundersames, tief beseeltes und goldig durchsonntes Schicksalsbuch nennt, einen kostbaren Ausschnitt unter der Überschrift „Kommen und Gehen“, ferner eine ethisch und poetisch bedeutende Skizze: „Das Feuer“, endlich eine Reihe hochschwingender Gedichte. Zwischen zwei so hervorragenden Vertretern der Dichtkunst hält es für die Beiträgerinnen schwer, dem Leser gegenüber festen Boden zu fassen. Und doch wird es ihnen vorwiegend gelingen: ein Zeichen nicht nur ihrer Begabung, sondern bereits künstlerischen Kraft. Beide haben klaräugig und warmherzig hineingeschaut in die Volksseele: Marie Klerlein, weitaus in erster Linie Erzählerin von Frische und Unmittelbarkeit, vielleicht am mannigfach erfahrungsreichsten, Marie Muthreich wohl am psychologisch tiefsten. Seelisch tief ist auch deren — hier in reichhaltigen Proben vertretene — Lyrik, die Paul Barsch als köstlich und wertvoll kennzeichnet. Ich persönlich hätte eine etwas schärfere Sichtung befürwortet für diesen Band, den erfreulicherweise Paul Kellers und Hermann Stehrs sprechende Bildnisse schmücken.

In das Volkstum österreichischer Gebirgswelt eröffnet uns Anton Schott einen abermaligen Blick durch seinen Beitrag zu den Münchener Lucasbüchern (Herausgeber Sebastian Wieser): „Um die Heimat“

(8 ° 156 S., geb. 1 M). Es ist keiner von den großen Würfen, zu denen auch A. Schott Veranlagung hatte, denn es bleibt hübsch stecken auf der Mittelhöhe dieses Begabten. Aber Land und Leute zeigt es dennoch in überzeugender, fest zupackender Treue. Diese Menschen leben vor uns, und sie interessieren nicht bloß dadurch, sondern durch die Art, wie sie ihr „kleines“ Leben nehmen oder — „korrigieren“, was dann leicht bei diesen Naturmenschen auf ein Verpassen, Verfehlen hinausläuft. Ihnen allen glüht, bewußt oder unbewußt, die Liebe zur Heimat in der Brust, nicht zuletzt die zum „Inbegriff allen Erdenglückes“, dem „Heimatel“, der ererbten oder erworbenen Eigenscholle. Hier, in der nicht allzu bewegten Handlung, kämpfen zwei Söhne um sie. Des einen Vater hat sie unschuldig verloren; des zweiten hat sie den Kindern halb aus Trotz, halb aus Unverstand genommen. Des letzteren Sohn sichert sie sich wieder; beim anderen bleibt der Ausgang ungewiß. Auf dem Hintergrunde steht der Krieg, zuerst in verbreiteter „sibyllinischer“ Prophezeiung, dann im Ausbruch, der fast alle Söhne dieses schönheitgesegneten Erdenwinkels hinausreißt zum Kampf um die heißgeliebte Heimat engeren und weiteren Sinnes.

Durch Mischung getrübtes, ja verderbtes Volkstum schwäbisch-bayerischen Volkslebens in der Nähe der Großstadt zeichnet Peter Dörflers Büchlein :„Das Sonnenwendfest“ (Saarlouis, 6. Band von [geb.] Hausens 50 - Pf. - Bücherei, herausgegeben von Johannes Mumbauer, 8° 100 S.). Als ich das Bändchen schloß, geschah's mit den inneren Worten: „Merkwürdiger Mensch, dieser Dr. Peter Dörfler! Dichter vom „Weltkrieg im schwäbischen Himmelreich“, von „La Perniziosa“, „Als Mutter noch lebte“ und — diesem da! Also so kann er's auch?“ Dennoch hatte ich ihn auch hier wiedergefunden in der klaren Anschaulichkeit bei nicht selten weichster Farbengebung, bisweilen auch ein wenig am Griff ins Phantastische. Die Art des fast naturalistisch dramatischen Realismus im Aufbau der Handlung und in deren stellenweiser Durchführung scheint mir jedoch seinem eigentlichen Wesen fremd. Er selbst mag das gefühlt haben, indem er den Schluß in kaum genügend motiviertes Versöhnungslicht taucht.

Eine nach mehr als einer Richtung vorbildliche Heimatkunst erweckt der Schwede Per Hallström in einem Teil seiner Novellenreihe „Die vier Elemente“. Autorisierte Übertragung von Marie Franzos (Leipzig, Insel-Verlag, 8 ° 270 S., 4 M). Nordische Kunst in herber Tiefe, in Farbenfülle und -glut. Von jener Art, die dichterisch erahnt, seelisch miterlebt, die aber auch erobert werden muß, um uns ihren Kern, ihre Wesenhaftigkeit zu offenbaren. Von jener Keuschheit, die nicht das Großwort unberührter Reine scheut, die aber auch niemals das Unverhüllte herausstellt, noch weniger je sinneerregend „andeutet“. Eine Sprache von bisweilen biblisch getönter Hoheit. Eine Anschaulichkeit von frageloser, jetzt zart-, jetzt gewaltig-überzeugender Kraft. Eine Dichtung von jenem Reichtum, der wiederholt und sorgsam auskostend genossen sein will. Der Deckname für die Sammlung ist vielleicht etwas gewagt, gesucht. Die zwei ersten der sieben Novellen fallen nach des Dichters Absicht „auf das Los der Erde“, die zwei nächsten auf das des Wassers, die vierte und fünfte auf das der Luft und des Feuers, während die siebente als ein Versuch gelten soll, „das Ganze zu erfassen, das in Worten schwer Zugängliche, das hinter unserer Welt und der Elemente liegt“. Bei aller Schwere der herauszuarbeitenden Vorwürfe wirken die Stücke in ihrer Ausgestaltung an sich befreiend, mit Ausnahme des dritten, das den lastenden Eindruck wohl auch kaum beseitigt sehen möchte, sowie gewissermaßen des fünften, das befremden muß durch eine derartige Offenheit einer Mutter ihrer noch so jungen Tochter gegenüber, besonders aber des siebenten, das ins Bereich des gespenstisch Übersinnlichen flattert. Unwillkürlich überkommt den kunstliebenden positiv Gläubigen da lebhaftes Bedauern über den Mangel fester Weltanschauung, die psychologisch-dichterische Abirrungen wie diese von vornherein ausschließen müßte.

Ein gleiches Gefühl regt sich bei Lesung des Walter Nettoschen Romans „Maria von Burgund in Brügge“ (München, Georg Müller, 8 ° 254 S., 4 M). Ich weiß nichts von dem Autor, als was Kürschner besagt: daß er jung ist und vor diesem nur ein Buch geschrieben hatte: „Die Augen der Angelina Pezza“ (das ich nicht kenne). Über das vorliegende lautet mein Urteil: Es hat alle Hauptzeichen berufener Künstlerschaft. Randvoll steckt es von harmonisierend-abtönender dichterischer Stimmung, von feinsten Beobachtungen, Einfällen und Bemerkungen, von glänzender Schilderung und lebendiger episodärer Darstellung — das alles unter dem Gesichtswinkel des philosophischen Menschen- und Kunstkenners — von zusammenfassender Kraft auf das gesteckte Hauptziel hin. Dessen Wahl aber ist verfehlt. Es hätte ein Buch sein können so recht zum genießenden, zugleich vielseitig anregenden Ausruhen — und nun legt man es zur Seite unter dem revoltierenden Eindruck: Laura Marholms abgegriffene Theorie ganz ins Künstlerische übersetzt! Schade darum. Schade um die oft unsäglich zarten Mittel zur Ausgestaltung einer Verkennungsidee, die auf Vernichtung des Besten im Weibe geht: des Seelischen! — Auf ähnlich abschüssiger Linie bewegt sich das in letzterer Zeit reklamehaft angepriesene Buch Alfred Georg Hartmanns: „Die Fahrt ins Himmelreich. Ein Künstlerroman aus Holland“ (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, 8 ° 207 S., 2,50 M). Nur daß es an ästhetischem Wert nicht halb-

wegs an das obengenannte heranreicht. Nur daß es ein Blender ist von überreichlicher „Süße“ und scheinbarer Naivität, bis dem Leser am gewissen Punkt die eigentliche Wesenheit todsicher aufgrellt. Nur daß bei allem künstlerischen Auffassungsvermögen und bei zahlreichen, feinen Einzelstimmungen viel unkünstlerischer Überschwang, viel Wortgepränge und Reflexionsphrase sich breit macht.

Letztere fehlt ganz dem Roman „Die letzten Brücken“ von Erich August Greeven (Berlin, Egon Fleischel u. Co., 8° 447 S., 6 M). Auf ihn komme ich hier nur deshalb zu sprechen, weil die Verlagsanzeige mit ihrem verblüffenden Hinweis auf „innere, stärkste und zarteste Geschehnisse, auf eine Fülle von Leben, dem Leben unserer Tage, unserer Zeit — der Zeit dicht vor dem großen Kriege!“ geeignet ist, auch den kundigen Argwöhnischen irre zu führen. Gewiß, ein stark Begabter, der auch auf seine moralisch jedenfalls außerordentlich vorbeitappende Weise Menschenanteilnahme zeigt, prägt sich und seine nivellierende Anschauungsart hier bis zur nackten Ausgesprochenheit aus. Wenn er nicht alles nach der Richtung des Sittengesetzes hin so unglaublich verkehrt anpackte, er könnte Dauerndes, anstatt solcher widerwärtiger Flüchtigkeitserscheinung, leisten. Wenn das von ihm Dargestellte wirklich unser „Leben“ vor dem Kriege war, dann — haben wir diesen verdient. Denn dann fehlte uns just das Beste zum Aufstieg und Aufschwung, dann rollten wir unrettbar dem Abgrund zu. Und doch zeigt unser widerstandsfähiges, sieghaftes Verharren und Vorschreiten im gewaltigen Weltbegebnis, daß es anders um uns stand und steht. Was uns aber stählte, war das noch immer lebende, wenn auch vielfach schlummernde und sogar versunkene Bewußtsein des allein und unbedingt Bleibenden über, um und in uns. Selbst Spötter und hartnäckige Verneiner haben sich inzwischen zu dieser Überzeugung durchgerungen, bekehrt: daß nur das wirklich Bestehende als Basis unserer ferneren nationalen und individuellen Entwicklung dienen darf, auf daß wir die uns vorbestimmte Kulturmission nach ihrer ganzen Höhe, Tiefe und Breite erfüllen können.

Und so gilt es vor allem, eine feste, aufs Göttliche, Ewige zielende Weltanschauung sich zu eigen zu machen. Ich weiß da ein Buch, das mir seit kurzem vorliegt und das ich für den obigen Zweck hinsichtlich breiter Gebildetenkreise für besonders geeignet halte, weil es so einfach-klar, so einleuchtend-überzeugend geschrieben ist, ein Buch, das die alte Wahrheit neu verlebendigt: Finde nur erst den Weg zu Gott, und du findest ihn auch zu Christus und zum Christentum. Ein wohl noch junger Gelehrter, zugleich ein Menschenfreund und Gotteskind, hat es verfaßt und benannt: „Philosophie und Weltanschauung. Skizzen zur Einführung in das Studium der Philosophie und zur philosophischen Orientierung für weitere Kreise“ von Dr. Heinrich Funke (Druck und Verlag der Bonifacius-Druckerei, Paderborn, 8° XV und 178 S., geb. 3 M). Ich könnte Satz auf Satz zur Bestätigung des Obenangeführten herausheben, aber ich lasse besser den logischen Zusammenhang unberührt und rate nur nachdrücklich zu möglichst weiter Verbreitung. Denn: „Wer muß Philosophie studieren?“ Nach des Verfassers — und nach meiner — Auffassung nicht nur der im Glauben wankend Gewordene, sondern überhaupt jeder Christ, dessen geistige Entwicklung ein tieferes Eindringen zunächst in die natürliche Wahrheit verlangt, um ihn vor den Irrtümern der modernen Kultur zu beschützen. „Es ist unverantwortlich für den gebildeten Christen, wahllos alle Formen des modernen Kulturlebens durch Lektüre, Theater, Wissenschaft usw. in sich aufzunehmen, ohne durch ernstes Studium der Wahrheit sich in den Stand zu setzen, das Gute vom Bösen, das Wahre vom Irrtum, das Gesunde vom Kranken, das wahrhaft Schöne vom Unschönen“ und, füge ich rücksichtlich unseres Themas hinzu, das Vorübergehende vom Bleibenden, das Vergängliche vom Bestehenden zu sondern.

Neue Bücher.

Meine letzten Weidmannsfreuden. Nachgelassene Jagderzählungen und Skizzen von Anton Freiherr von Perfall. Leipzig, Grethlein u. Co. 8° 227 S. Pr. geb. 4,50 M.

Der 1912 gestorbene Verfasser — nicht zu verwechseln mit seinem Bruder Karl Freiherr v. Perfall — gehörte zu jenen idealen Jagdpraktikern, in denen ebenso wie die Leidenschaft zum „friedlichen Kriege“ die zur Natur steckt, zum reichen Leben der großen Mutter, deren Herzschlag sie in dichterischen Wonnen lauschen. Insofern hat er wirklich als Poet nach dem Ausdruck des Vorwortes „Altäre der Schönheit und der Wahrheit“ aufrichten können, wie denn auch die Kritik seine Romane aus dem Jägerleben denen aus der Gesellschaft an Wert weit voranzustellen pflegt. Das oben aufgeführte Buch verdient über die Kreise der eigentlichen Jagdliebhaber zu dringen. Anton von Perfalls gemütstiefe, urfrische Art der Natur-

auffassung tritt hier in packender Unmittelbarkeit zutage. Freilich wird man sich mit einigen Äußerungen seiner Lebensanschauung, zumal gleich am Anfang des Buches, erst innerlich auseinandersetzen müssen, um sich dann ungestört dem Genusse der auch von ethischer Durchdringung zeugenden Darstellung hingeben zu können.

E. M. Hamann.

Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft. Eine Darstellung von Jakob Schaffner. Reich illustriert mit zahlreichen Tafeln und Karten. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung. 128 S. 8⁰. Pr. 2,25 M, geb. 3 M.

Die Entwicklungsgeschichte eines freien Volkes, umgeben von kriegführenden Mächten, zu schildern, hat Jakob Schaffner unternommen. Sein Werk, dem er selbst den schlichten Untertitel „eine Darstellung" gibt, ist das Werk eines wahren Geschichtsschreibers, der wie kein anderer die Vergangenheit dichterisch erfaßt und in seiner geistvollen und ungeschminkten Art darzustellen versteht. Der Historiker Martin Lang schreibt über Schaffners Buch, er habe es mit großem Vergnügen an der drastischen und kecken Darstellung gelesen, und fährt dann fort: „Man würde es Schaffner auch ohne seine Versicherung glauben, daß er sich streng an die Wahrheit hält: es ist alles so frisch miterlebt und angeschaut. Der Hauptwert solcher Geschichtsdarstellung scheint darin zu liegen, daß sie nicht für die Wissenschaft, sondern fürs Leben, kurz gesagt: für wißbegierige, lernbegierige, aber unbefangene Leser geschrieben ist, Leute, die gewohnt sind, Hand und Fuß zu regen, und die mit hellem Sinn in Welt und Leben schauen, weil ihr Blick nicht durch Wände voll Bücher beengt ist." Der reiche Bilderschmuck und besonders die schönen Vogelschaubilder wichtiger Schlachten erhöhen den Wert des Buches. Die Randnotizen erleichtern die Übersicht und das Nachschlagen.

Deutsche Wanderungen. Landschaft und Volkstum in Mitteleuropa. Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege zu Berlin. Jedes Heft mit farbigem Titelbild und zahlreichen Abbildungen und Karten steif geheftet 1,40 M. Verlag von George Westermann, Braunschweig und Berlin. Heft 9: Dresden und die Sächsische Schweiz Von Reinhold Braun. Mit 9 Ansichten und 2 Karten.

In dem vorliegenden Buch sind Dresden und die Sächsische Schweiz mit den frohen, hellen Augen eines rechten deutschen Wanderers geschaut, der zugleich ein Dichter ist. Geschichte, Volkskunde, Erdentstehung und die schöne Wirklichkeit gegenwärtiger Natur verwebt er zu Wanderbildern von großer Plastik und zugleich feiner Stimmung. In sechs Tageswanderungen, die ein behagliches und inniges Beschauen der Natur gewähren, durchstreift er mit uns das reizvolle Gebiet. Nach Brauns Buch zu wandern, heißt im besten Sinne deutsch wandern. Besonders in dieser kriegsdurchtobten Zeit, in der wir die Werte unserer heldenmütig umschirmten Heimat von neuem erkennen, ist das Werkchen eine freudig zu begrüßende Erscheinung.

Handbuch der Kunstwissenschaft. Herausgegeben von Dr. Fritz Burger in München in Verbindung mit den Univ.-Professoren Dr.Dr. Brinckmann (Karlsruhe), Curtius (Erlangen), Egger (Gratz), Hartmann (Straßburg), Herzfeld, Hildebrandt und Wulff (Berlin), Jantzen (Halle), Neuwirth (Wien), Pinder (Darmstadt), Singer (Dresden), Graf Vitzthum (Kiel), Wackernagel (Leipzig), Weese (Bern), Willich und Oberbibliothekar Leidinger (München). Mit etwa 4000 Abbildungen. Akademische Verlagsgesellschaft, Neubabelsberg. In Lieferungen zum Subskriptionspreise von 1,50 M. Lieferung 16: Graf Vitzthum, Die Malerei und Plastik des Mittelalters, Heft 1. Lieferung 17: Prof. Pinder, Die deutsche Plastik der Renaissance.

Die Aufgabe, dem Laien wie dem Fachmann ein moderner Führer durch die Kunst der alten wie auch der neuen Zeit zu sein, hat sich das Handbuch der Kunstwissenschaft gestellt und glänzend gelöst. Eine stattliche Reihe der bedeutendsten Kunstforscher unserer Zeit bürgt für das Gelingen dieses großartigen Unternehmens. Dem Werke sind mehr als 4000 Abbildungen beigegeben, die durch die vollkommenste Reproduktionstechnik die künstlerischen Werte voll in Erscheinung treten zu lassen und dem Leser das Studium am Objekte selbst so weit wie möglich zu ersetzen vermögen. Mit der Lieferung 16 beginnt ein Hauptteil des Werkes, die „Malerei und Plastik des Mittelalters", zu erscheinen. Die Kunst des Mittelalters, besonders die Malerei und Plastik, sind nicht nur dem allgemeinen, sondern auch dem wissenschaftlichen Verständnis bisher am allerwenigsten erschlossen gewesen. Der Verfasser ordnet mit großen Geschick das vorliegende, unübersehbare Material, beleuchtet die inneren Zusammenhänge und weiß mit feinem Sinn und in vollendeter Form die künstlerischen Leistungen in all ihren verschiedenartigen Wurzeln und Ausstrahlungen zu schildern. — Die deutsche Kunst der Renaissance und besonders die Plastik dieser Zeit birgt eine Fülle von Meisterwerken allerersten Ranges, die sich der italienischen Kunst an künstlerischer Größe unbedingt ebenbürtig zeigen. Es ist daher freudig zu begrüßen, wenn Prof. Dr. Pinder in Darmstadt in der Lieferung 17 die „deutsche Plastik der Renaissance" in großzügigen Umrissen zu behandeln beginnt. Allein 26 Abbildungen in Doppeltondruck zieren dieses Heft.



(Originalbeiträge.)

Aufgabe Nr. 72

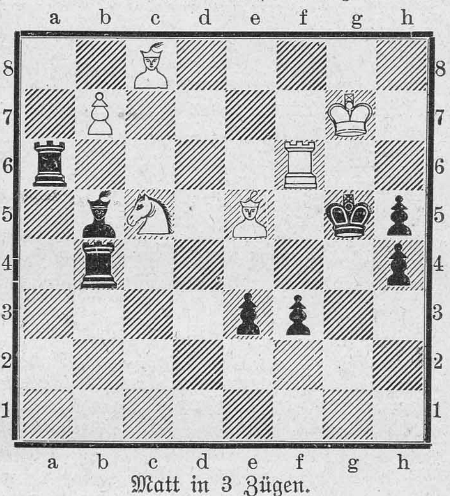
von Dr. Herm. von Gottschall, Görlitz.

Matt in 2 Zügen.

Weiß: Kh4, Da5, Sf2, Bd2, e4 und g5.
Schwarz: Kf4, Bb7, d3, d4, e6, e7, f3 und g6. [6 + 8 = 14 Stück.]

Aufgabe Nr. 73

von A. Kraemer, Büdingen.

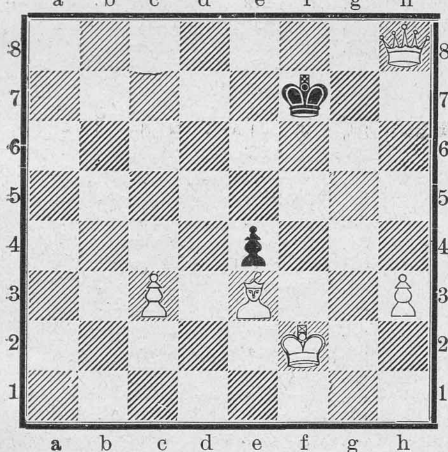


Matt in 3 Zügen.

Weiß: Kg7, Tf6, Lc8 und e5, Sc5, Bb7.
Schwarz: Kg5, Ta6 und b4, Lb5, Be3, f3, h4 und h5. [6 + 8 = 14 Stück.]

Aufgabe Nr. 74

von Pfarrer Bernh. Hülsen, Pechüle.



Matt in 4 Zügen.

Weiß: Kf2, Dh8, Le3, Bc3 und h3.
Schwarz: Kf7, Be4. [5 + 2 = 7 Stück.]

Lösung der Aufgabe Nr. 69

von Schindler. Matt in 2 Zügen.

Weiß: Ke7, Dh6, Sb8 und e5, Ba5, b3, c6 und h4.

Schwarz: Kb5, De2, Le8, Se1, Bb4, c2, e3, g2 und h5. [8 + 9 = 17 Stück.]

1. Dh6—g5, Kb5×a5; 2. Se5—c4#. 1...... De2—c4 oder g4; 2. Se5×c4 oder g4# usw. 1..... Le8 beliebig; 3. Se5 gibt Abzugsschachmatt.

Lösung der Aufgabe Nr. 70

von H. von Gottschall. Matt in 3 Zügen.

Weiß: Ke7, Da4, Ld5, Sf4.
Schwarz: Kc5, Bb7. [4 + 2 = 6 Stück.]

1. Ld5—a2, Kc5—b6; 2. Sf4—d5+, Kb6—c5; 3. Da4—c4#. 1...... b7—b5; 2. Da4—a7+, Kc5—b4 (Kc5—c6); 3. Sf4 bis d5# (La2—d5#).

Lösung der Aufgabe Nr. 71

von Kosch. Matt in 3 Zügen.

Weiß: Ka6, Dc2, Ta7, Sd7, Bc3, f2, f6 und g5.

Schwarz: Kd5, Bc4, f3, f7 und g6 [8 + 5 = 13 Stück.]

1. Ka6—b7, Kd5—e6; 2. Dc2—e4+, Ke6×d7 (oder Ke6—d6); 3. De4—e7# (oder 3. De4—c6#). 1...... Kd5—d6; 2. Dc2—e4, Kd6×d7; 3. De4—e7#. Ein zwar nicht schwieriges, aber fein stilisiertes Problem.

Partie Nr. 35.

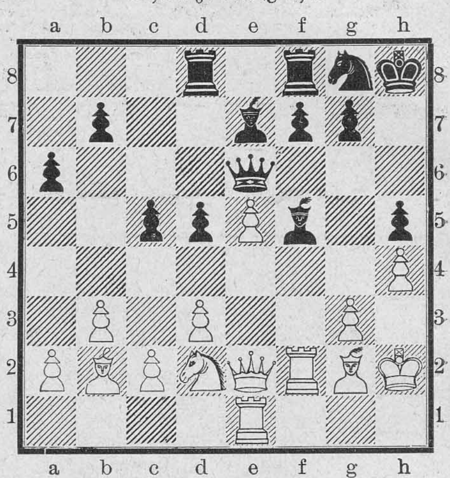
Gespielt im Mannheimer Meisterturnier am 27. Juli 1914.

Weiß: Dr. S. Tartakower, Wien.
Schwarz: Walter John, Breslau.

Unregelmäßige Eröffnung.

1. f2—f4 d7—d5
2. e2—e3 c7—c5
3. Sg1—f3 a7—a6
4. b2—b3 Sb8—c6
5. Lc1—b2 Sg8—f6
6. g2—g3 Lc8—f5. Schwarz verteidigt sich gegen Tartakowers Leiteröffnung aufs sorgfältigste. Lf1—b5 ist vereitelt, Lf1—d3, oft sehr stark, wäre diesmal schlecht; so entschließt sich Weiß zum Doppelfianchetto. Konsequenterweise besetzt nun Schwarz selber die Diagonale.
7. d2—d3 Dd8—d7
8. h2—h3 h7—h6
9. Lf1—g2 e7—e6
10. 0—0 Lf5—h7
11. Sb1—d2 Lf8—e7
12. Dd1—e2 0—0
13. e3—e4 Kg8—h8
14. Sf3—e5 Sc6×e5
15. f4×e5 Sf6—g8
16. e4×d5 e6×d5
17. Ta1—e1 Dd7—e6. Sonst könnte 18. Tf1×f7 erfolgen.
18. Kg1—h2 Ta8—d8
19. h3—h4. „Durch nichts kann man sein Spiel so ruinieren, wie durch einen Bauernzug.“ Wie dieser Ausspruch von Dr. Tarrasch ist diese Partie eine lehrreiche Demonstration. Schwarz kommt nun aus seiner etwas beengten, wenn auch festen Stellung heraus, reißt die Leitung der Partie an sich und wirft den Gegner vollständig zurück.
19. .... Lh7—f5
20. Tf1—f2 h6—h5! Ein wunderbarer, feiner Zug. Jeder Kaffeespieler würde sich nun mit Inbrunst auf den Bauern stürzen. Ein Bäuerlein mit Schach schlagen, welch Hochgenuß! Und doch wäre es ein grober Fehler, da nach Sg8—h6 die Qualität rettungslos verloren ginge. (Siehe Diagramm.)

Stellung nach dem 20. Zuge von Schwarz.
Schwarz: W. John.



Weiß: Dr. Tartakower.

21. Lg2—f3 Sg8—h6
22. Sd2—f1. Wieder wäre 22. Lf3×h5 schlecht wegen 22. ..... Lf5—g4.
22. .... Sh6—g4+
23. Lf3×g4 Lf5×g4
24. De2—d2 d5—d4. Der weiße Läufer und Springer sind tot. Meister John (nebenbei auch Apotheker) mischt nun ein Tränklein, genannt „gediegenstes Positionsspiel“, durch welches der Gegner langsam, aber um so sicherer in ewigen Schlaf versinkt.
25. Te1—e4 Td8—d5
26. Dd2—f4 Le7—d8
27. c2—c3 d4×c3
28. Lb2×c3 Td5×d3
29. Lc3—b2 De6—g6. Um den Rückzug dem Läufer frei zu machen.
30. Te4—e3 Td3—d1
31. Sf1—d2 Ld8—e7
32. Sd2—e4 Lg4—e6
33. Tf2—f1 Td1—d5
34. Te3—e2 Kh8—g8
35. Se4—d6 b7—b5
36. Te2—d2 Td5×d2
37. Df4×d2 Dg6—g4
38. Dd2—g2 Tf8—d8
39. Tf1—f4 Dg4—d1
40. Sd6—f5 Le7—f8
41. Sf5—e3 Dd1—e1
42. Se3—f1 De1—b1
43. Lb2—c3 Td8—d3
44. Lc3—a5 c5—c4
45. b3×c4 Le6×c4
46. Sf1—d2 Db1×a2
47. Sd2×c4 Da2×g2+
48. Kh2×g2 b5×c4
49. Tf4×c4 Td3—d5
50. La5—c3 Td5—c5
51. Tc4×c5 Lf8×c5

52. Kg2—f3 Kg8—f8
53. Kf3—e4 Kf8—e7
54. e5—e6 Ke7×e6
55. Lc3×g7 Lc5—d6
56. Ke4—f3. Auch 56. g3—g4, h5×g4; 57. h4—h5, f7—f5+ verliert schnell.
56. .... f7—f5
57. Lg7—c3 Ld6—c7
58. Lc3—e1 a6—a5.

Weiß gibt auf. „Ja, uns' Meister John is 'n bannige Schachkanon'."

Anmerkungen von Paul Krüger in den „Deutschen Schachblättern".

Bearbeitet von Julius Steinitz.

Handschriftdeutungen.

Zur Ermöglichung eines Urteils sind mindestens 20 Zeilen der unverfälschten Handschrift, am besten Teile von unbeeinflußt geschriebenen Briefen erwünscht. Das Honorar beträgt 1 Mark nebst Porto und ist mit der Schriftprobe einzusenden an die Redaktion der „Bergstadt", Breslau 16. Nichtabonnenten haben 3 Mk. Honorar zu zahlen.

Leo. Sie sind glühend leidenschaftlich und ehrgeizig, sehr lebhaft im Wesen und von Ihrer Vortrefflichkeit überzeugt. In Ihren Handlungen sind Sie sanguinisch und flüchtig, impulsiv und voreilig. Infolgedessen kommt es nicht zur Abklärung Ihrer Wünsche und Gedanken. Sie widersprechen sich oft und sind von mimosenhafter Reizbarkeit, die aber zur scharfen Abwehr gerüstet ist. Ihre Schriftzüge greifen sehr ineinander und es bleibt kein Raum zwischen Worten und Zeilen. Die Hakenendungen deuten auch auf starken Egoismus. Sie lieben sich auf Kosten Ihrer Mitmenschen, sind wenig freigebig, vielmehr sparsam, sogar sich selbst gegenüber. Trotzdem haben Sie keinen Sinn für Einteilung, und Sie verstehen überhaupt nicht recht, sich das Leben zu ruhig harmonischem Genuß zu gestalten. Zwar können Sie auch einmal heiter, übermütig und humoristisch sein, jedoch hat Ihre Fröhlichkeit dann etwas Lärmendes an sich. Es mangelt Ihnen auch oft an Mäßigung und Selbstbeherrschung.

E. E.

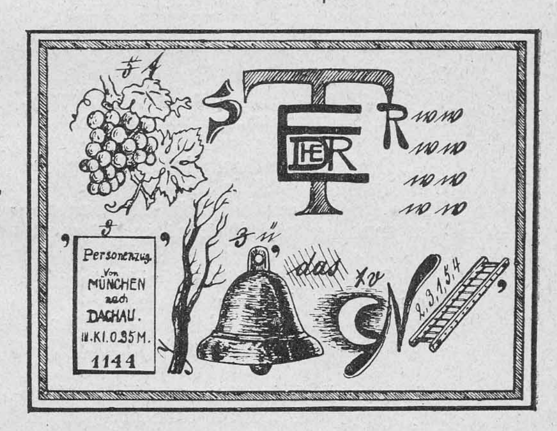
Rätsel und Aufgaben.

Charade.

Dunkle 2, 4 schatten am Gemäuer.
Silber 1, 2 webt des Mondes Licht.
Zaubert mich in eine Welt des Friedens,
Zeiget ihre Härten nicht.
Nur von ferne ziehn durch meine Träume
Einer altersmüden kopflos 1, 2
Leise, halbverlor'ne Liederklänge. —
Plötzlich horch! Welch geller Schrei
Schreckt mich auf aus dieser Wunderstille?
War's 3, 4, Uhu, ganzes Wort?
Nicht jede 3, 4 muß das Ganze sein,
Doch diese war's — ich sah's am Auge,
Hört's am Ton. — Schwerfällig flog sie fort! —

E. Kr.

Bilderrätsel.



Rösselsprung.

	für	Sa-	kei-	ge-	men	Saat	
men	du	sät	die	nur	men	nen	und
still	E-	die	dich	Sa-	heit	in	de
lich	zu	denkst	wig-	die	de-	er-	Weis-
be-	der	Fur-	Lenz	von	keit	Hoff-	gol-
streu	fröh-	Zeit	ver-	sie-	den	der	war-
du	che	Er-	der	im	nung	blüht	voll
	en	traust	der	de	he	test	

Rätsel.

In den Händen der Hausfrau, blank und schwer,
Töne ich lustig mit hellem Klang —
Doch schrecklich wirk' ich im feindlichen Heer
Bei dumpfem, schaurigem Grabgesang.

E. N.

Lauträtsel.

1. Der erste schnurrt in schrillen Tönen
Und klingt im Ohr uns lange nach
Und ist dabei, wenn Kranke stöhnen
Und 's Herze tut den letzten Schlag.

2. Im Schmerze hörst du auch den zweiten,
Besonders, wenn er lange währt,
Und wenn der Wind in Sturmeszeiten
So mächtig durch die Lärchen fährt.

3. Der dritte war zu allen Zeiten
Die Krone einer edlen Tat
Und wird auch dich zum Ziel geleiten,
Und steht dir bei mit gutem Rat.

4. Dem vierten horch in Lustgesängen
Und sing' ihn selbst in Liedern aus
Und reiß' dich aus der Trübsals Fängen —
Was mancher sucht in Saus und Braus.

5. Den fünften will ich nicht verraten;
Du magst ihn suchen ohne Rast.
Denn erst die Arbeit gibt dem Spaten
Wie auch dem Geiste rechten Glast.

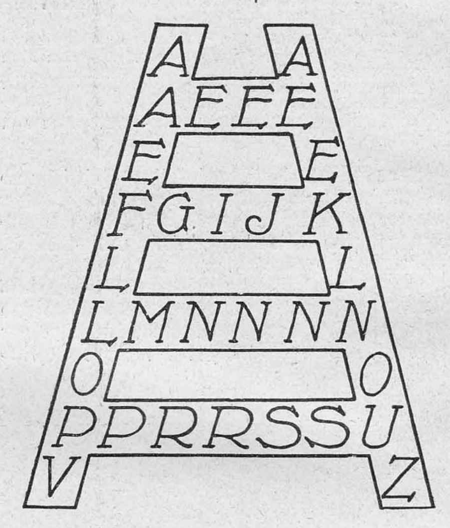
6. Nun ist dein Raten gleich zu Ende.
Du sprichst mit Lachen dort am Ziel,
Zufrieden reibend dir die Hände:
„In diesem Rätsel lag nicht viel."

P. J. Braun.

Rätsel.

Wohl dem Städter, dem das, was ich meine,
die Wohnung verschönert;
Ein Laut vertauscht, und es wird zum vielgenannten Gebirge.

Geographisches Leiterrätsel.



Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die linke Längsseite eine Stadt in Palästina nennt, die rechte ein europäisches Volk und die vier Sprossen von oben nach unten 1. böhmische Stadt, 2. amerikanisches Reich, 3. türkisch-asiatische Stadt, 4. geographische Bezeichnung für vom Hauptland abgeschlossenen Landesteil.

Fr. Gr.

Lösungen der Rätsel und Aufgaben in Heft 11.

Entzifferungsaufgabe

Die Figur weist fünf Dolden mit je fünf Blütenstielen auf, deren jeder drei Blüten mit Buchstaben trägt. Beginnt man mit dem in der oberen Dolde links zuerst gelegenen Stiel, also mit D E R, und liest der Reihe nach, immer rechts herum, die Buchstaben der andern ersten, sodann die der zweiten, dritten, vierten und fünften Stiele, nach jeder Runde bei der oberen Dolde wieder angefangen, ab, so erhält man:

„Der Sommer gibt Korn,
Der Herbst leert sein Horn;
Der Winter verzehrt,
Was die beiden beschеert."

Silbenrätsel.

Papagei. Europa. Togo. Erdbeere. Ragusa. Renate. Odessa. Säge. Emden. Ganges. Gorilla. Eberhard. Rumänien. Peter Rosegger.

Versteckrätsel.

Muskateller.
Mus — Skat — Kate — Teller — Tell — Elle.

Rätsel.

Die Taube.



